Die Grenzboten

Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

55. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1896

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1896. Zweites Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege. Unterrichtswesen

Litteratur

Verschiednes

Erzählungen

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Besprochne Bücher



Zur Assessorenfrage in Preußen

Der von der preußischen Regierung dem Landtage vorgelegte Gesetzentwurf, betreffend die Regelung der Richtergehalte und die Ernennung der Gerichtsassessoren, hat in seinem zweiten Teile, der Assessorenfrage, zwar sehr lebhafte Debatten hervorgerufen, ist aber bis jetzt von keiner Seite mit der nötigen Gründlichkeit behandelt worden. Weder in der Regierung — in den Motiven und in den mündlichen Ausführungen des Justizministers im Abgeordnetenhause — noch von den Gegnern ist das geschehen. Wer die heutige Zuspitzung der auf materielle Interessen gerichteten Klassenkämpfe und die verhängnisvoll zunehmende Übermacht der egoistisch-materialistischen Anschauungen in allen Verhältnissen gebührend würdigt, sollte sich nicht der Erkenntnis verschließen, daß es jetzt mehr als je die wichtigste Aufgabe der Staatsgewalt ist, dem Beamtenstande die Unabhängigkeit von jenen Interessen und Anschauungen zu erhalten oder wieder zu verschaffen. Mehr als je muß die unter dem Staatsoberhaupt im Beamtentum personifizirte Staatsgewalt das feste Bollwerk sein, an dem sich die Wogen der Interessenwirtschaft und des Interessenkampfes brechen. Dabei steht der Richterstand und das höhere, in der Hauptsache aus juristisch geschulten Leuten sich ergänzende Verwaltungsbeamtentum in erster Linie.

Das Recht, die Kandidaten für das Richteramt nach beendetem Vorbereitungsdienst anzunehmen oder abzulehnen, stand schon bisher der Justizverwaltung zu, wenn auch Ablehnungen gewöhnlich so selten vorkamen, daß im allgemeinen der junge Jurist, der die Staatsprüfung bestanden hatte, mit Sicherheit darauf rechnete, in der Reihe zum Richteramte zu gelangen, wenn er nicht vorher zur Rechtsanwaltschaft überging oder von der Verwaltung übernommen wurde, oder etwa infolge grober Verstöße gegen Gesetz und gute Sitte schon vom Justizvorbereitungsdienst ausgeschlossen werden mußte. An

dem Ernennungsrecht der Justizverwaltung an sich will nun auch der neue Gesetzentwurf nichts ändern. Er will nur die Ausübung dieses Rechts in eine bestimmte Form bringen, allerdings in der nicht zu bestreitenden Voraussicht, daß in Zukunft die Annahme der Rechtskandidaten zum Richteramt nicht mehr in dem Maße wie bisher die Regel bilden wird, sondern von vornherein die geeigneten Personen ausgewählt und die ungeeigneten abgelehnt werden sollen. Nimmt man an, daß das Ernennungsrecht der Staatsgewalt überhaupt unhaltbar sei, so scheinen nur zwei Auswege übrig zu bleiben: die Wahl oder die Einräumung eines erzwingbaren Rechts für jeden, der das Staatsexamen bestanden hat, auf Anstellung als Richter, wobei natürlich eine Berücksichtigung andrer Eigenschaften, als der bestimmt als Gegenstand des Examens vorzuschreibenden Kenntnisse, durch die Prüfungsbehörde ganz ausgeschlossen sein müßte. Aber die Zubilligung eines solchen Rechts auf das Amt, im Namen des Königs Recht zu sprechen, für jeden, der die Mittel aufzubringen vermag, Jura zu studiren, scheint doch wohl jetzt und für die nächste Zukunft unter preußischen und deutschen Verhältnissen ausgeschlossen. Aber ebenso wenig ist die Wahl ein brauchbarer Ausweg. Sollen die Richter durch Volkswahlen bestellt werden, d. h. durch wechselnde, mehr und mehr von materiellen Sonderinteressen bestimmte Mehrheiten? Oder sollen es Standeswahlen sein, wie im Offizierstande? Würde nicht dadurch eine ungesunde Klassen- und Kastenwirtschaft viel mehr gefördert als beseitigt werden? Es muß in der That heute nicht im Namen einer Mehrheit, sondern im Namen des Königs Recht gesprochen werden; nicht gewählte Richter, sondern vom König ernannte Richter geben heute die Gewähr für Unabhängigkeit von dem Interessenkampf und von den Klassengegensätzen.

Der neue Gesetzentwurf giebt keine Veranlassung, anzunehmen, daß der König von Preußen und die preußische Justizverwaltung die Unabhängigkeit des Richters nicht als Zweck vor Augen hätten, aber man muß es allerdings bedauern, daß es die Justizverwaltung bis jetzt nicht für nötig gehalten hat, das Vertrauen zu diesem Zweck durch geeignete Erklärungen vor Zweifeln zu schützen, obgleich der Versuch, solche Zweifel im Volke wachzurufen, doch von vornherein erwartet werden mußte. Die Justizverwaltung hat entschieden die Sache zu leicht genommen und ihrer guten Absicht damit keinen guten Dienst geleistet. Von den Versuchen, Zweifel an der redlichen Absicht der Regierung zu erregen, scheint der in Nr. 25 des fünften Jahrgangs der Sozialen Praxis veröffentlichte Artikel: „Die preußische Richtersperre“ besonders beachtenswert. Ohne das Ernennungsrecht der Justizverwaltung für jetzt oder für die Zukunft geradezu zu bekämpfen, beklagt der Artikel, daß in Zukunft „die alleinige persönliche Auswahl des Justizministers maßgebend“ sein solle, obgleich doch „schon der heutige Richterstand“ in der Hauptsache „nur ein Ausschuß der Besitzenden“ sei und an der gegenwärtig

bestehenden Justizverfassung „der zahlreichste Stand des Volkes keinen Anteil" habe. Der letzte Rest freien Zutritts zu Staatsämtern solle verschwinden, während gerade „eine freie Rekrutirung des Richter- und Beamtenstandes auch aus Arbeiterkreisen erforderlich" sei. Wenn statt dessen sogar eine noch engere Absperrung erfolge, könne die Folge nur die sein, „daß jene Abhängigkeit von einer alles beherrschenden Gesellschaftsklasse als das geradezu Natürliche erscheine, während die Abhängigkeit von Volksströmungen, die außerhalb der guten Gesellschaft stehend gedacht werden, als fremdartig und störend empfunden" werde. Es sei „das Ideal der salonfähigen Menschen, das dem Urheber des Gesetzentwurfs als Ideal des Richters vorschwebe," während doch der „offenherzige Plebejer" — als Beispiel eines solchen wird der bekannte Kommentator des preußischen Landrechts, Chr. Fr. Koch, ins Treffen geführt — sittlich immer höher stehe als der „Parvenü, der sich seines Ursprungs schäme und, um ihn vergessen zu machen, seinen Redewendungen wie seinem Haupthaar die gleich sorgfältige Toilette angedeihen läßt." So sicher diese Ausführungen ihre Wirkung im sozialdemokratischen Sinne nicht verfehlen werden, kann doch für den, der die eigentümlichen Rekrutirungsverhältnisse des preußischen Richterstandes kennt, kaum etwas geschrieben werden, das von der Wahrheit weiter entfernt wäre. Wahrhaftig nicht darum handelt es sich in Preußen, die sogenannten pauperes im Sinne der alten Universitätsgeschichte, die Söhne von Bauern, Dorfschullehrern, Handwerkern und Arbeitern, im Interesse der solventes von der Richterlaufbahn fernzuhalten. Der Zudrang kommt aus sehr solventen Kreisen, aus dem massenhaft angewachsenen, namentlich jüdischen Parvenütum. Das wird von gebildeten, unbefangen urteilenden Juden in Berlin, Juristen wie Kaufleuten, eingesehen und zugegeben, wenn auch die taktlosen Ausschreitungen des Antisemitismus diesen Leuten mehr, als für die Allgemeinheit gut ist, eine offne Aussprache erschweren. Der Kritiker der Sozialen Praxis hat das augenscheinlich gar nicht gewußt; allerdings hat auch der Justizminister nicht darüber gesprochen. Hoffentlich wird es, wenn auch die Judenfrage besser ganz aus dem Spiele gelassen werden mag, doch bei den weitern Verhandlungen an den nötigen Erklärungen der Regierung darüber nicht fehlen, daß der Ausschluß der pauperes der Tendenz des Königs von Preußen nicht entspreche und nie entsprechen werde. Die Regierung hat zu berücksichtigen, daß auch von der dem Kritiker der Sozialen Praxis gerade entgegengesetzten Seite in den letzten Jahren alles geschehen ist, um die Achtung vor dem preußischen Juristenstande, den Richtern wie den Verwaltungsbeamten, zu erschüttern. Wenn man die Beschwerden und Wünsche der Herren von der Großindustrie und vom Großgrundbesitz hört, so ist der preußische Beamtenstand zu einem Ausbund von Unfähigkeit und Verkehrtheit geworden, und dadurch ist es der Sozialdemokratie leicht gemacht, die geplanten Reformen als eine Erfüllung der Wünsche jener „besitzenden" Kritiker darzustellen. Nicht die Kritik, die

an den Fall Brausewetter mit Vorliebe anknüpft, braucht den Justizminister zu einem Eingehen auf die Frage zu veranlassen, ob das Vertrauen zu dem preußischen Richterstande abgenommen hat, wohl aber wäre eine Zurückweisung der in den einflußreichsten besitzenden Kreisen sich breitmachenden Nichtachtung der juristischen Bildung und der juristischen Pflichterfüllung am Platze und unzweifelhaft von guter Wirkung gewesen. Es ist nicht zu vergessen, daß die einseitig genährte Vorliebe für die sogenannte Selbstverwaltung bei den besitzenden Klassen nicht minder wie bei den sozialdemokratisch verbildeten Arbeitern doch eigentlich nichts andres bedeutet, als das Verlangen, nicht nur die eignen Angelegenheiten selbst, sondern die der Gesamtheit im eignen Sonderinteresse verwalten zu können, und daß nach der bisher allmächtig gewesenen staats- und sozialwissenschaftlichen Doktrin der Erfolg bei diesem Verlangen allerdings wie etwas ganz natürliches den Besitzenden zufallen zu müssen scheint. Diesen, leider noch von Gneist in gewissem Sinne genährten Anschauungen ein Ende zu machen und das Vertrauen zur Unabhängigkeit des Staatsbeamtentums gegenüber den Einflüssen des Besitzes im Volke wieder herzustellen, das ist die dringendste, aber auch die lohnendste Aufgabe, die die Gegenwart der Staatsgewalt und ganz besonders dem König von Preußen stellt.

Bedauern muß man auch, daß sich der Justizminister für verpflichtet gehalten hat, das Vorhandensein, ja die Möglichkeit des sogenannten „Strebertums" im preußischen Juristenstande so vollständig zu bestreiten. Es ist in der That ernstlich darauf Bedacht zu nehmen, namentlich wenn das Ablehnungsrecht ausgiebiger angewendet wird, daß die Augendienerei gegenüber der Person des Vorgesetzten bei den im Vorbereitungsdienst beschäftigten jungen Juristen nicht einen verderblichen Einfluß gewinne. Es ist immer eine große Gefahr damit verbunden, wenn, wie dies z. B. bei einigen plötzlich zu gewaltigem Umfang angewachsenen neuen Reichsbehörden der Fall zu sein scheint, den Beamten erst nach jahrelanger Verwendung durch die Auswahl der vorgesetzten Behörde bekannt wird, wer zum Aufrücken auf die höhere Stufe für befähigt gehalten wird. Angstmeierei, schlechte Kollegialität, die bedauerlichste Subalternengesinnung reißt dann nur zu leicht ein, je mehr, je länger die Ungewißheit dauert. Es müßten Engel sein, die mit der Zeit dabei nicht mürbe, nicht Augendiener und rücksichtslose Streber würden. Der bekannte Kampf der technischen Hilfsarbeiter im kaiserlichen Patentamt entspringt dem gesunden Gefühl dieser bis jetzt noch nicht ganz subalternisirten, noch nicht ganz der aus der gemeinsamen Hochschulbildung herstammenden Kameradschaftlichkeit beraubten Beamtenklasse, daß sich ihre einzelnen Angehörigen bei den bestehenden Einrichtungen mit der Zeit zum Strebertum und zur Augendienerei werden bekehren müssen. Schwer ist es gewiß, Abhilfe zu schaffen, dennoch sollten sich die verantwortlichen Spitzen gegen die zu Tage liegende Gefahr arger Korruption

nicht blind stellen. Die Charaktererziehung des jüngern Beamtentums ist heute eine so heilige Pflicht der leitenden Persönlichkeiten, daß sie sich durch keinen büreaukratischen Schematismus, auch nicht durch das bequeme Rezept möglichster Unnahbarkeit abhalten lassen sollten, sich ihrer Erfüllung ganz unmittelbar und unausgesetzt zu widmen.

Auch wird man sich nicht verhehlen dürfen, daß in dem heutigen jungen Juristenstande die Gefahr des Strebertums durch einen Umstand verschärft wird, der, so oft auch schon darüber geklagt worden ist, bei der beabsichtigten Reform des preußischen Assessorentums durchaus nicht unberührt bleiben sollte. Es ist das die Faulheit auf der Universität. Schwierig ist auch hier eine durchgreifende Abhilfe gewiß, aber für unmöglich sollte sie weder von der Justizverwaltung noch von den juristischen Fakultäten angesehen werden. Vor dreißig Jahren waren die Juristen auch nicht fleißig, aber damals waren die Herren Kommilitonen, die nur der Repetitorenpresse die eingepaukte Vorbildung für das erste Examen dankten, doch immer noch Ausnahmen. Heute ist die Einpaukerei in erschreckendem Maße zur Regel geworden, und wer Gelegenheit hat, die Angst und Not der jungen Herren, die jeder Geistesarbeit entwöhnt sind, vor dem Examen zu beobachten, der muß sich sagen, daß sie im zweiten Semester viel befähigter wären, mit Hilfe des Einpaukers sich für die Prüfung vorzubereiten, als im siebenten. Und gilt denn nicht auch für die spätern Juristen das Sprichwort: „Müßiggang ist aller Laster Anfang"? Insofern leider gilt es ganz gewiß, als durch die klägliche Öde ihrer akademischen Bildung die jungen Herren am Ende ihrer Universitätszeit trotz aller „Schmisse" des gepriesenen akademischen Selbstvertrauens meist urplötzlich verlustig gehen und nur zu leicht alles Heil von der Empfehlung der „Kouleur" und von den „A. H. A. H." erwarten, die hie und da in hoher Stellung sind und auf deren Bedeutung vielleicht schon bei der Wahl der Kouleur „geziemend" Rücksicht genommen wurde. Die Studenten der Rechte, und gerade die nichtjüdischen, müssen wieder fleißig arbeiten lernen, das ist eine der unerläßlichsten Bürgschaften, die vom preußischen Justizminister angesichts der Neuregelung der Assessorenfrage zu verlangen sind. Die Staatswissenschaften geben Stoff zum Studium genug, und je wichtiger die soziale Wirksamkeit der Beamten wird, um so mehr muß auf eine gründliche wissenschaftliche Bildung auf diesem Gebiete gehalten werden — trotz Herrn von Stumm und seiner Leute. Diese Bildung fehlt, wie es bei der zur Regel gewordnen Faulheit auf den Universitäten auch nicht anders sein kann, den preußischen Richtern, zumal denen, die draußen in der Provinz ganz besonders zu sozialen Beobachtungen und Einwirkungen berufen sind, jetzt so gut wie ganz und, was fast noch mehr zu beklagen ist, erst recht den Gemeindebeamten, die aus dem juristischen Vorbereitungsdienst hervorgehen, den Bürgermeistern in den mittlern und kleinern Städten. Sieht man, welchen Reichtum an wertvollen Arbeits-

kräften auf dem sozialen Gebiete der preußische Staat so vollständig brach liegen läßt, dann kann man sich eines unwilligen Bedauerns zwar nicht erwehren, aber andrerseits wird man dadurch doch auch in der tröstlichen Überzeugung bestärkt, daß der Staat zur Überwindung der sozialen Gefahren noch ganz gewaltige Hilfskräfte in Reserve hat, die eben nur rechtzeitig mobil gemacht zu werden brauchen.

Man kann neuerdings in Preußen vielfach in tadelndem Sinne die Bemerkung hören, daß die Rücksicht auf den persönlichen Einblick und auf das persönliche Eingreifen des Königs in die einzelnen Fragen immer ausschlaggebender werde. Es liegt darin leider nur zu viel wahres. Wird die Notwendigkeit von Reformen im Beamtentum dadurch nur um so mehr erwiesen, so wird man andrerseits daraus den Schluß zu ziehen haben, daß zur Erziehung eines den Anforderungen der Zukunft gewachsenen, von der Mißwirtschaft und den Klassengegensätzen unabhängigen Beamtentums, wie die Sachen nun einmal liegen, der König von Preußen selbst das Beste thun muß. Dieser Wahrheit können wir uns auch in der Assessorenfrage nicht verschließen.

Der Zwischenhandel

Von Kuno Hegart

Unter dem Titel „Kaufmann oder Schmarotzer?“ ist vor kurzem eine Broschüre erschienen (Neubrandenburg, Otto Rahmmacher, 1896), die der Verfasser M. Uhlenhorst eine Anklageschrift gegen den Handelsstand unsrer Zeit nennt. Er sieht das Charakteristische in dem Handel mit gebrauchsfertiger, sogenannter konfektionirter Ware in der ungeheuern Konkurrenz und der dadurch verursachten Arbeits-, Zeit- und Geldverschwendung.

Wer aber die Abhilfe der vom Verfasser gerügten Mängel wünscht, wird sich zuerst über die Ursachen der heutigen Zustände Klarheit verschaffen müssen, und dazu wollen die folgenden Auseinandersetzungen beitragen.

Ich führe zunächst zwei Beispiele an, die Uhlenhorst giebt, und zwar im wesentlichen mit seinen eignen Worten, weil ich dadurch der Schilderung der bestehenden Zustände überhoben werde:

Die kleine Stadt Wohlburg hatte Anfang der achtziger Jahre 4000 Einwohner, also etwa 1000 Familien, die ihren Lebensunterhalt aus den verschiedensten Berufen zogen. Unter andern gab es zwei Kaufleute, die mit

Material- und Kolonialwaren, und zwei, die mit Manufakturwaren handelten. Der Bedarf dieser 1000 Familien an Kolonialwaren, also an Lebensmitteln, belief sich auf 600 Mark täglich, worein sich die beiden Kaufleute teilten. Jeder Kaufmann hatte also am Tage eine Einnahme von 300 Mark, d. h. er und sein Haus hatten Tag für Tag die Arbeit der Warenverteilung zu verrichten bis zum Gesamtwert von 300 Mark. Dabei hatte jeder sein gutes Einkommen, wenn er durchschnittlich 7 bis 8 Prozent Gewinn nahm. Es blieben also jedem am Tage 21 bis 24 Mark übrig, wovon er die Kosten der Geschäftsführung und seines Haushalts gut, sogar reichlich bestreiten konnte.

Aber bald änderte sich die Lage in Wohlburg: im Jahre 1885 kamen noch zwei Kaufleute, im Jahre 1888 wieder zwei dazu, und heute sind es zehn Kaufleute, die ihre hohe Lebensaufgabe darin erblicken, den 4000 Einwohnern oder vielmehr 4001 — denn die Stadt Wohlburg hat sich inzwischen um einen Kopf vermehrt! — den Bedarf an Lebensmitteln, nämlich immer noch 600 Mark täglich, auszuteilen. Es fällt natürlich den Wohlburger Bürgern nicht ein, den Kaufleuten zuliebe auf einmal mehr Heringe zu essen, mehr Kaffee zu trinken oder die Petroleumlampen Tag und Nacht zu brennen. Jeder einzelne Kaufmann hat also jetzt den zehnten Teil des Wohlburger Bedarfs zu decken. Wo früher mit einem Kommis und einem Lehrling für 300 Mark Waren ausgeteilt wurden, da klappern jetzt abends nur 60 Mark in der Kasse. Dieselbe Arbeit also, die von denselben Personen früher in aller Gemütlichkeit an einem Tage gethan wurde, wird jetzt erst in fünf Tagen erledigt. Wer bezahlt nun die Zeit, die, da an zwei Stellen nur wirkliche Arbeit zu verrichten sein würde, an acht Stellen vergeudet wird? Nun, wer weiter als der Konsument! Während die beiden ersten Kaufleute bei ihrer täglichen Arbeitsleistung eine Einnahme von 300 Mark und bei einem Gewinn von 7 bis 8 Prozent einen Gewinn von 21 bis 24 Mark hatten, müssen heute alle zehn Kaufleute bei den Einnahmen von 60 Mark 35 bis 40 Prozent Gewinn haben, wenn sie nicht alle zehn zu Grunde gehen wollen. Und da sie nicht zu Grunde gehen, so nehmen sie eben 35 bis 40 Prozent; der Konsument muß es zahlen.

Der Verfasser ist also der Meinung, die Konkurrenz mache die Waren teuer.

Weiterhin erzählt er noch, daß auch die Reisenden wegen dieser Konkurrenz Zeit verschwenden müßten, da sie, um diese Warenmengen abzusetzen, zehn statt zwei Kaufleute zu besuchen hätten. Auch die Zersplitterung auf dem Transport vom Grossisten zum Detaillisten verteure die Waren.

Um dann ein Beispiel aus einer großen Stadt zu geben, wählt Uhlenhorst den Steindamm in St. Georg zu Hamburg, eine Vorstadtstraße von etwa 1200 Metern Länge. Dort findet man unter anderm 26 Läden für Wäsche, 22 Läden für Luxus-, Papier- und Galanteriewaren, 20 Läden für Damengarderobe und Hüte, 12 Läden für Herrenkleider, 14 Läden für Haus- und

Küchengeräte. Uhlenhorst geht auf die Wäschehändler näher ein und kommt zu dem Schluß, daß die Arbeit, die von ihnen mit 326000 Mark Kosten geleistet wird, für 30000 Mark Kosten zu leisten wäre. Die Zersplitterung erhöhe außerdem die Kosten für Reinigung und Reklame; der Bedarf des Einzelnen werde so klein, daß er auf die zweite oder dritte Hand angewiesen sei, wodurch ein Heer von Zwischenhändlern samt ihren Reisenden mit ernährt werden müsse. Der Preis der Produkte aber werde doppelt so hoch als ihre Herstellungskosten. Weiter erzählt der Verfasser noch, daß eine Fünfpfennigcigarre dem Zwischenhändler 24 Mark das Tausend koste (5 Prozent gingen bei Barzahlung noch ab). Dazu schreibt er: In Deutschland werden 6 Millionen Kisten solcher Cigarren fabrizirt. Der Raucher zahlt also 300 Millionen Mark. Davon empfangen Tabakbauer, Fabrikant, alle Arbeiter, die verschiednen Transporteure, die Verfertiger der Emballage usw. 144 Millionen Mark, der Detaillist 156 Millionen.

Dies sind die Beispiele, die Uhlenhorst giebt, und sie sind typisch für die Bilder, die sich oberflächliche Zuschauer von den Folgen einer in ihren Ursachen nicht begriffnen Erscheinung machen.

Die Wahrheit ist, daß der Handel niemals seine volkswirtschaftlichen Aufgaben besser erfüllt hat als heute, und daß gerade die für des Lebens Notdurft wichtigsten Gebrauchsgüter im Verkehr niemals weniger verteuert worden sind als in unsern Tagen. Zu dieser Überzeugung kommen wir, wenn wir uns die Folgen der Entwicklung klar machen, zu der die unmittelbar Beteiligten allerdings stets von ihrem Egoismus und ihrem Selbsterhaltungstrieb gedrängt worden sind.

An einem einzelnen Artikel kann man die Entwicklung, die der Handel durchgemacht hat, am besten sehen. Ich schlage die Berliner Lederware vor, da ihre Einführung auf den deutschen Markt ungefähr mit dem Beginn des Aufschwungs im Verkehrswesen zusammenfällt.

Geldbeutel, Portemonnaies, Visitenkartentaschen, Handtaschen usw. wurden früher von den Täschnern hergestellt. Doch verarbeiteten diese oft andre Stoffe als Leder — man denke an die Geldbörsen —, sodaß man sagen kann, die Lederwarenindustrie habe die herkömmlichen Bedürfnisse durch neue Arten von Gebrauchsgütern befriedigt. Ihre Erzeugnisse waren anfänglich meist Luxuserzeugnisse: noch vor dreißig Jahren z. B. trugen nur reiche Leute Portemonnaies. Die Herstellung geschah anfänglich ganz und geschieht noch heute zum Teil in der Hausindustrie. Allmählich kamen aber die großen Betriebe auf. Die verwendeten Schlösser sind ausschließlich Erzeugnisse ganz großer Fabriken.

Als nun die Berliner Lederindustrie aufkam, d. h. als kapitalistische Unternehmer, als „Verleger" bei Täschnermeistern Beutel, Portemonnaies und Taschen anfertigen ließen, um die Ware in ganz Deutschland zu vertreiben, begann der

Handel mit diesen Erzeugnissen damit, daß junge Kaufleute sie zunächst auf den Jahrmärkten der größern Provinzialstädte abzusetzen versuchten. Als dies gelang und damit die Konkurrenzfähigkeit der Berliner Ware bewiesen war, traten die Fabrikanten vor allem mit den Täschnermeistern in der Provinz, aber auch mit Kaufleuten, deren Geschäft sich dazu eignete, in Verbindung, um durch sie ihre Waren an das Publikum abzusetzen. Die Produktionskosten der Ware samt dem Gewinn des Verlegers, der Fracht und dem Gewinn des Zwischenhändlers mußte also billiger sein als die Ware des Täschnermeisters in der Provinz, denn sonst wäre an eine Konkurrenz nicht zu denken gewesen. Das Entscheidende lag in der Fracht, und die Täschnermeister beschuldigten mit Recht die Eisenbahnen als die Ursache ihres Niedergangs.

Neben dem Billigerwerden der Gebrauchsgegenstände läuft aber die Zunahme des Bedürfnisses her; eins verstärkt das andre. Je billiger der Geldbeutel wird, eine um so größere Anzahl Menschen kann ihn kaufen, je mehr er aber gekauft wird, um so billiger wird seine Herstellung, und zwar in zwei Beziehungen: 1. wird dieselbe Sorte billiger und 2. fertigt man schlechtere Sorten an, die das Bedürfnis der Ärmern befriedigen und so den Absatzkreis erweitern.

Reisende schickten die Berliner Verleger zunächst nicht aus, sondern sie ließen sich besuchen (daß das nur von reichern Kaufleuten geschehen kann, ist klar) und beschickten ihrerseits die Messen, namentlich die Leipziger, mit Mustern — schon im Gegensatz zu dem Handel der eisenbahnlosen Zeit, wo die Messen mit Lagern besucht wurden. Nach den größern Provinzialstädten kamen wiederum die wohlhabendern Landbewohner in regelmäßigen Zwischenräumen, um einzukaufen. Sowie aber das Eisenbahnnetz ausgebaut wurde, ließ der Fabrikant durch Reisende seine Waren in den größern Provinzialstädten auch solchen Kaufleuten anbieten, die zu weiten Reisen nicht die Mittel hatten, daher bis jetzt noch nicht seine Kunden gewesen waren. Sie wurden nun durch den Besuch der Reisenden gleich leistungsfähig, wie der reichere Kaufmann ihrer Stadt. Dieser seinerseits suchte seine Überlegenheit dadurch auszunutzen, daß er Grossist wurde, d. h. daß er in dasselbe Verhältnis zu den Krämern in den Landstädten ohne oder mit schlechter Bahnverbindung trat, in dem der Berliner Fabrikant zu ihm gestanden hatte. Er kaufte also vom Fabrikanten Ware in größern Mengen und daher billiger ein und wurde von den Krämern der Landstädte regelmäßig besucht. Mit der Vermehrung der Bahnverbindungen aber wurde es dem Grossisten möglich, auch seine Kundschaft durch Reisende besuchen zu lassen; und das that er, um die größern Krämer abzuhalten, sich unmittelbar nach Berlin zu wenden, und um auch die allerkleinsten, die ihn aus Furcht vor Reisekosten nicht besucht hatten, mit Ware zu versorgen. Natürlich ließ aber der Fabrikant, sowie das Eisenbahnnetz soweit gediehen war, von Berlin aus die bedeutendern Krämer in den kleinen

Landstädten gleichfalls besuchen und beseitigte wieder den Grossisten. Dieser behielt schließlich bloß noch die Dorfkrämer und die Hausirer in Stadt und Land, die ihre kleinen Warenvorräte von Haus zu Haus tragen. Aber auch das Hausirgewerbe wurde, ebenso wie das der Ausrufer auf den Jahrmärkten, kapitalistisch eingerichtet, da oft ein Unternehmer sechs eigentliche Hausirer hielt, die die unmittelbar vom Fabrikanten gekaufte Ware für ihn zu vertreiben hatten.

Der beseitigte Grossist suchte nun aus seiner finanziellen Überlegenheit dadurch Vorteil zu ziehen, daß er Engrossortimenter wurde. Da wir in Deutschland noch nicht zu einer solchen Zentralisation der Industrie gekommen sind, daß in einem Bezirk, und wäre es auch der industriereichste, die Artikel auch nur eines Geschäftszweigs sämtlich hergestellt würden, hat zwar ein kapitalkräftiger Grossist, der nur Berliner Lederware verkaufen wollte, keinen Vorteil vor dem kapitallosen „Agenten.“ Ist er aber imstande, an einem Platze alle irgendwie in den Geschäftszweig einschlagenden Artikel aus den verschiedensten Ursprungsorten aufzustapeln, so kommt er in die günstige Lage, seinen Absatz bedeutend zu erhöhen, indem er nun allen kapitallosen Krämern seiner Stadt und ihrer Umgegend durch Darbietung größerer Auswahl von Handelsartikeln in kleinen Mengen Gelegenheit giebt, auch ihren Umsatz zu vergrößern. Dabei läßt sich beobachten, wie im Handel*) Unternehmungen, die einen höhern Grad wirtschaftlicher Entwicklung bezeichnen, zum Siege gelangen. Am Anfange seiner Laufbahn ist der Engrossortimenter nicht imstande, an die bereits bestehenden Detaillisten zu verkaufen, denn da diese sämtlich ihr kleines Kapital auf den Handel mit ziemlich wenig Artikeln verwenden müssen, werden sie vom Produzenten unmittelbar versorgt. Er schafft sich daher einen ganz neuen Kundenkreis, indem er fast ganz kapitallosen Leuten, z. B. kleinen Krämern, Waren in größter Auswahl, aber ganz kleinen Mengen zum Verkauf übergiebt und sie so gegen die bereits bestehenden Detaillisten trotz deren Kapitalbesitz konkurrenzfähig macht. Da der Engrossortimenter die Waren billiger einkauft als der Detaillist, und seine Kunden sich mit geringem Nutzen begnügen, drückt er langsam, aber stetig den Verdienst und den Umsatz der alten Detaillisten herab, bis es für diese unmöglich wird, noch vom Fabrikanten unmittelbar zu kaufen, und sie sich gleichfalls an ihn wenden.

Warum ist der Zwischenhandel heute ein notwendiges Glied des Wirtschaftslebens? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir drei typische Stufen der Produktion beachten. 1. Die Arbeitsteilung unter den einzelnen Unternehmungen ist noch so wenig entwickelt, daß ein einziger Unternehmer alle Sorten irgend eines Artikels herstellt, der von einer größern Gesellschafts-

*) Auch zum Teil in der Produktion, z. B. beim Beginn der Mattsetzung des Handwerks durch den Verlag.

schicht gebraucht wird. 2. Es findet in der Produktion, der von einer größern Gesellschaftsschicht verlangten Sorten des betreffenden Artikels eine weitgehende Arbeitsteilung unter den einzelnen Unternehmungen statt. 3. Es besteht bereits eine solche Zentralisation des Kapitals, daß eine einzige Unternehmung wieder alle Sorten eines Artikels herstellt, die von einer größern Gesellschaftsschicht verlangt werden. Im ersten und dritten Falle sind die Unternehmer, wenn sie den größten Teil ihres Absatzes an einer nicht zu großen Anzahl bestimmter Plätze finden — diese Beschränkung ist von Bedeutung — imstande, sich an wenigen Orten eigne Detailmagazine für den Verkauf lediglich ihrer Produkte zu halten. Zur Erläuterung wähle ich das Beispiel der Schuhfabrikation.*)

Hier wird am Anfange der Entwicklung eine Fabrik mit ihrem in Gebäuden und Maschinen angelegten Kapital alle Schuhe, die eine bestimmte, breitere Gesellschaftsschicht verlangt, zu dem auf dem Weltmarkte festgesetzten Preise zu liefern imstande sein. Dieser Fabrik wird es bei der großen Auswahl ihrer Produkte möglich sein, an wenigen Orten ihre ganze Produktion abzusetzen, sie wird also an diesen Orten Detailverkaufsstellen zur Umgehung des Zwischenhandels einrichten.

Bei zunehmender Konkurrenz der Schuhfabriken unter einander wird sie finden, daß es ihr nicht möglich ist, mit dem ihr zur Verfügung stehenden Kapital alle ihre Artikel zu dem vom Weltmarkte vorgeschriebnen Preise zu liefern. Sie wird deshalb ihr gesamtes Kapital benutzen, um in einer oder in einigen Sorten konkurrenzfähig zu bleiben. Die von ihr jährlich hergestellten Paar Schuhe — es sollen 100000 Paar sein — werden sich von nun an statt auf zehn auf vier Sorten verteilen. Die Fabrik wird dann, weil sie dies zu diesen Sorten gehörige Leder in größern Mengen und daher billiger einkauft, weil sie ferner für diese Sorte eine noch weiter gehende Arbeitsteilung einführt, und weil sie endlich ihren ganzen Betrieb einheitlicher, d. h. ebenfalls billiger gestaltet, schließlich vielleicht sogar ein Monopol erringen. Ob die Fabrik, deren Absatz für diese wenigen Sorten sich natürlich räumlich ausdehnt, weiter in der Lage sein wird, diese Sorten unmittelbar an die Konsumenten in eignen Verkaufsläden zu vertreiben — man denke, es sind nur vier Sorten, für die der Bedarf an einem Ort verhältnismäßig gering ist —, ist fraglich.

Erst wenn sie den in diesen Sorten zur Zeit größtmöglichen Absatz errungen hat und das aufgesuchte Kapital dazu benutzt, die Produktion auch andrer Sorten an sich zu reißen, wenn sie also als Riesenbetrieb alle von einer bestimmten breitern Gesellschaftsschicht begehrten Sorten zum Weltmarkt-

*) Hierher gehören auch die großen Geschäfte der sogenannten Herren- und Damenkonfektion, deren Besitzer nichts weniger als Zwischenhändler, sondern in erster Linie Verleger hausindustriell gearbeiteter Waren (Damenmäntel usw.) sind.

preis abzugeben imstande ist, ist es wahrscheinlich, daß sie wieder den Absatz unmittelbar an die Konsumenten aufnimmt.

Die Produktion für den Bedarf der luxustreibenden Bevölkerung, namentlich in Artikeln, die sehr ins Geld laufen, steht in Deutschland meist noch auf der ersten Stufe der Entwicklung und verkauft infolgedessen oft ihre Waren unmittelbar an die Konsumenten. Typisch hierfür sind die Fabriken feiner Möbel. Ihre Ware wird nur in wenigen Städten und dort nur von einem kleinen Kreise verlangt. Dazu kommt, daß sie, um ihr Kapital zu verwerten, nur einen kleinen Kundenkreis brauchen. Denn sie setzen beim Verkauf eines Büffets vielleicht 6000 Mark um, eine Fabrik für Massenbedarf dagegen nur 300 Mark. Sie brauchen also bloß den zwanzigsten Teil der Kundschaft, um denselben Umsatz und — was dasselbe bedeutet — denselben Nutzen zu haben, wie eine Fabrik von billigen Erzeugnissen gleicher Gattung.

Viele Fabriken, die zwar ebenfalls in ihren Zweigen so ziemlich alle Sorten herstellen, die eine bestimmte Schicht der Gesellschaft verlangt, aber einen weit verzweigten Absatz haben, schlagen, um den Zwischenhändler zu umgehen, wenn sie das Risiko des direkten Detailverkaufs mit seinen Ladenmieten, seinen hohen Spesen und seiner Schwierigkeit der Überwachung scheuen, einen andern Weg ein: sie richten einem ganz kleinen Kapitalisten, nach ausdrücklicher Vereinbarung mit ihm aber auch ohne eine solche, ein eignes Geschäft ein. Dieser Kapitalist übernimmt mit seinem Gelde das Risiko der Unternehmung, besorgt, je nach dem Grade der Abhängigkeit, in dem er sich von seinem Lieferanten befindet, die Ladeneinrichtung, steht meist auch für die Miete ein und versieht als „selbständiger“ Kaufmann gegen ein Einkommen, das meist das eines Kommis nur wenig übersteigt, den Verkauf. Die Fabrik hat dann alle Vorteile des direkten Detailverkaufs, aber weniger Risiko und ist der kostspieligen Kontrolle überhoben. Ein typisches Beispiel für diese Einrichtung des Absatzes ist der Cigarrenhandel. Nur so erklärt sich die unglaubliche Anzahl dieser Geschäfte, besonders wenn man in Betracht zieht, daß bei Tabak, Schnaps und Bier der sonst in seinen Bedürfnissen schon völlig uniformirte Mitteleuropäer noch seinen persönlichen Geschmack — zumal in den mittlern und höhern Ständen — stark zur Geltung bringt. Kommen zufällig fünf Cigarettenraucher zusammen, so rauchen sie, abgesehen von den verschiednen Preisen, sicherlich fünf verschiedne Sorten, wie „Ägypter,“ „Türken,“ „Österreicher,“ „Russen,“ „Dresdner“; und ähnlich ist es mit den Cigarren.

(Schluß folgt)

Feuer und Schwert im Sudan

Die deutsche Reisebeschreibung hat ihren Höhepunkt noch nicht überschritten. Das können wir getrost sagen einem so hervorragenden Buche gegenüber, wie dem, das soeben im Verlage von Brockhaus in Leipzig erschienen ist: Feuer und Schwert im Sudan. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht. 1879 bis 1895. Von Rudolph Slatin Pascha. (Deutsche Originalausgabe. Mit einem Porträt, 19 Abbildungen von Talbot Kelly, einer Karte und einem Plan.) Es ist wahr, daß von fernen Ländern und ihren Völkern nicht mehr so viel neues gesagt werden kann, wie vor hundert und auch noch vor dreißig Jahren. Aber bedeutende oder interessante Menschen, die in der weiten Welt ungewöhnliche Schicksale haben, giebt es glücklicherweise immer wieder, und die Stiftung eines neuen theokratischen Staates mit einer noch nicht dagewesenen Spielart des Islam wiederholt sich nicht alle Jahrhunderte. Slatin verließ Europa als österreichischer Leutnant, wurde durch Gordon in ägyptische Dienste gezogen und im Sudan und besonders in Dar For in verschiednen Stellungen beschäftigt. Als er in jungen Jahren eine der höchsten Stufen der ägyptisch-sudanischen Hierarchie erstiegen hatte, Gouverneur der großen Westprovinz Dar For geworden war, erhoben sich schon über dem Nilthal die Wolken des mahdistischen Aufstandes, den Slatin mit Aufopferung seiner besten Leute lange mit erstaunlicher Energie bekämpfte. Als seine Soldaten dezimirt waren, seine Munition ausging, und die Offiziere und die Beamten zum Mahdi abzufallen begannen, blieb Slatin nichts übrig, als die Waffen zu strecken. Sein letztes Mittel war der Übertritt zum Islam gewesen, wodurch er, der letzte Europäer in dem weiten Lande, sich fester mit seinen Untergebnen zu verbinden hoffte. Aber es half nichts. Er wanderte, wie viele andre, nach Omderman in die Gefangenschaft, wo er in der nächsten Nähe des Mahdi täglich fünf lange Gebete zu verrichten und dann als sklavenhaft gehaltener Adjutant von Sonnenaufgang bis -Untergang auf der Schwelle des Chalifa zu warten hatte. Lange Zeit mußte er dessen Ausritte zu Fuß begleiten. Das dauerte elf lange Jahre. Sein Herr wurde immer despotischer und grausamer, schon hatte er seine besten Freunde und die nächsten Verwandten des Mahdi selbst hängen, köpfen oder verstümmeln lassen, und Slatin wußte, daß eines

Tages die Reihe auch an ihn kommen würde. Da gelang ihm zuletzt die Flucht unter den abenteuerlichsten Umständen. Die zwei Fluchtkapitel wird niemand ohne Herzklopfen lesen. Das ganze Buch ist spannender als ein Roman. Man verliert nie die Teilnahme für den mutigen, geduldigen, alle und alles überschauenden Helden.

Diese Reisebeschreibung ist aber zugleich ein Buch, dessen Wert für die Geschichte des Mahdismus und der durch ihn gestürzten ägyptischen Herrschaft im Sudan gar nicht hoch genug zu schätzen ist. Wenn diese Bewegung und der von ihr ins Leben gerufne theokratische Staat der Vergangenheit angehören wird, wird man in diesem Buche ihre Anfänge studiren und die Bedingungen ihres überraschenden Anwachsens kennen lernen. Als zweite Quelle daneben wird man nur das Buch des Missionars Ohrwalder nennen, das besonders für alles Religiöse und für die innern Zustände Kordofans wichtig ist. Aber Slatin hat schon den Beginn der Bewegung in hoher Stellung erlebt, er hat die Wellen, die 1884 auch seine Provinz verschlangen, erst klein und einzeln, dann häufiger und stärker heranwachsen sehen. Und was ihm die anfängliche Entfernung von der Wiege des Mahdismus verbarg, das enthüllte ihm später der heutige Herrscher des Sudan, der Chalifa Abdullahi. Was Slatin aus den nächtlichen Erzählungen des schlaflosen Chalifa, denen er auf der Erde sitzend zuhören mußte, über dessen Wanderung zum Mahdi, seine Jüngerschaft und seine Erprobungen erzählt, ist von dem allgemeinsten Interesse. Nie hat der Mitbegründer einer für Kultur und Politik so wichtigen religiösen Bewegung die ersten Anfänge und Beweggründe so klar berichtet. Als gezwungner Vertrauter war Slatin Tag für Tag in der nächsten Nähe des Chalifa und lernte seine politischen Ziele und seine Methode aufs genaueste kennen. Nach den ersten Jahren der Beisterung war für ihn ebenso wie für den Mahdi die Religion nur noch ein Hauptmittel.

Der Mahdi selbst, ein Dongolaner von der Nilinsel Aryn, aus einer armen Familie, die sich aber der Abstammung vom Propheten rühmte und sich darum zu den Aschraf (Edeln) zählte, war ein von Natur religiös angelegter Mensch; sein Vater war Fakir, er selbst — sein Name war Mohammed Achmed — wurde Theolog und zog sich als Prediger einer mystischen Sekte auf die Nilinsel Abba zurück, wo er mit einer Schar von Jüngern von Ackerbau und milden Gaben lebte. Auch der jetzige Beherrscher des Reiches der Derwische, Abdullahi ebn Mohammed, zog ihm damals aus dem südwestlichen Dar For zu, wo er in dem Araberstamme der Taascha-Baggara aufgewachsen war. Man muß die Wanderung des Jünglings zu dem schon berühmten Heiligen und seine Opfer und Prüfungen lesen, um sich in die von Fanatismus erfüllte Atmosphäre jenes Winkels der mohammedanischen Welt zu versetzen. Slatin geht von der Ansicht aus, daß sich der Mahdi mit Bewußtsein dieses Fanatismus bedient habe, um die Herrschaft der Ägypter und Türken im Sudan

zu zertrümmern. Aber man wird schwer entscheiden können, ob er sein Gottesreich ursprünglich rein religiös gemeint oder von Anfang an ehrgeizigen weltlichen Plänen gefolgt habe. Sicherlich bewies er einen scharfen Blick für die Schwächen dieser Regierung, an deren Mißerfolgen die europäischen Ratschläge und Beamten nicht zum geringen Teile Schuld tragen. Er hatte sich weitreichende Verbindungen verschafft und war von den Plänen der obersten Leiter ebenso gut wie von der Brauchbarkeit ihrer Werkzeuge unterrichtet. In seinem Vorgehen bewies er ein hohes Maß von Klugheit. Aber seine Hauptmacht war und blieb der religiöse Fanatismus. Den konnte einst Mohammed selbst nicht tiefer erregt haben. Die Abschnitte des Buches, die das Walten und Wüten der entfesselten Leidenschaft der sudanischen Bevölkerung schildern, müßte jeder Historiker gelesen haben, der große geschichtliche Mächte verstehen will, für die das heutige Europa, überhaupt die moderne Kultur kein Beispiel weiter bietet. Die Errichtung dieser Theokratie und ihre Erhaltung bei fast vollständiger Abschließung gegen die Außenwelt, selbst gegen Arabien, zeigt, daß in jenen Ländern der Islam genau noch derselbe ist, wie zu der Zeit, wo Mohammed seine Scharen gegen Mekka führte. Das Aufbäumen gegen das vom Abendland allmählich zu tief beeinflußte Ägypten war in Wirklichkeit die Auflehnung dieses im Kern barbarisch gebliebnen Volkes gegen die moderne Kultur. Unter dem Nachfolger des früh (1885) am Typhus gestorbnen Mahdi — die neben dem zerstörten Chartum neu entstandne Stadt Omderman war thatsächlich ein Leichenacker und Typhusfeld — traten die weltlichen Beweggründe von Jahr zu Jahr stärker hervor. Seine Thronbesteigung zeigt aber die menschlich-religiösen noch wirksam. Schon der Mahdi war vor Blutvergießen nie zurückgeschreckt; hatte er doch jeden durch zwei Zeugen überwiesenen Zweifler an seiner göttlichen Sendung durch Abhauen der rechten Hand und des linken Fußes bestraft. Unter Umständen genügte seine eigne Angabe, daß der Prophet erschienen sei und ihm einen Mißliebigen als ungläubig bezeichnet habe. Nun trat aber immer deutlicher das Bestreben hervor, das Gewicht der Macht von den östlichen und Nilstämmen zu den westlichen zu verlegen, aus denen der Chalifa stammte. Die östlichen wurden dabei, als sie sich auflehnten, fast vernichtet. Slatin und mit ihm die treuesten und frömmsten Diener waren keinen Tag vor dem Mißtrauen des immer tyrannischer werdenden Chalifa sicher, dessen Halt im Volke viel schwächer, als der des Mahdi gewesen war.

Das Schlußwort Slatins enthält Ausblicke und Ratschläge, die in diesem Augenblick, wo Ägypten, d. h. England, einen Schlag gegen den Mahdismus vorbereitet, sehr beherzigenswert sind. Wenn sich England aus der Passivität aufrafft, mit der es den neuen Ägypten bedrohenden Staat bisher betrachtet hat, so haben sicherlich die ersten genauen Berichte über die innern Zustände des Mahdistenstaats daran teil, die Slatin 1895 nach Ägypten gebracht hat. Wir wissen, daß die Begeisterung, die den Mahdi von Sieg zu Sieg führte,

verraucht ist. Eine brutale Politik der Ausbeutung und Bereicherung, die die Araberstämme des Westens als Stützen des neuen Chalifats gegen die Stämme des Ostens und besonders gegen die Nilthalbewohner ausspielt, kann nicht von Dauer sein. Dem Staat der Mahdisten fehlt selbst so viel Intelligenz und Verwaltungstalent wie Ägypten einst im Sudan entfaltete. Das Heer ist schlecht bewaffnet, der Wohlstand gelähmt, die Volkszahl durch Krieg, Seuchen und Not verringert, die Verwaltung und Rechtsprechung äußerst willkürlich. Slatin führt viele Belege für die im Innern herrschende Unzufriedenheit an. Unverständige Plackereien, wie das Verbot des Tabakrauchens, nähren sie. Thatsächlich hat sich das Gebiet des Chalifa in den letzten Jahren durch die Tributverweigerung von Negerstämmen im Süden und durch die Wegnahme Kassalas durch die Italiener im Osten verkleinert. Doch warnt er vor der unvorsichtigen Annahme, daß der Derwischstaat etwa leicht in sich zerfallen könnte. Durch eine in der Geschichte der letzten Jahrhunderte unerhörte Durcheinanderwürfelung der Völker hat der Chalifa die kriegerischen Araberstämme des Westens, besonders Dar Fors, in das Nilthal gezogen, wo sie die besten Länder erhalten haben, während die früher hier wohnenden Nubier und Neger getötet, vertrieben oder zur Sklavenarbeit auf ihrem Boden gezwungen worden sind. Auf diese in jeder Weise ausgezeichneten und bevorzugten Stämme stützte er sich in erster Linie, während er die Familie und Dongolanischen Verwandten des Mahdi durch Hinrichtungen dezimirt oder durch Verbannung in die Negerländer verpflanzt hat. Die Verschiebung ist politisch insofern ein kluger Zug, als die westlichen Stämme die fanatischsten und grausamsten sind, die kaum ein andres Interesse kennen als das ihres Herrn. Aber sie hat den Westen des Reichs entvölkert und im Norden, dem von Ägypten zunächst bedrohten Dongola und Berber, eine chalifafeindliche Partei großgezogen, auf die sich ein Angriff vom untern Nil her stützen könnte. Ähnlich scheinen die Negerstämme des Südens und Südwestens, die das Joch des Mahdi teils schon abgeschüttelt haben, teils nur höchst widerwillig tragen, den Angriff der Franzosen vom Ubangi und der Belgier vom Kongostaat her zu erleichtern. Hier liegen die reichsten, besonders durch die kriegerischen Eigenschaften ihrer Stämme ausgezeichnetsten Provinzen des einstigen ägyptischen Sudan. Mit Scharfblick hebt Slatin besonders den Wert der den mittlern Nil beherrschenden Provinz Bahr el Ghasal für Ägypten hervor.

Nicht in dem Widerstande, den die Scharen der Derwische leisten werden, und der gewiß nicht unterschätzt werden darf, erkennt er die Gefahr der gegenwärtigen Lage und die Aufforderung, zu handeln, sondern in der Bereitschaft andrer Mächte: Frankreichs, Belgiens, Abessiniens, selbst der in Kassala stehenden Italiener, beim geringsten Zeichen der Schwäche vorzurücken und jene Provinzen sich anzueignen, auf deren Besitz Ägypten nicht verzichten kann. In geistvoller Weise zeichnet er den Gegensatz der heutigen Lage, wo der schwächer werdende

Staat des Mahdi von erstarkten Mächten umgeben ist, zu der vor zehn Jahren, wo Ägypten, Abessinien, die Negervölker geschlagen und zurückgedrängt, Frankreich und der Kongostaat noch nicht nahe genug herangerückt waren, und der Chalifa unbedroht über ein kampfbegieriges, religiös verjüngtes Volk gebot.

Zum Schluß möchten wir auf die zahlreichen Beiträge zur Kenntnis des edeln Gordon hinweisen, die das Buch bringt. Slatin kannte ihn genau und teilt neben seinen eignen Erinnerungen merkwürdige Urteile von Sudanesen und Arabern mit. Seinen Opfertod in Chartum schildert er eingehend. Er kennt auch die Fehler, die Gordon in dieser gewagten Unternehmung gemacht hat. Gordon ist nach unserm Gefühl außerhalb Englands nicht so gewürdigt worden, wie er es verdient. Er gehört nicht bloß seinem Lande an. Als einer der hervorragendsten Kolonialpolitiker aller Zeiten verdient er, daß sein Wirken und seine Grundsätze auch bei uns studirt werden. Das Blatt, auf dem Slatin beschreibt, wie ihm das bleiche Haupt des erschlagnen Gordon nach dem Fall Chartums in sein Zelt gebracht wird, ist das dunkelste und ergreifendste dieses merkwürdigen Buches.

Adolf Wilbrandt

> Auf, ins Buch der Welt gesehn!
> Licht kann nur der Tag dir geben,
> Nur das Leben lehrt verstehn;
> Doch Verstehen lehrt auch leben!
>
> A. Wilbrandt

Auch die kühnsten Lobredner unsrer Tage wagen es nicht, ihnen das köstlichste, was guten Kunstzeiten eigen ist: den freudigen Anteil an dem Wachsen und Werden der Erscheinungen, das genießende Verständnis an der Entwicklung tieferer und vielseitigerer Naturen zuzusprechen. Schon das Wort Entwicklung schreckt die Menschen der Gegenwart. Sie lieben und begehren es, von irgend einem Ungeahnten, Mächtigen, plötzlich Aufblitzenden überrascht, niedergeschmettert oder auch nur geblendet zu werden. Gleichviel, ob sichs um ein Buch, ein Bild, ein Musikwerk, um Tuberkulin oder X-Strahlen, um den Nordpol oder den Äquator handelt, alles soll, wie das Glück, plötzlich aus der Götter Schoße fallen, nichts soll allmählich gereift, erwartet, gehofft, vorausgesehen sein. Die Hauptsache scheint immer, daß heute alle Welt von etwas spreche, woran gestern noch keiner gedacht hat. Daß unter solchen Umständen niemand schlimmer fährt als das echte, künstlerische Talent, die wahre poetische Natur

und der hochstrebende Schriftsteller, braucht nicht gesagt zu werden. Dichter und Künstler, die, auf jede Entwicklung verzichtend, unablässig das wiederholen, was ihnen zuerst einen gewissen Beifall verschafft hat, sich genau in dem gleichen engen Kreise von Phantasie und Weltauffassung, von Charakteristik und persönlicher Empfindung bewegen, geschickte Spezialisten, die eine kleine Form virtuos und mehr oder weniger manieristisch beherrschen, mögen ihre Rechnung dabei finden. Der Dichter, der Größeres will, der seiner Natur wie seiner Lebensaufgabe nach nicht gleichmäßig das Gleiche hervorbringen kann, dessen Fülle und inneres Wachstum sich in der Verschiedenheit seiner Schöpfungen offenbart, hat gegenüber der Zeitstimmung auf nichts zu zählen. Der Zufall hebt eins oder das andre seiner Gebilde aus der Reihe der andern heraus, selbst äußere Erfolge verbürgen ihm keine innere Teilnahme an seiner Gesamterscheinung, seinem innersten Wollen. Sogar die kleine Gemeinde, die sich noch ein tieferes Interesse an der Litteratur bewahrt hat, steht — wie so oft — unter dem Druck des Augenblicks und der Herrschaft des Schlagworts. Die Unsicherheit, mit der man, da sich kein Schlagwort als zutreffend erweist, einen Dichter wie Adolf Wilbrandt beurteilt, die Überraschung, die man angesichts seiner immer mannichfaltigern, größern und bedeutendern Leistungen verrät, zeigt, wie selten die Neigung, um nicht zu sagen die Fähigkeit geworden ist, einem wirklichen Talent auf allen seinen Wegen zu folgen. Sicher wäre es verfrüht, von Wilbrandt als einem Dichter zu reden, der seinen Höhepunkt überschritten und alle Seiten seiner Phantasie und Gestaltungskraft entfaltet habe. Aber so viel läßt sich doch übersehen, daß es eine eigentümliche und bedeutsame Entwicklung ist, um die es sich bei ihm handelt. Wilbrandt ist der hervorragendste unter den neuern deutschen Dichtern, die sich den Schatz künstlerischer Überlieferung und umfassender Bildung, den so viele der jüngern als Ballast hinter sich werfen, zu eigen gemacht haben und dabei doch zur reifsten Selbständigkeit gediehen sind. In dem kritischen Tagesjargon, der Individualitäten und tiefere Unterschiede nicht kennt, einer der „Münchner" und also mit dem Stempel A (Akademismus) gebrandmarkt, lebt Wilbrandt in dem unsichern Gedächtnis des Publikums bald als der Verfasser eines anmutigen Künstlerlustspiels „Die Maler," bald als der unmoralische Dichter des Decadencedramas „Arria und Messalina," bald als Urheber wenig spannender, gar nicht aufregender, aber „schwerer" Romane. Es sind schon litterarische Feinschmecker, die sich daneben noch erinnern, daß sie in Heyses „Novellenschatz" eine vorzügliche und besonders eigentümliche Novelle wie „Johann Ohlerich" und hie und da ein schwungvolles, tiefsinniges Gedicht mit dem Namen Wilbrandt gelesen oder von seiner wichtigen Biographie Heinrichs von Kleist gehört haben. In Wahrheit ist er ein Dichter, dessen vielseitige Entwicklung schwer auf eine Formel gebracht werden kann, dessen immer glücklicher entfaltete Kraft und innere Lebensfülle sicher wie manches andre Hemmnis,

so auch den wilden und abgeschmackten Bildungshaß dieser Tage siegreich überwinden wird.

Wenn Wilbrandt litterargeschichtlich (auch in Adolf Sterns „Deutscher Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart") der Münchner Dichtergruppe eingereiht wird, so muß es zunächst auffallen, daß er in beiden Münchner Dichterbüchern, dem von 1862 und dem von 1882, fehlt. Wilbrandts Weg in die poetische Litteratur unterschied sich eben von dem Wege der jungen Balladendichter und schüchternen Lyriker. Er hatte eine reiche litterarische Thätigkeit hinter sich, ehe ein Gedicht von ihm das Licht der Welt erblickte. Als er in den Kreisen der „Krokodile" zuerst auftauchte, war er einer der Redakteure der tapfern Süddeutschen Zeitung A. Braters, die schon zu Anfang der sechziger Jahre in München für die nachmalige Gestaltung der deutschen Dinge eintrat und den Gedanken der deutschen Einigung unter preußischer Führung vor den zurückschaudernden Bajuvaren verfocht. Schon damals durfte er sagen: „Aus Pietät ward ich Jurist, aus Neigung Historiker, aus Patriotismus Journalist, aus Naturtrieb Poet," als keiner ahnte, daß der Naturtrieb in diesem wie in manchem andern Falle der überwältigende und allmächtige sein würde. In seinem „Gespräch, das fast zur Biographie wird," das Wilbrandts Buch „Gespräche und Monologe; Sammlung vermischter Schriften" (1889) enthält, und das doch auch nun schon vor zwei Jahrzehnten (1875) geschrieben wurde, sagt der Dichter von sich selbst: „Die Logik des Lebens ist oft wunderbar! Ich war fünfunddreißig Jahre alt, als mein erstes Trauerspiel über die Bretter ging; und doch hab ich schon mit zwölf Jahren Trauerspiele geschrieben. Sechsunddreißig war ich alt, als ich „Gedichte" herausgab, und doch giebt es noch ein kleines Heft mit sinnverwirrenden Zeichnungen und streckversigen Gedichten, die ich als Sechsjähriger meinem Vater zum Geburtstag bescherte. Meine ganze Knabenzeit hindurch fand ich es so selbstverständlich, daß ich dichtete und mich zum Dichter ausbildete, wie etwa ein Kronprinz sich auf den Regenten vorbereitet. Und wie lange Jahre legten sich dann zwischen mich und diesen Beruf! Warum ward der sechsjährige Hauspoet so spät ein Dichter für die Welt? Lieber Freund, wer kann da sagen: ich weiß es! Vielleicht, weil mein Bildungsgang mir (wie so vielen) das naive traumhafte Verhältnis zur Wirklichkeit nahm, das den Dichter bei und in sich selber erhält, vielleicht weil ich ein Mecklenburger bin (Adolf Wilbrandt wurde 1837 in Rostock geboren), und wir langsam reifen; vielleicht weil dieses übermächtige Verlangen in mir war, die Welt von vielen Seiten und auf vielen Wegen zu erfassen. Als ich zwischen achtzehn und neunzehn Jahren zur Universität kam, war ich schon unterwegs, diese geistige Odyssee zu erleben. Ich studirte Sprachen und Litteraturen vom Morgen bis zur Nacht; ich warf mich meinem Vater zuliebe auf die Jurisprudenz (wie sonderbar ist mir jetzt zu Mute, wenn ich mich erinnere, daß ich die Institutionen des

römischen Rechts wörtlich auswendig gewußt habe!), ich brütete dann in Berlin über der Hegelschen Philosophie, ward „Ägyptolog" unter Lepsius und als Friedrich Eggers Freund in Franz Kuglers Haus Jünger der Kunstgeschichte. Ich trat in München in Sybels historisches Seminar und gewann mir mit einer Schrift über Gottfried Hagens Reimchronik den Preis. Dann farcirten wir vollends das Gehirn mit buntscheckiger Wissenschaft und klebten ihm den Titel auf: Doktor der Philosophie. Dann kam die politische Zeit. Seit 1848 war ich, eines begeisterten Politikers Sohn, in Vaterlands- und Freiheitsgefühlen aufgewachsen, seit 1853, als der nichtswürdige »Berlin-Rostocker Hochverratsprozeß« uns den Vater in zweijährige Untersuchungshaft hinwegriß, bis man ihn endlich entlassen und »ab instantia absolviren« mußte — seitdem hatte ich tiefer, bitterer gefühlt, was es heißt, ohne Freiheit und ohne Vaterland leben. Nun begann mit 1859 eine neue Zeit, die deutschen Hoffnungen sprangen wieder in den Sattel, ich verlor die Ruhe. Dem mecklenburgischen Soldatenrock war ich durch Freilosung entgangen; dem Dienst des Vaterlands glaubte ich mich schuldig. Als die in München lebenden Patrioten die Süddeutsche Zeitung gründeten und zu meiner Überraschung mich, den Zweiundzwanzigjährigen, dazu warben, warf ich meine neuen poetischen Versuche beiseite und legte mir selber eine freiwillige zweijährige Dienstzeit auf, die Feder statt der Muskete. Damals schien es mir viel nötiger und würdiger, meine Jugendkraft der Wiederaufrichtung Deutschlands zu opfern, als still für mich zu singen und zu sagen. Rastlos von Natur, hier zu einer Gründung aus den rohesten Anfängen gestellt, Übersetzer, Korrektor, Kritiker, Theaterreferent, Feuilletonist, Leitartikler, politischer Redakteur, Überwacher der Druckerei, oft Chef und alles zugleich — ich habe für neunhundert Gulden süddeutscher Währung »gedient.« O Dienstzeit! o Dienstzeit — dich vergeß ich nie. An dir ermeß ich meine Freiheit, mein Glück. Thätig war ich wie nie zuvor, noch nachher; und wohl ist Thätigkeit Glück; aber zu dieser war ich nicht geschaffen. Je mehr mir alles gelang, je leichter ich mich von Sattel in Sattel warf, desto heftiger, nagender, unerträglicher ward in mir der Widerwille gegen diesen Beruf. Andre mag alles an ihm erfreuen; bei edler Gesinnung des Unternehmens ist er eines tüchtigen Mannes wert; mir war dies ewige Einerlei des ewigen Wechsels, dies ruhelose Leben von und für den Tag zuletzt wie ein dauernder Selbstmord an Seele und Leib."

Vielleicht, daß nicht alles in dieser Jugendentwicklung so methodisch und bewußt zugegangen ist, vielleicht, daß der Zufall auch seinen Anteil an der beängstigenden Vielheit und Buntheit der geistigen Interessen gehabt hat. Über die Brücke einer sehr ernsten, in ihrer Weise noch heute unübertroffnen litterarhistorisch-biographischen Arbeit, seines Buches über Heinrich von Kleist (1863), fand Wilbrandt den Rückweg zur Poesie. In dem unglücklichen Dichter, der „seinen vaterländischen Stolz, sein leidenschaftliches nationales

Ehrgefühl durch kein Sophisma der ästhetischen Bildung verwirren läßt," empfand und erkannte Wilbrandt eines der Vorbilder, denen nachzuringen ihm als rühmlich und rätlich galt. Auch in späterer Zeit hat er in seinen Aufsätzen über Hölderlin, Fritz Reuter und Lichtenberg eine kleine Reihe von Lieblingsdichtern und Schriftstellern mit feiner Charakteristik und lebendigem Eindringen in den innersten Kern ihres Wesens und Schaffens zu schildern verstanden. Aber einem so unmittelbar leidenschaftlichen, eindringenden Anteil, wie an der Erscheinung des Dichters der „Penthesilea" und des „Prinzen von Homburg," begegnen wir in diesen Skizzen nicht, so interessante Zeugnisse sie für Wilbrandts feine Empfänglichkeit und Mitempfindung an lebendigen Gestalten, Bildungen und Schicksalen bleiben.

Als Dichter trat Wilbrandt zuerst mit dem dreibändigen Roman „Geister und Menschen" hervor (1864), der es recht deutlich macht, in welchem Kampfe der werdende Künstler steht, der schon ein Stück eignes Leben in sich trägt, nach dessen Verkörperung verlangt und auf der andern Seite sich doch bewußt bleibt, daß die längst gewonnenen Formen der poetischen Überlieferung nichts Gleichgiltiges, Zufälliges sind, daß sie mit der jeweiligen künstlerischen Aufgabe in einem unlösbaren Zusammenhange stehen. Drängte es nun den jungen Dichter seine Sporen an einem Bildungsroman zu verdienen, der die ganze Weltbreite überschaute und alle die Zeit durchschießenden Strahlen in einem Brennpunkte zu sammeln suchte, so war es gewissermaßen unvermeidlich, daß er ins Fahrwasser des Wilhelm Meister geriet, so riesengroß auch der Abstand zwischen seiner Unreife und der klaren Meisterschaft Goethes, zwischen den hellen, heitern Bildungsinteressen des ausklingenden achtzehnten Jahrhunderts und dem politischen Drange des neunzehnten Jahrhunderts sein mochte. Das Bewußtsein, daß das geplante Weltbild einen groß angelegten, klassisch objektivirten Roman fordere, und der Widerspruch leidenschaftlicher Empfindungen und überreizter Reflexionen mit der gewählten überlieferten Form, macht das Buch zu einer merkwürdig ungleichen Produktion, in der die Bedeutung des Einzelnen die Mißverhältnisse des Ganzen nicht zu beseitigen, das Feuer des eignen Erlebnisses, wirklich poetischer Anschauung die spröden Massen der geistigen Vielseitigkeit, der bloß gelesenen und ersonnenen Dinge nicht zu durchglühen und in Fluß zu bringen vermochte.

Vollgiltigere Zeugnisse seines Talents und seiner künstlerischen Fähigkeit, das Geschaute und Erdachte warm zu beleben, gaben noch in den sechziger und ersten siebziger Jahren, also in der ersten Periode des Dichters, die beiden Bände seiner „Novellen" (1869) und „Neuen Novellen" (1870), die kleinen und größern Lustspiele. Und auch da läßt sich genau erkennen, daß noch zwei geistige Strömungen in seiner Natur und Phantasie nebeneinander herliefen. Die Einwirkungen einer an Tieck und andern Klassikern der Novelle geschulten Kunst, das Wohlgefallen am absonderlichen Problem, ohne daß der Dichter

bei diesem Problem völlig warm geworden wäre, beherrschen noch einige seiner ersten Novellen, wie „Die Brüder" und die Briefnovelle „Heimat," selbst die stimmungsvolle Künstlergeschichte „Narciß" mit dem Hintergrunde des Untergangs von Pompeji. Aber andre sind schon aus der echten Fülle ureignen oder mitempfundnen Lebens geschöpft, die tragische Novelle „Die Geschwister von Portonvenere" kann neben den besten Novellen Paul Heyses genannt werden, noch vollendeter, Wilbrandtscher, zeigt sich die Erzählung „Johann Ohlerich," in deren prächtige Erfindung und einfache Gestaltung der ganze Heimatzauber norddeutschen Lebens, die wunderbarste Mischung tiefleidenschaftlichen Empfindens und behaglichen Humors hereinquillt; ein bescheidnerer Teil der guten Mischung erfüllt auch die „Reise nach Freienwalde." Hier regt Wilbrandt schon eigne Schwingen. Unter den wohl gleichzeitig entstandnen Luspielen gehören einige wie „Unerreichbar," „Jugendliebe," „Durch die Zeitung" zu der Gattung jener kleinen ein- und zweiaktigen Stücke, als deren Meister Putlitz aus einer vorausgegangnen litterarischen Generation in die gegenwärtige herüberragte. Sie verraten, daß sich Wilbrandt gleichsam Mühe geben mußte, in der heitern Anspruchslosigkeit des Alltäglichen, theatralisch Herkömmlichen zu verharren. Völlig eigen war ihm in diesen Stücken nur ein leichter Hauch romantischer Ironie. Tiefer aus dem ihn umgebenden Leben geschöpft, anmutig bewegt und nicht ohne humoristische Charakteristik ist das dreiaktige Lustspiel „Die Maler." Freilich wird sich das Künstlergeschlecht von heute in diesem Spiegel nur sehr fragmentarisch erkennen. Von der tragischen Miene, die einen Trockenplatz und ein Stück Kartoffelfeld mit dem Bewußtsein malt, daß sie eine Weltumwälzung vollbringe, ist in der liebenswürdigen Erfindung und der treuen Wirklichkeitsschilderung der Wilbrandtschen „Maler" nichts zu spüren. Die Ateliergenossen, unter denen die junge Heldin und Malerin Else als guter Kamerad lebt, bis ihr das Bewußtsein ihrer Weiblichkeit und ihrer künstlerischen Unzulänglichkeit zugleich kommt, sind die leichtherzig gutmütigen Naturen einer frühern Zeit. Aber warmherzige Menschen und die Freudigkeit, die sie in andern erwecken, sterben nicht aus, und die Wirkung dieses Lustspiels ist sich daher gleich geblieben. Der glückliche Stoff, die lebendige Einzelausführung, der Odem vollen Mitlebens des Dichters trugen dieses Künstlerstück über das Eintagsschicksal der meisten verwandten Versuche hinaus. Es fehlte wenig, so wäre Wilbrandt auf die Spezialität des Lustspiels, die seiner innersten Natur so gar nicht Genüge that, feierlich verwiesen worden. Ein paar spätere größere Lustspiele des Dichters „Die Wege des Glücks" und „Die Reise nach Riva" bestätigen das Verdikt der kritischen Geschwornen nicht, die in ihm einen ausschließlichen Lustspieldichter erkennen wollten.

Das erste größere dramatische Werk Wilbrandts, in dem sich seine volle Selbständigkeit erkennen ließ, war das historische Schauspiel „Der Graf von

Hammerstein.“ Ein Werk von sehr charakteristischem Gepräge, wichtig für Wilbrandts frühe innerliche Trennung von dem, was man (zum Teil mit Unrecht) als das unterscheidende Kennzeichen der poetischen Schule oder Gruppe betrachtete, der man ihn hinzurechnete. Tendenzlose Kunst galt als die Losung der Münchner. An der Erfindung und Durchführung dieses Schauspiels hatte aber die freiheitliche Gesinnung des Dichters entscheidenden Anteil. Das Recht des Herzens, der Persönlichkeit gegenüber harten, unduldbaren, angeblich heiligen Satzungen, der Konflikt, der aus dem Abschluß einer von der Kirche versagten Ehe erwächst, die unbeugsame Entschlossenheit des Gatten, bei dem erwählten Weibe auszuharren, sie zu schirmen, die im „Grafen von Hammerstein“ zur Empörung wider Kaiser und Reich wird, es waren lauter Lebenserscheinungen und leidenschaftliche Empfindungen, die ohne leidenschaftliche Kraftentfaltung des Dichters, ohne das „Einströmen innerer Mächtigkeit in den Stoff“ nicht verkörpert werden konnten. Freilich von der Weise der rhetorischen Tendenzdichter der jungdeutschen Periode stand die poetische und künstlerische Art Wilbrandts weit ab. Einem ganz äußerlichen Vorgang oder einer beliebigen Theaterfigur die freiheitliche Etikette aufzukleben, wäre dem Schüler Kleists unmöglich gewesen. In die Gegensätze des Dramas selbst, in die ganze Erfindung und Charakteristik mußte der leidenschaftliche Trotz wider die Knechtung des Lebens durch frevelhafte Willkür gelegt werden, der Gang der Handlung selbst zwingt die in der Menschenseele schlummernde dämonische Leidenschaft hervor. Und doch, so energisch der Dichter auch hier nach reiner Gestaltung strebte, so rund und beseelt die Gestalten des Grafen Otto von Hammerstein, seiner geliebten Irmgard von Andernach und ihres schlimmen Gegners, des Bischofs Meinwerk sind, dem alten Fluche, der an dieser Art von Stoffen haftet: das rhetorische Element unvermerkt und unwillkürlich mehr zu verbreitern, als es Charakteristik und Seelenenthüllung fordert, durch die fortgesetzte Wiederholung die Kraft des Motivs zu schwächen, ist auch Wilbrandt nicht ganz entgangen.

Mit den „Malern“ und dem „Grafen von Hammerstein“ faßte Wilbrandt Fuß auf den Brettern, soweit ein Dramatiker Fuß fassen kann, der dem Theater und dem Publikum etwas andres ansinnt, als das tolle Gelächter, das den blöden Schwank begleitet, und die „Sensation,“ die dem Ehebruchsdrama folgt. Eine Reise, die der Dichter in den Jahren 1864 und 1865 unternahm, hatte ihm mehrere Stoffe aus der römischen Geschichte, oder genauer aus der Geschichte des römischen Verfalls, der sterbenden Republik und der ersten Kaiserzeit vertraut gemacht, Zeiten, von denen der Dichter selbst meint, daß sie „die Gegensätze Edles und Schlechtes, Tugenden und Laster zu wunderbarer Höhe entwickelt und sie in unendlich anziehenden, rücksichtslos lebendigen Gestalten verkörpert, die gleichsam zu fragen scheinen: dramatische Dichter, wo seid ihr?“ An die Ausführung dieser Tragödienstoffe ging Wilbrandt

gleichwohl erst, nachdem er im Jahre 1871 von München nach Wien übergesiedelt war. Es würde eine der interessantesten Untersuchungen sein, die unternommen werden könnte, vergleichend zu prüfen, welche historischen Stoffe, namentlich welche Stoffe der römischen Geschichte in dem Odem und dem Lichte verschiedner Zeitstimmungen in den verschiednen Litteraturen bevorzugt worden sind. Kein Zweifel, daß allein die aus den Büchern des Tacitus stammenden Tragödien höchst charakteristische Unterschiede und Wandlungen verraten würden. Es ist möglich, daß nur subjektive Gründe Wilbrandt nach 1870 zur Gestaltung der schon fünf Jahre früher entworfnen Tragödien „Gajus Gracchus“ und „Arria und Messalina“ drängten. Viel wahrscheinlicher bleibt es doch, daß die schwüle Luft phantastisch schrankenloser und üppiger Genußsucht, die Atmosphäre der Machtgier um der Ausbeutung und des Genusses willen, die nach 1870 hereinbrach, diese Tragödien zeitigen half. Und vollends außer Zweifel ist es, daß der Dichter ein gewisses Makartsches Kolorit, das namentlich in dem letztgenannten Trauerspiel hervortrat, hier zum erstenmal aufwies. Die vorzüglichere, wenn auch nicht die erfolgreichere dieser Römertragödien war „Gajus Gracchus.“ Niemand hätte den Stoff fernliegend nennen dürfen. Im Spiegel römischer Geschichte ließen sich hier Zustände, Leidenschaften, Stimmungen, Handlungen und Konflikte dramatisch verkörpern, die in den letzten Jahrzehnten greifbare, hart andringende, wenn auch noch so unheimliche Wirklichkeit in der Gegenwart, in der deutschen Heimat geworden waren. Die Volkstribunen wuchsen naturgemäß auch bei uns aus dem Boden des Massenelends empor, die Verfechter ewiger, unveräußerlicher Rechte verwandelten sich auch bei uns in dem Kampfe mit der Übermacht entgegenstehender Überlieferungen und Gewohnheiten zu Demagogen. Kein Wunder, daß die Phantasie eines Dichters sich von der größten, menschlich edelsten, gewinnendsten und eben darum tragischsten Erscheinung dieser Art, von Gajus Gracchus, dem Rächer seines Bruders und dem erbarmungslosen Gegner der Optimaten, angezogen und gefesselt fühlte. Mächtiger und farbenreicher zugleich ließ sich das Stück Leben, das eben drohend heraufzog, nicht spiegeln, und trotz all seiner gelehrten Bildung war Wilbrandt frei genug, das unmittelbar Lebendige und Ergreifende in dem antiken Stoff zu schauen, keine dramatisirte Geschichtsstudie wie Freytags „Fabier,“ sondern ein Drama zu schaffen. In klar durchsichtigem Bau, in fester Charakteristik und mächtig gesteigerter Leidenschaft, ja selbst mit einem gewissen romanhaft-theatralischem Zusatz ein höchst wirksames Stück, gehört „Gajus Gracchus“ zu den zahlreichen neuern dramatischen Dichtungen, deren Wirkung hinter ihrem Verdienst zurückbleibt. Möglich, daß selbst diese Erfindung für das Urteil unter die stilgerechten Römertragödien fiel, möglich auch, daß das tragische Pathos der Gracchentragödie zu früh kam, noch hatten wenige den schweren, wuchtigen Ernst der sozialen Frage begriffen. Am wahrscheinlichsten doch, daß das Trauerspiel in Versen auf den Widerstand

traf, den die moderne Bildung dem Adel der gebundnen Rede überhaupt entgegensetzt. Zwischen den Anschauungen Gustav Freytags und denen Dührings ist ein gewaltiger Abstand, aber wenn der erste sagt, daß die Schönheit des Verses lediglich der Schönheit der Kindesformen gleiche, und der andre offenbart, daß es Zeit sei, dem ganzen kindischen Spiel der Poesie ein Ende zu machen, so sieht man bald, wo der Treffpunkt dieser Anschauungen liegt.

„Arria und Messalina“ wurde der „große Erfolg“ Wilbrandts. Die Anlage dieser Tragödie war so tief ernst, das farbenstrotzende Sittenbild Roms aus dem ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung so getreu, daß, trotz der naheliegenden Nutzanwendung auf die eignen Tage, auch dieses Drama als akademisch hätte verschrieen werden können. Daß es nicht geschah, kam dem Dichter doch nicht eigentlich zu gute. Wilbrandt hatte in den Gestalten der Arria und Messalina die beiden äußersten Pole der Weiblichkeit, in Arria die Matrone in der schönsten Bedeutung des Wortes und in Messalina die Hetäre, die erste im ganzen Stolz ihrer Frauen- und Mutterwürde, die andre im mänadischen Sinnenrausch einander gegenübergestellt. Und seine eigentlich tragische Erfindung war die, daß nun Markus, der Sohn der Arria, dem dämonischen Zauber der üppigen Kaiserin verfällt und erliegt und sich nur durch freiwilligen Tod dieser Verstrickung entwinden kann. Mit Recht sagt Wilbrandt: „Was will die Tragödie? Ihren Helden durch den Untergang von einem Übel befreien, das so übermächtig, so unerträglich ist, daß ihn der Tod beglückt. Diesen tragischen, tötlichen, letzten Rausch des Glücks, der die höchste Kraft der Menschenseele entfesselt, wie können wir ihn mit dem Helden fühlen, wenn wir nicht den Feind, der die Möglichkeit seines Daseins aufhebt, in seiner ganzen vernichtenden Gewalt gesehen, empfunden und begriffen haben?“ Und gewiß ist, daß, je gewaltiger der Glutstrom des Lebens die Erscheinung Messalinas durchleuchtet, es um so verständlicher wird, daß diese Frau auch in der Brust eines reinen Menschen eine wilde Flamme entzünden kann. Wäre es dem Dichter gelungen, Teilnahme und Spannung auf Gestalt und Schicksal des Markus zu konzentriren, so würde die von ihm beabsichtigte reine Wirkung vollständig erreicht sein. Aber sein Mißgeschick wollte, daß die Gestalt der Messalina ins Übermächtige wuchs, daß die Zeitstimmung in dem phantasievollen Drama nur eine Hetärentragödie sah und empfand. Wohl war es ein schnödes Bonmot eines geistvollen Künstlers, daß Wilbrandt zur Arria leider kein lebendiges Modell, zur Messalina nur zu viele gefunden habe. Dennoch ist es unleugbar, daß in der Darstellung die Tragödie auf eine Glorifizirung des wilden Lebensdranges und Sinnenrausches hinauslief, daß die moderne Lebensstimmung der herben Sittlichkeit der Arria ohne Sympathie gegenüberstand und zu dem Opfertode des Markus ungläubig lächelte. Was „Arria und Messalina“ über das Schicksal „akademischer“ Trauerspiele hinaushob, war nicht die ideale Gesinnung des Hauses der Arria, sondern die virtuose Wiedergabe des un-

gezügelten lechzenden Lebensverlangens, des heißen Blutes und der Genußgier, die das Dasein bis auf die Schale auspressen will, in der Gestalt der Messalina.

Von gleichem Geiste, von gleichem Widerspruch zwischen der dichterischen Absicht und der farbenlodernden Schilderung unersättlicher Lebensgier und größenwahnsinniger Ichsucht zeigt sich auch die dritte der Wilbrandtschen Römertragödien „Nero“ (1875) erfüllt. Hier ließ sich nicht verkennen, daß die dramatische Verkörperung des Cäsarenwahns, der phantastischen Tyrannei, trotz der hundert vertrauten Züge der unmittelbarsten Gegenwart, die aus dem Bilde herausschauen, für uns etwas fremdartiges behielt. Die ungeheuern Dimensionen des auf Tacitus beruhenden Geschichtsdramas muteten die Menschen unsrer Tage rätselvoll an; man glaubte zu wissen, daß neronischer Trotz, neronische Eitelkeit auf neuern Thronen weder die blinde Unterstützung von Prätorianergarden, noch die riesigen materiellen Mittel zur Verfügung finden würde, die einem Nero zu Gebote standen. Ob der Dichter hier nicht dennoch ein Prophet künftiger Dinge und seinen nüchtern rechnenden Kritikern überlegen war, müssen wir beiseite lassen; es wäre eben auch eine Untersuchung für sich, wie stark neben dem Leben des Tages die Ahnung künftiger Dinge das dichterische Bild vergangner Zeiten und Menschen beleben kann. Auf alle Fälle war der „Nero“ ein vergeblicher Versuch, die Wirkung von „Arria und Messalina“ zu wiederholen oder gar zu überbieten.

Keinem schärfer blickenden Prüfer litterarischer Wandlungen und geistiger Strömungen ist es entgangen, daß gegen den Ausgang der sechziger, den Anfang der siebziger Jahre die Münchner im allgemeinen einen gelegentlichen Zug zu Erfindungen, Gestalten und Künsten verrieten, die der Decadence angehörten oder zuneigten und zum Teil aus französischen Vorbildern und Anregungen stammten. In „Arria und Messalina“ wie in „Nero“ zahlte auch Wilbrandt dieser Neigung seinen Tribut, aber der tiefe Ernst seines Wesens sorgte dafür, daß es ein vorübergehender blieb. Die ganze Reihe seiner nächsten Dichtungen widerlegte die Folgerungen, die man aus den Römertrauerspielen zu ziehen versuchte. Immerhin blieb es bemerkenswert, daß der Dichter um diese Zeit zu dem Bewußtsein kam, daß er auf dem Wege bloßer anmutiger Neugestaltung längst vorhandner poetischer Motive und feinern Formgefühls zur Entfaltung seines innersten Wesens nicht gelangen könne und einigermaßen unruhig vorwärtsstrebte, um ganz frei, ganz er selbst zu werden, dem Worte treu: „Wie Tau und Sonnenschein fallen stille Schicksale, zarte Neigungen, tiefe Leidenschaften in unsre wachsende Seele, nähren, formen, entfalten sie, führen sie hierhin und dorthin.“

(Schluß folgt)

Der rechtliche Schutz der Baukunst

Auf dem im September 1895 in Dresden abgehaltenen siebzehnten Kongreß des Internationalen Verbandes zum Schutze des Urheberrechts an Werken des Schrifttums und der Kunst ist eine Angelegenheit zwar gestreift, aber schließlich von der Beratung abgesetzt worden, in der schwerlich schon das letzte Wort gesprochen ist. Es handelt sich um die Frage, ob es gerechtfertigt ist, daß die Gesetzgebung und die internationalen Verträge den Schutz, den sie gegenwärtig fast allen selbständigen Bethätigungen des menschlichen Geistes gewähren oder doch zugänglich machen, der Baukunst versagen, und ob es nicht vielmehr der Gerechtigkeit und Billigkeit entspricht, auch dem Baukünstler die ausschließliche Verfügung über das Erzeugnis seiner schöpferischen Thätigkeit zu sichern.

Es ist wirklich auffällig, wie die Baukunst in dieser Hinsicht durch das frühere und das geltende Recht vernachlässigt worden ist. Allerdings ist der Gedanke, einer Person die ausschließliche Herrschaft über unkörperliche Güter in der Art einzuräumen, wie das Eigentumsrecht die Verfügungsgewalt über greifbare Dinge der Außenwelt gewährleistet, noch nicht sehr alt und ist vor der Erfindung der Buchdruckerkunst innerhalb und, soviel bekannt, auch außerhalb des deutschen Reiches nie aufgetreten. Erst nachdem Venedig gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit einem Nachdruckverbot vorgegangen war, sind seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von der Reichsgesetzgebung Strafandrohungen gegen unbefugten Nachdruck und den Verkauf nachgedruckter Werke erlassen worden. Während aber diese ältesten Rechtssätze noch die Beeinträchtigung des Urhebers eines Schriftwerkes in der wirtschaftlichen Ausbeutung seines Erzeugnisses durch ein ihm von dem Kaiser verliehenes Privileg zu heben suchten, begannen schon die Reichs- und Landesgesetze, den Nachdruck privilegirter Werke und zum Teil auch nicht privilegirter Werke inländischer Verfasser ganz allgemein zu untersagen, bis am Schluß des vorigen Jahrhunderts das preußische Landrecht diese Vorschrift wenigstens unter gewissen Voraussetzungen auch auf die ausländischen Schriftsteller ausgedehnt hat.

Auch in Bezug auf den Schutz von Kunstwerken ist das preußische Landrecht der Vorläufer der deutschen Gesetzgebungen gewesen, indem es die Nachahmung und Veräußerung der Werke von Künstlern der Berliner Akademie, die von ihr als Kunstwerke anerkannt waren, mit einer geringfügigen Geld-

strafe bedroht hat. Einigermaßen brauchbare Bestimmungen sind aber auch für Preußen erst 1837 in der Gestalt eines besondern Gesetzes über den Schutz des Eigentums an Werken der Wissenschaft und Kunst gegen Nachdruck und Nachbildung erschienen und haben dann nicht nur zu mehrfachen Bundesbeschlüssen Anlaß gegeben, sondern auch eine Anzahl von deutschen Einzelstaaten, z. B. in den Jahren 1844 und 1865 Sachsen und Baiern bewogen, den einschlägigen Stoff ausführlich in gesetzlicher Weise zu ordnen.

Mit der Auffassung, daß der Genuß einer Erfindung vor allem dem Erfinder gebühre, gleichviel, ob er durch wissenschaftliche Forschung oder plötzliche Eingebung zu ihr gelangt sei, hat man sich in England schon vor mehr als dreihundert Jahren vertraut gemacht und einzelne Patente erteilt, 1623 aber durch ein allgemeines Statut den Erfindern überhaupt ein zeitlich begrenztes Vorrecht auf die Verwertung ihrer Erfindung gesichert. War aber ein solcher Vorteil einmal den Erfindern, also denen bewilligt worden, die ein neues oder bekanntes Ergebnis durch ein bis dahin nicht ermitteltes Verfahren erreichten, so lag es nahe, dieselbe Vergünstigung den Verfertigern neuer Vorbilder für die Form von gewerblichen Erzeugnissen zu gewähren; daher sind einzelne Maßregeln zum Schutz gewerblicher Muster und Modelle in Frankreich und England schon von 1787 an anzutreffen, die später mannichfach ergänzt worden sind.

Die deutsche Gesetzgebung, der es zu danken ist, daß uns sichere Kunde über Nachdrucksprozesse erhalten ist, die sich im sechzehnten Jahrhundert abgespielt haben, hat ihre Fürsorge dem Urheberrechte auf dem Gebiete des Gewerbfleißes nur zögernd angedeihen lassen. Die ersten Versuche zum Schutz des sogenannten Eigentums an Erfindungen lassen sich nicht weiter als bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts zurückverfolgen, und das in Bezug auf Muster und Modelle jetzt geltende Recht hat sein einziges deutsches Vorbild in Österreich zu suchen.

Was den gegenwärtigen Zustand betrifft, so ist auf Grund der in den Jahren 1870 bis 1877 ergangnen Gesetze der Urheber eines Schriftwerkes allein berechtigt, sein Arbeitserzeugnis mechanisch oder, wenn es eine musikalische Komposition ist, auf irgend eine Weise zu vervielfältigen; dieselbe Regel erleidet Anwendung auf geographische, topographische, naturwissenschaftliche, architektonische, technische und ähnliche Zeichnungen und Abbildungen. Dramatische, musikalische oder dramatisch-musikalische Werke dürfen ohne Genehmigung des Urhebers nicht einmal öffentlich aufgeführt werden, und Verfasser und Komponisten genießen sogar Schutz gegen die Ausnutzung der Vorgänge ihres innern Lebens, ehe sie noch von ihnen in Buchstaben- oder Notenschrift festgelegt sind; denn Vorträge, die zu Erbauungs-, Belehrungs- oder Unterhaltungszwecken in Worten oder Tönen veranstaltet worden sind, dürfen nur gedruckt werden, wenn es der Urheber erlaubt hat. Ebenso ruht die

Befugnis, ein Werk der bildenden Kunst überhaupt oder ein durch Photographie hergestelltes Werk auf mechanischem Wege ganz oder teilweise nachzubilden, nur in der Hand des Urhebers oder des Verfertigers der photographischen Aufnahme, und weiter steht das Recht der Nachahmung von gewerblichen Mustern oder Modellen ausschließlich dem Erzeuger zu, während der Erfinder (der übrigens gleich dem Verfasser eines Musters oder Modells den Anspruch auf gesetzlichen Schutz durch Anmeldung seines Vorrechts geltend machen muß) verhindern kann, daß der Gegenstand seiner Erfindung gewerbsmäßig gearbeitet, in Verkehr gebracht oder feilgehalten werde. Endlich mag der Vollständigkeit halber noch erwähnt sein, daß Kaufleute über die Handelsfirma, die sie sich beigelegt, und Gewerbtreibende über das Zeichen, daß sie zur Unterscheidung ihrer Waren gewählt haben, eine dem Urheberrecht ähnliche Verfügungsgewalt besitzen und jeden andern zwingen können, die Führung der Firma oder der Marke, die sie für sich ausgesucht und angemeldet haben, zu unterlassen.

Ich will hier nicht die rechtliche Natur des Urheberrechts erörtern. Die Lehre von der ausschließlichen Herrschaft des Urhebers über sein Werk ist so umstritten, wie wenige andre, und zwischen den äußersten Richtungen, deren Verteidiger das Urheberrecht sich entweder in seinem wirtschaftlichen Werte erschöpfen lassen oder es zu einer ganz unbestimmten Klasse von allgemein menschlichen Rechten zählen, bei denen auch Rechte der Gemeinschaft in Frage kämen, das Werk als eine Offenbarung des persönlichen Geistes ansehen und mittels eines dunkeln Rechts auf geistige Erzeugungsfähigkeit nach einer Erklärung suchen, giebt es zahlreiche Vermittler, die von monopolisirten Gewerberechten handeln und die irreleitende Bezeichnung des geistigen Eigentums eingeführt haben. Nach bestehendem Rechte ist das Urheberrecht zweifellos nicht mehr ein bloßes Vermögensrecht, da der Verfasser von Schriftwerken und musikalischen Kompositionen, der Verfertiger von Photographien, Mustern und Modellen, der Erfinder, sowie der Inhaber einer Firma oder Marke ein Verbietungsrecht haben und geschützt werden ohne Rücksicht darauf, ob sie eine Vermögenseinbuße erlitten haben oder ihnen eine droht; insbesondre sind Fälle, wo der Urheber eines geistigen Erzeugnisses, z. B. eines Vortrags, nur die Genugthuung haben will, erhebend und bildend auf andre einzuwirken, nicht allzu selten, und es sind recht gut Verhältnisse denkbar, wo der ihm durch Nachdruck oder Nachahmung zugefügte Schaden in Geld gar nicht schätzbar ist, weil er vielleicht sein Werk vor der Veröffentlichung zu verändern oder zu verbessern wünschte und durch sein Bekanntwerden in der ursprünglichen Form nun in seinem Rufe beeinträchtigt ist. Man darf sich deshalb mit der Gewißheit begnügen, daß die Ausgestaltung der unbeschränkten Verfügungsmacht des Urhebers über die von ihm in irgend einer Weise geäußerten Vorstellungen nach der Anschauung des deutschen Volks und der Überzeugung seines Gesetz-

gebers durch die Umstände und das Bedürfnis innerlich und durch das Gesetz selbst äußerlich gerechtfertigt ist. Namentlich wird daran dadurch nichts geändert, daß dieser Gedanke nicht als fertiger Grundsatz, sondern nach und nach zu Tage getreten ist, und ein Erschrecken vor der Formel: der Nachdruck usw. ist verboten, weil er verboten ist, würde, wie Gerber sagt, nur einen bedauerlichen Mangel von Verständnis zeigen.

Wer annehmen wollte, daß eine triftige Veranlassung vorgelegen hätte oder noch vorläge, die Baukunst nicht von diesem deutschrechtlichen Gesichtspunkte aus zu behandeln, sondern durch § 3 des Gesetzes über das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste vom 3. Januar 1876 anzuordnen: „Auf die Baukunst findet das gegenwärtige Gesetz keine Anwendung," würde sehr enttäuscht werden. Was die Motive des Entwurfs zu der erwähnten Bestimmung angeht, in denen man über die Beweggründe des Verfassers in erster Linie Aufschluß zu suchen hat, so begnügen sich diese mit der Versicherung, es würde zu weit gehen, wenn das Gesetz verbieten wollte, daß ein fertiges Bauwerk nicht abgezeichnet oder gar von einem Architekten nicht ein gleiches Bauwerk aufgeführt werden dürfe. In der (mit der Vorberatung der Regierungsvorlage befaßten damaligen zehnten) Kommission des Reichstags ist die Dürftigkeit dieser Rechtfertigung nicht verkannt worden. Die Aufnahme des § 3 in das Gesetz hat nach dem Bericht „einigen Widerspruch" erfahren. Es ist beantragt worden, die Worte „in der Regel" einzuschieben, doch ist dieses Verlangen wegen seiner Ungenauigkeit mit Recht abgelehnt worden. Man hat sodann hervorgehoben, bei dem Bau einer Kirche, eines Palastes, einer Villa usw. wären die Ausgaben für den Architekten nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Gesamtausgaben; mithin werde der Unternehmer so kostspieliger Bauten sich lieber an den Erfinder schöner Pläne, als an die Nachahmer wenden. Und schließlich ist, nachdem der Regierungsvertreter noch mitgeteilt hatte, es wären 1570 Sachverständige, unter denen sich auch Architekten befunden hätten, befragt worden, und diese hätten keinen Wert auf den Schutz der Baukunst gelegt, § 3 von der Kommission und ihrem Berichte gemäß vom Reichstage angenommen worden.

Aber die Begründung, die die Kommission ihrer Entschließung gegeben hat, hat nichts überzeugendes. Erstens ist es durchaus nicht immer wahr, daß das Honorar des Künstlers im Vergleich zu den Kosten des Baues nicht in Betracht komme; man denke z. B. an einen Brunnen, ein Grabmonument und ähnliches. Sodann aber wird auch der Besteller einer Kirche oder einer Villa, deren Errichtung mit großen Unkosten verknüpft ist, möglichst nach Ersparnis streben, also ein Königsberger Bauherr dem Münchner Urheber eines Planes gewiß den Nachbildner vorziehen, der an Ort und Stelle zu erlangen ist. Vollständig verfehlt ist es, wenn sich der Gesetzgeber auf ein gewisses Anstandsgefühl verläßt und der Achtung und Geneigtheit, die seiner Ansicht

nach bei den Unternehmern über billige Anforderungen des geistigen Urhebers von Bauwerken herrscht, die Möglichkeit ausschließlicher wirtschaftlicher Ausbeutung des Erzeugnisses anheimgiebt. Wäre es sicher, daß die dabei vorausgesetzte Empfindung allgemein verbreitet oder auch nur den meisten bemerkbar wäre, so könnten viele Gesetze aufgehoben werden; insbesondre würde es überflüssig sein, Erzeugnisse der bildenden Künste zu schützen, die, wie Tafelaufsätze in Edelmetall oder in Elfenbein oder selbst Marmor, also in einem Stoff hergestellt sind, der den Kosten gegenüber nicht lediglich als Träger der geistigen Form in Betracht kommt.

Aber auch eine Durchsicht der wissenschaftlichen Erörterungen des Gegenstandes und des einschlagenden Gesetzes führt zu keinem bessern Ergebnis. Mandry, Klostermann, Wächter, Kohler, Scheele, Katz — alle begnügen sich, wenn sie nicht das Gesetz geradezu tadeln, mit einer Umschreibung der Gebiete, die der Bildhauerei und der Baukunst angehören; nicht ein einziger versucht den Nachweis, daß jener § 3 in den Unterscheidungsmerkmalen beider eine Stütze finde. In Wirklichkeit ist selbst die Begriffsbestimmung eines Bauwerks nur eine erdachte und hält oft vor der Erfahrung nicht Stand, sondern läßt Zweifel, ob nicht gewisse plastische Werke der Baukunst zuzurechnen seien.

Allerdings ist es richtig, daß die Bildhauerei die Begriffe von Dingen, wie sie in der Natur vorkommen können, vorführt, die Baukunst dagegen die Begriffe von Dingen, die ausschließlich durch Kunst möglich sind und einer willkürlichen Aufgabe dienen sollen, zur Erfüllung dieses Zweckes darstellt (Kant), und es mag die Bildnerei deshalb im Gegensatz zur Baukunst die Kunst der individuellen, die Baukunst, weil sie die natürlichen Erscheinungen nur verwendet, so weit sie nicht auf freier Erfindung beruht, die Kunst der allgemeinen Form genannt werden (Schlegel). Aber ganz abgesehen davon, daß es im einzelnen Falle äußerst fraglich sein kann und nur vom technisch-ästhetischen Standpunkt zu entscheiden ist, ob ein Werk wie ein Ehrenbogen, ein Obelisk der Baukunst angehört (Vischer), bietet diese Verschiedenheit doch gewiß nicht den geringsten Anlaß, den Erzeugnissen der Baukunst, denen sonach in höherm Grade die persönliche Art des Schöpfers innewohnen müßte, die Vorteile, die andern plastischen Gebilden geboten werden, zu verweigern. Ebensowenig ist eine Ausnahmestellung der Baukunst damit zu rechtfertigen, daß man sagt, bei den Bauwerken überwiege die materielle Produktion und die mechanische Ausführung bedeutend die geistige Konzeption (Klostermann); die Baukunst sei insofern unselbständig, als sie sich nach den Verhältnissen des Grundstücks und der Umgebung zu richten, die jedesmal vorgeschriebnen, innern Räume zu umschließen habe (Mandry), und in der Ausführung von den im Gesetz der Schwere gegebnen struktiven Bedingungen abhängig sei (Scheele); endlich: die Bauwerke seien schon ihrer Natur nach öffentlich und für die Öffentlichkeit bestimmt (Grundsatz des dänischen Gesetzes vom 31. März 1864).

Zum Teil treffen diese Umstände, die wohl geeignet sind, die Grenze zwischen Bauwerken und Erzeugnissen der Plastik darzuthun, mehr oder weniger dort wie hier zu. Denn bei jeder künstlerischen Thätigkeit, die Körper aus nachgiebigen Massen gestaltet, kann der innere Wert oder der Preis der Herstellung oder der zu ihr erforderliche Zeitraum die Aufwendung übersteigen, die die Erfindung beansprucht; bei jeder solchen Arbeit hat der Künstler die künftige Verwendung des Werkes, auch wenn es bloß auf das Empfinden und die Vorstellung Eindruck machen soll, im Auge zu behalten und die Gesetze der Statik müssen notwendig und ausnahmslos berücksichtigt werden; so sind Friese und Karyatiden, bei deren Bildung dem Künstler nach Form und Inhalt Schranken gezogen werden, Holzschnitzereien und Erzgüsse, die vielfach den gewöhnlichsten Gebrauchszwecken nachgehen und fabrikmäßig verfertigt werden, Gemmen und Kameen, die des Stoffes und der Ausarbeitung halber ihre Würdigung erfahren, nach bestehendem Rechte geschützt oder doch (als gewerbliche Muster) des Schutzes fähig, und selbst die eigentlichen Skulpturen sind in nicht geringer Anzahl in dem erwähnten Sinne öffentlich und würden in diesen und andern Fällen kaum gelingen, wenn dem Künstler Ort und Art der Aufstellung nicht von Anfang ab vorgeschwebt hätten. Andrerseits beweisen gerade die erörterten Thatsachen, daß eine gleichmäßige gesetzgeberische Behandlung aller bildenden Künste der Gerechtigkeit und Billigkeit entspräche. Hinsichtlich eines Buches, einer Erfindung oder einer Bildsäule, die der allgemeinen Kenntnis oder Anschauung preisgegeben wird, könnte vielleicht angenommen werden, daß der Urheber mit der Veröffentlichung, zu der er sich freiwillig entschließt, einen Verzicht auf die Befugnis der alleinigen Ausbeutung seines Werkes erkläre. Bei einer Baulichkeit, deren Außen- oder Stirnseite ihrer Natur nach den fremden Blicken nicht verwehrt bleiben kann, fehlt einem solchen Schluß die Folgerichtigkeit; eben in der Notwendigkeit der öffentlichen Preisgebung liegt das Bedürfnis nach Schutz, und es verbietet daher § 6 des angeführten Gesetzes wenigstens in gewissem Umfange die Nachbildung von (nicht der Baukunst zuzuzählenden) Werken der bildenden Kunst, die auf und an Straßen oder öffentlichen Plätzen dauernd angebracht sind. Was aber die angebliche Unselbständigkeit der Baukunst und ihre Abhängigkeit von dem jedesmaligen Zweck der Gebäude angeht, so hat eine Gesetzgebung, die ihre Fürsorge auf Bilderbogen, Hintertreppenromane, Schnupftücher, Tanzmusik, Tabakpfeifen und Tischreden erstreckt, sicherlich keine Ursache, aus einem solchen Grunde die Architektur zu vernachlässigen oder sie auch nur deshalb aus den bildenden Künsten auszuscheiden, weil diese ihrem Begriffe nach eine Idee ausdrücken oder die reine Erkenntnis fördern sollen. Wäre jedes Bauwerk das einfache Ergebnis seiner Bestimmung, des Grundstücks, der Umgebung und der bereitstehenden Mittel, so würde die Gewährung von Gesetzesschutz niemanden beeinträchtigen; dagegen würde seine Entziehung eine Härte sein, wenn das

Gegenteil wahr wäre. Nun kann unmöglich behauptet werden, daß die üblichen Fabrikgebäude und die durchschnittlichen städtischen Miethäuser auch nur die niedrigsten künstlerischen Ansprüche befriedigten; da sie aber lediglich den Eindruck von Kapitalanlagen machen, und bei ihrer Betrachtung eine von ihrer Aufgabe verschiedne angenehme Vorstellung oder Empfindung nicht erregt wird, so ist es klar, daß ein Mangel vorhanden ist. Und in Wirklichkeit ist man soweit davon entfernt, keine künstlerischen Anforderungen an ein Bauwerk zu stellen, daß man diese sogar in Bezug auf seine besondre Zweckbestimmung erfüllt zu sehen wünscht. Denn es wird erstens verlangt, daß weder der Schwere, noch der Starrheit des Gesteins nachgegeben, sondern der Kampf zwischen beiden Kräften verlängert und auf erzwungnen, aber augenfälligen Umwegen beendet werde, daß die Stelle, Größe und Form jedes einzelnen Bestandteils für das Ganze notwendig und nicht überflüssig oder willkürlich erscheine, und daß die Wirkungen der äußern Beleuchtung, der Himmelsgegenden und des Hintergrundes nicht außer Acht gelassen werden. Zugleich hat aber der Baukünstler, weil sein Werk andern, der Kunst selbst fremden, nützlichen Zwecken dienen soll, die weitere Aufgabe, die Grundsätze der reinen Kunst dem fremdartigen Zwecke zwar unterzuordnen, sie aber doch durchzusetzen, indem er sie auf mannichfache Weise der willkürlichen Bestimmung anpaßt, ihnen z. B. in einem mildern Klima freiern Spielraum läßt als in einem rauhen, und richtig beurteilt, welcherlei ästhetisch-architektonische Schönheit sich mit einem Tempel und welche sich mit einem Zeughaus verträgt (Schopenhauer). Endlich aber ist es ratsam, daran zu erinnern, daß auch in allen eigentlichen Künsten dennoch etwas Zwangsmäßiges, ein Mechanismus, erforderlich ist, ohne den der Geist, der in der Kunst frei sein muß und allein das Werk belebt, gar keinen Körper haben und gänzlich verdunsten würde (Kant).

Bei dieser Sachlage ein Gewicht auf die Auslassungen der 1870 befragten Sachverständigen zu legen, unter denen auch Architekten gewesen sein sollen, erscheint doch mindestens gewagt. Ganz verfehlt ist es aber, wenn dieselbe Gesetzgebung, die es erlaubt, jedes Bauwerk in derselben Kunstform nachzubilden und architektonische (sowie technische) Zeichnungen wiederzugeben, das Recht zur mechanischen Vervielfältigung derartiger Zeichnungen dem Urheber oder dem, an den es der Urheber überträgt, ausschließlich vorbehält. Der Verfasser von Bauplänen denkt in erster Linie an deren Ausführung, nicht an buchhändlerische Verwertung und würde auf den Schutz, den er jetzt genießt, und der meist doch nur seinem etwaigen Verleger zu gute kommt, verzichten können, wenn er nicht Gefahr liefe, daß sein geistiges Erzeugnis von andern auf dem Gebiete ausgebeutet wird, auf dem allein die Möglichkeit für ihn besteht, einen wesentlichen Nutzen aus seiner Schöpfung zu ziehen.

Daß aber gegen den völligen Ausbau des richtigen Grundsatzes der neuern

deutschen Gesetzgebung in der hier behandelten Richtung weder aus Rücksichten auf das allgemeine Wohl, noch wegen seiner Ausführbarkeit Bedenken obwalten, zeigt außer Dänemark, Italien und Rußland insbesondre Frankreich. Denn nach einer einhundertjährigen Giltigkeitsdauer des Gesetzes vom 19. Juli 1793, das dem Urheber d'un ouvrage de littérature ou de gravure ou de toute autre production de l'esprit ou de génie qui appartiennent aux beaux arts eine ausschließliche Verfügungsgewalt über sein Werk einräumt, und das nach gleichmäßigem Gerichtsgebrauch jederzeit auch auf die Baukunst angewendet worden ist, trifft der neuerdings ausgearbeitete, allerdings noch nicht zum Gesetz gewordne Entwurf in diesem Punkte keine Änderung. Diese Erscheinung spricht aber bei der anerkannten Vorzüglichkeit und Weitsichtigkeit der französischen Gesetzgebung nicht nur dafür, daß schädliche Wirkungen des dem baukünstlerischen Urheberrecht gewährten Schutzes nicht wahrgenommen worden sind, sondern legt auch die Vermutung nahe, daß die erwähnte Vorschrift das Streben der Architekten nach eigentümlicher Lösung der ihnen gestellten Aufgaben angeregt und erhöht, damit aber die Baukunst selbst gefördert hat. Wenn jetzt in Deutschland gesagt werden darf, Kirchen bauen, heiße bei uns, die schönsten Gestaltungen des Mittelalters zu einer guten Gruppe zusammentragen, Otzen, der beschäftigtste deutsche Kirchenbaumeister, habe das dem Kongreß für protestantischen Kirchenbau in einem längern Vortrage klar gemacht (Gurlitt), oder der Durchschnittsarchitekt von heute glaube, eine hohe Stufe erreicht zu haben, wenn er die antiken griechischen und römischen Formen der Architektur kenne und sie, schablonisirt, passend und unpassend, für seine Bauten verbrauche (Begas), so würde es ungerecht sein, die Schuld an diesem übeln Zustande den Baukünstlern aufbürden und seine letzte Ursache in einem Mangel an Fähigkeit oder Fleiß finden zu wollen. Auch der wahre Künstler, der aus innerm Drange schafft, wird früher oder später erlahmen, wenn er fortwährend zusehen muß, wie andre den ihm zukommenden Ruhm genießen und den klingenden Lohn für seine Werke davontragen. Eine unzweideutige Zerstörung oder Widerlegung der Ansicht, daß es eine nennenswerte Anzahl von Architekten gebe, die den Schutz der Baukunst für überflüssig halten, würde daher nicht bloß den wirtschaftlichen Verhältnissen der Urheber zweckmäßiger Arbeiterwohnungen und billiger Landhäuser, sondern auch zugleich der Baukunst selbst zum Nutzen gereichen und auf diesem Wege mittelbar die Annehmlichkeit des Lebens, also das Wohl der Allgemeinheit fördern.

Der zerstreute Storch

Ein Aprilmärchen

Bitte, zu Tisch! sagte die Störchin zu ihrem Manne.

Aber der Storch schien diese Aufforderung gar nicht gehört zu haben, denn er war in ein großes, altes Lotosblättermanuskript vertieft, in das er mit sehr gelehrter Miene hineinblickte.

Hast du nicht gehört, Alterchen? Bitte, zum Mittagessen! wiederholte seine Frau etwas lauter und energischer. Dann trat sie an ihn heran, streichelte ihm zärtlich den roten Schnabel mit ihrem weichen Flügel und sagte: Nachher mußt du dir wirklich etwas Ruhe gönnen und ein Mittagsschläfchen machen. Den ganzen Morgen hast du nachgedacht, das strengt doch an! Du siehst ganz angegriffen aus!

Sie sah ihn mit liebevoller Besorgnis von der Seite an und setzte ihm dann eine delikate Froschkarbonade vor und einen in Sumpfwasser marinirten Aal, sein Leibgericht, denn sie war schlau wie alle Frauen und wußte, daß die Männer stets besonders guter Laune werden, wenn sie gut zu essen bekommen.

Und wirklich, sie hatte sich auch nicht getäuscht, denn nachdem der Storch gegessen hatte, klapperte er behaglich, zog ein Bein in die Höhe und machte einen kurzen Hals. Da wußte seine Frau, daß er auf einem guten Fuß mit ihr stand, und daß sie es wohl wagen konnte, zu reden, wie ihr der Schnabel gewachsen war.

Liebes Männchen, soll ich dir noch den Schlafrock und die Pantoffeln bringen, bis du den Frack anziehst? fragte sie heuchlerisch.

Ich, Frack? Um Gottes willen! Wieso Frack? rief der Storch, riß die Augen vor Schreck weit auf und schüttelte sich, wie die meisten Männer, wenn sie an dieses Kleidungsstück nur denken.

Aber lieber Mann, sagte Frau Storch mit überlegner Sanftmut, man könnte wirklich glauben, du wärest ein Philister geworden. Du scheinst über dem Studiren ganz deinen eigentlichen Beruf zu vergessen! Wozu hast du denn dein gutes Renommee, wenn du es nicht ausnutzen willst? Wer etwas bedeuten will, muß unter Menschen gehen und sich fortwährend bemerkbar machen. Klappern gehört nun einmal zum Handwerk.

Na Alte, daß du wieder etwas im Schilbe führtest, ahnte mir schon längst bei deiner unheimlichen Liebenswürdigkeit, sagte der Storch mit gutmütigem Spott. Auch kann ich mir schon denken, worauf du mich wieder hetzen willst. Daß euch Weiber doch der Ehrgeiz nicht schlafen läßt! Aber komm nur zur Sache und zieh deinen Frosch raus, ich meine, drücke dich deutlicher aus.

Wenn du es denn durchaus haben willst, sagte die Störchin, so will ich mich ordentlich aussprechen. Wir sind nun schon seit Ende März hier, und du warst noch nicht ein einzigesmal am Zikonienteich, ja du scheinst das junge Ehepaar in deinem Revier noch gar nicht bemerkt zu haben, dieses junge, hübsche, allerliebste Ehepaar, dem du doch jetzt durchaus etwas bringen mußt.

Dacht ich mirs doch! rief der Storch in komischer Verzweiflung; und damit kommt sie mir nun gerade jetzt, gerade heute, wo ich im Antimalthusianerverein meinen Vortrag halten will! Aber ihr Weiber habt es weg, einem die schönsten Ideen zu verscheuchen! Wenn ihr nicht wäret, dann wäre die Welt um viele herrliche Gedanken reicher, die nun durch euer lächerliches Geplapper verloren gehen auf Nimmerwiederfinden!

Mäßige dich, lieber Adebar! sagte die Störchin mit kalter Vornehmheit. — Sie nannte ihren Mann nur beim Vornamen, wenn sie ihm zeigen wollte, daß sie sich beleidigt fühlte. — Es thut mir leid, daß du noch immer nicht erkannt hast, wie sehr ich um dein Wohl und dein Fortkommen besorgt bin. Du nennst dich Antimalthusianer; da müßtest du doch in der praktischen Ausführung deiner Grundsätze deine wichtigste Aufgabe sehen und nicht über der grauen Theorie deinen Beruf so unverantwortlich vernachlässigen. Mit der schönen Idee allein kommt man heutzutage nicht weit, wie du an dem Mortalitätsstatistiker, dem alten, grämlichen Professor Uhu sehen kannst, den keine Frau in seinen großartigen Gedanken stört, und der trotzdem gehaßt und sogar gefürchtet ist, während du allgemeine Achtung und Liebe genießest.

Das bildest du dir nur ein, liebe Frau, wehrte der Storch geschmeichelt ab. Ich weiß davon ein Lied zu singen, meine Sozialpolitik hat mir schon oft Undank gebracht.

Du übertreibst, lieber Mann, ich habe nur das Gegenteil bemerkt, antwortete sie. Und wenn du dich jetzt wieder davon überzeugen willst, so folge meinem Rat, ziehe deinen Frack an und mache den notwendigen Besuch. Es ist ja gar nicht nötig, daß du dich lange aufhältst. Zu deinem Vortrage bist du längst wieder zurück, du kannst ihn dann in dem wohlthuenden Gefühl halten, deine Pflicht in keiner Weise vernachlässigt zu haben.

Meinethalben! sagte der Storch nach einer Weile. Bring den Schniepel und die Angströhre her, du läßt mir ja doch keine Ruhe. Übrigens brauchst du mich gar nicht an meine Pflicht zu mahnen, liebes Kind! Ich kenne niemand, der so eifrig dahinterher gewesen wäre, wie ich und meine Kollegen. Hast du nicht in der Zeitung gelesen, daß Deutschlands Bevölkerung in den letzten fünf Jahren von 49 Millionen auf 52 Millionen gestiegen ist? Na also! Das will geschafft sein, meine Liebe.

Freilich, freilich! erwiderte seine Frau; aber mir scheint, daß ihr die Glücksgüter zu ungleich verteilt. Dieses junge Ehepaar zum Beispiel hat viel zu lange warten müssen, während ihr euch bei manchen Leuten förmlich einnistet —

Schon gut! unterbrach sie der Storch ungeduldig. Sieh mal, ob mein Schlips gerade sitzt. So! und nun gieb mir schnell die Adresse!

Er holte sein Notizbuch unter dem Flügel hervor und schrieb die Adresse aus dem Wirtschaftsbuch seiner Frau ab, das sie sich aus Klettenblättern gemacht hatte. Dann setzte er den Cylinder auf und eilte davon.

Zuerst flog er an den großen Zikonienteich, der überall und nirgends ist, und in dem bekanntlich die kleinen Kinder herumschwimmen. Dort ließ er sich nieder, um sich ein Weilchen auszuruhen. Dabei verfiel er aber in ein tiefes Sinnen, denn er memorirte seinen Vortrag für den Antimalthusianerverein. Das Thema lautete: Goethe als Wickelkind, und der Storch hatte darüber ganz verblüffende, noch nie gehörte Thatsachen mitzuteilen. In dem alten Lotosblattmanuskript, dem Tagebuche eines seiner Vorfahren, hatte er nämlich zufällig folgende Notiz entdeckt, die er auswendig gelernt hatte und sich auch jetzt wieder vorsagte:

Heute, am 28. August 1749 habe ich für den Rat Goethe in Frankfurt einen Sohn aus dem Zikonienteich geholt. Das Büblein lag abseits von den andern in einer herrlichen Wasserrose und hielt einen großen Gänsekiel im Fäustchen (ich brauche die geehrten Anwesenden wohl nicht darauf aufmerksam zu machen, daß also schon damals die Grundidee zum Faust vorhanden war, schaltete Adebar Storch hier ein). Als ich aber über Frankfurt schwebte, ließ der Kleine dies bedeutungsvolle Attribut los, sodaß es davonflatterte. Ich wollte es wieder haschen, aber dabei entfiel mir, o Schreck, der Knabe. Ich hatte ihn schon verloren gegeben, da fand ich ihn endlich nach langem Suchen im Ghetto wieder, auf den Betten der Frau Rabbinerin, die auf dem flachen Dache des Hauses zum Lüften und Sonnen ausgebreitet waren. Auch der Gänsekiel lag dort, und so konnte ich denn, mit arger Verspätung freilich, der lieben jungen Frau Rat Goethe das leider halbtote Knäblein in die Arme legen. Aber wetten möchte ich darauf, daß es entweder der größte Narr oder der größte Weise des Jahrhunderts werden wird.

Plötzlich merkte der Storch, daß es neblig und empfindlich kühl wurde. Da erschrak er sehr, denn es blieb ihm nur noch eine halbe Stunde Zeit. Darum setzte er schleunigst die Brille auf und suchte nach einem recht niedlichen Kindchen. Er zog ein kleines Mädchen heraus, legte es vor sich ins Gras und betrachtete es nachdenklich.

Das ist wirklich eine schwierige Sache! sagte er. Nun hab ich gar vergessen, meine Frau zu fragen, was ich bringen soll. Es wäre vielleicht besser, ich nähme einen Jungen, aber es sind hier viel mehr Mädel drin, und am Ende bleiben gar nur noch diese minderwertigen Geschöpfe im Teiche!

Schnell ergriff er das Kindchen, schaute noch einmal flüchtig nach der Adresse und flog nach der Stadt zurück. Die Abendsonne spiegelte sich in den Fenstern der Wohnung, auf die der Storch lossteuerte.

Ah, dachte er, wie werden sich die beiden einsamen Leutchen freuen! Mein Beruf ist doch wirklich schön und beglückend! Und mit leisem Flügelschlage huschte er durch ein offnes Fenster.

Aber was war denn das? Als er sich im Zimmer umsah, sah er an den Wänden schon mehrere Kinderbettchen stehen, und nebenan hörte er helle, fröhliche Kinderstimmen.

Ei, der tausend! sagte er und legte das kleine Mädchen auf ein Bett, habe ich jetzt einen Konkurrenten bekommen? Für ein junges Ehepaar sind das doch zu viel Quälgeister!

Er ging leise auf den Zehen an die angelehnte Thür und guckte hindurch. Da sah er um einen Tisch herum sechs vergnügte Kinder sitzen, und die Mutter am obern Ende spielte mit ihnen: „Alles, was Federn hat, fliegt hoch!“

Die habe ich ja alle selber gebracht! flüsterte der Storch verblüfft. Dann stöhnte er: O wie wird mir! Die Adresse! die Adresse! Ich habe in der Zerstreuung die alte statt der neuen gelesen.

Störche fliegen! rief der kleinste Junge, und auf einmal fing er an zu singen:

Storch, Storch, bester,
Bring mir eine Schwester.
Storch, Storch, guter,
Bring mir einen Bruder.

Aber liebes Hänschen, was fällt dir denn ein! rief die Mutter.

Aber Mütterchen, eben guckte doch der Storch durch die Thürspalte! antwortete der Kleine ganz eifrig. Ich hab es deutlich gesehen!

Da bekam Herr Adebar einen grausamen Schrecken. Er wollte das kleine Mädchen wieder mitnehmen, aber vor Eile und Angst klapperte ihm der Schnabel so sehr, daß ers nicht fest packen konnte, und so blieb ihm weiter nichts übrig, als sich so schnell wie möglich wieder zum Fenster hinauszuschwingen und das Kindchen seinem Schicksal zu überlassen. Er hörte nur noch, wie die Mutter ungläubig lachte, und wie alle riefen: Wir wollen mal nachsehen! wir wollen mal nachsehen!

Nun kamen alle ins Schlafzimmer und sahen sich neugierig um. Da entstand auf einmal ein großer Lärm, denn die Kinder hatten das kleine Mädchen entdeckt. Die Mutter war ganz sprachlos und stand wie erstarrt da, der Vater aber, den die Kinder vom Schreibtisch fortgezogen und herbeigelärmt hatten, sagte nichts weiter als: Nun brat mir einer den Storch!

Ja, murmelte die Mutter endlich ganz verwirrt, ich glaubte immer, wir hätten an Sechsen genug, aber ich muß mich wohl geirrt haben.

Als der Storch zu seiner Gattin zurückgekehrt war, fragte sie ihn: Na, lieber Mann, wie wars denn? Da er aber sehr wortkarg blieb, Frack und Cylinder in die Ecke schleuderte und sogar die Schwalbe schickte, um den Vortrag im Antimalthusianerverein für heute absagen zu lassen, ahnte ihr nichts gutes. Und sie quälte ihren Mann so lange mit Fragen und Vermutungen, bis er ihr sein Mißgeschick beichtete.

Da schlug sie die Flügel über dem Kopfe zusammen und rief: O diese Männer! Ohne uns sind sie wahrhaftig hilflos und ungeschickt wie die jungen Vögelchen! Wenn ich nur meinen neuen Frühlingshut schon gehabt hätte, dann wäre ich mit dir nach dem Teiche geflogen. Nein, so 'ne Dummheit hätte ich dir doch nicht zugetraut! Bringt er dem armen Schulmeister das siebente Kind, und noch dazu ein Mädchen! Wer soll die einmal heiraten, ohne einen Heller Geld? Was soll aus dem armen Wurm werden bei diesen erbärmlichen Zeiten? Etwa Stütze oder Fräulein, oder Mamsell oder Jungfer? Oder soll sie gar studiren? Pfui, wie unweiblich! Im besten Falle wird sie doch immer nur das fünfte Rad am Wagen bleiben!

Thu mir den einzigen Gefallen und rege mich nicht noch mehr auf! rief der Storch zornig. Mit den Jungen ist es heutzutage auch ein Jammer. Keiner weiß, was er werden soll, und alle stehen vor der Zukunft wie die Schafe vor einem gefüllten Stall. Die Moral von der Geschichte ist: es sind schon viel zu viel Menschen auf der Welt, und ich will Gans heißen, wenn ich von nun an auch nur einen einzigen noch herbeischleppe.

Die Frau bekam über diese Äußerung einen wahren Schrecken. Sie sträubte die Federn und sagte: Das ist ja eine ganz andre Sache. Jetzt handelt sichs nur darum, daß du die Adressen verwechselt und dadurch anstatt Freude Verwirrung, Sorge und Kummer gestiftet hast, denn du mußt doch selber einsehen, daß sieben Kinder ein bischen zu viel sind. Welche Mutter möchte sieben Kinder haben?

Na, erlaube mal! sagte der Storch schon wieder besänftigt. Was die Zahl anlangt, so ist es eine beliebte, berühmte und schon in den ältesten Zeiten dagewesene Zahl. Denke doch nur an die sieben Söhne Zebedäi und an die sieben Brüder im Kalender, an die sieben Raben und die sieben Zwerge, und an die sieben Töchter des Atlas, die jetzt noch als Sterne am Himmel glänzen. Weshalb soll da nicht ein heutiger Vater sieben Töchter als Sterne auf Erden um sich glänzen lassen?

Au au, Alter, du willst Witze machen! rief die Störchin lachend, das ist mir ja ganz neu an dir.

Ach was Witze! Ich wollte dich nur davon überzeugen, liebe Frau, daß die sieben eigentlich eine gute und angenehme Zahl ist, und daß jede Mutter von Rechts wegen sieben Kinder haben müßte, denn du weißt doch, schon Adam hatte sieben Söhne, sie aßen nicht, sie tranken nicht, sie wußten von der Liebe nicht — eine famose Gesellschaft!

Der Storch war ganz heiter geworden und schien sich mit dieser Logik der sieben Kinder abfinden zu wollen. Aber seine Frau nahm die Sache doch nicht so leicht. Sie bestand darauf, daß er am nächsten Tage einen Entschuldigungsbesuch machen und das Kind wieder abholen sollte, um es an die richtige Adresse zu befördern. Sie redete die ganze Nacht hindurch, sodaß der Storch ganz mürbe wurde und endlich in Kuckucks Namen thun wollte, was sie verlangte.

Am andern Vormittag zog er sich wirklich wieder seine Festkleidung an und ging, um den schrecklichen Besuch zu machen. Er war so aufgeregt, daß er gar nicht fliegen konnte, und während er klopfenden Herzens die Treppen in die Höhe stieg, bekam er einen ganz blassen Schnabel. Als er geklingelt hatte, öffnete ihm die Mutter, und da sie ihn sofort erkannte, begrüßte sie ihn aufs herzlichste und sagte: Ich danke Ihnen vielmals für die reizende Überraschung, die Sie uns gestern bereitet haben. Sie glauben gar nicht, wie wir uns alle freuen. Bitte, kommen Sie mit in die Kinderstube und überzeugen Sie sich selbst davon. Mir wird das Badewasser kalt, wenn ich es noch länger stehen lasse.

Sie ging voran, und der Storch nahm den chapeau claque unter den Flügel und folgte höchst verdutzt nach. Will sie mich uzen? dachte er. Aber in der Mitte des Zimmers stand wirklich die Badewanne. Die Mutter nahm das neue Töchterchen und legte es behutsam ins Wasser, während sich die sechs andern Kinder, die jubelnd den Storch begrüßt hatten, rings herumstellten und zusahen.

Der kleinste Junge rief: Hurra, Onkel Storch, jetzt bin ich nicht mehr der kleinste! Die artige Älteste bat: Bring mir auch so ein lebendiges Püppchen, Onkel Storch, aber gleich mit Zöpfen zum auf- und zuflechten! Der eine Bruder rief: Seht, wies zappelt und quäkt! Wie ein Frosch! und der andre, der Wildfang und Schwerenöter der Familie bat: Mutter, bitte, bitte, laß es doch mal ganz los, daß ich sehen kann, ob es alleine schwimmt. Mutter, das wirst du doch nicht thun? fragte die sanfte, schüchterne Zweite ganz ängstlich. Reibe nur ja nicht so sehr mit dem Schwamm, sonst machst du es tot!

Aber die Mutter brachte ihr Schäfchen glücklich wieder ins Trockne, und als es so niedlich, zart und sauber dalag, kam der Storch heran und sagte: So, nun will ich meinen Irrtum gleich wieder gut machen! Dann verbeugte er sich höflich gegen die Mutter und wollte das Kindchen ergreifen.

Ja, was soll denn das heißen? rief die Mutter ganz erstaunt und hielt ihr Töchterchen fest. Was fällt Ihnen denn ein, Freundchen?

Nun, sagte der Storch, ich will das Kindchen, das ich nur aus Versehen hergebracht habe, wieder mitnehmen!

Aber Sie sind wohl närrisch geworden, rief die Mutter entrüstet. Nein, was geschenkt ist, bleibt geschenkt! Mein Kind wieder mitnehmen? Nein, mein Guter, so haben wir nicht gewettet!

Aber verehrte Frau Mutter — stotterte der Storch, Sie haben doch schon sechse, und eigentlich sollte das gar nicht Ihr Kind sein. Bedenken Sie — sieben Kinder!

Bedenken? Was ist da zu bedenken! rief die Mutter ganz empört. Nennen Sie das etwa zu viel? Und wenns zwölfe wären, würde ich keins davon abgeben,

denn ich liebe jedes so, als wenn es mein einziges wäre, und wenn man sie einmal hat, will man sie auch behalten.

Dann bitte ich aber wirklich tausendmal um Verzeihung! stammelte der Storch hoch erfreut und machte seine tiefste, ehrerbietigste Verbeugung. Und nun empfehle ich mich!

Damit wollte er zum Fenster hinaus, kehrte aber noch einmal um und holte aus seiner Fracktasche eine große Zuckertüte, die er den Kindern mitgebracht hatte. Die legte er auf die Wiege des kleinen Mädchens, sah noch einmal mit gerührten Blicken die Mutter an und sagte dann: So schwer es mir wird, gnädige Frau, aber besser ists: auf Nimmerwiedersehen!

Dann schwang er sich hinaus und war bald verschwunden.

Am Abend hielt er seinen Vortrag im Antimalthusianerverein, und da er die ganze wissenschaftliche Storchenwelt durch seine Mitteilungen bedeutend aufklärte und bereicherte, so erhielt er den Orden pour la nourrice und wurde zum Professor der Goetheforschung in Ägypten und gleichzeitig zum kaiserlich türkischen Hoflieferanten ernannt.

Im nächsten Jahre aber brachte er dem jungen Ehepaar, das durch seine Zerstreutheit so lange hatte warten müssen, gleich ein Pärchen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Schluß der parlamentarischen Winterkampagne. Das Reichstagsjubiläum hat den mittelparteilichen Blättern wieder einmal Anlaß gegeben, ihre bekannten Klagelieder über den „Niedergang" des Reichstags anzustimmen, und in dem Streben, die Lage so gefährlich wie möglich darzustellen, ist man vor der Lächerlichkeit nicht zurückgescheut, Liebers harmlosen Schuldentilgungsantrag als ein mit diabolischer Arglist zum Umsturz des Reichs ersonnenes Attentat darzustellen. Wollten die Herren „Nationalen" bei der Gelegenheit etwas nützliches thun, so hätten sie, anstatt ihre langweiligen Jeremiaden zu wiederholen, einmal ein öffentliches Sündenbekenntnis ablegen und dadurch eine Bürgschaft für ihre zukünftige Besserung gewähren müssen. Sie hätten da unter anderm sagen können: Wir haben durch den Kulturkampf das Zentrum, durch das Sozialistengesetz die Sozialdemokratie großgezogen und durch die Befürwortung von Freiheitsbeschränkungen aller Art uns die Massen noch weiter entfremdet. Die Parteibezeichnungen liberal und konservativ haben ja keinen Inhalt mehr; die Parteibildung beruht auf einer Reihe von Gegensätzen, deren wichtigste außer den konfessionellen und dem zwischen Deutschen und Polen die zwischen Absolutismus und individueller Freiheit, zwischen ständischen oder Klassenvorrechten und Gleichberechtigung und eine Menge von wirtschaftlichen sind. Diese Gegensätze können sich nun in mannichfaltiger Weise kreuzen oder auch summiren. Die Mittelparteiler haben zu überlegen, welche Kombination ihnen die in den ersten Jahren des Reiches besessene Herrschaft wiederbringen könnte. Daß sie in einem aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgehenden Reichstage die Mehrheit nicht erlangen können, wenn sie auf allen Gebieten für

den obrigkeitlichen Zwang und gegen die individuelle Freiheit wirken, und wenn sie den untern Klassen die Anerkennung der Gleichberechtigung verweigern, das sieht ein Blinder. Wollen sie bei solchen Grundsätzen die Mehrheit erlangen, dann müssen sie durch einen Staatsstreich den untern Klassen ihr Wahlrecht verkürzen oder nehmen. Den Staatsstreich herbeizuführen, dürften aber die ewigen Jammerartikel nicht das geeignete Mittel sein, da man an der entscheidenden Stelle wahrscheinlich weder Zeit noch Lust hat, sie zu lesen. Was freilich aus dem Reiche werden wird, wenn ihm die unbemittelte Mehrheit des Volkes mit denselben Gefühlen gegenübersteht wie jetzt den Regierungen von Preußen und Sachsen, wenn sich das Kaisertum, wie Professor Delbrück im neuesten Hefte seiner Zeitschrift schreibt, mit der großen Mehrheit des Volkes in einen dauernden, unausgleichbaren Zwiespalt versetzt, das ist die andre Frage. Außerdem werden dann die Herren in der Notabelnversammlung, die sie an die Stelle der Volksvertretung setzen möchten, mit der Kreuzzeitungspartei um die Herrschaft zu ringen haben.

Bei der Entscheidung für die reaktionäre Strömung in den Wirtschaftsfragen glauben nun allerdings die Mittelparteiler den klügsten Teil erwählt zu haben, weil ja diese Strömung gerade von den Massen getragen zu werden scheint. Indes ist das doch eben nur Schein, und ein Schein, der nicht mehr lange vorhalten wird. Der Antisemitismus ist in der Auflösung begriffen. Die Zünftler machen zwar immer noch das größte Geschrei im Handwerkerstande, aber sie bilden auch immer noch nur einen kleinen Teil dieses Standes. Der Bund der Landwirte endlich ist mit seinem Latein zu Ende. Zwar werden seine Blätter und seine Wanderredner noch einige Zeit fortfahren, den Bauern mit der Berechnung der Vorteile, die ihnen das Getreidemonopol und die Doppelwährung bringen würden, den Kopf schwindlig zu machen, aber da sich die beiden „großen" Mittel nun einmal nicht durchsetzen lassen, so werden es die Bauern, nüchtern wie sie sind, bald satt bekommen, sich mit Luftschlössern unterhalten zu lassen. Seit der Erklärung, die die englische Regierung am 17. März im Unterhause abgegeben hat, und die das Wort der Grenzboten in Nr. 11, S. 505 bestätigt, daß in England sieben bimetallistische Minister noch lange kein bimetallistisches Ministerium bedeuten, seit dieser Erklärung ist der Bimetallismus endgiltig aus der Reihe der politischen Fragen in das Reich der Phantasien versetzt. Fünfzehn Jahre lang ist Herr von Kardorff mit seiner Silberrede, die er bei jeder passenden und bei jeder unpassenden Gelegenheit losließ, der Schrecken des Reichstags gewesen, aber in der Sitzung vom 23. März hat er keine gehalten, obgleich sich der Abgeordnete Barth das boshafte Vergnügen machte, die Währungsfrage anzuschneiden, sondern mit Betrübnis zugestanden, daß es „vorläufig" nichts sei.

Nicht allein verlieren die Schlagwörter des Bundes ihre Zugkraft, sondern die Opposition der Landwirte gegen ihn wird immer stärker. Die vereinzelten Stimmen tüchtiger Landwirte, die sich, da ihnen die Spalten der konservativen Blätter verschlossen blieben, in freisinnigen äußern mußten, wurden wie so manche gegen den Bund gerichtete Erklärung pommerscher Vereine totgeschwiegen; die Opposition der Landwirte Westfalens und der Rheinprovinz wurde als ein Werk der Zentrumspartei abgethan. Jetzt wird aber eine Stimme laut, die man nicht wird überhören können, und mit der die Zentrumspartei nichts zu schaffen hat. Herr Dettweiler in Laubenheim, der dem Vorstande des Landesausschusses der hessischen landwirtschaftlichen Vereine und dem Verbandsvorstande der hessischen landwirtschaftlichen Genossenschaften angehört, berichtet in der Zeitschrift der hessischen landwirtschaftlichen Vereine über die Lage der deutschen Landwirtschaft, kritisirt dabei

den Bund der Landwirte in der schärfsten Weise und erklärt es für bedauerlich, daß diese als landwirtschaftliche Interessenvertretung gedachte Organisation in ein Fahrwasser geraten sei, worin sie der Landwirtschaft nicht zum Segen, sondern zum Unsegen weiter steuern dürfte. Höchst unbequem für die Agrarier ist auch die Denkschrift des badischen Finanzministers über die bäuerliche Verschuldung im Großherzogtum, aus der man erfährt, daß sich die Verschuldung in der Mehrzahl der Amtsbezirke zwischen 7, 5 und 20 Prozent des Vermögens bewegt, und daß nur in acht Amtsbezirken von zweiundfünfzig eine Verschuldung von mehr als 30 Prozent vorkommt. Endlich haben sich die Agrarier durch ihre Übertreibungen in den letzten Tagen einige empfindliche Zurückweisungen zugezogen, die wegen der Stelle, von der sie kommen, nämlich von der selbst agrarischen Regierung und von Mitgliedern des Herrenhauses, den Eindruck auf die öffentliche Meinung nicht verfehlen können. Graf Kanitz mußte sich am 20. März vom Unterstaatssekretär Aschenborn sagen lassen: „Es ist nicht wahr, daß die Zolleinnahmen [infolge der Handelsverträge] zurückgegangen sind," und in der Herrenhaussitzung am 26. sahen sich der Reichskanzler, mehrere Oberbürgermeister und sogar ein paar Großgrundbesitzer, wie der frühere Landwirtschaftsminister von Lucius, genötigt, die Übertreibungen, Klagen und Anklagen der Grafen Mirbach und Klinkowström mit einer in diesem vornehmen Hause ungewohnten Schärfe abzufertigen. Der Oberbürgermeister von Hildesheim warf den Landwirten im allgemeinen vor, daß sie übertrieben, dem Grafen Mirbach, daß er hetze, und sagte u. a.: „Die Verschuldungsstatistik bedeutet gar nichts, denn die aufgenommenen Gelder können sehr produktiv angelegt sein"; und der Oberbürgermeister von Kassel, Westerburg, meinte, die Regierung habe für die Landwirte schon viel zu viel gethan, dafür aber freilich keinen Dank geerntet. Also diese Springflut ist im Abfließen begriffen, und die Zeit, wo die Mittelparteiler durch Unterstützung des Agrariertums, der Zünftlerei und des Antisemitismus Wähler zu gewinnen hoffen konnten, dürfte vorüber sein.

Damit soll nicht gesagt sein, daß sie mit einer leidenschaftlichen Bekämpfung dieser Strömung nach dem Beispiel Eugen Richters und der Berliner Börsenmänner bessere Geschäfte machen würden. Die richtige Taktik wirklich liberaler Männer in den volkswirtschaftlichen Dingen würde vielmehr sein, der Strömung ihren Lauf zu lassen und sich vorläufig auf eine ruhige und kaltblütige Kritik der Übertreibungen und der jetzt beliebten Paragraphenquacksalberei zu beschränken. Was wir neulich von der Zuckersteuer sagten, das gilt auch von den übrigen „Heilmitteln," die man wohlwollend bereitet: die Interessengegensätze innerhalb der Gruppen, die diese Heilmittel fordern, werden dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. So z. B. fürchten wir gar nicht, daß das Anerbenrecht, womit man die Inhaber von Renten- und Ansiedlungsgütern beglücken will, zwangsweise auf ganz Preußen oder gar auf ganz Deutschland werde ausgedehnt werden. Es ist bekannt, wie sich diese Vererbungsform beim altsächsischen Stamm, wo sie althergebracht ist, auch bei dichter werdender Bevölkerung und zunehmender Landknappheit hat halten können. In Westfalen sind die überschüssigen Kinder von der Industrie aufgenommen worden, aus Oldenburg, Hannover, Schleswig-Holstein sind sie übers Meer gegangen, zudem besteht, wie vor einiger Zeit in den Grenzboten mitgeteilt wurde, in Schleswig hie und da noch dieselbe Sitte wie bei den toskanischen Halbpächtern, daß Geschwister des Besitzers, die außerhalb keine Versorgung finden, als ledige Knechte und Mägde auf dem väterlichen Hofe bleiben, eine Sitte, die bei der heutigen Denkungsart leichter zerstört als neubegründet werden kann. Es wird sich nun sehr bald zeigen, daß sich diese Umstände, die das Anerbenrecht

in jenen Gegenden möglich gemacht haben, in andern Gegenden, wo sie nicht vorhanden sind, auch nicht künstlich schaffen lassen. Ebenso ungefährlich ist das drohende Börsengesetz (ungefährlich für den Verkehr im ganzen; was freilich die Bankiers anlangt, so behaupten alle Kenner, daß die kleinern unter ihnen zu Grunde gehen werden; aber Bankiers werden ja nicht zu dem des Schutzes würdigen Getier gerechnet). Gelingt es, das Börsenspiel zu unterdrücken, ohne den Handelsverkehr zu schädigen, so wird niemand Schaden davon haben, als einige gewerbsmäßige Spieler; ob das freilich den Leuten, die nicht alle werden, etwas nutzen wird, das ist noch die Frage, denn die schlechterdings ihr Geld loswerden wollen, finden auch nach Unterdrückung aller öffentlichen Spielgelegenheiten immer noch Mittel und Wege; die Landwirte aber werden sich dann überzeugen, einen wie geringen Einfluß das Differenzspiel auf die Preisbildung geübt hat. Wird dagegen der reelle Terminhandel unterdrückt, so werden die Landwirte die ersten sein, seine Wiederherstellung zu fordern.

Der Militäretat im Reichstage. Die Arena, in der der Reichsbote sein Roß am wirksamsten vor den dankbaren Wählern tummelt, ist der Militäretat. Für unser Heer hat, dank der allgemeinen Wehrpflicht, jeder — Mann, Frau und, freilich zuweilen aus andern Gründen, auch die Jungfrau aller Stände — ein Herz. Das ist gewiß schön und anerkennenswert. Aber Herzensangelegenheiten führen auch zuweilen auf Abwege, und dazu gehören bei der Beratung des Militäretats die endlosen Verhandlungen über längst erledigte und darum für unser Heer eigentlich völlig gegenstandslose Dinge, wie die Mißhandlung der Untergebnen und die Verpflegung unsrer Mannschaften.

Wenn man den Abgeordneten Bebel alljährlich beim Militäretat hört, sollte man glauben, in unserm Heere regiere der Stock und die neunschwänzige Katze. Das Ausland glaubt es auch. Und doch giebt es in Europa kein Heerwesen, wo mit mildern Mitteln die Erziehung des Mannes zum Gehorsam und zu der so nötigen Pünktlichkeit erstrebt und bewirkt würde. Dagegen zeichnen sich die Fremdenlegionen Frankreichs, die sich so vielfach aus Deutschen rekrutiren, die das an der Grenze Elsaß-Lothringens betriebne Bangemachen vor der deutschen Disziplin in die Fremde treibt, durch eine Behandlung ihrer Leute aus, die alles übertrifft, was an Soldatenmißhandlung geleistet wird. Die bei uns bestehenden gesetzlichen Bestimmungen über Bestrafung von Mißhandlungen sind bekannt. Jedermann weiß, daß sich der Kaiser alljährlich Verzeichnisse vorlegen läßt, in denen sämtliche wegen Mißhandlung vorgekommne Bestrafungen aufgeführt sind. Ebenso bekannt ist, daß Offiziere, und zwar auch solche in höhern Graden, die den Mißhandlungen nicht energisch entgegentreten, ausscheiden müssen, daß mancher brave Unteroffizier, dem es noch kurz zuvor, ehe er die Frucht seiner Dienstzeit in Gestalt einer guten Zivilversorgung einheimsen kann, das langersehnte Ziel verfehlt, weil er sich hat hinreißen lassen, sich an einem halsstarrigen Untergebnen thätlich zu vergreifen, daß auf vielen Militärreitbahnen niemals mit der Bahnpeitsche in der Hand instruirt werden darf, daß es viele Regimenter streng verbieten, daß der Unteroffizier, wenn er einen Trupp ohne Beisein eines Offiziers exerzirt, den Säbel zieht, nur um ihn vor Handlungen zu behüten, die den Mannschaften und noch mehr ihm selbst verhängnisvoll werden können. Das alles sind Thatsachen, die Herr Bebel ebenso gut weiß wie der Kriegsminister. Herr Bebel hat auch wiederholt erfahren, daß die Fälle, die er vorgebracht hat, ehrlich und gewissenhaft untersucht und erledigt wurden. Trotzdem langweilt er seine Zuhörerschaft im Reichstage jedes Jahr mit

derselben Rede. Es ist wirklich zu verwundern, daß sich das der Reichstag gefallen läßt, und daß Herrn Bebel und Konsorten auch nicht ein Reichsbote einmal sagt: „Schicken Sie Ihre Klagen mit dem nötigen Aktenmaterial an die zuständige Behörde ein, und teilen Sie uns dann nur die Fälle mit, die nicht ordnungsmäßig ihre Sühne gefunden haben.“ Die Zeitverschwendung, die mit diesen Dingen im Reichstage getrieben wird, ist unverantwortlich. Daß es bei der Einübung von Leuten zu gemeinsamer Thätigkeit in Dingen, die den Einzelnen nach Zeit und Ort oft höchst unsympathisch sind, nicht wie in einer höhern Töchterschule hergehen kann, weiß jedes Kind. Man sehe doch nur, wie es manchen Lehrjungen im Handwerk ergeht, wie der Wirt seine Kellner, der Fuhrherr seine Stall- und Kutscherjungen schult. Und doch hört man aus diesen und andern ehrlichen Berufsarten nie, daß wegen einer Ohrfeige sich der, der sie bekommen hat, beschwert, oder der Geber sich aus Angst vor Strafe totschießt, wie es kürzlich traurigerweise ein Sergeant gethan hat. Den besten Beweis für das Verhältnis der Vorgesetzten zu den Untergebnen liefern wohl unsre Kriegervereine. Glaubt irgend ein vernünftiger Mensch, daß sich die ausgedienten Soldaten zu Vereinen zusammenthun würden, um die Erinnerung an ihre Dienstzeit wachzuhalten, wenn das Heer eine Anstalt wäre, wie man sie sich nach Bebels und andrer Reden vorstellen müßte?

Das andre beliebte Kapitel einzelner Herren und Parteien im Reichstage bei Beratung des Militäretats ist die Sorge für den Mann, für den Soldaten. Vor fünfzig Jahren bekam der Soldat seine Löhnung und sein Brot. Von der Löhnung wurde ein kleiner Abzug gemacht. Dafür erhielt er ein gutes und ausreichendes warmes Mittagbrot, die sogenannte Menage, sonst nichts. Das Frühstück vor der Übung bestand in einem Stück Schwarzbrot, oder in einigen Brötchen mit Milch, hin und wieder auch in selbstbereitetem Kaffee oder aber auch einem Trunk Wasser; das Abendbrot bildete ein Stück kaltes Fleisch, Wurst und ein Stück Brot. Frühstück und Abendbrot kaufte der Soldat von seiner Löhnung. Nur wer von zu Hause eine kleine Zulage bekam, konnte sich aus den in der Umgebung der Kasernen gelegnen Wirtshäusern eine bessere Verpflegung leisten. Später führte man gemeinsam in den Menageküchen bereiteten Morgenkaffee oder eine Morgensuppe und eine sogenannte Abendmenage ein, natürlich alles unter Auferlegung eines kleinen Abzugs von der Löhnung. Dazu kamen die Kantinen in den Kasernen, wo sich der Soldat für wenig Geld gute Getränke, Tabak, Cigarren usw. kaufen kann. Die beiden Hauptübelstände der Kantinen, daß sie den umliegenden kleinen Wirtschaften manche Einnahmen entzogen, und daß sie, soweit sie der Truppenteil in Selbstverwaltung nahm, für manchen Unteroffizier, der mit der Leitung und Kassenführung beauftragt war, zu einer Versuchung wurden, der er unterlag, sind ja nunmehr dadurch gehoben, daß die Kantinen an Zivilunternehmer verpachtet sind. Weshalb man da nun im Reichstage aus dem Kreise der Reichsboten noch warme Abendkost für den Soldaten beantragt, ist bei der thatsächlich gut und hinreichend vorhandnen Verpflegung des Soldaten unverständlich. Auch hier scheint hauptsächlich das Wohlwollen der Wähler das Ziel der Reden zu sein. Wenn der Reichstag der Heeresverwaltung etwas anbieten will, so möge er eine Erhöhung der Offiziergehalte anbieten. Aber da will keiner heran, mit Ausnahme etwa der Konservativen und der Nationalliberalen. Es ist doch Thatsache und kann durch Zahlen nachgewiesen werden, daß der Sekondeleutnant, auch ohne Luxusausgaben, mit seinem Gehalt nicht auskommen kann. Trotzdem nimmt man seine Dienste vom frühen Morgen bis zum Abend in Anspruch. Der Hauptmann zweiter Klasse thut genau denselben Dienst und hat dieselbe Stellung wie der Hauptmann erster Klasse,

er bekommt aber etwa 1500 Mark Jahresgehalt weniger. In Frankreich hat man sämtliche Hauptleute auf den Gehalt erster Klasse gesetzt und die zweite Klasse ganz eingehen lassen. Hier wäre ein Entgegenkommen des Reichstags am Platze, aber nicht bei der warmen Abendkost für junge Leute, die auch außerhalb des Heeres ihren Tag doch sehr oft ohne warme Abendkost beschließen. Und giebt es denn etwa in den Familien des Mittelstandes, des bessern Mittelstandes, ja selbst der wohlhabenden Leute warme Abendkost? Zu solchem Anspruch kommen doch die Leute nur durch das Kneipenleben.

Ein Denkmal Bachs für Leipzig. Nachdem die von Professor His in Leipzig unter Mitwirkung des Bildhauers Seffner angestellten Untersuchungen wohl unzweifelhaft ergeben haben, daß die Gebeine eines alten Mannes, die im Oktober 1894 auf dem alten Johannisfriedhofe in Leipzig nahe bei der von einer angeblichen Tradition als Bachs Grab bezeichneten Stelle gefunden worden sind, die Beine Johann Sebastian Bachs sind, hat der Kirchenvorstand der Johanniskirche beschlossen, die Überreste des großen Meisters in der neuerbauten Johanniskirche wieder beizusetzen und gleichzeitig in der Kirche ein Denkmal Bachs zu errichten. Man hat zu diesem Zwecke bereits vor dem Altarplatz ein Gruftgewölbe erbaut, worin außer Bachs Gebeinen auch die seines Zeitgenossen Gellert in Zukunft ihre Ruhestätte finden sollen. Das Denkmal Bachs aber soll an der einen Wand des Altarplatzes errichtet werden und zwar als Gegenstück zu dem Denkmal Gellerts, das in der alten, 1894 abgebrochnen Johanniskirche stand und, da es vortrefflich erhalten ist, in der neuen Kirche wieder aufgestellt werden soll.

Das Denkmal Gellerts, ein Werk des ehemaligen Leipziger Bildhauers Friedrich Samuel Schlegel, ist ebenfalls ein Wanddenkmal. In einem Buche über Leipzig vom Jahre 1799 wird es folgendermaßen beschrieben: „Auf einem Kragsteine von schwarzem Alabaster ruhen zwei Figuren aus weißem Marmor gearbeitet, wovon die eine die Religion, die andre aber die Tugend vorstellt. Die Religion, verschleiert und knieend, mit ihrem Attribute, dem Kreuze im Arme, hält mit beiden Händen einen runden weißen Marmor, worauf ein Basrelief von gegossenem, im Feuer vergoldeten Metalle befestigt ist, welches Gellerts Bildnis vorstellt. Die sitzende Tugend hingegen hält zwar mit der einen Hand ebenfalls das Bildnis, nach dem sie traurig hinblickt, in der andern aber hat sie den für dasselbe bestimmten Kranz. Der Sinn dieser ganzen Darstellung ist mit wenig Worten ausgedrückt: die Religion übergiebt das Bildnis Gellerts der Tugend. Auf dem schwarzen Kragsteine ist nachstehende Inschrift angebracht: Christian Fürchtegott Gellert, diesem Lehrer und Beispiel der Tugend und Religion widmete dieses Denkmal eine Gesellschaft seiner Freunde und Zeitgenossen, welche von seinen Verdiensten Augenzeugen waren.“

Diesem Denkmal Gellerts soll das geplante Denkmal Bachs gegenübergestellt werden. Nach einer Skizze Seffners, der mit der Ausführung beauftragt worden ist, soll Bach an der Orgel stehend dargestellt werden, die eine Hand auf den Tasten ruhend, mit der andern den Gesang leitend. Die Mittel zu dem Denkmale werden gewiß in kurzer Zeit in Leipzig selbst aufgebracht werden. Dennoch sind dem Leipziger Denkmalskomitee zahlreiche hervorragende Musiker und Musikfreunde aus ganz Deutschland, ja selbst aus dem Auslande beigetreten, da wohl anzunehmen ist, daß es auch außerhalb Leipzigs manchem Freude machen wird, ein Scherflein zu dem Denkmal beizutragen; sind doch Bachs Schöpfungen erhaben über die Schranken der Nationen und der Konfessionen. Wenn Geld aus ganz Deutschland

und auch aus dem Auslande herbeiflösse, so würde das Denkmal auch in dieser Hinsicht recht zu einem Gegenstück von Gellerts Denkmal werden, denn auch zu diesem hat seiner Zeit das Ausland reichlich beigesteuert: auch Gellert hatte weit über Deutschlands Grenzen hinaus Verehrer. Es giebt von seinem Denkmal einen Kupferstich aus dem vorigen Jahrhundert, an den ein Blatt angebogen ist, worauf die Namen derer gedruckt stehen, die dazu beigesteuert haben. Das sind im ganzen 62 Personen; unter diesen sind aber nur 30 aus Leipzig und der nächsten Umgebung Leipzigs, die andern sind zum größten Teil aus dem Auslande, die meisten aus London (4), aus Livland (7) und aus — Warschau (16). Der Nachruhm hat freilich bei Gellert den umgekehrten Weg eingeschlagen als bei Bach. Von Gellert heißt es noch 1799 in der erwähnten Beschreibung Leipzigs, daß seine Asche „Königsgrüfte weihen sollte“; heute kennen auch Gebildete oft kaum mehr von ihm als ein paar Gesangbuchslieder und Fabeln. Wie wenige wissen etwas davon, daß er zu den Klassikern der deutschen Prosa zählt und, wenn man sich nur um ihn kümmerte, auf unsre heutige Schriftsprache und ihren krankhaften Schwulst geradezu regenerirend wirken könnte! Bach steht heute wie ein Riese da, seitdem er durch Schumann und Mendelssohn zu neuem Leben erweckt worden ist. Bei seinen Lebzeiten hat niemand seine wahre Größe geahnt, auch die nicht, die ihn bewunderten, am wenigsten die, die ihm zunächst standen: die Leipziger. Man lese nur bei Spitta, wie in Leipziger Ratssitzungen über Bach gesprochen worden ist: wie über einen faulen, pflichtvergessenen kleinen Schulmeister.

Mancher würde es vielleicht lieber gesehen haben, die Gebeine Bachs wären an die Hauptstätte seiner Wirksamkeit, die Thomaskirche, abgegeben worden, und man hätte ihm dort ein Denkmal errichtet. Aber der Johanniskirche als der alten Gottesackerkirche Leipzigs gehören sie nun einmal an, und auf ein Denkmal Bachs hat die neue Kirche auch stilistisch einen bessern Anspruch als die Thomaskirche, denn sie ist eine Barockkirche, ist in den Bauformen gebaut, in denen man zu Bachs Zeiten baute, während die Thomaskirche bei ihrem letzten großen Umbau in den achtziger Jahren vollständig gotisirt und dabei aller Bau- und Schmuckteile entkleidet worden ist, die noch an Bachs Zeiten erinnerten.

Wer aus dem Leserkreise dieser Blätter sich gedrungen fühlen sollte, zu dem Denkmal Bachs einen Beitrag zu spenden, kann ihn an den Pfarrer der Johanniskirche in Leipzig, Herrn Pastor Tranzschel einsenden. Außerdem machen wir darauf aufmerksam, daß von der Büste, die der Bildhauer Seffner über den Schädel Bachs geformt hat, Gipsabgüsse zum Preise von 20 Mark in den Handel gebracht worden sind (vergl. das Inserat auf dem Umschlage dieses Heftes).

Litteratur

Die Insel Tenerife. Wanderungen im kanarischen Hoch- und Tiefland. Von Hans Meyer. Mit 4 Originalkarten und 33 Textbildern. Leipzig, S. Hirzel, 1896

Hans Meyer gehört zu den wenigen hervorragenden deutschen Reisenden der Gegenwart, die die guten Überlieferungen der Litteratur der Reisebeschreibungen mit Verständnis weiterpflegen. Ob er ein unbekanntes Gebiet als wissenschaftlicher Pionier erforscht wie den Kilimandscharo, dessen Hochregionen er zuerst erstiegen, beschrieben und kartographisch dargestellt hat, oder ein mehrfach durchwandertes Gebiet wie die tiefern Teile Deutsch-Ostafrikas durchwandert, oder auf einer Reise um die Welt die verschiedensten Naturszenen und Kulturverhältnisse rasch hinter einander mit wenig Strichen zeichnet: seine Darstellungen sind immer reich an guten, ohne Voreingenommenheit angestellten Beobachtungen und geben sich in einer ungezwungnen und doch liebevoll durchgebildeten Form. Es überwuchern weder die wissenschaftlichen Interessen, noch drängen sich die subjektiven Anschauungen deklamatorisch vor, noch scheinen endlich die Linien des Tagebuchs wie ein dürres Schema durch. Der Verfasser verfällt auch nicht in die breite Schilderungsweise, die durch Häufung schmückender Beiwörter eine Art von pastoser Landschaftsmalerei mit Worten anstrebt. In dem Buche über die Insel Tenerifa ist diese Ausgeglichenheit besonders wohlthuend. Es ist eine Reisebeschreibung, eine Schilderung der natürlichen, ethnographischen und Kulturverhältnisse der Insel, es ist aber auch als Reisebegleiter gedacht. Die reine Wissenschaft kommt im Anhang F. von Luschans „Über eine Schädelsammlung von den kanarischen Inseln" zur Geltung. Ob man einfach als Leser, oder als Tourist, um sich über Wege und Ziele zu unterrichten, oder endlich als Gelehrter das Buch zur Hand nimmt, um neue Beobachtungen zu suchen, immer wird man es befriedigt wieder aus der Hand legen. Wir sind überzeugt, daß die gewinnenden Schilderungen, besonders der Hochgebirgregionen des Pic von Teyde, dem so naheliegenden, über Genua in acht Tagen zu erreichenden Archipel der Kanarien neue Freunde zuführen werden. Zum Schluß möchten wir noch betonen, daß uns beim Durchlesen dieses Buches öfter der Gedanke wohlthuend berührte, daß der Verfasser kein Forscher und Reisender „von Profession," sondern der Vorstand einer großen Verlagsbuchhandlung ist, der seine Urlaubszeiten und Mußestunden zu wissenschaftlichen und litterarischen Schöpfungen solcher Art benützt.

Australien und Ozeanien. Eine allgemeine Landeskunde von Wilhelm Sievers. Mit 140 Abbildungen im Text, 12 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1895 (Allgemeine Länderkunde, 5. Band)

Während sich Deutschland politisch in drei verschiednen Teilen von Ozeanien festgesetzt hat: in Neuguinea, im Bismarckarchipel und auf den Marschallinseln, ist auch seine Teilnahme an dem Handel und Verkehr mit den australischen Kolonien von Jahr zu Jahr gestiegen. Der bevorstehende Zusammenschluß dieser jungen Staaten zu einem australischen Reich und das Emporstreben Japans verleihen dem ganzen pazifischen Gebiet ein erhöhtes allgemeines Interesse. So kommt die hier genannte australisch-ozeanische Länderkunde gerade zur rechten Zeit, und sie wird von vielen willkommen geheißen werden, die sich mit den alten, zu ihrer Zeit trefflichen Büchern von Meinicke (1875 bis 1876) nicht weiter behelfen konnten.

In ihrer Art nicht weniger zeitgemäß ist aber auch die Beschreibung der „Südpolarländer,“ die gleichsam als Anhang beigegeben ist. Die Gliederung des reichen Stoffes ist dieselbe wie in den vier vorangehenden Bänden der Länderkunde: der Verfasser behandelt die Entdeckungsgeschichte, die Oberflächengestalt, das Klima, die Pflanzenwelt, die Tierwelt, die Bevölkerung, zuletzt in breiterer Ausführung die Staaten und die Kolonien. Wir haben die Güte des Inhalts durch einen Vergleich mit Stanfords 1894 erschienenem Australasia geprüft. Das deutsche Buch ist aus den besten Quellen geschöpft, klar, zuverlässig und so vollständig wie möglich. Die Illustrationen sind vortrefflich. Mit wahrer Freude haben wir die schöne Nachbildung des wenig bekannten Graffschen Bildnisses von Johann Reinhold Forster, umgeben von einem Kranze der zierlichen Forsteria australis, begrüßt.

So ist denn mit diesem fünften Bande wieder einmal nach langer Pause eine ziemlich ausführliche Weltbeschreibung in deutscher Sprache geschaffen, die von dem Stande der geographischen Kenntnis und der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung um die Mitte der neunziger Jahre ein treues Bild giebt. Wenn sie, woran wir bei einem so brauchbaren und schon äußerlich so anziehenden Werke nicht zweifeln, in wenigen Jahren eine Erneuerung erfahren wird, so wird vielleicht der schildernde Teil an Inhalt, besonders an Farben und Lichtern, noch reicher und das Ganze an manchen Stellen noch lesbarer gemacht werden.

Spamers illustrirte Weltgeschichte. Geschichte der neuesten Zeit, erster Teil. Von der französischen Revolution bis zum österreichischen Feldzuge 1809 von Professor B. Volz. In dritter Auflage bearbeitet von Dr. Konrad Sturmhöfel. Mit 276 Textabbildungen, sowie 28 Beilagen und Karten. Leipzig, Otto Spamer, 1895

In diesem achten Bande des großartigen Werkes haben wir besonders die mit großer Umsicht abgefaßte Darstellung des Geisteslebens unmittelbar vor der Revolution bewundert und die geschickte Auswahl der Schriften der berühmten Litteraten des Zeitalters der Encyklopädie, von denen Auszüge geboten werden. Unter den Illustrationen sind auch die politischen Karikaturen reichlich vertreten.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Schule und Politik

Eine Abiturientenentlassungsrede

Von Otto Kaemmel (in Leipzig)

Als ich diesmal den Jahresbericht für das Osterprogramm schrieb, war es mir, als ob ich einen nur durch wenige andre Vorkommnisse unterbrochnen Festbericht zu liefern hätte. Denn zu den gewöhnlichen vaterländischen Feierlichkeiten, die sich seit fünfundzwanzig Jahren alljährlich wiederholen, waren in diesem großen Erinnerungs- und Jubeljahre noch mehrere besondre getreten: der achtzigste Geburtstag des Fürsten Bismarck, die Huldigungsfahrt nach Friedrichsruh, der Empfang des Kaisers und des Königs bei der Einweihung des Reichsgerichts und die Feier des 18. Januar, und mochte es auch manchem fast zuviel des Guten dünken, alle diese Tage waren mit gleicher Begeisterung begangen worden. Wie anders war es früher! Noch vor vierzig Jahren begingen die höhern Schulen Sachsens von vaterländischen Festen nur den Geburtstag des Königs, und auch diesen erst seit wenigen Jahren; an das große deutsche Vaterland, an siegreiche Schlachten, an ruhmvolle Erfolge hatte die Schule nicht zu erinnern. Erst das Jahr 1859 brachte die ganz unpolitische nationale Feier des hundertjährigen Geburtstags Schillers; die Feier der Leipziger Schlacht im Jahre 1863 wurde an manchen Anstalten nicht ohne einen gewissen Kampf durchgesetzt. So unsicher standen wir noch vor einem Menschenalter zu unsrer großen deutschen Vergangenheit! Und gehen wir noch weiter zurück, in die erste Hälfte unsers Jahrhunderts, und fragen, was denn damals die höhere Schule ihren Zöglingen an patriotischen Festen geboten habe, so ist die Antwort: nichts, gar nichts.

Denn die Schule steht zum Staatsleben ungefähr so, wie das Volk im

ganzen. In dem absoluten Staate, der nur beruhte auf dem Monarchen, dem Beamtentum und dem Heere, hatte das Volk nur einen leidenden und stummen Anteil, und so stand auch die höhere Schule halb außerhalb des Staats. War sie doch auch nur in den seltensten Fällen eine Veranstaltung des Staats, in den meisten eine Einrichtung der Kirche oder der Gemeinde, und zwar eine recht untergeordnete, recht stiefmütterlich behandelte Einrichtung, und hatte doch auch ihr ganzer Unterricht in seiner formalistischen Weise und dem alles andre weit überwiegenden grammatisch-rhetorischen Betriebe des Lateinischen etwas Weltfremdes; von vaterländischer Litteratur und Geschichte hörte der Schüler nichts; beides gab es für ihn nur im klassischen Altertum. In dem konstitutionellen Staate, der auf die Teilnahme aller seiner Bürger begründet ist, nimmt auch die Schule ihren Anteil an großen Ereignissen, und vollends im nationalen Staate! Ist sie doch auch längst unter die Aufsicht und größtenteils auch unter die Verwaltung des Staats getreten und hat den nationalen und modernen Bildungselementen einen breiten Zugang eröffnet. Der Gegensatz ist ungeheuer. Als im Dezember 1745 die Wellen des zweiten schlesischen Krieges auch den stillen Schulberg der Fürstenschule St. Afra in Meißen umbrandeten, als Friedrich der Große sein Hauptquartier in der alten Markgrafenstadt aufschlug, und der Kanonendonner vom nahen Kesselsdorf her die Luft erschütterte, da empfand das der junge Lessing schlechterdings nur als eine lästige Störung der friedlichen gelehrten Studien; die Bedeutung des Kampfes auch nur für sein sächsisches Heimatland bekümmerte ihn nicht. Wie anders 1870! Erst vor wenigen Wochen, am 18. Januar, habe ich zu schildern versucht, wie damals ein sächsisches Gymnasium gelebt hat, wie es herzlichen, fast leidenschaftlichen Anteil nahm an den Ereignissen dieser unvergleichlichen, gewaltigen neun Monate, und ich habe damit keine Ausnahme geschildert, sondern nur ein Beispiel, das sich auch heute hundert- und tausendfach wiederholen würde. Denn wir sind eine Nation geworden.

Doch ich will heute nicht die historische Frage behandeln, wie sich die höhere Schule auf den verschiednen Entwicklungsstufen des Staats- und Schullebens zum Staate, zur Politik gestellt hat, ich möchte vielmehr fragen: wie hat sie sich zu beiden heute, unter den modernen Verhältnissen des Verfassungsstaats und des nationalen Reichs, zu stellen? Ich möchte heute, wo wir abermals eine Schar von Jünglingen entlassen, damit sie, so Gott will, reif nicht nur nach den Ziffern des Zeugnisses, sondern reif auch innerlich, an den Aufgaben der Schule gemessen, künftig ihren Weg wählen nach eignem Ermessen und eigner Erwägung, eine Erörterung anstellen über das Thema: Schule und Politik. Die Antwort, wie sich beide heute zu einander verhalten sollen, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen: Die Schule soll den Schülern fern halten, was uns trennt, nahe bringen, was uns eint. Und dies fällt beinahe zusammen mit dem Unterschiede zwischen innerer und äußerer Politik. Im

freien Staate sind Parteien natürlich und notwendig, Parteien, die mindestens über die Wege zum Ziele, oft genug auch über die Ziele selbst verschiedner Ansicht sind. Ihr Kampf, so oft er auch stören mag, ist doch notwendig, denn er bewahrt das Staatsleben vor Erstarrung, sichert neu auftauchenden Bedürfnissen und Ideen eine Vertretung, bewahrt den Bürger selbst vor Gleichgiltigkeit und zwingt ihn, sich selbst ein Urteil zu bilden. Solon wußte wohl, warum er jedem athenischen Bürger die Teilnahme an den Parteikämpfen zur Pflicht machte. Der Schüler aber ist noch nicht frei, er hat noch kein eignes Urteil, weil er noch nicht fertig ist, er steht noch unter der Zucht des Elternhauses und der Schule, beide richten ihm den Willen und wirken mit an der Bildung seiner Anschauungen. Er kann und darf also in innerpolitischen Fragen noch gar nicht wirklich Partei ergreifen. Die Schule als solche aber soll sich niemals zum Werkzeug einer Partei erniedrigen, auch nicht einer herrschenden, denn sie würde mit der Vertretung einer bestimmten Parteirichtung nicht nur auf die Schüler unter Umständen einen dem beabsichtigten gerade entgegengesetzten Eindruck machen, sondern sie würde, was wichtiger ist, ihr innerstes Wesen schädigen, und das ist die Wahrhaftigkeit. Keine Partei hat die ganze Wahrheit, keine kann gegen die andre gerecht sein, denn jede steht im Kampfe, und jede hat nur vorübergehende Bedeutung und Berechtigung. Die Schule aber soll das Große, das Dauernde vertreten, ihre Lehrer dürfen nicht gezwungen sein, gegen ihre Überzeugung zu reden, also zu heucheln, sie würden damit ihre sittliche Wirkung auf ihre Schüler selber untergraben. Als im Jahre 1837 in Hannover die feierlich beschworne Verfassung gebrochen wurde, da protestirten sieben Göttinger Professoren, weil sie die sittliche Grundlage ihres Wirkens gefährden würden, wenn sie diesen Eidbruch auch nur stillschweigend guthießen, und ihre mannhafte That zeigte zum erstenmale dem deutschen Volke, daß deutsche Gelehrte nicht immer die verspotteten Stubengelehrten sind, sondern von ihren idealen Gesichtspunkten aus oft schärfer und richtiger sehen, als die gerühmten Männer der Praxis. Und weil aller Unterricht nicht dazu da ist, zur Parteigesinnung zu erziehen, sondern zur Gesinnung, so hat das deutsche Gymnasium fast einmütig sogar die Zumutung abgelehnt, unmittelbar vor den Schülern die sozialdemokratischen Irrlehren zu bekämpfen, so sehr es die phantastischen Ziele und die wüste Agitation ihrer Vertreter verwerfen mag. Denn zu entscheiden, wie diese schwere Krankheit unsers Volkskörpers geheilt werden könne, kann nicht Sache der Schule sein, ganz abgesehen davon, daß Thatsachen nicht durch Worte aus der Welt geschafft werden können, sondern nur durch Thaten, und die Schule verfügt nur über das Wort.

Soll nun etwa der Lehrer sich keine Überzeugung über innerpolitische Fragen bilden dürfen? Gewiß darf er das heutzutage nicht nur, sondern er soll es auch; auch er soll diese Forderung nicht mit der Bemerkung ablehnen

dürfen: „Ich bin kein Politiker," denn er ist nicht nur Lehrer, sondern auch Bürger eines Verfassungsstaats, und er hat in seinem Amtseide die Verfassung des Landes mit beschworen. Wozu denn sonst der Preis antiker Bürgertugend, wenn wir sie selbst nicht üben wollen? Wie weit er von dieser seiner Überzeugung aus in den Kampf der Parteien persönlich und thätig eingreifen darf, diese schwierige Frage zu entscheiden, ist nicht Aufgabe der Schule, also auch nicht dieses Orts; sicher aber gehört seine Parteiansicht nicht in die Schule und nicht vor die Schüler, weil sie eben eine Parteiansicht ist und den Zwist des Lebens in die Schule tragen würde, die davon frei bleiben muß.

Wie aber? Kann und soll die Schule gar nichts dazu thun, ihre Zöglinge so auszurüsten, daß sie sich dereinst eine eigne politische Meinung bilden können? Soll sie das etwa ganz dem Elternhause überlassen oder gar dem Zufall?

Gewiß nicht. Sie soll vielmehr das leisten, was sie nach ihrem Wesen und nach den Verhältnissen unsrer Zeit vermag. Sie soll ihren reifern Schülern die Einsicht in das Wesen des geschichtlichen Werdens im weitesten Sinne vermitteln. Sie soll ihnen zeigen, wie eins immer aus dem andern wächst, die Gegenwart aus der Vergangenheit, die Zukunft aus der Gegenwart, wie die Geschichte keinen Sprung kennt und daher allem Radikalismus, er mag auftreten, auf welchem Gebiet er will, entgegen ist, wie nicht nur Verhältnisse und Ideen die Geschichte machen, sondern lebendige Menschen, die verantwortlich sind für das, was sie thun, wie eine sittliche Weltordnung das Ganze beherrscht und ohne diese Voraussetzung die Entwicklung der Menschheit ein wüstes, trostloses Chaos sein würde, und sie soll, indem sie zu vorurteilsfreier Betrachtung des Geschehenen und Gewordnen anleitet, Begeisterung für alles Große und für das Vaterland in den jungen Seelen entzünden, denn das Beste, was wir von der Geschichte haben, sagt Goethe, ist der Enthusiasmus, den sie erregt. Solche Einsicht und solche Gesinnung zu pflanzen, ist nicht Parteisache; über die nationale, monarchische und christliche Grundlage unsrer Staatsordnung lassen wir nicht mit uns handeln; wer sie verwirft, gehört nicht zu uns und nicht in die Schule.

Wenn die Schule diese Aufgabe löst, soweit sie vermag, so wird sie genug thun für die Vorbereitung zum Leben. Welche Folgen es haben kann, wenn sie das nicht thut, kann ein Beispiel lehren. Das Geschlecht, das vor einem Jahrhundert die französische Revolution gemacht hat, hatte eine solche Erziehung nicht gehabt. Von der Jesuitenschule brachte der junge Franzose damals nichts weiter ins Leben mit als eine gewisse formale Fertigkeit im Latein, eine logisch-rhetorische Abrichtung und eine äußerliche Kirchlichkeit. Von der Geschichte seines eignen Volks hatte er nichts erfahren, seine Ideale sah er in Sparta, Athen und Rom, und diese waren nicht nur republikanisch, sondern auch noch dazu rhetorisch aufgeputzt. Auf diesem Boden erwuchs jener radi-

kale Idealismus, der in diesem uralten Kulturlande nach luftigen abstrakten Theorien einen politischen Neubau aufrichten wollte, wie auf einem noch ganz unbebauten Boden, und schließlich unter Strömen von Blut und Thränen zwar eine neue Gesellschaftsordnung durchgesetzt, aber die Grundlagen einer festen Staatsordnung für immer zerstört hat.

Was bei jener französischen Schulbildung verzeihlich war, da sie in einem absoluten Staate wirkte, und in einer Zeit, die von geschichtlichem Verständnis noch nichts wußte, das wäre bei uns unverzeihlich. Denn wie reich sind die im weitesten Sinne geschichtlichen Bildungsmittel, über die wir verfügen! Wir wollen im Altertum in die völlig abgeschlossene, daher vollkommen übersehbare und unbefangner Beurteilung zugängliche Entwicklung zweier großen Völker einführen, auf der unsre eigne Kultur beruht, wir zeigen unsern Schülern das Werden und Wachsen unsers eignen Volkes und seiner Litteratur durch dunkle Irrgänge hindurch zu strahlendem Licht, aus düstern Tiefen zu freier Höhe, in Schuld und Leiden, in Kampf und Sieg, wir lassen sie auch einen Einblick gewinnen in die Wandlungen der Kirche. Und das alles sollte, recht angewendet, ohne Einfluß sein? Das sollte den heranwachsenden Jüngling nicht einigermaßen schützen vor blinder Schwärmerei und doktrinärem Eigensinn, das sollte nicht in ihm das Verständnis für seine Zeit und die Fähigkeit, ihre Aufgaben zu lösen, erwecken? Das sollte ihn nicht zum festen Patrioten machen helfen, der die alte Erbsünde unsers Volkes, das Erbstück einer verworrnen und kleinen Vergangenheit, die uns noch heute lähmende politische und kirchliche Parteisucht, überwindet um des Vaterlands willen? Wer das nicht glaubt, der glaubt an die höchste und schönste Aufgabe unsrer Schulen nicht.

Doch wenn es die Schule ablehnen muß, einzutreten in den Streit des Tages um innere Fragen, so wird sie um so mehr berechtigt sein, da teilzunehmen, wo es sich um große allgemeine nationale Angelegenheiten handelt, also in den meisten Fällen um entscheidende Fragen der auswärtigen Politik. Darin liegt die Berechtigung patriotischer Feste für die Schule. Wenn wir die Geburtstage des Königs und des Kaisers feiern, so wollen wir nicht allein hinweisen auf die Ehrfurcht, Liebe und Treue, die wir dem Oberhaupte des Reichs und dem Herrscher unsers Heimatlandes schulden, sondern auch darauf, daß der Monarch hoch über allen Parteien steht, daß sich in ihm die Einheit und Macht des Vaterlandes verkörpert, die zu wahren und zu stärken die Aufgabe aller Parteien ist. Und wenn wir den Sedantag in Reden und fröhlichen Turnspielen feiern, so ist das keine Verhöhnung und Herausforderung unsers damaligen Gegners, sondern die Erinnerung an eine unvergeßliche Zeit und unvergleichliche Erfolge. Aber mit vaterländischen Festen ist es noch nicht gethan. Die Schule hat vielmehr die Aufgabe, bei großen Entscheidungen mindestens ihren reifern Zöglingen das Verständnis zu vermitteln für das, was vorgeht, damit das junge Geschlecht mit empfindet, was es äußerlich mit erlebt,

und Erinnerungen mit hinübernimmt ins Leben, die unendlich mehr wirken, als das bloße Wort. Wenn heute der Ruf zu den Waffen ertönte, wie damals im Jahre 1870, da könnte die Schule ja gar nicht anders, sie müßte ihre Schüler hinweisen auf das, was vorgegangen ist, und auf das, was bevorsteht, sie müßte versuchen, soweit es überhaupt möglich ist, das zum Verständnis zu bringen, was rings um sie vorgeht. Denn sie steht nicht nur äußerlich mitten drin, sondern auch manchem ihrer eignen Angehörigen gälte der Ruf zu den Fahnen, keiner ist unter den Lehrern und Schülern, der nicht mindestens einen Verwandten oder Freund unter denen hätte, die ihm folgen würden, und immer fühlt sie sich als ein Glied des großen Ganzen, als Teil des Vaterlandes. Wie ganz anders stehen wir jetzt, als unter dem absoluten Staate des vorigen Jahrhunderts! Als während des siebenjährigen Krieges Friedrich der Große sich gelegentlich hier im Leipziger Winterquartier um die Häupter der deutschen Litteratur bekümmerte, die er immer noch in Pleiß-Athen suchte, und unter ihnen auch Gellert zu sich berief, da wagte der Dichter und Gelehrte im Verlaufe des Gesprächs die schüchterne Bemerkung: „Wenn Ew. Majestät Deutschland den Frieden geben wollten!" um sofort, als der König etwas unwirsch entgegnete: „Hat Ers denn nicht gehört? Es sind ja dreie wider mich!" sich ängstlich zurückzuziehen mit der für uns beinahe unverständlichen Bemerkung: „Ich bekümmere mich mehr um alte als um neue Geschichte," worauf man das ganze flüchtig angeschlagne politische Thema sofort fallen ließ. Nichts bezeichnender für die damalige Stellung des Lehrstandes zu den allerwichtigsten politischen Dingen, als diese paar Worte! Der König glaubt den sächsischen Gelehrten erst auf die politische Lage hinweisen zu müssen, und dieser lehnt jede Beschäftigung mit der „neuen Geschichte," die alltäglich aus dem Rasseln preußischer Trommeln und dem Anblick preußischer Uniformen so eindringlich zu ihm sprach, ab als eine Sache, die ihn gar nichts angehe, die man ihm billigerweise nicht zumuten dürfe. Auch noch dem jungen Ranke in Schulpforte schlug die Kunde von den Schlachten Napoleons wie eine ferne Sage ans Ohr, die ihn weniger berührte, als etwa der Kampf bei den Thermopylen, obwohl er die französischen Heersäulen jahraus jahrein an den Mauern seiner Fürstenschule vorüberziehen sah und den Kanonendonner von Großgörschen hören konnte. Es war damals eben wirklich so, wie Friedrich der Große einmal gesagt hat: „Der friedliche Bürger soll es gar nicht merken, wenn sich die Nation schlägt." Die Nation schlug sich eben damals gar nicht, der friedliche Bürger, und vollends der Gelehrte, hatte damals nur einen Beruf, eine Familie, eine Heimat, aber kein Vaterland! Und jetzt? Als im Jahre 1866 der Entscheidungskampf um die Zukunft Deutschlands entbrannte, als unsre sächsischen Truppen das Land räumen mußten und über die Nordgrenze die preußischen Heersäulen hereinbrachen, als sie in endlosen, stundenlangen, unabsehbaren Kolonnen mit blitzenden Bajonetten und wehenden Lanzenfähnchen und

dröhnenden Geschützzügen durch die sächsische Oberlausitz der blauen Bergkette zuzogen, die die Grenze Böhmens bezeichnet, um dort in blutigen Schlachten die bange Frage zu entscheiden, was aus Deutschland und Sachsen werden sollte, als jedes Haus Einquartierung hatte und fast jeder Tag Gefangne und Verwundete, mancher auch eroberte, kotbedeckte, blutbespritzte Geschütze und Wagen brachte, als die dumpfen Schläge des Kanonendonners von Münchengrätz herüberklangen, da drängten die Schüler des Gymnasiums in Zittau geradezu ihre Lehrer, sie sollten ihnen erklären und deuten, was denn da eigentlich unter ihren Augen vorgehe, was sie mit erschütterter und zweifelnder Seele sahen, und da war keiner, der sich diesen Bitten versagt hätte. Und doch, wie schwer war es in diesem Augenblick, eine Erklärung zu geben, denn wir standen im Bürger- und Bruderkriege, und wir vermochten mit ganzem Herzen weder hüben noch drüben zu sein! Mit wie gehobner Stimmung haben wir dagegen dieses Verlangen und diese Verpflichtung im Jahre 1870 erfüllt! Unter dem, was ich am 18. Januar von dem Leben eines sächsischen Gymnasiums während dieser Zeit erzählte, habe ich auch darauf hingewiesen, und ich wiederhole es heute, ohne mir irgend ein Verdienst daraus machen zu wollen, bloß, weil es zur Sache gehört, wie ich damals in allen meinen Geschichtsklassen von Zeit zu Zeit, vom 15. Juli angefangen, in zusammenfassenden Vorträgen die wichtigsten Kriegsereignisse geschildert habe, und so unvollkommen sie auch gewesen sein mögen, vergeblich sind diese Stunden über allerneueste Geschichte nicht gewesen! Nicht jede Schülergeneration erlebt solche Dinge, und solche Dinge wie 1870 kann überhaupt keine mehr erleben, aber in einem kräftig aufstrebenden Volke werden immer wieder Augenblicke kommen, wo ein großes nationales Interesse in den Vordergrund tritt und auch die Teilnahme der Schule fordert. Mit vollem Rechte ist daher in festlicher Stunde schon von der deutschen Kriegsmarine und der deutschen Kolonialpolitik geredet worden, oder von den großen Männern, die unser Reich geschaffen und ausgebaut haben. Auch dagegen wird nichts einzuwenden sein, wenn von solchen Dingen in der Klasse gesprochen wird, nur daß es einem natürlichen Bedürfnis entgegenkommen muß.

Zwiespältige Stimmungen, wie etwa 1866, werden derartige Erörterungen heute nicht mehr stören. Denn wir wissen heute, wo unser Vaterland ist, und wie wir zu ihm stehen. Vor dreißig Jahren begannen wir es zu ahnen, vor vierzig Jahren wußten wir es noch nicht. Als damals der Krimkrieg die Aufmerksamkeit Europas fesselte und eine Zeit lang auch Deutschland in seinen Wirbel hineinzureißen drohte, oder vielmehr dies lose, zerfahrne Staatenbündel mit unsichern Grenzen, das damals unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien stand, thatsächlich aber als Ganzes das Gespött Europas war, da regte sich an manchem Gymnasium ein Interesse für den im Grunde wunderlichen Kampf, und wir Jungen fochten nicht nur mit Zinn-

soldaten um Sebastopol, sondern auch mit Fäusten in der Klasse und mit Schneebällen auf der Straße, aber als — Türken und Russen! Keiner von uns fragte: Wie steht denn unser Vaterland dazu? Denn wir hatten noch keins, und wir konnten es auch von unsern Vätern nicht erfahren, denn sie wußten es selber nicht. Was wir damals im Vergleich zu heute entbehrt haben, das haben wir damals nicht gefühlt, wohl aber später ermessen.

Liebe Abiturienten! Sie haben dieses ganze große Erinnerungsjahr mit uns gefeiert, mit reiferm Verständnis als andre, ein schöner Abschluß Ihrer Laufbahn auf der Schule. Nehmen Sie diese Erinnerung als einen wertvollen Besitz mit hinaus! Selbständiges Urteil sollen Sie sich nun bilden auch über allgemeine Fragen, auch über politische Dinge. Sie mögen studiren, was Sie wollen, Sie mögen einen Beruf ergreifen, welchen Sie wollen, das zu thun ist Ihre Pflicht, und gerade darüber pflegen die Studienjahre, wenn sie recht angewandt werden, zu entscheiden. Sie sollen nicht etwa Ihren romanischen Kommilitonen nacheifern, die so gern ihre unreifen politischen Ansichten in kindischen Krawallen äußern; Sie werden auch dann gute Deutsche sein, wenn Sie nicht bei Gelegenheit eine feindliche Fahne verbrennen. Sie werden in manchen Dingen wahrscheinlich anders denken als wir. Sie werden neue Ideale haben, denn unaufhaltsam scheint sich in unsrer gebildeten Jugend der Übergang zum sozialen Ideal zu vollziehen. Vergessen Sie darüber das nationale nicht, das uns in unsrer Jugend ergriff, begeisterte und erhob. Denn nur in dem Rahmen und unter dem Schirme des nationalen Staates sollen und dürfen sich neue Ideale verwirklichen. *Εἷς οἰωνὸς ἄριστος, ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης,* so rufen Ihnen die goldglänzenden Namen Ihrer 1870/71 gefallnen Kameraden dort von der Marmortafel her zu. Ihnen gehört das zwanzigste Jahrhundert! Sorgen Sie dafür, daß es nicht kleiner werde, als dies trotz alledem so gewaltige neunzehnte, an dessen Ende wir stehen, und daß das Vaterland nicht kleiner werde, sondern zunehme an innerer Wohlfahrt und äußerer Macht, daß es seinen Platz einnehme nicht nur unter den Völkern Europas, sondern unter den großen Nationen, denen die Herrschaft der Welt gehört. Das walte Gott!

Der Zwischenhandel

Von Kuno Hegart

(Schluß)

Eine ganz andre Bedeutung, als in den eben betrachteten Fällen, hat der Zwischenhandel für die auf der mittlern Entwicklungsstufe befindlichen Produktionen, bei denen eine auch örtlich durchgeführte Arbeitsteilung unter den einzelnen Unternehmungen besteht, wie sie für viele Geschäftszweige heute typisch ist. Nehmen wir eine Fabrik an, die mit ihren hundert Arbeitern und zahlreichen Maschinen jahraus jahrein nur schwarze Glaceehandschuhe zu bestimmten Preisen oder Baumwollenstoff von einer bestimmten Art anfertigt, oder einen Verleger, dessen sämtliche Hausarbeiter, zusammengedrängt auf einen kleinen Bezirk, ebenso gleichmäßig ganz rohe schmuck- und kunstlose Holzpferdchen als Kinderspielzeug herstellen. Hier ist ohne weiteres klar, daß ein besondrer Absatz an bestimmten Orten durch eigne Detailgeschäfte nicht denkbar ist. Alle Produktionsbetriebe also, deren Leistungsfähigkeit nur ein kleines Gebiet des Geschäftszweiges umfaßt, in dem sie thätig sind, sind notwendigerweise auf den Zwischenhandel angewiesen, um ihre Ware an den Konsumenten zu bringen.

Früher war für solche Unternehungen, namentlich für Hausindustrien, der Hausirhandel üblich (ich erinnere an die pfälzischen Babuschenmacher, die Schwarzwälder Uhrmacher usw.), oder der Jahrmarktsbesuch (so für die Bunzlauer Töpfer, für Landschuhmacher, Böttcher usw.). Ich entsinne mich beider Formen des Absatzes noch aus den siebziger Jahren. Heute sind sie ganz im Aussterben begriffen, weil sie gegenüber den modernen Arten des Warenverkehrs viel zu kostspielig sind. Der heutige Jahrmarkts- und Hausirhandel hat eine ganz andre Aufgabe, als die Vermittlung zwischen Produzenten und Konsumenten: er schaltet, soweit er mehr ist als eine häßliche Form der Bettelei, die allerkleinsten Krämer in Dorf und Landstadt aus, indem er das kleine Kapital, das der seßhafte Krämer braucht, um die Bedürfnisse eines Ortes zu befriedigen, für Warenversorgung einer ganzen Anzahl solcher Ortschaften benutzt und infolge dessen viel öfter umsetzt. Daher kann sein Betriebskapital entweder noch kleiner sein, als das des seßhaften Krämers (dies ist der Fall

beim Einzelhausirer), oder er kann bei gleichem Kapital mehr Artikel führen (so der „Marktfahrer"), oder er sendet als kleinkapitalistischer Unternehmer mehrere Einzelhausirer selbst aus (so die meisten der slowakischen Topfbinder).

Für die oben geschilderten Fabriken fällt also der Hausir- und Jahrmarktshandel als Absatzform zur Zeit völlig weg; sie sind genötigt, an den selbständigen Zwischenhändler zu verkaufen, der seinerseits die Produkte der verschiedensten Unternehmungen in seinem Geschäft vereinigt. Hier schiebt sich nun zwischen Produktionsort und Absatzort ein drittes Glied ein: der Grossist. Warum? Im Interesse des Produzenten nicht, da dieser bei direktem Absatz an den Detaillisten sich mit diesem (oder dem Konsumenten) in den Gewinn teilen könnte, den jetzt der Grossist einsteckt; ebenso wenig natürlich und aus gleichen Gründen im Interesse des Detaillisten. Es entsteht also die Frage: Wann und warum ist der Grossist notwendig?

Sobald die Detailgeschäfte ihrer Natur nach notwendigerweise so dezentralisirt sind, daß das Aufsuchen jedes einzelnen durch Reisende oder die Versendung der Ware an sie unmittelbar vom Erzeugungsorte aus die Ware in höherm Grade verteuern würde, als es das Einschieben einer besondern Mittelsperson zur Erfüllung dieser beiden Aufgaben thut. Und zwar giebt es zwei verschiedne Arten solcher Mittelspersonen, den Agenten und den Engrossortimenter.

Ein Agent als Vermittler zwischen dem Produzenten und dem Detaillisten tritt in zwei Fällen ein; erstens: für alle Warenarten, bei denen die Detailgeschäfte, mögen sie noch so sehr dezentralisirt sein, doch immerhin noch auf einem verhältnismäßig engen Raume, z. B. innerhalb einer großen Stadt, zusammenliegen. Zweitens: für eine bestimmte Warengattung von hohem spezifischen Wert, die an weit zerstreuten Orten an vereinzelte Konsumenten abzusetzen ist. Denn nur wertvolle Waren halten die Verteuerung aus, die dadurch entsteht, daß ihretwegen eine Person die Detailgeschäfte in den kleinen und kleinsten Orten eines Bezirks bereist.

Ich gebe ein paar Beispiele. In einer großen Stadt wird ein Kaufmann davon leben können, daß er als Agent einer leistungsfähigen Kammfabrik an alle, auch die kleinsten Detaillisten des Orts und auch in den kleinsten Mengen deren Ware absetzt. Die Fabrik gewährt ihm eine Vergütung von 3 bis 5 Prozent des Umsatzes und hat dafür die Gewähr, daß er in seinem eignen Interesse so viel als möglich von ihrer Ware verkauft. Die Fracht für diesen Absatz in kleinsten Mengen verbilligt sich dadurch, daß man an den Agenten ja immer größere Sendungen auf einmal machen kann. Für den zweiten oben erwähnten Fall giebt der Handel mit seidnen Bändern ein Beispiel. Der Agent wird hier alle Putzmacherinnen und andre Detaillisten mehrerer Kreise oder eines Regierungsbezirks besuchen können, ohne daß die an sich wertvolle Ware dadurch allzu sehr verteuert würde. Die Fabrik aber erspart sich einen

Reisenden und dessen Überwachung und Spesen — der Agent bezahlt diese aus seiner Tasche — gegen die Gewährung eines geringen Verdienstes, der den Gehalt eines Reisenden kaum übersteigt. Der Agent erleichtert sich oft die Spesenlast dadurch, daß er mehrere Fabriken vertritt.

Nun haben wir auch das Gebiet bestimmt, für das der Engrossortimenter in Frage kommt: nämlich für alle Waren von so geringem Wert und so ausgedehntem Absatzgebiet, daß sich ihr Vertrieb an Detaillisten durch besondre Reisende oder Agenten nicht lohnt. Da aber auf die Stellung dieses Engrossortimenters zu seinen Abnehmern und auf seine ganze Entwicklung die Lage und die Entwicklung seines Kundenkreises, nächst der Entwicklung der Produktion, von größtem Einfluß ist, müssen wir zunächst diesen Kundenkreis betrachten.

In diesem Kundenkreis können wir verschiedne Gattungen von Detaillisten unterscheiden, je nach der Entwicklung, die sie durchgemacht haben: z. B. den Spezialisten, der sein Lager vergrößert, den zum Handel übergehenden Handwerker, den kleinen Verleger, der zugleich einen offnen Laden hält, den kleinen Krämer in der Vorstadt und auf dem Lande u. a.

Als typisch für die zuerst angeführte Gattung wählen wir die Kolonialwarenhändler. Vor vierzig bis fünfzig Jahren mußte man schon ein ansehnliches Vermögen haben, um in einer mittelgroßen Stadt ein Kolonialwarengeschäft zu führen. Denn die Waren mußten wegen des unentwickelten Verkehrs im ganzen eingekauft werden, und der Geschäftsinhaber mußte deswegen öfter weitere Reisen machen. Heute geht der Kolonialwarenhändler der kleinen Stadt zum Engrossortimenter. Wegen des einen oder andern Artikels wendet man sich vielleicht noch an den Importeur oder an den Produzenten. Sonst legt der Kolonialwarenhändler sein Kapital viel besser an, wenn er zehn halbe Säcke von zehn verschiednen Sorten Kaffee im Sortimentsgeschäft kauft, als fünf Säcke einer Sorte beim Importeur. Und so ist es bei allen Artikeln: Stärke, Zucker, Rosinen, Spiritus, Petroleum — alles wird beim Sortimenter in kleinen Mengen gekauft. Man braucht dabei weniger Kapital und bringt es öfter über den Ladentisch als in frühern Jahren. Wer nun bei dieser neuen Form des Handels Kapital übrig hat, der nutzt es dadurch aus, daß er die Anzahl der Artikel, die er führt, erhöht, indem er einen Sortimenter eines andern Geschäftszweiges, z. B. von Kurzwaren oder Cigarren, zuzieht. Daher finden wir heute, selbst in großen Städten, in den Kolonialwarenhandlungen so verschiedne Artikel: Cigarren, Butter, Käse, Peitschen, Spazierstöcke, Konfekt, Wurst, Delikatessen, Spirituosen, Wein, Bier, Schiefertafeln, Papier und sonstiges Schreibmaterial.

Eine zweite Gattung von Detaillisten sind die, die sich vom Handwerker zum Zwischenhändler entwickelt haben; hierzu gehören z. B. die Gerätschaftsklempner. Diese fertigten früher die Eimer, Krüge, Brotdosen usw., die sie

feil boten, durchaus selbst an. Da begann plötzlich die Konkurrenz der großkapitalistischen Unternehmungen, und zwar an zwei Stellen zugleich: auf der einen Seite rissen sie die Herstellung der feinern Waren und der Luxusartikel an sich,*) auf der andern ging die ordinäre Massenware auf die kapitalistische Produktion über. Die Handwerker, denen wenig mehr als Reparaturarbeit blieb, sahen sich genötigt, die Art ihres Gewerbes völlig zu verändern. Entweder sie verzichteten auf den Verkauf, sanken herab zum Hausindustriellen und endeten in der Fabrik, oder sie verzichteten auf die Produktion und wurden zum Zwischenhändler für die nun fast ausschließlich kapitalistisch hergestellten Waren, die sie ehemals selbst fertigten. Im letztern Falle verbindet sie mit der besondern Art der von ihnen verkauften Ware kaum mehr als die Bezeichnung Klempner — das bischen Reparatur tritt bald in den Hintergrund —, und da ihnen daran gelegen sein muß, ihren Umsatz möglichst zu vergrößern, so legen sie sich nach und nach eine ganze Reihe andrer Artikel zu, die ungefähr in dasselbe Gebiet gehören, und die sie alle bei ihrer Bezugsquelle, dem Engrossortimenter, finden. Auf diese Weise entsteht schließlich ein „Bazar für Küchen- und Wirtschaftsgeräte.“ Eine ähnliche Entwicklung finden wir auf vielen Gebieten des Handwerks.

Ein weiterer Typus der Detaillisten sind endlich jene Geschäftsleute, die teils Zwischenhändler, teils selbst Verleger sind. Als Beispiel kann der Bürstenhändler dienen. Er stellt einen Teil seiner Waren (etwa Kehr- und Scheuerbürsten) selber durch Hausindustrielle her; da dieser Teil allein aber den Verkauf nicht lohnt, so bezieht er von den übrigen einschlägigen Artikeln als Zwischenhändler einige (wie die gewöhnlichen Putz- und Kleiderbürsten) unmittelbar von der Fabrik, den Rest (also die bessern Sorten, außerdem Zahnbürsten, Toilettenbürsten und alle Ergänzungsartikel, wie Bürstenständer und -Taschen, Toiletten- und Wirtschaftsgegenstände usw.) vom Engrossortimenter.

Zuletzt mögen noch die kleinen Krämer auf dem Lande und in den Vorstädten genannt werden, die alle mit Hilfe des Engrossortimenters neben ihren frühern Artikeln (Gemüse, Eier, Obst usw.) ein kleines, aber sortirtes Lager von billigen Wirtschafts- und Schmuckgegenständen und von Spielzeug halten.

*) Es ist nichts als eine Phrase, wenn man das „Kunsthandwerk“ als Mittel zur „Hebung“ des Handwerks bezeichnet. Ein Kunsthandwerk giebt es, wenn man eine Unternehmungsform darunter versteht, schon längst nicht mehr. Alle Erzeugnisse der Tischlerei, Schlosserei, Buchbinderei, Klempnerei usw., die durch die Vorsilbe „Kunst“ gekennzeichnet werden, werden heute in kapitalistischen Unternehmungen hergestellt, teils maschinenmäßig in einzelnen Teilen, die nachher zusammengefügt werden, wie schmiedeeiserne Gitter u. ä., teils ohne Anwendung von Maschinen (Maschinen sind ja gar nicht das Kennzeichen des kapitalistischen Betriebs), aber manufakturartig oder hausindustriell, unter Leitung eines Unternehmers, der die Produktion regelt, die Musterzeichnungen herstellen läßt und einer Arbeiterschaft befiehlt, die wirtschaftlich völlig abhängig ist und an Zahl weit über das im Handwerk übliche Maß hinausgeht.

Die Sortimentsdetailgeschäfte bringen ihren Inhabern keinen großen Verdienst. Als Regel kann gelten: je kleiner das in dem Unternehmen angelegte Kapital, um so kleiner der Gewinn. Denn je kleiner das Kapital, um so geringere Ladenmiete kann gezahlt werden (d. h. um so verkehrloser ist die Straße, an der es liegt, und um so weniger ist es durch sein Äußeres imstande, kaufkräftige Kreise anzuziehen), und um so geringer ist die Auswahl unter den Artikeln, die es führt. Aber auch wohlhabendere Detaillisten haben kein großes Einkommen. Denn jedes Engrossortimentsgeschäft hat das erklärliche Bestreben, diesen Detailgeschäften immer mehr von seinen Artikeln zum Verkauf zu übergeben. Dadurch setzt es mehr Ware ab und macht das kapitalarme Detailgeschäft konkurrenzfähiger gegenüber dem kapitalkräftigen, das noch die Sortimenter vermeidet und sich unmittelbar an die Produzenten wendet. Es liegt nun gar nicht im Interesse der Engrossortimenter, zu verhüten, daß sich die Detaillisten, die von ihnen abhängig sind, allzu arg Konkurrenz machen. Im Gegenteil: mit je geringerm Gewinn diese die Ware verkaufen, um so mehr kauft das Publikum. Durch die wütende Konkurrenz der Detaillisten ist es dahin gekommen, daß das Einkommen der Mehrzahl auf das der etwas besser bezahlten Kommis herabgesunken ist. Zweitausend Mark werden die meisten nicht erreichen. Man kann bestimmt sagen, daß dieses Einkommen auch noch weiter fallen wird, bis zu dem Punkte, wo es nicht mehr lohnt, das Risiko eines eignen Geschäfts zu übernehmen. Dann, aber auch erst dann, wird sich der Engrossortimenter, dessen Preise ja ebenfalls fortgesetzt durch die Konkurrenz gedrückt werden, veranlaßt sehen, unmittelbar an die Konsumenten zu verkaufen, sei es daß er einen „Bazar" eröffnet, sei es daß er Filialen gründet; der Anfang zu der zweiten Einrichtung besteht schon in höherm Grade, als das Publikum ahnt, denn der Unternehmer ist schlau genug, jede Filiale mit einer andern Firma zu decken. Ob er das eine oder das andre wählt, hängt von der Ware und von dem Kundenkreis ab, für den seine Ware bestimmt ist. Obgleich nämlich die Uniformirung des Geschmacks erstaunlich weit gediehen ist, haben sich doch fast für alle Warengattungen die Detailgeschäfte in drei Arten geschieden: die erste Art befriedigt die Bedürfnisse des Teils der Bevölkerung, der Verschwendung treibt, die zweite Art liefert die Waren für den Mittelstand in der weitesten Bedeutung des Wortes, die dritte Art ist für die Proletarier.

Für die erste Gattung haben wir längst Bazare, in denen man alles bekommt, was man sich nur wünschen kann. Je kapitalkräftiger solche Magazine sind, um so mehr Artikel führen sie. Eine Grenze für ihre Ausdehnung ist nur in dem Kapital des Unternehmers gegeben. Bei den Waren für den Mittelstand muß man unterscheiden, wenigstens in der großen Stadt, zwischen solchen, um deretwillen es sich lohnt, einen größern Weg zurückzulegen, und solchen, die man aus Bequemlichkeit gern in nächster Nähe kauft, oder

die zu geringen Wert haben, als daß man sich ihretwegen die Schuhe naß macht. Für die zweite Gattung ergiebt sich die Filiale, also z. B. für die meisten Lebensmittel, für die erste der Bazar, wenn auch nicht in durchgeführter Zentralisation. Vorläufig haben wir in den einzelnen Stadtgegenden meist noch mehrere Bazare für den Mittelstand, die sich dadurch unterscheiden, daß der eine Teil sich auf Gewebe, der andre sich auf harte Waren beschränkt. Daß aber diese Scheidung verschwindet, ist nur noch eine Frage der Zeit. Aber selbst wenn diese Vereinigung vollzogen sein wird, werden in einer Stadtgegend, so lange wenigstens, als den Bazaren für den Mittelstand nicht ganz bedeutende Kapitalien zur Verfügung stehen, noch eine größere Anzahl dieser Unternehmungen bleiben: nämlich so viel, als der Mittelstand Schichtungen hat. Je weniger das werden, um so mehr wird die Zentralisation erleichtert. Die Anzahl der Artikel eines Bazars wird, wie gesagt, nur durch das Kapital des Unternehmers begrenzt. Um alles zu führen, was der Mittelstand außer den Lebensmitteln und den unbedeutendsten sonstigen Bedürfnissen (wie Nadeln, Zwirn usw.) braucht, dazu gehören Millionen. Man denke nur, welche Räume allein nötig sind für ein Möbellager, welche Pflege für Pelzwaren, was für Einrichtungen zum Verkauf von Porzellan und Glas. In Berlin ist man ja schon ziemlich weit. Zum Teil beschränkt man sich sogar schon nicht mehr darauf, nur eine der drei Gesellschaftsschichten zum Kunden zu haben. Für die obern Zehntausend liefert Gerson bereits alles, was man braucht. Mit gewebten Waren befriedigen Herzog und Israel die Bedürfnisse ziemlich aller Gesellschaftsschichten, einschließlich des bessern Proletariats. Und der untere Mittelstand, der gern noch behäbig erscheinen möchte, ohne es zu sein, findet bei Wertheim und Lubasch seinen gesamten Bedarf. Daß es nicht diese Bazare sind, die die Handwerker „morden," sondern daß umgekehrt diese längst untergegangen sein müssen, ehe der Bazar die betreffende Ware führen kann, glaube ich nachgewiesen zu haben.*)

Die Detailgeschäfte der dritten Art, die für die Proletarier bestimmt sind, sind wohl jetzt schon überall in zahlreichen Bazaren zentralisirt. An den Waren für diesen größten Bedarf wird zu wenig verdient, als daß sich schnell bei einem Unternehmer eines solchen Bazars ein Kapital ansammeln könnte, groß genug, alle Bedarfsartikel, vielleicht mit Ausnahme der Lebensmittel, zu führen und wenigstens die Kundschaft mehrerer Proletarierviertel auf sich zu vereinigen. Wir gehen hier sicher einer weitgehenden Zentralisation entgegen, doch wird der Weg dahin sehr langsam zurückgelegt werden. Zur Zeit ist die Lage in den großen Städten so, daß jedes Viertel ein Kolonialwarengeschäft

*) Der Kampf gegen die Bazare bedeutet nicht den Kampf des Handwerks gegen den Kapitalismus, sondern, wie fast die ganze heutige Handwerkerbewegung, den Kampf kleiner kapitalistischer Unternehmer gegen übermächtig gewordne.

und ein Geschäft für die übrigen Bedürfnisse hat, Möbel und Küchengeräte vielleicht ausgenommen. Von diesen Geschäften kann man sagen, daß sie in absehbarer Zeit alle Krämer ihres Viertels beseitigt haben werden.

Daß durch große Bazare und durch ein weitverzweigtes Filialwesen die Verteuerung, die die Ware im Detailverkauf erfährt, verringert werden würde, ist zweifellos. Nur darf man namentlich bezüglich der notwendigsten Bedarfsartikel keine allzu großen Hoffnungen hegen. Schon jetzt ist der gesamte Engroshandel stark zentralisirt. Wo früher hundert Firmen thätig waren, z. B. beim Import eines überseeischen Produkts, sind es jetzt nur noch zehn, und wo wir früher zur Versorgung der Detaillisten einer Provinz Dutzende von Grossisten hatten, sind es heute nur noch fünf oder sechs, die in Betracht kommen. Selbst wenn jede der übrig gebliebnen Firmen den vierfachen Gewinn gegen früher hat, ist die Verteuerung, die die Ware auf der betreffenden Station des Zwischenhandels erleidet, auf die Hälfte oder ein Drittel herabgegangen. Und der Detaillist selbst hat aus den oben angeführten Gründen auch keinen hohen Verdienst, namentlich wenn man die Aufschläge vergleicht, die die Detaillisten noch vor zwanzig Jahren auf die Preise der Waren machten.

Zum Schluß noch ein Wort über den Verdienst des Kaufmanns an der Ware. Zunächst über den der Grossisten. Hier kann als Regel gelten, daß sich der Verdienst nach dem Kapital richtet. Bei Massenartikeln, deren Herstellung schon völlig großkapitalistisch ist, wird den Sortimentern und Agenten einfach vom Fabrikanten der Verkaufspreis vorgeschrieben. Der Fabrikant nimmt so viel Verdienst für sich in Anspruch, als ihm seine Konkurrenz*) nur irgend läßt, und gönnt dem Grossisten gerade so viel, daß es für diesen sich noch lohnt, mit den betreffenden Artikeln zu handeln. Wo aber der Grossist kapitalkräftiger ist als der Fabrikant — und das wird wohl meist der Fall sein bei nicht durchaus notwendigen Bedarfsartikeln, deren Herstellung noch nicht völlig großkapitalistisch und zentralisirt ist —, nimmt der Zwischenhändler den Löwenanteil für sich und drückt den Fabrikanten so viel als möglich. Vom Detaillisten wiederum nimmt der Grossist um so höhern Verdienst, je abhängiger der Detaillist von ihm ist, sodaß der Sortimenter, der es auf der einen Seite mit nicht allzu mächtigen Fabrikanten und auf der andern Seite mit ganz kapitalarmen Detaillisten zu thun hat, verhältnismäßig in der besten Lage ist.

Beim Detailverkauf richtet sich der Verdienst des Verkäufers außer nach den Spesen, die der Verkauf der betreffenden Ware verursacht, vor allem nach

*) Die Konkurrenz ist stets um so heftiger, je zersplitterter noch die Kapitale sind. Zunehmende Zentralisirung des Kapitals mindert gewöhnlich die Preisdrückerei und ruft schließlich die Kartelle hervor. Vorkommnisse wie der „Zwirnkrieg" in Österreich vor einigen Jahren (erbitterter Kampf zweier Nebenbuhler, die ohne weitere Konkurrenz waren) sind äußerst selten.

dem Risiko, das er mit dem Verkauf dieser Ware übernimmt. Bei Waren, die sehr leicht altmodisch werden oder verderben können, bei Luxuswaren, bei denen man leicht den Geschmack des Publikums verfehlen kann, wird der Verdienst höher sein als beim Verkauf von Spiritus und Schieferstiften. Dazu kommt, daß sich die Menschen leichter entschließen, mit sogenannten Stapelartikeln als mit riskantern Waren zu handeln; infolgedessen ist für die Stapelartikel die Konkurrenz am größten und der Verdienst am kleinsten. Deshalb sammeln auch die Inhaber der Bazare für Proletarierbedarf so schwer größere Vermögen. Während an Waren, die für den Kulturmenschen unumgänglich notwendig sind, sehr wenig verdient wird, wird an Waren, die einem wenn auch noch so geringen Luxus dienen, verhältnismäßig viel verdient. Der Verdienst beläuft sich namentlich dann oft auf 50 bis 100 Prozent, wenn die Ausgabe an sich gering ist, die Abnutzung des betreffenden Gegenstandes aber ziemlich langsam vor sich geht, z. B. bei Cigarrenspitzen. Daß Verleger hausindustrieller Ware durch maßlose Ausbeutung der Arbeitskräfte oft enorme Verdienste herauswirtschaften, ist bekannt. Es wird dann meistens der Preis verlangt und bezahlt, den die Ware in Anbetracht ihrer primitiven Herstellung mit der Hand oder an kleinen Maschinen ohne Motorenbetrieb haben müßte, wenn der Arbeiter den Durchschnittslohn für gelernte Arbeit erhielte.

Niemand wird bestreiten, daß die Zersplitterung des Detailhandels, die zur Zeit wohl aber ihre größte Ausdehnung schon überschritten hat, einen großen Schaden für die Volkswirtschaft bedeutet. Wir haben aber gesehen, daß diese Zersplitterung nur eine Stufe in dem Entwicklungsgange des Handels ist, die auch wieder überwunden werden wird. Und da wir die Entwicklung als notwendig erkannt haben, wird es niemandem in den Sinn kommen, logische Ergebnisse durch Gewalt oder freundliche Worte aus der Welt schaffen zu wollen. Am letzten Ende der Entwicklung steht wohl das, was sich Uhlenhorst wünscht: Organisirung der Konsumenten als solcher in Konsumvereinen, Gemeinde- und Staatssozialismus. Derartige Einrichtungen aber einer Zeit aufdrängen wollen, die noch nicht reif dafür ist, ist sinnlos.

Eine Geschichte Livlands

In der Walhalla bei Regensburg steht unter den vielen steinernen Bildern von großen Söhnen der deutschen Erde auch das eines Mannes, der auf dem letzten Vorposten des heiligen römischen Reichs, am äußersten Ende des zusammenhängenden Gebietes deutscher Nation, geboren war: das Bild des Herrmeisters von Livland, Wolters von Plettenberg. Dort aber, wo der Narowastrom eine Stunde vor seiner Mündung in das Finnische Meer über eine breite Kalksteinbank herabstürzt, die das Flußbett quer durchschneidet, ragen noch heute zwei alte Burgen zu beiden Seiten des Wassers einander gegenüber empor: Haus Narwa, das wohlerhaltene Schloß des deutschen Ordens, und die russische Trutzfeste Iwangorod, vor vierhundert Jahren erbaut als Stützpunkt der erstarkten moskowitischen Macht gegen Livland. Narwa ist die Stätte, von der Plettenberg sagt, in seinen jungen Jahren sei er „dort aufgezogen und gewesen“; Narwa ist die Stätte, wo im Jahre 1492 der Moskowiter zum erstenmal — noch auf lange hinaus vergeblich — den Anlauf nahm, um nach dem Abendlande vorzubrechen, und Plettenberg ist der Mann, der in verzweifeltem Ringen den Felsen gebildet hat, an dem sich diese erste Woge der herandringenden großen Flut brach.

Dieser große Gegensatz, der Kampf zwischen Russentum und Deutschtum um die Küste der Ostsee, des nordeuropäischen Mittelmeeres, ist es, durch den die Geschichte Livlands ein universalgeschichtliches Interesse erhält, und so darf wohl eine soeben erschienene Geschichte Livlands von Ernst Seraphim auch in weitern Kreisen Deutschlands auf Leser rechnen.*)

Von russischer Seite wird jetzt bei der Russifizirung der baltischen Provinzen behauptet, es handle sich bei der Verdrängung des Deutschtums durch die russische „Kultur“ im Grunde nur um die Zurückforderung eines uralten Besitzes. In gewissem Sinne ist das richtig. Am Ende des neunten Jahr-

*) Geschichte Liv-, Est- und Kurlands von der „Aufsegelung“ des Landes bis zur Einverleibung in das russische Reich. Eine populäre Darstellung von Ernst Seraphim. Mit sieben Bildern, einer Karte und einem Personen- und Sachregister. 1. Band (425 S.): Die Zeit bis zum Untergange livländischer Selbständigkeit. 2. Band (715 S.) 1. Abteilung: Die Provinzialgeschichte bis zur Unterwerfung unter Rußland. 2. Abteilung (von Dr. August Seraphim): Kurland unter den Herzögen. Reval, Franz Kluge, 1895 und 1896.

hunderts war mit dem normannischen Germanentum der Waräger das staatenbildende Element unter die Masse der russischen Slawen gekommen; damit war zugleich der lebhaft aggressive Charakter der neu entstandnen russischen Fürstentümer gegeben. Mehr als einmal hat Byzanz vor ihren Heerscharen gezittert, aber ebenso gut wie nach Süden ging die russische Angriffsbewegung auch nach Osten, Norden und Westen. In jenen ersten Jahrhunderten nach der Begründung der Normannenherrschaft auf der Linie vom Ladogasee zum Unterlaufe des Dnjepr hat ein wenig bekannter, aber doch weltgeschichtlich wichtiger Vorgang stattgefunden, die Eroberung des Nordens und Nordostens der europäischen Ebene für die neue russische Nationalität, die ursprünglich nur auf das Dreieck: Ilmensee—Okamündung—Kijew beschränkt war. Ihr Verhängnis war es von Anbeginn, daß sie nirgends das Meer berührte. Nach Süden trennte ein breiter Steppengürtel bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein die Russen vom Schwarzen Meer; bis auf die Zeit Peters des Großen hinaus sind sie nicht imstande gewesen, dieses Gebiet den asiatischen Völkern, die es nach einander besetzten, zu entreißen.

Seit dem Beginn des elften Jahrhunderts nun beginnt der Kampf der Russen auch um das baltische Küstenland. Seraphim giebt eine Übersicht über die zahlreichen Versuche russischer Fürsten, hier Fuß zu fassen, die Eingebornen zinsbar zu machen. In Nordlivland hatten sie im großen und ganzen nach vielen Wechselfällen mit einem starken Mißerfolge gegenüber dem kriegerischen und kräftigen Volke der Esten geendet, dagegen war im Süden längs der Düna das russische Machtgebiet im Vordringen, und bereits in Kokenhusen, nicht weiter vom Ausfluß des Stromes als Hamburg von der Elbmündung, saß ein Statthalter des Fürsten von Polozk. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß, wenn in diesen Verhältnissen keine Störung eingetreten wäre, die russische Macht auf diesem Wege bereits im dreizehnten Jahrhundert das Baltische Meer erreicht hätte, also fünfhundert Jahre früher, als es ihr thatsächlich gelungen ist. Es ist leicht ersichtlich, von welchen Folgen dieses Ereignis hätte werden müssen. Wenn das westliche Rußland gerade um die Zeit, wo die mittlern und südlichen Teile des Landes dem Machtbereich der Mongolen anheimfielen, den unmittelbaren Anschluß an das Abendland erreichte, so bedeutete das seine endgiltige Trennung von dem der Barbarei anheimgefallenen stammverwandten Gebiet und seine Einbeziehung in den abendländischen Staaten- und Völkerkreis. Bis zu einem gewissen Grade ist das selbst unter den thatsächlich eingetretenen Umständen der Fall gewesen; Nordwestrußland hat, in die Staaten Nowgorod und Pskow, zwei demokratische Handelsrepubliken, geteilt, ein von den Mongolen so gut wie unabhängiges Dasein gehabt; aber es war zu schwach, den deutschen Eroberern gegenüber die russische Stellung im baltischen Küstengebiete zu behaupten. Die Eroberung von Livland durch die deutsche Ordensmacht und die bewaffneten Pilgerscharen, die in der ersten

Zeit alljährlich den Hafen von Lübeck verließen, nachdem sie für einen Sommer das Kreuz gegen die Liven, Esten und Letten genommen hatten, hat unmittelbar zur Folge gehabt, daß die vom Mongolenjoch freigebliebnen russischen Gebiete nicht die Macht werden konnten, von der einst die Wiederaufrichtung Gesamtrußlands hätte ausgehen können. Wäre das Gebiet von Nowgorod, Pskow und Polozk durch die Gewinnung des Meeres zur Bildung einer russischen Großmacht fähig geworden, die im Zusammenhange mit dem kultivirten Europa stand, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach das Wachstum Rußlands durch allmähliche Gewinnung der barbarisirten Teile von Westen nach Osten vor sich gegangen und die Kultivirung des Landes und Volkes organisch fortgeschritten; so aber entstand der Mittelpunkt der wiedererstehenden russischen Macht in Moskau, im Osten, wo es mit aller Kultur gründlich und auf immer vorbei war, als die mongolische Macht soweit erschlafft war, daß die Wiederaufrichtung Rußlands möglich wurde.

Von der Zeit an aber, wo die Herrscher von Moskau diese ihre erste Aufgabe, das Mongolenjoch abzuwerfen, gelöst hatten, mußten sie sich mit Notwendigkeit der zweiten, ebenso wichtigen zuwenden, die ihrer harrte: das Meer zu erreichen. Das bedeutete aber für die deutsche Kolonie Livland die Frage: Sein oder Nichtsein? und daß die Dinge so lagen, wurde jedem Einsichtigen im Lande klar, sobald Nowgorod und Pskow gegen Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts durch den Großfürsten Iwan III. mit dem Staat von Moskau vereinigt waren. Von dieser Zeit an beginnt der zweihundertjährige Kampf Rußlands um Livland. Jetzt aber bedeutete das Emporwachsen Rußlands zu einer Großmacht nicht mehr ein Vordringen abendländischer Kultur nach Osten, wie es hätte werden können, wenn Livland im zwölften Jahrhundert nicht deutsch, sondern russisch geworden wäre, sondern es bedeutete Ausbreitung einer barbarischen Macht über altes Kulturland.

Den dreimaligen Vorstoß Moskaus gegen die Ostsee hat Seraphim sehr gut geschildert. Die Teile des Werkes, die den Untergang des alten livländischen Bundesstaats im Kampfe gegen Iwan den Schrecklichen schildern, halten wir für die gelungensten. Allerdings ist das zum Teil den Quellen und Vorarbeiten zu danken, die der Verfasser benutzen konnte. Fünfundzwanzig Jahre (1558 bis 1583) hat der grause Zar um Livland gerungen, bis er davon abstehen mußte, weil Polen und Schweden den Moskowiter auf keinen Fall an die See zu lassen entschlossen waren. Dann kam in Rußland die Periode der furchtbaren innern Zerrüttung nach dem Aussterben der Dynastie Rjuriks, des Normannen. Aber sobald das Reich wieder zu Kräften gekommen war, erfolgte der zweite Ansturm, der den Zaren Alexei Michailowitsch im Sommer 1656 bis vor das — damals schwedische — Riga führte. Der Frieden von Kardis (1661) zwang Moskau nochmals zum Verzicht, aber fünfzig Jahre später mußte sich Riga an Peters des Großen Feldmarschall Schere-

metjew ergeben, und drei Viertel des Gebiets des alten livländischen Bundes waren fortan russisch. Beim dritten Male gelang also der Stoß zur Ostsee, und als er gelang, ward Rußland eine europäische Großmacht.

Diese welterschütternde Thatsache ist aber nicht erst durch die Übergabe Rigas oder die Schlacht bei Poltawa und die Flucht Karls XII. entschieden worden, sondern schon damals, als es klar wurde, daß Deutschland nicht imstande war, die Kolonie von sich aus zu halten, sondern sie an Polen und Schweden fallen ließ, zwei Mächte, die vermöge ihrer Rivalität und ihrer innern wie äußern Lage Moskau auf die Dauer den Besitz Livlands nicht streitig machen konnten. Mit Recht geißelt Seraphim zwar die heillos verrotteten Zustände in Livland selbst, als sich die Russennot näherte; trotzdem bleibt es ein Zeichen verderblicher Kurzsichtigkeit, wenn niemand von den Reichsständen — nicht einmal die Hansestädte! — etwas von einer Hilfeleistung an die Livländer wissen wollte, wenn der Kaiser nicht über „tragikomische Vermittlungsversuche" mit Moskau hinauskam. Mit Livland ging dem Deutschtum das vierhundertjährige Übergewicht im europäischen Norden verloren, verloren an die Zukunft Rußlands.

Dies scheint uns das leitende Motiv für die allgemein geschichtliche Auffassung der Geschichte Livlands zu sein. Seraphim hat es aber auch verstanden, durch seine Schreibweise sein Werk anziehend zu machen. Es ist kein wissenschaftliches Buch im strengen Sinne, sondern wie schon der Titel sagt „eine populäre Darstellung," mit zahlreichen wörtlich aufgenommnen Stellen aus andern Bearbeitungen des Stoffs und den Originalquellen selbst. Alle Einzelheiten der beiden stattlichen Bände werden freilich wohl nur bei den engern Landsleuten des Verfassers Interesse finden. Besonders gilt das von der zweiten Abteilung des zweiten Bandes, der Geschichte des Herzogtums Kurland, das beim Untergange der staatlichen Selbständigkeit Livlands aus dem südlichen Stück desselben als ein polnischer Lehnsstaat gebildet wurde. Bei dieser Gelegenheit erinnern wir uns übrigens einer Bemerkung, die vor mehreren Jahren in einem Aufsatz der Grenzboten — über Livland — gemacht war. Der Verfasser hielt sich darüber auf, daß die „Balten" für ihr Land keinen Gesamtnamen haben, sondern, wenn sie es als Ganzes bezeichnen wollen, die drei Namen „Livland," „Estland," „Kurland" neben einander stellen. Diese Beobachtung findet sich in dem Titel des Seraphimschen Werkes bestätigt. Man weiß in der That nicht, warum der Verfasser nicht einfach „Geschichte Livlands" gesagt hat. Denn gerade in seiner Darstellung wird die in jenem erwähnten Aufsatze ausgesprochne Meinung gerechtfertigt, daß „Livland" der geschichtliche Gesamtname für alle drei Ostseeprovinzen des russischen Reiches ist. Wenn er die Dreiteilung des Landes im Titel wirklich vornehmen mußte, so wäre das ein sehr kurioser Partikularismus „im Wasserglasse."

Eine wertvolle Beigabe ist die historische Karte, die — von Löwis of

Menar gezeichnet — überhaupt die erste genügende kartographische Darstellung des mittelalterlichen Livland ist und die bisherigen Vorstellungen mehrfach ergänzt und berichtigt. Als Ganzes macht das Werk durch echt geschichtliche Auffassung, wie durch Darstellung und Ausstattung einen sehr guten Eindruck. Einzelheiten zu erörtern hat für die Deutschen im Reiche keinen Zweck. Wir können das Werk aus einem doppelten Grunde nur warm empfehlen: für den historisch und politisch besonders interessirten Leser findet sich in der Geschichte Livlands eine Fülle von bedeutsamen Ereignissen und Gedanken, und wem bei geschichtlicher Lektüre mehr an der Mannichfaltigkeit des Stoffes, an Originalität der Zustände und raschem Wechsel der Ereignisse liegt, findet hier ebenfalls seine Rechnung.

Der englische Poeta Laureatus

Von Ernst Groth

Man kann nicht behaupten, daß sich die englische Gesellschaft jemals durch feines litterarisches Urteil ausgezeichnet hätte. Fast jeder große englische Schriftsteller hat mit der Gleichgiltigkeit, Verbohrtheit und Engherzigkeit der oberen Gesellschaftsschichten zu kämpfen gehabt. Sich ein eigenes Urteil über litterarische und künstlerische Fragen zu bilden, gehört auch nicht zu den Aufgaben des high-life. Wo sollte bei den meisten englischen Aristokraten die Ruhe und Verinnerlichung herkommen, die zur Bildung des Urteils und Geschmacks notwendig sind! Der Sport mit seinen bis zur Lächerlichkeit gehenden Übertreibungen, das politische Leben mit seinem Krämergeist und seiner Interessenwirtschaft, der gesellschaftliche Firlefanz, der die Geistlosigkeit durch alberne Formalitäten zu verdecken sucht, und nicht zum mindesten das stumpfsinnig betriebne Reisen — alle diese notwendigen Lebenszwecke des englischen Aristokraten lassen weder Raum noch Verständnis für die litterarischen und künstlerischen Leistungen der Zeit. Der Kritiker Matthew Arnold hat daher nicht Unrecht, wenn er den englischen Mittelstand Philister und die Aristokratie Barbaren nennt.

Diese Unfähigkeit der maßgebenden Kreise, über litterarische Fragen ein richtiges Urteil zu fällen, hat sich in der letzten Zeit wieder einmal schlagend offenbart, als es sich darum handelte, für den verstorbnen poeta laureatus Alfred Tennyson einen Nachfolger zu wählen. Mehr als drei Jahre ließ man verstreichen, ehe man sich zur endgiltigen Wahl entschloß. Lord Rosebery

scheint nach Tennysons Tode im Jahre 1892 große Lust gehabt zu haben, das Hofamt eines gekrönten Dichters ganz eingehen zu lassen, und man kann nicht sagen, daß die englische Kritik darüber unzufrieden gewesen wäre. Wußte man doch, daß Tennyson dieses Amt nur mit Widerwillen übernommen, und daß es ihm stets schwere innere Kämpfe gekostet hatte, wenn er an den hohen Geburtstagen die Rolle des joculator regis oder reginae spielen sollte. Hie und da wurden aber doch in der Gesellschaft und in den konservativen Klubs Stimmen laut, die der Meinung waren, man dürfe eine so ehrwürdige Einrichtung nicht aufgeben, deren Spuren, wie das alte Domesday Book verrate, bis in die Zeiten Wilhelms des Eroberers zurückreichten. Es ist richtig, in diesem alten englischen Grundbuch, dem liber judiciarius Angliae, finden wir zuerst einen Hofdichter erwähnt. Auch wissen wir, daß König Richard auf der Fahrt nach Palästina den Dichter William the Foreigner mitnahm mit dem Auftrage, die Heldenthaten seines Herrn zu besingen. Aber von einem besoldeten Hofamte ist erst bei Edmund Spenser zur Zeit der Königin Elisabeth die Rede. Und die lange Liste seiner lorbeergekrönten Nachfolger macht keinen erhebenden Eindruck; die meisten sind ganz untergeordnete Versifexe gewesen und haben gewöhnlich als Zielscheibe für den Witz wirklicher Dichter gedient, z. B. für Pope in seiner Satire The Dunciad. Ausnahmen bilden nur der unerschöpfliche Hofdramatiker Ben Jonson und der vielseitige Dichter und Kritiker John Dryden. Mit der geschichtlichen Bedeutung des poet-laureateship hat es also nicht viel auf sich. Ja die Stellung des gekrönten Dichters galt noch in unserm Jahrhundert für so zweifelhaft, daß es Walter Scott für eine Beleidigung hielt, als ihm nach dem Tode des Dichterlings James Pye die Würde angeboten wurde. Erst durch Robert Southey, William Wordsworth und Alfred Tennyson hat der Titel eines englischen poeta laureatus einen bessern Klang erhalten. Man gewöhnte sich allmählich an die Auffassung, daß dieses Hofamt immer dem bedeutendsten Dichter der Zeit zufallen müsse, weniger wegen der hundert Pfund jährlichen Gehalts als wegen der königlichen Ehren (von den 42 Gallonen Wein, die sich der durstige Ben Jonson als poeta laureatus von Karl I. jährlich zuerteilen ließ, hat man bei Tennyson nichts gehört).

Ein Dichter, der Lord Tennyson als durchaus ebenbürtig hätte gelten können, war auf dem englischen Parnaß der Gegenwart angeblich nicht zu finden; die Ansichten über seinen Nachfolger gingen weit auseinander. Rosebery mochte also wohl mit Recht gefürchtet haben, den falschen zu treffen und sich dadurch einen ganzen Schwarm von Widersachern auf den Hals zu laden. Lord Salisbury ist weniger ängstlich gewesen. Die Stelle eines poet laureate mußte besetzt werden, aus Gründen des Hofceremoniells, und da hat denn der energische Minister, ohne durch Sachkenntnis in seinem Urteil und seinen Maßnahmen beengt zu sein, frisch und froh einen Journalisten herausgegriffen

und ihn auf den englischen Dichterthron gesetzt. Der neugekrönte Dichter Alfred Austin war noch im vorigen Jahre den meisten Engländern ein völlig unbekannter Mann, als Schriftsteller nur von einer kleinen Gruppe der litterarischen Gemeinde geschätzt. Aber Lord Salisbury wußte, was er that. Die Litteratur hat für ihn nur soweit Wert, als sie seiner Politik zu Hilfe kommt; man spricht von seiner dangerous ignorance of literature, für ihn hat augenscheinlich nur die Politik Selbstzweck, alle andern menschlichen Leistungen in der Wissenschaft, der Kunst, der Litteratur müssen sich in den Dienst der Staatskunst stellen; je mehr diese von ihnen gefördert wird, desto wertvoller sind sie. Von diesem Grundsatze ausgehend hat Lord Salisbury ganz folgerichtig gehandelt, wenn er die höchste Würde, die einem Schriftsteller zu teil werden kann, einem „zielbewußten" Journalisten seiner Partei übertragen hat.

Alfred Austin ist für die konservative Partei durch Dick und Dünn gegangen; er hat eine Menge politischer Streitschriften veröffentlicht, er trat 1876 mit großer Schärfe gegen Gladstones Broschüre auf: Bulgarian horrors and the question of the East, erwarb sich hierdurch seine politischen Sporen, ist seitdem ein gefürchteter Gegner der Liberalen, hat die stramm konservative Zeitschrift National Review eine Zeit lang herausgegeben und Lord Salisbury manche Dienste geleistet, die nicht mit einfachem Händedruck bezahlt werden konnten. Vielleicht hätte sich für solche Dienste ein andrer Lohn als der Lorbeerkranz eines Dichters finden lassen, aber Alfred Austin ist nicht nur ein gefürchteter Publizist, er hat auch Novellen, Gedichte, Dramen und Kritiken geschrieben; was lag also näher, als das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und den verdienten Parteischriftsteller unter der Maske eines bedeutenden Dichters auf den leeren Sessel Tennysons zu setzen!

Es war nicht anders zu erwarten, als daß sich unter den Parteigenossen bald Kritiker und Ästhetiker finden würden, die in Alfred Austin mit einemmale den großen Dichter, den genialen Geist, den würdigen Nachfolger eines Wordsworth und eines Tennyson erkannten. So schreibt der Standard: It is not too much to say that the suffrages of the poets themselves would have recognized Mr. Austin's deserts as, on the whole, the highest. Und die Times erklärt: Among living poets he holds his own with the foremost, Mr. Swinburne alone excepted. Aber auch der Rückschlag gegen diese ungeschickte Bemäntlung einer von Salisbury ausgeführten litterarischen Donquixoterie konnte nicht ausbleiben. Man war zuerst starr, dann löste sich der Ingrimm, und bald goß man die ganze Schale der Wut und der Entrüstung nicht nur auf das Haupt des Premierministers aus, sondern gab auch dem poeta laureatus ein gutes Teil davon ab. „Lord Rosebery, sagt die Saturday Review, hatte sich um sein Vaterland sehr verdient gemacht, denn indem er die Ernennung ablehnte, hatte er auch seinem Nachfolger die Ablehnung leicht gemacht. Lord Salisbury schritt einfach über die größern Dichter hinweg, wählte den kleinsten

aus und hat sich durch diese That für alle Zeit eine Narrenkappe aufs Haupt gesetzt.“ Und über Austin urteilt dasselbe Blatt: „Mr. Austin sind seine litterarischen Versuche so oft mißlungen, daß es schwer fällt, ihn jetzt richtig zu beurteilen, wo er das Glück gehabt hat, Lord Salisbury zum Beurteiler seiner dichterischen Versuche zu erhalten. Ohne Zweifel werden nun Austins Mißerfolge der Parteilichkeit seiner Kritiker zugeschrieben werden und nicht der Unzulänglichkeit seiner Leistungen. Er ist gewiß ein fleißiger Schreiber, und es würde ein geräumiges Bücherbrett notwendig sein, um die gedruckten Ergebnisse seiner Schreiberei in Versen und in Prosa aufzunehmen. Er hat seine Feder auch an Dichtungen höherer Art versucht, aber der geschmacklose Kritiker und das Lesepublikum haben diese Erzeugnisse achselzuckend abgelehnt. Die Abhänge des Helikon hinaufzuklettern ist sein ganzer Ehrgeiz gewesen; er hat sich weidlich abgequält, obwohl ihm die Kräfte vollständig fehlten, die Höhe des Musensitzes zu erreichen. Es ist nicht Austins Fehler, daß er nach Tennyson kommt, aber es ist sein Unglück. Die Erinnerung an den großen Dichter schwebt noch um die verlassene Stätte, daher gehört ein ganz schätzenswerter aber unbedeutender Dichterling so wenig auf jenen Platz, wie ein Bewohner von Liliput auf den Thron von Brobdingnag.“ Ein Kritiker nennt Austin den Vertreter des pinchbeck Byronism, man hat es ihm auch sehr verdacht, daß er in seiner Schrift The Poetry of the Period auf so respektwidrige und verständnislose Art gegen Tennyson zu Felde zieht, dessen Schwächen mit den Glanzstellen Byrons vergleicht und den Dichter von Enoch Arden einer zweifelhaften Moral bezichtigt. Kurz, so hell und strahlend der neue poeta laureatus von der konservativen Partei dargestellt wird, so traurig ist das Bild, das seine Gegner von ihm entwerfen.

Die landläufigen Litteraturgeschichten erwähnen Alfred Austin kaum, die Tauchnitz Edition hat seine Werke noch nicht aufgenommen und deutsche Zeitschriften haben bis jetzt noch keinen Essay über ihn gebracht. Wir glauben daher, unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen einige Angaben über sein Leben und seine Thätigkeit machen.

Alfred Austin ist kein Jüngling mehr; er ist 1835 in Headingsley bei Leeds von katholischen Eltern geboren. Schon mit neunzehn Jahren veröffentlichte er seine Dichtung Randolph, worin er das Polentum verherrlicht, dem er seine Sympathie auch jetzt noch bewahrt hat, und zugleich gegen Rußland einen oft knabenhaft klingenden Haß ausspricht. Er studirte dann die Rechte, trat 1857 in den Justizdienst, wandte sich aber bald der Journalistik und litterarischer Thätigkeit zu. Seine Vorbilder sah er in Disraeli und Bulwer; ihr Einfluß ist auch zu erkennen in seinem von der Kritik wenig günstig aufgenommnen Roman Five Years of it. Auch seine Satire The Season (1861) fand wenig Beifall, was ihn bewog, in seiner Schrift My Satire and its Censors einmal gründlich mit seinen Kritikern abzurechnen. Sein

Trauerspiel Savonarola (1881) und sein dramatisches Gedicht Prince Lucifer (1887) sind Buchdramen geblieben. Erschienen sind Austins Dichtungen bei Macmillan in London.

Man sieht, seine litterarischen Erfolge rechtfertigen durchaus nicht seine Krönung. Aber es soll nicht verschwiegen werden, daß sich unter seinen Gedichten hie und da doch manches gute findet. Dazu gehört das Kriegslied „Die letzte Redoute" (The Last Redoubt), worin er eine Episode aus dem Krimkriege schildert. Die Türken haben das russische Heer zurückgetrieben, nur eine Redoute oder Verschanzung wird noch von einem Häuflein Tapferer gehalten:

Mehemet Ali stroked his beard;
His lips were clenched and his look was weird;
Round him were ranks of his ragged folk,
Their faces blackened with blood and smoke.

„Clear me the Muscovite out!" he cried,
Then the name of „Allah!" echoed wide,
And the rifles were clutched and the bayonets lowered,
And on to the last redoubt they poured.

Der Führer der tapfern Verteidiger ist ein verkleidetes Mädchen. Die Heldin fällt und wird von Mehemet Ali feierlich bestattet:

Did the Muscovite men like their maidens fight,
In their lines we had scarcely supped to-night.

Nicht übel sind Austins Naturschilderungen; freilich gelingt ihm die Großartigkeit der Alpenlandschaft weniger, als das Anmutige und Idyllische englischer Szenerien. Über die Naturauffassung in der Dichtung hat er besondre Studien gemacht und diese vor einigen Jahren in der Contemporary Review veröffentlicht. Gut gelungen und stimmungsvoll ist das Gedicht A Night in June mit den schönen Versen:

I would lead thee where the leaves
In the morn-rays glisten;
And, where shadows fall in sheaves,
We would lean and listen
  For the song of that sweet bird
  That in April nights is heard.

And when weary lids would close
And thy head was drooping
Then, like dew that steeps the rose,
O'er the languor stooping,
  I would, till I woke a sigh,
  Kiss thy sweet lips silently.

Aber trotz solcher vereinzelten Schönheiten in seinen Dichtungen muß man doch der Saturday Review Recht geben, wenn sie Alfred Austin als einen Ver-

treter der industrious poeticules bezeichnet, ihn Alfred the Little und Tennyson Alfred the Great nennt.

Unter solchen Umständen drängt sich wohl jedem die Frage auf, ob denn wirklich kein größerer Dichter vorhanden gewesen ist, dem die Ehre eines poeta laureatus hätte zu teil werden können. Die englische Lyrik ist gegenwärtig nicht im Absterben; man könnte mehr als zwanzig Verskünstler aufzählen, die an Phantasie, Gestaltungskraft und Technik Alfred Austin mindestens gleichkommen. (Vergl. das zehnbändige Sammelwerk von Miles: The Poets and the Poetry of the Century, London, Hutchinson u. Co., 1890 ff.) Von zweien wird er aber turmhoch überragt, obgleich er selbst sie als große Dichter nicht gelten lassen will — von Algernon Charles Swinburne und von William Morris. Beide sind unzweifelhaft die bedeutendsten Geister der gegenwärtigen englischen Litteratur, markige, kraftvolle Erscheinungen, die sich durch ihre dichterischen Leistungen weit über den Sängerkreis der Austins erheben, über die ganze zwitschernde Schar der singers of the drawing-room and studio, über die Vertreter der Stained-Glass und der Debonair poetry. Swinburne und Morris sind Dichter von Gottes Gnaden; die meisten ihrer Werke zeichnen sich durch klassische Eigenschaften aus, durch Natürlichkeit, Schwung, Gedankentiefe und Formvollendung.

Es würde weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen, wenn wir hier die litterarische Stellung von Swinburne und Morris behandeln wollten; aber die auffallende Erscheinung wollen wir doch zu erklären versuchen, weshalb man bei der Vergebung des Lorbeerkranzes an diesen beiden vorbeigegangen ist. Beide mußten dem bigotten und torystisch gesinnten Lord Salisbury anrüchig erscheinen, Swinburne in moralischer Beziehung und Morris in politischer. Daß es für einen genialen Dichter eine schwierige Sache ist, mit seinen Anschauungen innerhalb der engen Grenzen zu bleiben, die der englische cant, diese seltsame Heuchelei, allen litterarischen und künstlerischen Arbeiten gezogen hat, dieser Übelstand ist schon von Lord Byron schmerzlich empfunden worden. Auch Swinburne sollte es erfahren, daß man nicht ungestraft gegen die eingewurzelten Vorschriften der englischen Konvenienz verstoßen darf, und daß es auch für einen Dichter ratsam sei, den Grundsatz des high-life anzunehmen: Cela se fait, mais ne se dit pas. Durch seine 1864 erschienene dramatische Dichtung Atalanta in Calydon war Swinburne ein berühmter Schriftsteller geworden; sein nächstes Werk aber: Poems and Ballads, das im Jahre 1866 erschien und im amerikanischen Nachdruck den Titel Laus Veneris führt, machte ihn zu einem berüchtigten Schriftsteller. Selbst verständige Kritiker fanden es im höchsten Grade shocking, daß Swinburne die sinnliche Liebe eines Tannhäuser vor der englischen Gesellschaft zu preisen wagte und über seine Lieder und Balladen eine Luft verbreitet hatte, die stark an Baudelaires Fleurs du mal erinnerte. It seemed, sagt Stedman in seinem Werke Victorian Poets, as

if the young author was lusting after strange gods, and had plunged into adoration of Venus and Priapus; or that he had drunk of Circe's goblet, and was crowning himself with garlands ere his transformation into one of the beasts that follow in her train.

Derartige Vergehen gegen den cant werden von der englischen Gesellschaft nie verziehen; sie genügen heutzutage, einen Schriftsteller, und wäre er ein zweiter Shakespeare oder Byron, zeitlebens zu ächten. Unglücklicherweise hat Swinburne noch eine zweite Sünde begangen, die dem englischen Tory unsühnbar erscheinen muß. Er hat aus seiner demokratischen Gesinnung kein Hehl gemacht und Freiheitsoden gedichtet, die den höchsten Unwillen der englischen Aristokraten erregen mußten. So hat er in seinem Gesang an Italien (A Song of Italy, 1867) mit flammenden Worten die Thaten eines Mazzini und Garibaldi gepriesen; in seiner Ode auf die französische Republik (Ode on the French Republic, 1870) den Freiheitsdrang des Volkes verherrlicht und in seinen prächtigen Liedern vor Sonnenaufgang (Songs before Sunrise, 1871) das allmähliche Aufdämmern der Völkerfreiheit besungen. Gedichte wie Super flumina Babylonis gehören zu den großartigsten Erscheinungen der ganzen englischen Litteratur. Wer Sinn für Schönheit der Sprache, für Wohllaut und Rhythmus hat, wird diese Vorzüge schon in den ersten beiden Strophen des Gedichtes finden:

> By the waters of Babylon we sat down and wept
> Remembering thee,
> That for ages of agony hast endured, and slept,
> And wouldst not see.
>
> By the waters of Babylon we stood up and sang,
> Considering thee,
> That a blast of deliverance in the darkness rang,
> To set thee free.*)

Daß Swinburne an Gestaltungskraft, Sprachgewalt und Gedankenreichtum selbst Tennyson überragt, geben sogar viele seiner Widersacher zu. Wäre der Lorbeerkranz durch Genie und glänzende Dichtungen zu gewinnen gewesen, so hätte ihn Swinburne an erster Stelle erhalten müssen.

Wurde schon Swinburne wegen seiner religiösen Gesinnung und seiner politischen Haltung verdächtigt, so mußte dies noch mehr bei William Morris geschehen, einem Dichter, der sich, ähnlich wie Charles Kingsley, ganz auf die Seite der Arbeiter gestellt hat und die Forderungen der sozialen Partei mit allen Waffen seiner dichterischen Begabung verficht.

---

*) Swinburnes Werke sind in London bei Chatto und Windus erschienen. Es ist sehr zu bedauern, daß er sich nicht bereit erklären will, seine Werke in die Tauchnitz Edition einzureihen.

Durch seine romantische Dichtung Earthly Paradise (1868) ist Morris in die erste Reihe der zeitgenössischen Schriftsteller getreten, durch seine feinsinnige Verwertung der nordischen Sagas in seinen Dichtungen The Story of the Volsungs and Niblungs (1870), Three Northern Love Stories (1875) und The Story of Sigurd the Volsung and the Fall of the Niblungs (1877) hat er, zum Teil auf Carlyles Anregung, der englischen Litteratur ganz neue Stoffkreise erschlossen, durch sein gediegnes künstlerisches Urteil hat er belebend und umgestaltend auf die englische Architektur und Kleinkunst eingewirkt. Sein Buch The Decorative Arts, their Relation to Modern Life and Progress (1878) bezeichnet den Anfang des großen Aufschwungs, den das englische Kunstgewerbe in den letzten zehn Jahren genommen hat. Aber diese Beschäftigung führte ihn auf die Arbeiterfrage und auf die sozialen Probleme. Seine Bedeutung für die Entwicklung der sozialen Zustände in England, seine redaktionelle Thätigkeit an dem Arbeiterblatt The Commonweal, das von der Socialist League herausgegeben wird, seine dichterische Fruchtbarkeit auf diesem Gebiete könnte nur in einer umfangreichen Abhandlung dargestellt werden. Hier genügt es zu erwähnen, daß er sich durch seine sozialistischen Neigungen sehr bald die Feindschaft des Tories zuzog. Sein Lied „Der Marsch der Arbeiter" aus den Chants for Socialists rief allgemeines Entsetzen hervor, besonders die Strophe:

O ye rich men hear and tremble! For with words the sound is rife:
Once for you and death we laboured; Changed hence forward is the strife.

Auch Lord Salisbury mag sich dabei geschüttelt und über den Hyperbeln der dichterischen Erregung die vortrefflichen Leistungen vergessen haben, die William Morris sonst aufzuweisen hat.

Ein Teil der englischen Kritik ist aber boshaft genug, zu behaupten, Salisbury habe weder Swinburne noch Morris gelesen, und wenn er es gethan habe, so habe er sie nicht verstanden. So nur sei es zu erklären, daß er einen politischen Parteigenossen ersten Ranges, Journalisten zweiten Ranges und Dichter dritten Ranges zum poeta laureatus und Nachfolger des gefeierten Lord Tennyson ernannt habe. Allzuschwer ist das Amt ja nicht; Jamesons Heldenthat in Transvaal hat Austin schon besungen, und zu den hohen und höchsten Geburtstagen wird es ihm nicht schwer fallen, das Nötige zu liefern, his quit-rent ode, his pepper-corn of praise, wie William Cowper von einem gekrönten Dichter des vorigen Jahrhunderts spöttisch sagt.

Nochmals die Ehre und der Zweikampf

Der von mir im 33. Hefte der Grenzboten von 1895 veröffentlichte Aufsatz über diesen Gegenstand hat einen Leser veranlaßt, im 7. Hefte des laufenden Jahrgangs über dieselbe Frage eine Ansicht auszusprechen, die von der meinigen mehrfach abweicht. Leider scheint der Herr Verfasser des zweiten Aufsatzes den meinigen nicht mit der Aufmerksamkeit gelesen zu haben, die erforderlich gewesen wäre, um eine Entgegnung zu veröffentlichen. Denn von seinen beiden Behauptungen eines Irrtums beruht die, daß ich den Zweikampf unmittelbar auf die mittelalterlichen Gottesurteile zurückgeführt hätte, auf einem Irrtume des Verfassers selbst, da ich diese Annahme über den Ursprung des Zweikampfs ausdrücklich nur als eine weitverbreitete bezeichnet, hieran aber den Nachweis geschlossen hatte, daß der Zweikampf thatsächlich in dem sogenannten Rechte des Stärkern wurzele, womit die Ansicht meines Gegners insoweit übereinstimmt, als er in dem heutigen Zweikampfe einen Rest des alten Fehderechts erblickt, über das er allerdings irrige Anschauungen hegt.*) Ferner scheint seiner Aufmerksamkeit der wichtige und, soviel bekannt, von mir zum erstenmal unternommene Nachweis entgangen zu sein, daß die Beleidigung als solche

*) Nach einer inzwischen erschienenen, sehr interessanten und lesenswerten Schrift von Below: „Das Duell und der germanische Ehrbegriff" ist die geschichtliche Wurzel des modernen Duells weder die Gewaltthätigkeit des unzivilisirten Menschen, das sogenannte Recht des Stärkern im allgemeinen, noch das Fehderecht im besondern, sondern die Grausamkeit und der Blutdurst, die den romanischen Völkern, namentlich soweit sie keltischer Abstammung sind, von jeher eigen gewesen sind und noch in den spanischen Stierkämpfen zu Tage treten; im Vaterlande des Don Quixote taucht denn in der That, wie Below ausführt, und zwar in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts das Duell zum erstenmal auf, es hat sich im Laufe dieses und des folgenden Jahrhunderts kraft jener Züge des Volkscharakters in Spanien, Italien und Frankreich ausgebreitet, unter der dem Müßiggange ergebnen, fragwürdigen Ritterschaft dieser Länder seine Giftblüte entfaltet und erst mit dem dreißigjährigen Kriege als ein edles Gebilde welscher Kultur in Deutschland seinen Einzug gehalten. Es wäre demnach nicht von der blonden Bestie Nietzsches, sondern von der schwarzbraunen verschuldet. Daß dieses Ergebnis geschichtlicher Forschung, wenn es richtig ist, was dahingestellt bleiben mag, der hier vom philosophischen Standpunkt aus unternommnen Beurteilung des Duells zwar eine Stütze entzieht, diese aber durch eine stärkere ersetzt, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

noch keine Ehrverletzung ist; sonst würde er gewiß nicht versäumt haben, auch dies als Irrtum zu bezeichnen, statt die fehlerhafte Gleichsetzung der beiden Begriffe als etwas unbestreitbares zu wiederholen. Jenen Nachweis zu entkräften, wäre er freilich außer stande gewesen, denn dann hätte er ja erklären müssen, was eigentlich unter Ehre zu verstehen sei; er bezeichnet es aber gerade als meinen Hauptirrtum, daß ich die Ehre als etwas ansehe, was vor den Richterstuhl der Vernunft gestellt werden könne. Er selbst behauptet, daß sie der vernünftigen Erkenntnis schlechterdings unzugänglich, aber dennoch kein leerer Wahn, sondern ein reales Wesen sei, wie beispielsweise auch — Gott! Er verweist damit die Ehre in das Gebiet dessen, was man in der Philosophie das Transcendentale nennt, d. h. das, was außerhalb der Erscheinungswelt, mag es auch auf diese einwirken, sein Dasein haben soll.

Es kann dahingestellt bleiben, ob in der That das Transcendentale der Vernunfterkenntnis gänzlich verschlossen sei, und ob es, wenn es das wäre, dennoch als seiend anerkannt werden dürfte. Denn die Ehre gehört auf keinen Fall zu den transcendentalen Dingen, sondern sie wurzelt, lebt und wirkt, wenn sie auch selbst nicht sinnlich wahrnehmbar ist, lediglich in der Erscheinungswelt, sie bildet gewissermaßen nur einen Bestandteil des menschlichen Lebens; denn wenn keine Menschen lebten, würde es auch unzweifelhaft keine Ehre geben. Nun besteht aber das Wesen der Erscheinungen gerade darin, daß sie dem erkennenden Subjekt als Objekte gegenübertreten und von der Vernunft zu Begriffen gestaltet werden, sodaß sich alles, was in dem Rahmen der Erscheinungswelt überhaupt vorhanden ist, sobald es auf der Bildfläche des erkennenden Subjekts auftaucht, der Vernunft als einen Begriff darstellt: wo Begriffe fehlen, da ist ganz gewiß auch nichts vorhanden, außer etwa ein Wort, das sich bekanntlich zu rechter Zeit immer einstellt. Folglich muß sich ein vernünftiger Mensch von der Ehre, wenn sie etwas wirkliches ist, einen Begriff machen können; könnte er das nicht, so wäre sie nichts als ein Wort ohne Sinn, das heißt ein Unsinn, und hätte, außer als solcher, schlechterdings keine Wirklichkeit. Da sie nun aber unbestritten etwas ist, so läßt sich ihr Begriff auch ganz genau bestimmen, und das habe ich in der Fassung versucht, die mein Gegner wörtlich angeführt hat. Dieser behauptet nun, daß es damit nicht gelungen sei, eine positive Definition des Begriffs Ehre zu finden. Warum nicht, hat er nicht verraten, und es ist auch nicht zu ersehen. Denn die Meinung andrer Menschen, daß einer in sozialer Hinsicht nicht minderwertig sei, also mindestens den Durchschnittswert habe, ist doch zweifelsohne eine positive Größe. Aber meine Definition der Ehre, die übrigens keineswegs neu ist, sondern die communis opinio der Philosophen und Rechtsgelehrten über den Gegenstaed wiedergiebt, ist auch entschieden die richtige. Daraus folgt, daß alles, was sonst Ehre genannt wird, aber auf andre Weise, als jene Meinung andrer Menschen geschmälert, verloren und wiederhergestellt

wird, thatsächlich nicht Ehre ist. Daß es etwas andres sein könne, soll nicht bestritten werden, aber Ehre ist es eben nicht, und so wird es mit Unrecht Ehre genannt. So verhält es sich aber mit jener bewußten Ehre, die wir hier der Kürze halber die Ritterehre nennen wollen, obwohl sie, wie bekannt, längst aufgehört hat, das Vorrecht der Ritter zu sein. Sie wird nur durch Beleidigungen, je nachdem, verletzt oder verloren und durch den Zweikampf wieder hergestellt, was alles bei der wahren Ehre nicht zutrifft. Folglich ist sie als solche thatsächlich nicht vorhanden; denn gerade das ist ja der Grund, weshalb sie als wahre Ehre, wie mein Gegner selbst einräumt, der Vernunft unzugänglich ist. Folgerichtigerweise dürfte er nun eigentlich über diese Ehre nicht mehr vernünftig zu reden versuchen und namentlich nicht mehr, wie er es thut, beständig von einem Ehrbegriffe reden, denn Begriffe giebt es eben nur für die Vernunft. Vielleicht erklärt sich aber diese Inkonsequenz dadurch, daß er sich unter Ehre doch etwas denkt, wenn das auch nicht Ehre sein kann. Erwägt man nämlich seinen etwas dunkeln Ausspruch, daß „die Verschiedenheit des Ehrbegriffs eine Folge der stufenweise sich vollziehenden Entwicklung der seelischen Beziehungen zur Menschenwürde“ sei, womit auf ein Verhältnis der Seele zur Menschenwürde hingedeutet ist, so scheint er sagen zu wollen, die Ehre des einzelnen Menschen sei seine Überzeugung von der ihm eignen Würde, d. h. seine mehr oder minder hohe Meinung von sich selbst. Damit stimmt auch, was er weiter behauptet: „Bekanntlich hat jeder Mensch seine Ehre,“ und in offenbarem Widerspruch damit wenige Sätze darauf: „Es giebt überhaupt wenige Menschen, die nicht ihre Ehre hätten,“ also doch einige. Er will sagen: mit verschwindenden Ausnahmen schätzen sich die Menschen, d. h. jeder sich selbst, recht hoch, höher, als sie von andern geschätzt werden. So hatte auch der Mann, der eben aus dem Zuchthause entlassen worden war, trotzdem ein sehr gutes Vertrauen zu sich selbst; daß er damit „ganz Recht“ gehabt habe, wird wohl nicht jeder zugeben.

Diese Anschauung kommt im wesentlichen auf das hinaus, was vor einiger Zeit ein höherer Offizier in den Grenzboten für Ehre erklärt hat — Heft 42 des Jahrgangs 1895 —, und was ebenda als Irrtum aufgedeckt worden ist. Im übrigen kann man unbedenklich zugeben, daß die Menschen je nach ihrer Zugehörigkeit zu gewissen gesellschaftlichen Kreisen, bestimmten Ständen und einzelnen Berufsarten, einschließlich des Diebshandwerks, eine verschiedne seelische Beziehung zu ihrer Menschenwürde unterhalten, sich als etwas besondres fühlen. Daß dieses Gefühl bei den Adlichen und denen, die ihnen nacheifern, den Gipfelpunkt erreicht, ist bekannt: nur hat es nichts mit der Ehre zu thun und kann auch logischerweise durch das beleidigende Verhalten andrer nicht vermindert oder gar ertötet werden. Wohl aber kann es Verletzungen erleiden, die sich, soweit jenes Gefühl als berechtigt anerkannt werden muß, objektiv als Beleidigungen und demnach strafbare Handlungen darstellen,

über diese Grenze hinaus aber nur dem betroffnen Teile samt seinen Standes- oder Berufsgenossen als Beleidigungen erscheinen, und zwar um so eher, je größer sein Dünkel ist, der ihm denn auch wirkliche Beleidigungen weit schwerer erscheinen läßt, als sie sind. Deshalb will er, wo das Gesetz gar keine oder eine seiner Meinung nach zu geringe Strafe festsetzt, auf eigne Hand Rache üben, um sich Genugthuung zu verschaffen. Dazu aber dient der Zweikampf als ein Mittel, das, wie ich früher ausführlich dargelegt habe, zu einer Zeit, wo die physische Kraft die eigentlich Recht schaffende Macht war, seinem Zwecke entsprochen haben mag, heutzutage aber so absurd erscheint, daß diese Bedeutung des Zweikampfs sogar aus dem Bewußtsein derer entschwunden ist, die ihn noch verteidigen. Sie machen sich aber dabei einer noch größern Absurdität schuldig, indem sie sich einbilden, daß er eine Ehre rette, heile, wiedergebe, die das alles gar nicht nötig hat, weil sie überhaupt nicht da ist.

In dieser Wahnvorstellung ist auch mein Gegner befangen. Anerkennenswerterweise hält er aber die Beseitigung des Zweikampfs für notwendig. Die Maßregeln, die er als Mittel dazu vorschlägt, würden freilich teils ungerechtfertigt, teils unzweckmäßig sein. Den Zweikampf, je nachdem, als Mord oder Mordversuch zu bestrafen, wie es in frühern Zeiten schon versucht worden ist, wäre eine empörende Ungerechtigkeit und würde von dem Rechtsbewußtsein des Volks aufs entschiedenste verworfen werden: wie kann einer, der im Banne einer Wahnvorstellung vor die Pistole seines Gegners tritt und diesen erschießt, als Mörder gelten! Was aber die Verschärfung der Strafen für Beleidigungen betrifft — welche Strafe würde wohl denen genügen, die meinen, daß eine Beleidigung mit Blut abgewaschen oder wenigstens mit Todesgefahr gebüßt werden müsse? Und verlangt außer ihnen jemand eine solche Verschärfung? Mag sein, daß die Gerichte oft auf Strafen erkennen, die zu gering sind, um das Rechtsgefühl zu befriedigen. Aber das geschieht auch bei andern Vergehen und ist ein Übelstand, an dem das Gesetz nicht schuld ist. Daß aber die von dem Gesetze für Beleidigungen angedrohten Strafen nach Art und Höhe genügen, kann man füglich nicht bestreiten, wenn man nicht etwa Strafen für nötig hält, die das Gesetz nicht kennt.

Das einzige richtige und wirksame Mittel, den Zweikampf auszurotten, ist, daß er den Offizieren von maßgebender Stelle ausdrücklich verboten wird. Sie lediglich von ihrer berufsmäßigen Verpflichtung zum Zweikampfe zu entbinden, würde voraussichtlich nicht genügen, diese durch jahrhundertelange Gewohnheit eingewurzelte Narrheit auszurotten. Aber ein ausdrückliches Verbot würde, wenn auch vielleicht nicht mit einem Schlage, so doch in nicht zu langer Zeit sicher zum Ziele führen. Das beweist das Beispiel Englands. Denn nicht deshalb, weil dort im Gegensatze zu uns die angebliche Ehre gesetzlich genügend geschützt ist, sondern weil man vor fünfzig Jahren den Zweikampf im englischen Heere verboten hat, ist er seitdem dort völlig verschwunden.

Freilich, wir sind bis jetzt von diesem Ziele noch weit entfernt. Man vergleiche die Reichstagsverhandlung vom 15. Februar, in der die Sozialdemokraten, mit scharfem Blick eine sehr schwache Stelle der „Ordnungsparteien“ erkennend, die Duellfrage berührt hatten. Der Kriegsminister Bronsart von Schellendorf sprach sich dahin aus, daß sich Ferdinand Lassalle auf das Duell, das ihm das Leben kostete, in der Meinung eingelassen habe, er sei es seiner Manneswürde und Mannesehre schuldig, mit seiner Person einzutreten. Soll damit gesagt sein, daß er wohl daran gethan habe? Kein Zweifel, wer ein echter Mann ist und für einen solchen gehalten sein will, der muß sich unter Umständen der Gefahr von Leib und Leben aussetzen, z. B. wenn er einen Menschen ertrinken sieht und selbst schwimmen kann, ihm nachspringen und ihn zu retten versuchen. Aber heißt das auch, daß ich, wenn ich einen beleidige oder von ihm beleidigt werde, mich und ihn der Gefahr, erschossen zu werden, aussetzen muß? Wo ist da der ursächliche Zusammenhang? Er fehlt. Mit demselben logischen Anstand könnte man sagen: wer beleidigt worden ist, muß auf die Zinne eines Turmes steigen, dort sich auf ein Bein stellen und fünf Minuten warten, ob ihn der Schwindel faßt; das ist er seiner Mannesehre schuldig.

Im übrigen hörte man die bekannten Sätze, daß die Ehre höher stehe als das Leben, und daß das Duell ein notwendiges Übel sei, an dem nichts geändert werden könne. Auch der von seiner Partei als Staatsmann κατ᾽ ἐξοχήν gepriesene Herr v. Bennigsen war der Meinung, „daß in einzelnen Fällen das Duell beinahe zur Notwendigkeit wird.“ Graf Bernstorff allerdings bestritt die Notwendigkeit des Duellübels. Aber das will nicht viel sagen. Nur die Herren vom Zentrum machen eine entschiedne grundsätzliche Auffassung geltend; sie erklären, das Duell sei unvereinbar mit dem Christentum. Das ist unzweifelhaft richtig, wird aber auch von keiner Seite bestritten. Das Schlimme ist nur: wenn man den Menschen sagt, daß sie schlechte Christen seien, so macht das wenig Eindruck auf sie. Wo man nicht einem Lächeln begegnet, da heißt es: Gott wird das richten, wie Graf Roon sagt. Erst wenn man sie darauf hinweist, daß ihr Gehirn nicht in Ordnung ist, dann werden sie stutzig, fassen sich an den Kopf und erheben hie und da lebhaft Widerspruch, aber einen Widerspruch, dessen Begründung natürlich nur verfehlt sein kann. Zum Glück hat die Wahrheit eine so unwiderstehliche Gewalt, daß, wenn man nicht aufhört, sie laut und unerschrocken zu bezeugen, man hoffen darf, sie werde allmählich auch in den Köpfen derer aufdämmern, vor deren Augen jetzt noch der Nebel gedankenloser Gewohnheit und Einbildung liegt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Italienisches. Kein seltsameres Schicksal konnte Italien treffen, als daß es nach seiner Befreiung von der Ausländerherrschaft ein Militärstaat werden mußte. Von ihren Vorfahren im Lande, den alten Römern, sind die Italiener der Geistesanlage und Gemütsart nach das gerade Gegenteil; man könnte sie als die geistigen Nachkommen des ionischen Zweiges der Hellenen bezeichnen. Das natürliche wäre aber doch gewesen, daß sich die führenden Männer nach der Befreiung von der verdummenden Priester- und Bourbonenherrschaft (die Habsburg-Lothringer im Norden hatten nicht schlecht regiert) mit Enthusiasmus auf die Entwicklung der geistigen Kräfte des Volkes geworfen hätten, auf die Pflege von Kunst und Wissenschaft, von Industrie und Handel, worin das Volk im Mittelalter so großes geleistet und wozu es die Befähigung nicht verloren hat. Wie es wirklich gekommen ist, das zeigt eine Rechnung, die der berühmte Kriminalist und Abgeordnete Enrico Ferri jüngst aufgesetzt hat. Von den 1600 Millionen Ausgaben des italienischen Budgets fallen 800 Millionen auf die Verzinsung der größtenteils unproduktiven Schuld; von den verbleibenden 800 Millionen erfordert das Militärbudget 350—400, vom Rest geht die größere Hälfte auf die Besoldung einer Beamtenschaft darauf, die keineswegs in dem Rufe großer Pflichttreue und Arbeitsamkeit steht, 100 Millionen werden auf die öffentlichen Bauten verwendet, bei denen es zugeht, wie man es im Lande der Banca Romana erwarten kann, und den Kulturaufgaben verbleibt der winzige Rest; seit 1881 scheint keine amtliche Statistik der Analphabeten mehr herausgekommen zu sein; gelegentlichen Angaben nach, die man von Zeit zu Zeit findet, würde das Ergebnis recht beschämend ausfallen für diese alte Wiege der europäischen Kultur.

War Italien vielleicht gezwungen, sich zum Militärstaat zu entwickeln, um seine Unabhängigkeit wahren zu können? Nicht im mindesten. In alten Zeiten, wo die Kulturwelt klein und schwach, die Barbarenwelt groß und mächtig war, da war dieses Land das ersehnte Ziel der Raub- und Eroberungszüge nordischer Völker, und auch die Römerzüge der Deutschen des Mittelalters sind noch vorzugsweise von diesem Gesichtspunkte zu erklären. Aber heute ist die Kulturwelt groß und stark, die Barbarenwelt schwach, und Eroberungszüge werden unternommen nicht von den Barbaren in die zivilisirten Gegenden, sondern von den zivilisirten Völkern in die Gegenden der Barbaren. Auch sind die Zeiten für immer vorüber, wo die Bourbonen und die Habsburger Italien heimgesucht haben, um Sekundogenituren für ihre Prinzen daraus zu schneiden; Österreich würde Oberitalien nicht wieder nehmen, wenn man es ihm schenken wollte. Hat Italien zu seiner Befreiung keiner sonderlichen Militärmacht bedurft — die Thrönlein umzuwerfen, genügte eine Hand voll Freischärler, und Österreich haben die Franzosen und die Preußen aus dem Lande geworfen —, so bedarf es ihrer jetzt schon lange nicht. Der Eifer, die Erinnerung an diese für ein ehrliebendes Volk einigermaßen beschämende Thatsachen durch kriegerisches Gebahren zu verwischen, ist erklärlich, kommt aber doch post festum und hat keinen rechten Sinn. Weder aus dem Bedürfnis der Verteidigung, noch aus der Neigung des Volkes ist der italienische Militarismus hervorgegangen, er ist dem jungen Königreiche durch die bekannte Lage Europas aufgezwungen worden, die den bewaffneten Frieden fordert.

Dieser Zustand des bewaffneten Friedens ist nun in mehr als einer Beziehung widersinnig. Um nur die eine Seite, auf die es hier ankommt, hervorzuheben:

die allgemeine furchtbare Rüstung hat thatsächlich die Wirkung, daß das ungeheure Risiko eines Friedensbruchs den Frieden erhält; aber der Widerspruch zwischen Zweck und Mittel ist eine immerwährende Beleidigung des gesunden Menschenverstandes und muß auf die Dauer für das Empfinden der Berufssoldaten unerträglich werden. Wenn die Wehrfähigkeit des Volkes für etwaige Fälle bloß durch fleißiges Turnen und Schießübungen erhalten würde, so würde das jedermann natürlich finden, aber daß viel tausend Offiziere einer zu höchster Vollendung gediehenen Kriegskunst und Kriegswissenschaft ihr ganzes Leben in angestrengtester Thätigkeit widmen sollen zu keinem andern Zweck, als um die Anwendung dieser Kunst und Wissenschaft unmöglich zu machen, daß sie dazu verurteilt sein sollen, zeitlebens Generalproben abzuhalten unter der ausdrücklichen Bedingung des Verzichts auf die Aufführung, das heißt dem Offizierstande übermenschliches zumuten. Nun, der Deutsche ist der Mann dazu, übermenschliches zu leisten, namentlich in der Geduld, und unsre Offiziere werden es vielleicht noch weitere fünfundzwanzig Jahre aushalten, ohne den Mut und die Spannkraft zu verlieren. Aber die Kelten und die Romanen sind weniger geduldig. Die Franzosen würden die Militärlast nicht Jahrzehnte lang zu ertragen vermögen, wenn ihnen nicht fortwährende Kolonialkriege bewiesen, daß das Militär einen Daseinszweck hat, und so darf man sich nicht wundern, daß auch die heißblütigen Italiener ihren Kolonialkrieg haben wollten. Nur hat sich diesen leider keine günstige Gelegenheit dargeboten. Hätten sie Tunis bekommen und sich von da aus weiter ausbreiten können, so wäre ja dieser Besitz nicht ohne Wert gewesen; aber das hätten sie Frankreich abringen müssen, und dazu fühlten sie sich zu schwach. Ut aliquid fecisse viderentur, ließen sie 1885 mit Erlaubnis der Engländer Truppen in Massaua landen und erfanden einen wohlklingenden Namen für ihre „Kolonie." Einen andern Zweck als diesen Schein hatte die Sache nicht, denn, wie Bizzoni, der ausgewiesene Korrespondent des Secolo, kürzlich dem römischen Korrespondenten der Frankfurter Zeitung mitgeteilt hat, der ganze Handel Massauas würde keine zehn Handelshäuser ernähren und keine fünf Schiffe befrachten. Einen armseligen Platz und die umliegende Wüste bewachen, ist auch noch keine befriedigende Aufgabe für ein ruhmbegieriges und ungeduldiges Kriegsheer, und so war denn nichts natürlicher, als daß man umherschweifte und ins Hochland vordrang. Das führte zu Zusammenstößen mit den Eingebornen, man erlitt kleine Niederlagen, die gerochen werden mußten, man erfocht kleine Siege, die zu weiterem Vordringen ermunterten. Dabei verfiel man auf den Gedanken, daß die abessynische Hochebene für Ackerbaukolonien taugen könnte. Es war ein unglücklicher Gedanke. Italien ist freilich übervölkert, wenigstens relativ, d. h. mit Rücksicht auf seine gegenwärtige mangelhafte Bebauung übervölkert, das beweist seine starke Auswanderung; aber da eben der Steuerdruck und eine erbärmliche Agrarverfassung die Übel sind, denen die Auswanderer entfliehen wollen, so würden sie sich dafür bedanken, in ein Land auszuwandern, wo sie ihre Regierung wiederfänden und demnach die Übel der Heimat anzutreffen fürchten müßten. Dann soll auch das abessynische Hochland gar nicht besonders fruchtbar sein. Vor allem aber ist es schwer zu erobern; wenn der zu hoffende Ertrag die Kosten der Eroberung und Behauptung zu lohnen verspräche, so würden die Engländer sicherlich nicht wieder fortgezogen sein, als im Jahre 1867 Lord Napier den König Theodor gezüchtigt und die englischen Gefangnen befreit hatte. Hand in Hand mit den kriegerischen Unternehmungen der Italiener ging eine grundfalsche Politik, die dem Menelik zur Macht verhalf und ihn mit europäischen Waffen ausrüstete.

Endlich kam das zweite Kabinet Crispi. Für Crispi war das abessynische Unternehmen sehr wertvoll, weil ihm Waffenlärm und nationaler Enthusiasmus über die Schwierigkeiten der Lage hinweghelfen, die Augen des politisirenden Publikums von seiner verfassungswidrigen Gewaltherrschaft, von den Bank- und andern Skandalen, von den Wirkungen des Steuerdrucks abziehen konnten. Mit welchem freventlichen Leichtsinn der hauptsächlich zur Erregung von Aufsehen und zur Niederhaltung der Opposition unternommne letzte Feldzug geführt worden ist, das wird ja die Welt in den nächsten Wochen noch genauer erfahren, denn Rudini wird B sagen müssen, nachdem er am 27. März im Senat A gesagt und die vorher schon bekannte Thatsache amtlich verkündigt hat, daß wichtige Aktenstücke des erythräischen Grünbuchs fehlen, und daß es nicht „die Beamten des Ministeriums" sind, die sie unterschlagen haben.

Von ihrem Barbarenstandpunkte aus handeln die Schoaner ganz richtig, wenn sie den Italienern durch unerhörte Grausamkeiten die Lust, in eine Gegend zurückzukehren, wo sie nichts zu suchen haben, gründlich austreiben, und erreichen sie ihren Zweck, so haben sie damit Italien selbst einen Dienst erwiesen. Dagegen waren die deutschen Freunde Italiens recht schlecht beraten, als sie das Kabinet Crispi durch Billigung seiner Politik und durch Verschweigung und Beschönigung seiner Missethaten stützten. Sie haben, es ist wahr, ihm geholfen, den Kurs der Rente heben, aber das war eine gefährliche Hilfe, denn nur vorübergehend und auf kurze Zeit kann es gelingen, den Staatskredit durch ein Anziehen der Steuerschraube aufrecht zu erhalten, das die Produktivkräfte des Landes erdrückt. Sie sind einem Gliede des Dreibundes beigesprungen, aber darin ist die Welt ja wohl einig, daß Italien nicht dazu berufen ist, im zukünftigen Weltkriege die ausschlaggebende Rolle zu spielen; jene Aufgabe, Österreich den Rücken frei und ein paar französische Armeekorps fest zu halten, wird es auch noch erfüllen können, wenn es einige Regimenter und Kriegsschiffe weniger, dafür aber ein wohlhabendes und gesündres Volk hat. Sie haben endlich, diese guten Freunde, dem Kabinet Crispi helfen wollen, die soziale Revolution zu unterdrücken, aber man erweist einem Patienten keinen guten Dienst, wenn man sein hitziges Fieber mit Heilmitteln kurirt, die die Auszehrung zur Folge haben. Gegen die soziale Umwälzung giebt es nur ein einziges Mittel, und das wirkt sicher: eine soziale Ordnung, mit der die Mehrheit des Volkes zufrieden ist. In den Kreisen dieser Freunde Italiens entsetzt man sich darüber, daß de Felice, Bosco und Barbato in Mailand, Rom, Palermo, Catania mit ungeheuerm Jubel, gleich Triumphatoren empfangen worden sind. Aber diese Popularität der „Zuchthäusler" beweist doch nur eins von zwei Dingen. Entweder es ist nicht wahr, daß diese Männer Revolutionäre seien, und der Jubel gilt dem Siege des Rechts über das Unrecht, das durch ihre Verurteilung zu langjährigem schweren Kerker begangen worden war. Oder sie sind Revolutionäre, dann ist die Masse des Volkes in Italien revolutionär gesinnt, d. h. mit der bisherigen Regierung unzufrieden. In diesem Falle ist die Lage freilich gefährlich, weil die jetzige Regierung auch beim besten Willen eingerostete Übelstände nicht so schnell beseitigen kann, als es die Ungeduld der Menge verlangen mag, aber die weitere Anwendung Crispischer Gewaltmittel würde die Gefahr nur verdecken, nicht beschwören. Wer es mit der italienischen Regierung wirklich gut meint, der rate ihr eine gründliche Agrarreform, innere Kolonisation, unerbittliche Bekämpfung der Korruption und des Vetterschaftswesens in der Büreaukratie, und die Verwendung größerer Mittel für die Volksbildung und für die Volkshygiene.

Volkswirtschaftliches Allerlei. Aus den Bergen von Rezensionsexemplaren volkswirtschaftlichen Inhalts, die bei uns lagern, greifen wir heute ein paar Spezialitäten heraus. Dr. Alfred Swaine beleuchtet im 14. Heft der Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Straßburg die Arbeits- und Wirtschaftsverhältnisse der Einzelsticker in der Nordostschweiz und [in] Vorarlberg (Straßburg, Karl J. Trübner, 1895) und damit ein Gebiet, in dem die Unvernunft und Gefährlichkeit der heutigen Weltwirtschaft recht deutlich hervortreten. Es ist ein Jammer, zu sehen, wie das Schicksal von vielen tausend Menschen von den Schwankungen des Weltmarkts abhängt, der in diesem Falle durch die ganz unberechenbaren Zufälligkeiten der Mode und der Zollpolitik bestimmt wird. Nach Beendigung des Sezessionskrieges wuchs die Nachfrage Nordamerikas und Englands nach Weißstickereien dermaßen, daß in dem hier betrachteten Gebiete die Zahl der Stickmaschinen von 770 im Jahre 1865 auf mehr als 20000 im Jahre 1882 stieg, daß die Fabrikanten 40 Prozent verdienten und der Arbeitslohn eines mittlern Fabriksticker — freilich nicht ins ungemessene —, aber doch auf vier Franks, also drei Mark stieg. So strömten denn die Arbeiter aus andern Erwerbszweigen ab und drängten sich zu diesem lohnendern, Kaufleute und Fabrikanten steckten ihr Geld hinein, Kleinbauern ließen den Pflug und die Alp im Stich und schafften sich eine Stickmaschine an, die Bauernmädchen avancirten zu Fädlerinnen und waren stolz darauf, etwas feineres geworden zu sein, und nun verlief die Sache weiter, wie sie eben zu verlaufen pflegt: Konkurrenz zwischen Fabrik- und Hausindustrie, zwischen Kaufmann, Fabrikanten und Zwischenhändlern, Konkurrenz der Arbeiter unter einander, kurz aller mit allen, Preisdruck, Fall des Gewinns, Lohndruck, eine zum Teil von den Unternehmern selbst begünstigte Arbeiterbewegung und Arbeiterorganisation, Stillstand der Absatzsteigerung, Modewechsel, Mac Kinleybill, Krach, Arbeiterelend. Das Arbeiterelend, das zu einer augenfälligen Verschlechterung des Menschenschlages führt, hat übrigens schon in der Glanzzeit der Stickerei angefangen, denn das Verlangen, viel zu verdienen, verlängerte natürlich die Arbeitszeit bei der an sich ungesunden Beschäftigung. Viele Sticker behalten ein wenig Landwirtschaft bei, mit der ausdrücklichen Begründung, daß sie ein Gegengewicht gegen die Gesundheitsschädigung und Entkräftung haben wollen, aber die selbst auf dem Felde arbeiten, können nur grobe und demnach schlecht bezahlte Arbeit liefern; die Feinstickerei gestattet keine Nebenarbeit, die die Hände schwer und grob macht. Die Verbindung dieser Industrie mit der Landwirtschaft wird vom Verfasser sehr gründlich und sachkundig behandelt, aber mit seiner Auffassung dieser Verbindung sind wir nicht einverstanden. So fragt er Seite 77: „Welche Gründe begünstigen den landwirtschaftlichen Besitz, und wie wirkt die Industrie auf seine Ausdehnung ein?" und Seite 83 meint er, da Thurgau der eigentliche Bauernkanton der Schweiz sei, so überrasche es nicht, daß 60 Prozent der Sticker nebenbei Landwirtschaft trieben. Die betrübende Thatsache also, daß ein so unsicherer Erwerb durch eine ungesunde Beschäftigung der eigentliche und der Haupterwerb geworden ist und die Landwirtschaft nur noch als Nebengewerbe betrieben wird, nimmt er hin wie ein unabänderliches Fatum. Uns scheint, Wissenschaft und Politik müßten dagegen protestiren und sagen: das darf nicht sein; auf eine ungesunde Beschäftigung, die heute geht und morgen nicht geht, darf nicht das Dasein einer ganzen Bevölkerung gegründet werden. Im Orient hat eine ganz gesunde Verbindung zwischen der Landwirtschaft und gewissen Hausindustrien, wie der Stickerei und der Feinweberei, jahrtausendelang bestanden, bis sie in neuerer Zeit durch den Einbruch der Europäer auch dort teilweise zerstört worden ist. Stickereien haben im Orient immer zum

Schmuck gehört, man hat immer ungefähr dieselbe Menge davon gebraucht, und diese Menge konnte von den Bauerfrauen in ihren Mußestunden ohne Überanstrengung geliefert werden. Bei uns steht die Sache so, daß die verrückten reichen Großstadtweiber in diesem Jahre Massen von Weißstickereien auf ihren Anzug hängen und im nächsten nicht einen weißen Faden daran sehen lassen. Da sie sich nicht mit einem Anzuge für die Saison begnügen, sondern womöglich alle Tage einen andern tragen, und da ihnen alle Frauen und Mädchen der europäischen Welt alle Narrheiten nach Möglichkeit nachmachen, so werden das einemal ungeheure Massen solchen Plunders verlangt, dann wieder eine Zeit lang gar nichts davon. Es ist Pflicht der leitenden Geister, dieser Frivolität und Gewissenlosigkeit, mit der die Existenz vieler tausend Familien von den Launen einiger Modenärrinnen oder den Einfällen einiger Schneiderinnen abhängig gemacht wird, entgegenzuwirken und den vernünftigen Zustand zurückzuführen, wo eine gewisse Menge solcher Verschönerungsmittel jahraus jahrein gleichmäßig gebraucht wird, eine Menge, die vom weiblichen Teil der Kleinbauernschaft in ein paar ruhigen Winterwochen ohne Störung des landwirtschaftlichen Hauptgewerbes hergestellt werden kann. Die Frage hat daher nicht zu lauten: in welchem Umfange die Sticker nebenbei Landwirtschaft treiben dürfen oder sollen, sondern wie es zu verhüten sei, daß ein Teil der bäuerlichen Bevölkerung über die Zwischenstufe der Hausindustrie ins Fabrikproletariat hinabrutsche. Wo die Dinge so weit gediehen sind, wie in den schweizerischen Stickerbezirken, da mag ja der Verfasser Recht haben, wenn er empfiehlt, vollends zur Fabrik überzugehen; denn auch dort besteht das gepriesene Familienleben der Hausindustriellen nur noch darin, daß alle Familienglieder rastlos Tag und Nacht ihrer einförmigen Arbeit obliegen, daß die Familie keine ordentliche Mahlzeit mehr genießt, weil die Frauen keine Zeit haben, zu kochen, und außerdem das Kochen verlernt haben, daß die Kinder aufs grausamste ausgebeutet werden, und daß alle Familienglieder gleichmäßig verkümmern. Die Schrift beruht auf sorgfältigen Studien und eignen Wahrnehmungen, die der Verfasser bei einem zwölfwöchigen Aufenthalt in den Stickereibezirken gesammelt hat, und enthält viel lehrreiches.

Die Modeindustrien sind es, in denen die hilflose Abhängigkeit der Produzenten vom wechselnden Bedarf am unerträglichsten empfunden wird; aber bekanntlich macht sich der Übelstand eines fortdauernd schwankenden Verhältnisses zwischen Produktion und Konsum auch bei den Bedarfsgegenständen bemerkbar, weil die Fortschritte der Technik, das Überangebot an Kapitalien, Köpfen und Händen, der Eintritt neuer Produktionsgebiete in die Konkurrenz die Warenmenge von Zeit zu Zeit stoßweise über Bedarf vermehren, und weil neue Verkehrssysteme und Änderungen der Zollpolitik dem Absatz bald neue Bahnen erschließen, bald alte versperren. Seit Jahrzehnten sucht man durch Kartelle, Ringe, Syndikate und Trusts Ordnung in das Chaos zu bringen, zur Freude der Sozialdemokraten, die behaupten, daß eine vollständige Durchführung dieser Ordnung nichts andres sein würde, als die von ihnen geforderte Organisation der Arbeit. Der Verein für Sozialpolitik hatte diese wichtige Erscheinung des wirtschaftlichen Lebens vor zwei Jahren auf seine Tagesordnung*) gesetzt, und die von ihm bestellte Arbeit, die er seinen Beratungen zu Grunde legte, darf als ein Werk von bleibendem Werte bezeichnet werden. Sie bildet den

*) Den zweiten Punkt der Tagesordnung bildete das ländliche Erbrecht. Die Verhandlungen der am 28. und 29. September 1894 in Wien abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik sind vom ständigen Ausschuß herausgegeben worden und 1895, ebenfalls bei Duncker und Humblot, erschienen.

sechzigsten Band der Schriften des Vereins und ist betitelt: Über wirtschaftliche Kartelle in Deutschland und im Auslande. Fünfzehn Schilderungen nebst einer Anzahl Statuten und Beilagen. Leipzig, Duncker und Humblot, 1894. Aus der Darstellung von zehn deutschen Kartellen im ersten Teile lernen wir, was wir a priori vermutet hatten, daß Kartelle desto leichter durchzuführen sind, je beschränkter das Produktionsgebiet und je kleiner die Zahl der Fabrikanten ist, demnach beim Kali z. B. weit leichter als bei Salz und Kohle, und daß, wo die ausländische Konkurrenz in Betracht kommt, Kartelle sich, wenn sie wirksam bleiben sollen, nicht auf die Landesgrenzen beschränken dürfen. Der zweite Teil behandelt Frankreich, Österreich, Rußland, Dänemark und Nordamerika. Der Berichterstatter für Österreich, Karl Wittgenstein, Zentraldirektor der Prager Eisenindustriegesellschaft, hält die Kartelle für nützlich und notwendig. U. a. schreibt er II, 37: „Man ruft den Fabrikanten zu: Ihr braucht kein Kartell, unterbietet euch nicht aus freien Stücken! Das läßt sich leicht sagen, in den meisten Fällen aber nicht ausführen. Die Ausführung ist noch am ehesten bei einem Artikel möglich, der so allgemein gebraucht wird, daß er auf einer Börse gehandelt werden kann. Auf einer Börse ist der Verkäufer wenigstens in der Lage, die Strömung des Marktes zu sehen und den wirklichen Bedarf zu erkennen. Der Verkäufer auf der Börse erfährt rasch den Preis, zu dem sein Konkurrent verkauft, und der Käufer wird es, mag er welche Kunststücke auch immer ausführen, nicht bewirken können, wenn wirklicher Bedarf an einer Ware vorhanden ist, den Preis in jähen Sprüngen herunterzusetzen, namentlich dann, wenn die Produktion der betreffenden Ware nicht ins ungemessene gesteigert werden kann. Eine Börse oder eine Messe bietet dem Verkäufer sowohl wie dem Käufer das Mittel, sich gegen eine willkürliche Preisherabsetzung oder Preiserhöhung zu wehren. Eine Börse ist das Kartellideal. Beide Gruppen, Käufer und Verkäufer, sind jede stillschweigend, ohne Satzungen, aber ganz offen kartellirt, d. h. bestrebt, ihren gemeinsamen Vorteil möglichst zu wahren. . . . Ganz anders [als bei der Börsenware Getreide] liegt die Sache bei Schienen, namentlich dann, wenn es sich nicht um den Weltmarkt handelt, sondern um ein enges Gebiet, wie den Schienenmarkt in Österreich. Das Hauptquantum der in Österreich gebrauchten Schienen wird von drei bis vier Eisenbahndirektionen vergeben. Jeder der Schienenfabrikanten muß sich sagen, daß er, wenn es ihm nicht gelingt, wenigstens einen Teil dieser drei bis vier Bedarfsquanten zu erhalten, ganz bestimmt sein Werk werde zusperren müssen." Indem sich nun jeder der Schienenfabrikanten von dieser Gefahr bedroht sieht, bleibt ihnen nichts übrig, als entweder einander zu unterbieten oder sich zu kartelliren. Die Darstellung der Börse als des Idealkartells auf ihre Richtigkeit zu prüfen, überlassen wir dem Leser. Der Franzose Claudio Jannet, professeur d'économie politique à l'Université catholique de Paris, urteilt in seiner Abhandlung des Syndicats entre industriels pour régler la production en France im allgemeinen ungünstig. Er giebt zu, daß manche Syndikate den kleinern Betrieben über Krisen hinweghelfen, weist aber auf andre hin, die als wahre Räuberbanden die kleinern Betriebe vernichten und deren Vermögen an sich ziehen, und meint, man dürfe die Dienste, die sie hie und da den mittlern und kleinern Unternehmern erwiesen, nicht überschätzen. Wo wirklich Überproduktion herrsche, da vermöchten die Syndikate der Situation nicht Herr zu werden und richteten in zweifacher Weise Schaden an: sie verzögerten die unvermeidliche Liquidation, indem sie die dem Untergang geweihten Unternehmungen eine Zeit lang künstlich hielten, und sie vereitelten durch künstliche Preiserhöhung das einzige Mittel, wodurch die Krise möglicherweise noch überwunden werden könnte: die Steigerung

des Absatzes infolge der Billigkeit der Waren. Die umfangreichste und interessanteste Arbeit hat Dr. Ernst Levy von Halle [so!] in seiner Abhandlung über die Unternehmer- und Unternehmungsverbände in den Vereinigten Staaten von Nordamerika geliefert; ist die große Republik doch der klassische Boden der Konkurrenzkämpfe, deren großartigste und merkwürdigste Form wir in den Trustbildungen vor uns haben. Der Verfasser macht die Unterschiede zwischen Trusts und gesetzlichen Korporationen klar, erzählt die Geschichte der hauptsächlichsten Trusts und die Entwicklung der Trustgesetzgebung und berichtet über die Auffassung der Erscheinung bei den verschiednen Klassen und politischen Parteien. Er selbst kommt zu dem Ergebnis, daß sich ein abschließendes Urteil über den Nutzen und Schaden dieser Organisationsversuche vorläufig noch nicht abgeben lasse, und daß man das Ziel, dem die Entwicklung zutreibt, nicht voraussehen könne, so u. a. sei es noch gar nicht gewiß, daß die Zentralisirung der Produktion in Riesenbetrieben das Ende sein werde; auf manchen Gebieten erweise sich der Kleinbetrieb lebensfähiger als der Großbetrieb. Ohne Kenntnis europäischer Ansichten über die Sache habe man drüben durch Erfahrung die Überzeugung gewonnen, „daß die gesetzliche Regulirung und der gesetzliche Eingriff die wirschaftlichen Zustände nicht schaffen, sondern sie nur begleiten und ihnen folgen könne. ... Die Trusts sind keine idealen Erscheinungen, sondern, wie alle menschlichen Schöpfungen, mit Tugenden und Lastern, mit guten und schlechten Seiten begabt. Sie kommen, weil sie müssen; ihr Einfluß ist sehr verschiedenartig, ihre Wirkung kaum übersehbar; wo sie auftreten, rufen sie eine ungeheure Aufregung und den natürlichen Widerstand gegen alles ungewohnte hervor.... Der bisherige Gang läßt keinen Zweifel darüber zu, daß das amerikanische Volk verständig genug sein wird, in dieser Richtung [seiner Gesetzgebung von Fall zu Fall] und unter voller Anerkennung der gegebnen Bedingungen die weitern Wege zu suchen. Man versteht die Aufgabe der gesunden Volkswirtschaftspolitik, keinen Schritt vor dem vorherigen zu thun. Man hat nicht die Empfindung, daß der Sieg des Großbetriebs in allen Linien gesichert sei, und man hütet sich demgemäß, ihm weiter entgegenzukommen, als er es vindizirt. [Was soll das heißen?] Man sieht den Fortschritt, aber man sieht auch die gesteigerten Gefahren. Das erfreuliche an dem Volke ist der allen inne wohnende Trieb, sich weiter zu entwickeln und der Zeit und ihren Anforderungen durch Fortschritte gewachsen zu bleiben. Man ist ja in der glücklichen Lage, das soziale Problem für die Zukunft als einziges vor sich zu haben, nicht durch auswärtige Politik und durch Kriegsgefahr bedrängt zu sein. Daher vielleicht ist auch gerade hier die Überzeugung von der friedlichen Lösung des sozialen Kampfes weit stärker und verheißungsvoller als drüben. [Der Verfasser lebt in Newyork.] Daß diese für uns in der Richtung zielbewußter korporativer Organisation liegt, ist eine Überzeugung, die durch die Betrachtung amerikanischer Zustände nur verstärkt werden kann."

Auf eine der Gefahren, die uns im alten Europa vom Neuland drüben drohen, weist H. Back, der Direktor der städtischen gewerblichen Fortbildungsschule in Frankfurt a. M., hin in seiner Schrift: Der gewerblich-technische Unterricht der Nordamerikanischen Union (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1895). Die große Menge und Mannichfaltigkeit der hier geschilderten Anstalten, ihre vortreffliche Einrichtung, die fürstliche Freigebigkeit, mit der sie von Kommunen wie von reichen Bürgern ausgestattet werden, lassen keinen Zweifel daran, daß uns die Vereinigten Staaten in den Gewerben über kurz oder lang auf allen Punkten überholen müssen. — Dr. C. A. Zakrzewski hat als Korreferent der Grundkreditkommission des Bundes der Landwirte eine Schrift über die Organi-

sation des landwirtschaftlichen Kreditwesens verfaßt (Berlin, Gustav Schuhr, 1894), in der die möglichste Ausschließung fremdländischer Anleihen vom heimischen Markte gefordert, dem hergebrachten Hypothekenkredit vor dem von Rodbertus empfohlenen Rentenkredit der Vorzug gegeben und für den ländlichen Personal- und Hypothekenkredit ein Organisationsplan entworfen wird, der sich von dem bekannten Schäffles nicht wesentlich unterscheidet. — Der Verein zur Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig-Lindenau hat einen Generalbericht über seine Thätigkeit vom April 1891 bis Juli 1895 herausgegeben, der allen Stadtverwaltungen und allen Kapitalisten, die ihr Geld für gemeinnützige Zwecke verwenden wollen, ohne Kapital und Zins zu gefährden, aufs dringendste zu empfehlen ist; der Verein hat wirklich die Aufgabe, den Arbeitern — freilich bis jetzt nur 361 Familien und 38 einzelnen Personen, zusammen 1792 Personen — zu guten und billigen Wohnungen zu verhelfen, ohne ihnen etwas zu schenken, aufs glücklichste gelöst.

Schlechte Zeiten. Das Leipziger Tageblatt hat ein Format von 52 zu 39 Centimetern. Der bedruckte Raum einer Seite ist 45½ Centimeter hoch und 34½ Centimeter breit. Solche bedruckte Seiten hatte die Nummer des ersten Osterfeiertags 36. Von diesen 36 Seiten aber waren allein 4⅔ Seiten mit Anzeigen von Schänkwirten gefüllt, im Ganzen 106 Anzeigen. Da am zweiten Feiertag keine Nummer erschien, so waren in der Nummer vom ersten auch die Genüsse für den zweiten (und bisweilen auch für den dritten, der zwar nicht mehr von der Kirche, desto eifriger aber von den Schänkwirten gefeiert wird) mit angekündigt. Nach einer genauen Zählung waren diese Genüsse für die zwei „bezw.“ drei Feiertage folgende: 20 Konzerte, 15 große Konzerte, 2 große Doppelkonzerte, 2 Freikonzerte, 2 große Freikonzerte, 2 Frühschoppenkonzerte, 7 große Frühschoppenkonzerte, 3 Frühschoppenfreikonzerte, 2 große Frühschoppendoppelkonzerte, 1 Salvatorfrühschoppenkonzert, 7 große Extrakonzerte, 2 große Elitekonzerte, 2 große Monstrekonzerte, 3 große Spezialitätenkonzerte, 2 große humoristische Konzerte, 1 humoristisches Gesangskonzert, 7 große humoristische Gesangskonzerte, 1 großes patriotisches Festkonzert, 1 großes Coblenzkonzert (der Musikdirektor heißt nämlich Coblenz!), 2 Militärkonzerte, 10 große Militärkonzerte, 1 großes Militärextrakonzert, 2 große Extramilitärkonzerte, 1 großes Militärelitekonzert, 1 großes Militärfestkonzert (die Militärkonzerte fanden sämtlich, wie es in den Anzeigen hieß, „unter persönlicher Leitung“ der betreffenden Musikdirektoren statt — welche Gnade, welche Herablassung dieser Herren!), 9 Abendunterhaltungen, 2 große Abendunterhaltungen, 1 humoristische Abendunterhaltung, 2 humoristische Abende, 3 humoristische Soireen, 1 Humorabend, 3 Theaterabende, 2 Künstlervorstellungen, 2 große Vorstellungen, 1 große Elitekünstlervorstellung, 3 Elitekünstlernovitätenvorstellungen, 21 Bälle, 6 große Bälle, 10 Ballmusiken, 10 große Ballmusiken, 2 große öffentliche Ballmusiken, 1 starkbesetzte Ballmusik, 1 Festball, 3 große Festbälle, 2 große Osterbälle, 1 feiner Ball und 2 Flügelkränzchen. Summa Summarum: 187 Konzerte, Vorstellungen und Tanzmusiken!

Es ließen sich so manche Betrachtungen an diese Übersicht knüpfen, z. B.: welch entsetzlicher Mißbrauch wird hier mit der Sprache getrieben! welcher Mißbrauch allein mit dem Worte „groß“! Was ist denn „groß“ an allen diesen Veranstaltungen? Es sind ja lauter ganz gewöhnliche Pfennigkonzerte. Schade, daß man nicht eine Statistik ihrer Programme aufstellen kann, die würde erschreckend ausfallen. Der nächstliegende Gedanke aber ist doch sicher der an das arme Volk,

das in 2 bis 3 Tagen — ganz abgesehen vom Zirkus und von den großen Theatern — diese 187 Genüsse über sich hat ergehen lassen müssen! Und dann: die armen Wirte, die das alles haben bekannt machen müssen! Und — das arme Tageblatt, das alle diese Bekanntmachungen hat drucken müssen! Ja, es sind schlechte Zeiten.

Die Taxameterdroschke. Gott sei Dank, daß wir diesen Kulturfortschritt nun endlich auch „vollzogen" haben — seit dem 1. April haben wir die Taxameterdroschke. Wie haben wir es bisher nur aushalten können ohne sie? Es ist unbegreiflich. Die Tagesblätter haben denn auch den Fortschritt, auf den sie seit einem halben Jahre durch spannende Mitteilungen vorbereitet haben, durch längere wissenschaftliche Aufsätze gebührend gefeiert, und auf den Straßen umringen Dutzende von großen und kleinen Kindern jedes solche gelbrädrige Gefährt und staunen mit offnem Munde das geheimnisvolle Ziffern- und Zeigerding an, das da in der Droschke hängt, und den lackirten Cylinder des stolzen Mannes, der auf dem Bocke sitzt. Kurz, es ist ein großes Ereignis, und das so wenige Wochen vor Eröffnung der ersten elektrischen Straßenbahn! Es ist eine Lust zu leben! Der Leutnant freilich, der geheime Hofrat und andre Menschen erster Klasse schimpfen im Stillen und sagen: Was haben wir davon? Bis jetzt sind wir in der simpeln Droschke gefahren; wenn wir ausstiegen, und der Kutscher verlangte fünfzig Pfennige und wir gaben ihm fünfundfünfzig, so waren wir vornehme Leute. Was fangen wir nun an? Das Beste ist, wir machens wie Majors und wie Kommerzienrats und setzen uns für zehn Pfennige zu den Marktweibern und den Fabrikarbeitern in den Pferdebahnwagen.

Unsre großen Städte sind wie die unruhigen, eiteln Weiber. Wenn die Müllern bei der Schulzen einen neuen Hut, einen neuen Vorhang oder irgend eine neue Spielerei für die Küche oder den Eßtisch gesehen hat, so ruht sie nicht eher, als bis sie das alles auch hat; wenn sies aber acht Tage hat, ist sie genau so glücklich wie zuvor. So geht es auch den großen Städten mit dem Asphaltpflaster, der Markthalle, dem berittnen Schutzmann, der elektrischen Beleuchtung, der Taxameterdroschke und hundert ähnlichen Errungenschaften. Aber die Schulzen hats, und da darf die Müllern nicht zurückbleiben. Und um Gottes willen nur nicht einen eignen Geschmack dabei verraten! Nein, genau so, wies bei der Schulzen ist, muß es bei der Müllern auch werden. Da giebt sich nun der deutsche Sprachverein alle Mühe, die unnötigen Fremdwörter zu beseitigen. Mitunter werden wir ja auch eins los, aber dafür bekommen wir drei neue, und was für welche! Lasse man doch andern Städten die Taxameterdroschke — warum konnten wir nicht Uhrdroschke oder Zeigerdroschke sagen? Eine nette Bildung, dieses Taxameter! Da wollen wir nur auch die Poliklinik in Zukunft Polaklinik nennen. Und so etwas geschieht im Lande der klassischen Bildung!

Wohlgeboren. Unser —ohlgeborner Gewährsmann schreibt uns: Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich dieser Tage in meiner Zeitung folgende Mitteilung fand: „Der Finanzminister Dr. Miquel hat neuerdings eine Geschäftsanweisung für die hiesigen Katasterkontrolleure erlassen, in der sich folgende bemerkenswerte Stelle findet: »Im Schriftwechsel mit Behörden unterbleibt jede weitere Eingangsformel, die Wiederholung der Inhaltsangabe, die Anwendung der Ausdrücke gehorsamst, ergebenst, gefälligst usw., ferner die Anrede: Ew. Hochwohlgeboren und der Submissionsstrich.«" Glücklicherweise las ich das nicht am 1. April, sonst hätte ich es wahrlich für einen Aprilscherz gehalten.

Wenn ich nicht fürchten müßte, wegen Größenwahns dem nächsten Entmündigungsrichter in die Hände zu fallen, würde ich sagen, daß Johannes Miquel, der Vielgeschmähte, die Anregung zu diesem Ukas in meinen beiden kleinen Aufsätzen über das Wohlgeborensein und den Submissionsstrich in den Nummern 42 und 48 der Grenzboten von 1895 gefunden hat.

Also bis jetzt sind erst Königlich Preußische Katasterkontrolleure die Glücklichen, die durch Verfügung eines „an der Spitze“ stehenden mit einer erfreulichen Vereinfachung des amtlichen Schreibwerks bedacht sind. Hoffentlich giebt es jetzt überall ein großes „Reinemachen,“ das Frühjahr ist ja die beste Zeit dazu.

Litteratur

Völkerkunde von Friedrich Ratzel. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. 2 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1894. 1895

Ein Werk wie das vorliegende bedarf keiner Empfehlung mehr, sondern nur einer Anzeige, einer solchen aber schon deshalb, weil es in der That ein völlig neues Werk geworden ist. Hat sich doch der Verfasser entschlossen, die drei Bände der ersten Auflage in zwei zusammenzuziehen, und ist doch auch die Illustration zum großen Teile neu beschafft werden. „Grundzüge der Völkerkunde“ leiten das ganze Werk ein. Sie enthalten die Grundanschauungen Ratzels, von denen aus er den ganzen wahrhaft ungeheuern Stoff durchdringt und beurteilt. Die gesamte Menschheit bildet ihm eine Einheit, denn die Unterschiede der Rassen sind geringfügig, verglichen mit den Unterschieden, die zwischen den Tierarten auch nur derselben Gattung bestehen, sie sind durch Klima, Boden, Lebensweise und geschichtliche Entwicklung entstanden und scheinen wieder durch Völker- und Rassenmischung zur Einheit zurückzustreben. Kaum irgend eine Rasse hat sich heute noch rein erhalten, und so sehr gehen die Merkmale der einzelnen herkömmlicherweise unterschiednen Menschenrassen in einander über, daß Ratzel sie nicht in der alten Weise als Einteilungsgrund angenommen hat. Gar nicht in Betracht kommt für ihn bei der Beurteilung der Abstammung und Rassenzugehörigkeit die Sprache, da der Übergang eines Volkes zu einer andern Sprache, als der ererbten, hundertfältig nachgewiesen ist und nicht von der Abstammung, sondern von der geschichtlichen Entwicklung abhängt, also wohl für diese, aber nicht für jene Beweiskraft hat. Vom Standpunkte der ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts aus erscheint dem Verfasser jedes Volk als ein Glied der Menschheit der gleichen Beachtung würdig. Lebhaft wendet er sich gegen den Kulturstolz derer, die auf alle unkultivirten Völker und also vor allem auf die sogenannten Naturvölker verächtlich herabsehen. Denn auch die wichtigsten Grundlagen der Kultur: Sprache, Religion, Staat, Technik usw. sind allen Völkern der Erde gemeinsam, es giebt keines, das sie nicht in irgend welcher Form besäße, und die Unterschiede sind nur Unterschiede des Grades. Allerdings giebt es eine ziemlich genau abzugrenzende „Kulturzone,“ deren Völker von jeher die andern übertroffen haben, aber dieser Vorzug liegt für Ratzel nicht so sehr in der Begabung der Völker (deren Bedeutung er vielleicht zu gering an-

schlägt), als in äußern Umständen, in Boden, Klima, Geschichte. Selbst die sogenannten Naturvölker sind nicht sowohl kulturlose als kulturarme Völker, und entschieden irrig ist die Anschauung, als ob sie stets den Urzustand der Menschheit typisch darstellten und somit Schlüsse auf diesen, auf die früheste Vergangenheit irgend eines beliebigen Kulturvolkes zuließen. Denn wir wissen gar nicht sicher, ob dieser Zustand nicht etwa das Ergebnis des Zurücksinkens von einer höhern auf eine tiefere Kulturstufe, also der Lebensschicksale des Volkes ist (man denke nur an die Schicksale der amerikanischen Kulturvolker oder an die furchtbare Verwüstung der islamitischen Kultur in Vorderasien durch die Mongolen). Die Geschichte eines Volkes beginnt für Ratzel nicht von dem Augenblick an, wo schriftliche Aufzeichnungen vorliegen, weil dieser Umstand etwas ganz zufälliges sein kann und nicht einmal als eine besonders wichtige Lebensäußerung erscheint, sondern von den ersten Spuren des Daseins an. Von diesen Sätzen aus kommt Ratzel zu einer wahrhaft weitherzigen, milden, im tiefsten Grunde christlichen Auffassung seines Gegenstandes. Nihil humani a me alienum puto hätte er als Motto vor sein Werk setzen können.

Nach der zusammenfassenden Besprechung der einzelnen Kulturgebiete (Sprache, Religion, Wissenschaft und Kunst, Erfinden und Entdecken, Ackerbau und Viehzucht, Kleidung und Schmuck, Wohnstätten, Familie und Gesellschaft, der Staat) geht er zur Schilderung der einzelnen „Völkerkreise" (nicht Rassen) über. Er unterscheidet deren vier, die mit den sogenannten Rassen keineswegs zusammenfallen, sondern ebenso gut durch geographische Bedingungen wie durch die Abstammung zusammengehören. Der erste ist der pazifisch-amerikanische Völkerkreis (Ozeanier, Australier, Malayen und Madagassen, Amerikaner, Arktiker der alten Welt), der rings um den Großen und den Indischen Ozean sitzt, sodaß Amerika als der „ethnographische Orient," der „Ostrand der alten Welt" erscheint; den zweiten bilden die hellen Stämme Süd- und Innerafrikas (Buschmänner, Hottentoten, Zwergvölker), den dritten die Negervölker (Süd- und Ostafrikaner, Innerafrikaner, Westafrikaner), den vierten die Kulturvölker der alten Welt (afrikanische Kulturvölker, asiatische Kulturvölker, Westasiaten und Europäer). Überall werden zunächst Boden und Klima und ihre natürlichen Gaben erörtert, dann der körperliche und geistige Typus der Völker, endlich ihr Kulturzustand und ihre geschichtliche Entwicklung, namentlich ihrer Kultur, sodaß der Leser in der That ein vollständiges Bild jedes Volkes erhält. Daß dabei die Westasiaten und Europäer am kürzesten behandelt werden, liegt in der Natur der Sache; um so eingehender ist die Darstellung der altamerikanischen Völker, der Ostasiaten, der Inder. Da der Verfasser Zitate verschmäht, so kann man die erstaunliche Arbeit in der Sammlung eines riesigen und unendlich verzettelten Stoffes mehr erschließen als sehen.

Eine ganz notwendige Ergänzung, nicht nur einen Schmuck des Werkes bilden die zahlreichen, vorzüglich in Holzschnitt oder Buntdruck ausgeführten Illustrationen, 628 im ersten, 541 im zweiten Bande, zu denen die völkerkundlichen Museen in Berlin, München, Dresden, Wien, Leiden und Amsterdam ihre Schätze reichlich beigesteuert haben.

Ratzels „Völkerkunde" kann einer guten Aufnahme um so sicherer sein, als sie den Bedürfnissen unsrer Zeit unmittelbar entgegenkommt. Denn alle großen Völker Europas streben jetzt darnach, Anteil an der Herrschaft der Welt, also über fremde Erdteile und Rassen zu gewinnen, und keines darf heutzutage darauf ausgehen, dieser Herrschaft zuliebe jene Rassen einfach zu vernichten oder zu knechten, wie es früher geschehen ist, vielmehr muß das Ziel sein, die in ihnen vorhandnen Anlagen zu höherer Kultur rascher und vollständiger zu entwickeln, als sie es aus

sich selbst heraus vermöchten. Fürst Bismarck sagte einmal, es sei unsinnig und grausam zugleich, die Neger Afrikas aus ihren eigentümlichen Gewohnheiten und Lebensbedingungen gewaltsam herauszureißen. Diese ebenso humane als weise Lehre ergiebt sich auch aus jeder Seite dieser Völkerkunde, und vielleicht sind gerade die Deutschen besonders berufen, darnach zu handeln. Aber auch der Historiker wird an diesem Werke nicht achtlos vorübergehen dürfen. Nachdem die Gegenwart fast allen noch übrigen unbekannten Erdraum aufgehellt, uns mit allen lebenden Völkern bekannt gemacht und alle in mehr oder weniger rege Verbindung mit einander und mit uns gesetzt hat, ist eine Weltgeschichte im vollsten Sinne des Worts möglich geworden, und auch jede Volksgeschichte wird für unsre Zeit auf weltgeschichtlicher Grundlage beruhen müssen, da jedes Volk im Weltverkehr steht. Es ist fortan unstatthaft, z. B. die Geschichte Ostasiens seit den vierziger und fünfziger Jahren mit wenigen Zeilen als Nebensache abzuthun und in der Geschichte der europäischen Völker allein die Weltgeschichte zu sehen, was früher seine Berechtigung hatte. So wenig aber die praktische Handels- und Kolonialpolitik der Gegenwart ohne Völkerkunde noch möglich ist, so wenig ist es die Geschichtschreibung dieser Verhältnisse.

Der Vogt auf Mühlstein. Eine Erzählung aus dem Schwarzwald von Heinrich Hansjakob. Prachtausgabe mit acht Heliogravüren nach Originalzeichnungen von Wilhelm Hasemann. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung

Diese Geschichte ist so einfach wie möglich: des reichen Bauern und Klostervogts auf Mühlstein Anton Musers „Maidle“ Magdalena soll den reichen Hermesbur heiraten, liebt aber des armen Ölerjocken Hans, dem sie entsagen muß. Er geht unter die Kaiserlichen und fällt bei Wurmsers Sturm auf die Weißenburger Linien, während sie unter dem Zwang ihres rauhen Vaters dem Hermesbur zwar ihre Hand giebt, aber ihr Herz versagt und, mißhandelt, wenige Monate nach der traurigen Hochzeit im Irrsinn stirbt. Das Interessante und Schöne an dieser Abc-Liebesgeschichte sind die Menschen und Verhältnisse, die Hansjakob mit packender Treue zu zeichnen weiß, und die frische, ungeschminkte Erzählungsweise. Es ist keine Spur von litterarischer Absicht und Mache in dem Büchlein. Wie eine Pflanze am Wege mutet es uns an, die da grünt und blüht, gleichviel, ob man darauf achtet oder nicht. Was die Welt für schön oder poetisch hält, darnach fragt der Verfasser nicht. Er stellt die Zustände und das Leben des Bauernvolks dar, wie sie sind, und zwar mit dem Verständnis eines, der mitten drin aufgewachsen und im Herzen noch immer dabei ist. Zwar erzählt er eine Liebesgeschichte, findet es aber ganz in der Ordnung, daß, wenn die Eltern dem Maidle einen Hof ausgemacht haben, auf den es heiraten soll, es dann in der Regel ohne Herzweh folgt, mit welchem Burschen es auch früher „gegangen“ sein mag. „Das Landvolk auf dem Schwarzwald ist in diesen Dingen viel vernünftiger als das gebildete Publikum in den Städten mit seinem Ehrgefühl und seinem sentimentalen Liebeskummer.“ Die alte „Göttle“ (Pate) sagt zu ihrem Patenkind, keins von den vielen Mädchen, die sie kennte, habe „Komödien gemacht und von Liebe geredet, wenn es sich ums Heiraten handelte.“ Und ein oft gehörtes Sprichwort tröstet: „Beim a Alte isch mer guet ghalte.“ Die eigentümliche Stellung der „Wibervölker“ zum Mannsvolk schildert er wie etwas Naturgesetzliches. Höchstens zieht ein ironisches Lächeln um seinen Mund, wenn er erzählt, wie die Frauen gleich nach dem Gottesdienst thalein und bergauf zu ihren Höfen eilen, um den Männern das Essen zu „richten“; „sie können zwei Stunden hin und her gehen, ohne sich im Wirtshaus kräftigen zu

müssen, wie das starke Geschlecht der Mannsvölker." Niemand zweifelt, daß das beste Mittel, die junge Frau aus ihrem Starrsinn herauszubringen, eine gehörige Tracht Schläge sei. Ihr Vater macht sich eigens auf den Weg nach ihrem neuen Heim, um dieses Mittel anzuwenden. Seinen Eigensinn bricht zwar ihr früher Tod, daß aber ihr Mann schon einige Wochen nachher eine dritte „Burin" heimführt, meldet das noch erhaltne Kirchenbuch von Zell. Die Grundzüge der Erzählung sind nämlich geschichtlich, doch legen wir mehr Gewicht darauf, daß es ihr Geist ist. Die selbstverständliche Treue der Landschaft, des Kostüms, der Sitten macht es nicht, es ist die Gabe des Erzählers, aus seinen eignen Menschenstudien, die von klein an gerade auf diese Bauern gerichtet sind, die dauernden, echten Äußerungen ihres eigensten Wesens zu gewinnen. Daher erzählt er wie einer, der das alles miterlebt hat, und versetzt uns ohne allen Schein eines besondern Aufwandes an Schilderungskunst in eine lebendige Welt, in der es uns bald ganz heimisch zu Mute wird, und in der wir einen Reichtum an Erscheinungen entdecken, der aufs höchste fesselt.

Der Erzähler weiß es, daß bei den Naturmenschen die Poesie wohnt. Er meint, daß deshalb schon die alten Griechen den Sitz der Musen nicht in eine Stadt, in ein Fürstenschloß, an eine Universität oder gar an eine höhere Töchterschule verlegten, sondern in die einsame Heide. Die Hauptsache ist, daß er die Poesie dort zu schöpfen weiß. Wenn es ihm dann weiter gelingt, sie uns naturfrisch zu kredenzen, so liegt das wesentlich darin, daß sie ihm selbstverständlich ist. Er macht nicht viel Wesens daraus. So begleiten zwar die landschaftlichen Eindrücke und der Wechsel der Jahreszeiten in der Natur den Gang der Geschichte, aber die Naturschilderung begnügt sich mit der Andeutung des Hintergrundes. Im übrigen ist die Natur in der Seele seiner Menschen.

Hansjakob ist durchaus kein Sprachkünstler. Er wägt nicht die Worte und mißt nicht die Sätze. Er schreibt offenbar, wie er spricht, rasch und warm. Er schreibt keine Seite, auf der nicht eine dialektische Wendung vorkäme, und auch wo er hochdeutsch schreibt, denkt er volksmäßig. Dem Sprachgelehrten, an den er allerdings bei seiner Schriftstellerei am letzten denkt, böte er vielleicht manchen Anlaß zu Aussetzungen. Ja, es fehlt in keinem von seinen Bändchen an krassen Sprachdummheiten, und doch möchte man dem Volksmann keinen Vorwurf daraus machen. Man fühlt eben, daß, wenn er ein Stilkünstler wäre, er überhaupt nicht so auf uns wirken könnte, wie es ihm jetzt gelingt. Wenn er einmal anfinge, seinen Stil im Spiegel zu betrachten und daran „herumzubesteln," dann kämen auch seine Gedanken und Empfindungen nicht mehr so ungeschminkt zum Ausdruck. Gern nehmen wir Verstöße gegen die Regeln des höhern Satzbaues in Kauf, für so viel frische Unmittelbarkeit, so viel unverkünstelte Natur, die nicht erfunden, nur abgelauscht werden kann. So, wenn der Bauer seinen neugekauften Wagen so sorgsam in der Scheune unterbringt, „als wäre es ein Lebkuchen," oder wenn die Stufenleiter aller irdischen Genüsse absolut zwischen dem Äpfelmost und dem Zeller Roten beschlossen ist. Wie tiefsinnig ist der Name „Sicherheit," der dem Ortsdiener, d. h. dem Polizisten beigelegt wird!

Das alles schließt ja aber bei einem so echt alemannischen Gemüt den Ernst nicht aus. Die Schwarzwälder sind im Grunde etwas schwermütig. Vom fränkischen Bewohner der Rheinebne unterscheidet sie dieser Zug so scharf, daß die beiden einander abstoßen. Und die laute Fröhlichkeit der Baiern ist dem Manne des dunkeln Gebirges vollends fremd. Es ist eine tief empfundne Wahrheit, die Hansjakob ausspricht: „Droben auf den Bergen, wo licht und rein die Sonne strahlt

und das Auge weithin Gottes Herrlichkeit schaut, während die Seele des Menschen in und um sich selber das Elend und die Not des menschlichen Lebens fühlt — da gedeihen die Schwermut und das Herzeleid weit besser als drunten im Thale, wo die Nebel der Natur und die der Seele harmoniren.“ Aber die Bewohner des Kinzigthals gehören schon halb der Ebne an. Ähnlich wie drüben im Elsaß, wenn auch nicht so stark, sind sie fränkisch gemischt. Aus dem schönen Lande, wo die waldigen Hügel des Schwarzwaldes hinab und hinaus ins blühende Rheinthal ziehen, unten von Rebgärten umgürtet und zwischen ihnen die schönsten grünen Wiesen mit murmelnden Bächen, breite weiße Straßen, an denen braune Bauernhäuser gemilderten alemannischen Stils, saubere, geräumige Wirtshäuser und besonders viel Sägemühlen stehen, aus diesem fränkisch-alemannischen, heiter-sinnigen badischen Lande kommt uns diese echte Dorfgeschichte. Und so fehlt es denn auch nicht an Heiterkeit in Hansjakobs Erzählungen. Es sind nicht lauter ernste oder sinnige Naturen, die vor uns hintreten. Die Mehrzahl trinkt gern ihren Schoppen, treibt ihren Scherz, politisirt, und zwar mit Vorliebe in demokratischem Sinne. Auch ihr Ultramontanismus schimmert stark rötlich. Zu den interessantesten Episoden des Vogts auf Mühlstein gehört die Geschichte von der Neigung zum Lumpen, die plötzlich eine ganze Anzahl von tüchtigen Bauern ergreift und ins Verderben zieht. Nicht bloß im Unterland gilt der Spruch: „Wammer sieht, daß annere lumpe, lumpt mer halt als aach emal.“ Sprüche, Volkslieder und Spiele zeigen einen auffallenden rheinfränkischen Anklang. Auch die Lust an Volksfesten gehört dazu. Wie prächtig ist der Dreikönigsumzug geschildert. Für diese und andre Züge des Volkslebens werden die Schriften Hansjakobs einst Quellenschriften sein.

Hansjakob ist ein glänzendes und lehrreiches Beispiel dafür, wie die katholische Geistlichkeit im Volke wurzelt. Er hat studirt und ist gereist, hat im Landtag in Karlsruhe und im Reichstag in Berlin gesprochen, ist Stadtpfarrer in Freiburg geworden, hat Zeitungen, Flugschriften und Bücher geschrieben, und dabei ist er der Haslacher Bauernsohn geblieben in seinem Herzen und hängt mit einer rührenden Treue an jedem Knecht und jedem Waschweib, das er gekannt hat. Und natürlich hat er sie alle gekannt. Er kennt sie zum guten Teil noch persönlich, jedenfalls aber kennt er ihre Art besser als sie selbst. Das giebt ihm eben das Zeug zum Volksschriftsteller, daß er innerlich so ganz eins ist mit seinen Kinzigthaler Bauern und Kleinbürgern und dabei durch seinen Lebensgang doch weit genug von ihnen abgerückt ist, um sie aus künstlerischer Entfernung so zeichnen zu können, daß auch andre sich mit ihm daran freuen. Die Hauptsache dabei bleibt freilich, daß er selbst dazugehört, und zwar mit Liebe. Daß er grimmig hassen kann, hat er als Politiker gezeigt, und ein gewisses Bauernmißtrauen beschleicht ihn jedesmal, wenn er von Stadtleuten und Fremden berichtet. Um so treuer liebt er seine eignen Leute, trotz und wegen ihrer Fehler. Ich denke da weniger an die vorliegende Erzählung als an Hansjakobs kleinere Schilderungen Aus der Jugendzeit, Aus der Studienzeit, Wilde Kirschen, Dürre Blätter und Schneeballen, zusammen acht Bändchen, wenn ich das Lehrreiche solcher Schriften hervorhebe. Es wird uns da ein abgeschlossener Kreis von Menschen in allen Einzelheiten seines Denkens, Fühlens und Wirkens beschrieben. Es ist eine Sammlung von Thatsachen, die so und besonders in diesem Zusammenhang nicht wieder zu beobachten sein werden. Es sind Beiträge zur Kenntnis des süddeutschen Bauern aus der Zeit, „wo es noch nicht Mode war, daß Leute heirateten, die kein eignes Heim hatten,“ wo der Kinzigthaler Bauer zu Pferde seine Wege nach Zell oder Straßburg machte, im übrigen

wie ein Herr mittelbar oder unmittelbar reichsfrei auf seinem Hofe saß. Auch wenn er dem Kloster zu Gengenbach zinspflichtig war, fühlte er sich nicht unterthänig. Wohl gingen Kriegsstürme durch dieses schöne Ländchen und legten manches Glück in Trümmer, aber was dann aufwuchs, hatte Licht und Luft genug zu seiner Entfaltung. Deswegen war es den Leuten damals auch mehr „singerig“ zu Mute. Übrigens ragen die ältern Industriegründungen im Kinzigthal bis in die Zeit des Vogts auf Mühlstein, so die Blaufarbenwerke und Porzellanfabriken, die aufgeklärte Äbte ins Leben riefen. Im ganzen zeichnen aber diese Schilderungen ein Bild deutschen Bauernlebens, das, wenn auch nicht an Kunstwert, so doch an psychologischer und geschichtlicher Treue sich mit Immermanns Oberhof vergleichen darf. Die Jugenderinnerungen Hansjakobs setzen diese Schilderungen bis auf die Gegenwart fort und zeigen uns den an manchen Punkten recht unerfreulichen Fortschritt aus einem Zustande, der einer mäßigen Bevölkerung gestattete, ohne allzu schweren Kampf ihr Leben auf ererbtem Boden zu führen, in die Periode des Anwachsens der Volkszahl, der Auswanderung der Thatkräftigsten und der Verarmung vieler unter den Zurückbleibenden. Hansjakob macht kein Geheimnis aus seiner Auffassung dieser Veränderungen. Er verurteilt einfach „die Kultur, die allerlei Lumperei ins Volk gebracht hat.“

Schwarzes Bret

Für sie (nämlich Frauenrechtlerinnen!) wie für ihren großen Mitstreiter Björnson, dem (!) Apostel der Reinheit, ist das Geschlecht nichts. Nach ihnen giebt es viele Freuden; erzieherische Freuden, seelsorgerische Freuden, studirerische (!) Freuden, die der weiblichen Natur viel natürlicher sind usw. Gegenwart, Jahrgang 1895. Nr. 19, Seite 295.

Er redete etwas verworren von dem Richtschwert, das die Liktoren vor sich hertragen ließen (!) und das ihnen Achtung verschuf (!) mit diesen (!) Spuren vergossenen Bluts, die zwar vielleicht nicht dawaren, aber die dennoch jeder sah oder empfand, und von dem Richtschwert des Poeten, an dem sein eignes Herzblut klebt, mit dem er sich selber gerichtet, um das Recht zu haben, die ganze Welt richten zu dürfen.

Westermanns Monatshefte. Heft 474 (März 1896), Seite 728.

Herrn M. S. — Sie wundern sich über die Unterschrift Übergesegelt unter einem Bilde der Illustrirten Zeitung? Wir nicht. Den Unterschied zwischen übergesetzt und übersetzt, übergetreten und übertreten, übergefahren und überfahren usw. werden manche Leute nie begreifen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Zur Assessorenfrage in Preußen

Die Grundsätze, die der Gesetzentwurf über die Regelung der Richtergehalte und die Ernennung der Gerichtsassessoren enthält, können so zusammengefaßt werden: 1. der Gehalt der Richter steigt in Stufen von je drei Jahren; 2. das Besoldungsdienstalter beginnt mit der Anstellung; 3. der Justizminister wählt von den Referendaren, die die große Staatsprüfung bestanden haben, die zu Gerichtsassessoren aus, die ihm als die geeignetsten erscheinen.

Die Notwendigkeit des dritten Grundsatzes wird aus seinem engen Zusammenhange mit dem zweiten abgeleitet, weil die Justizverwaltung bei den Vorschlägen zur Ernennung der Landrichter und Amtsrichter in höherm Maße als bisher dem Dienstalter als Assessor Rechnung zu tragen haben werde, eine solche Rücksichtnahme aber unmöglich sei, wenn wie bisher der Kreis der Anwärter für die Richterstellen alle die umfaßt, die durch Ablegung der vorgeschriebnen Prüfungen ihre Befähigung nachgewiesen haben. Als wesentliche Vorteile des Auswahlrechts wird die Beseitigung der Überzahl von Justizanwärtern und vor allem durch Auswahl der geeignetsten Kräfte und durch Ausscheidung „minderwertiger Elemente" eine größere Gewähr für eine sachentsprechende Handhabung des Richteramts gehofft. Der erste Grund verliert seine Stütze, wenn sich die Zeit der Anstellung als Anfang des Besoldungsdienstalters nicht empfehlen sollte; der zweite Grund ist unumwunden anzuerkennen; über den dritten soll hier zunächst gesprochen werden.

Es ist nicht geradezu ausgesprochen worden, aber jeder, der die Motive des Gesetzentwurfs liest, wird sich sagen, daß man meint, durch die Auswahl der Referendare zu Gerichtsassessoren dem vielbehaupteten Niedergange der Justiz vorbeugen zu können. „Es ist hier nicht der Ort, heißt es in den Motiven, zu untersuchen, ob das Ansehen der Gerichtspflege und die Autorität

der Gerichte in der letzten Zeit die vielfach behauptete Verminderung in der That erfahren hat; zweifellos aber sind manche der dahin gehenden Behauptungen gerade durch einzelne, unberechtigterweise verallgemeinerte Fälle hervorgerufen worden, wo Ungeschicktheit, Taktlosigkeit und mangelnde Reife der Erfahrung bei Richtern zu Entscheidungen, die dem öffentlichen Rechtsgefühl nicht entsprachen, oder zu ungerechtfertigter Belästigung der Rechtsuchenden geführt haben. Eine Fernhaltung der zur Ausübung des Richteramts ungeeigneten Persönlichkeiten wird das wesentlichste, wenn nicht das einzige Mittel sein, solche begründete Beschwerden zu verhüten und die Leistungen und damit das Ansehen der Gerichte auf der Höhe zu halten, die der preußischen Überlieferung entsprechen." Und diese Meinung, daß durch die Auswahl der Assessoren dem Niedergange der Justiz vorgebeugt werden könne, ist in der Generaldebatte des Abgeordnetenhauses ganz besonders, ja von einzelnen Rednern sogar ausschließlich zur Befürwortung des Auswahlrechts geltend gemacht worden.

Nun ist gewiß nicht zu leugnen, daß die Auswahl der Richter aus dem vorhandnen Personal ganz wesentlich zur Hebung der Justiz und damit zur Förderung des Staatsinteresses beitragen würde; aber man muß das auf das richtige Maß zurückführen, man darf das Auswahlrecht nicht als das einzige oder als ein wesentliches Mittel zur Verhütung des Niedergangs der Justiz hinstellen.

Über die Thätigkeit der Amtsrichter hört man in der Presse selten eine Klage, es wird sogar von zuständiger Seite behauptet, die Einrichtung der Einzelrichter habe sich bewährt. Nach dem Gesetzentwurf über die Abänderung und Ergänzung des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung soll die Zuständigkeit der Schöffengerichte bedeutend erweitert werden. Unter anderm sollen ihnen die Vergehen des Diebstahls, der Unterschlagung, des Betrugs und der Sachbeschädigung, die zu ihrer Kompetenz bisher nur dann gehörten, wenn der Gegenstand des Vergehens nicht den Wert von 25 Mark überstieg, auch dann zugewiesen werden, wenn der Wert nicht den Betrag von 100 Mark übersteigt, es soll also der größte Teil dieser wichtigsten und am häufigsten vorkommenden Vergehen unter ihre Zuständigkeit gestellt werden, während das bisher nur bei einem sehr geringen Teil der Fall war. „Die Rechtsprechung der Schöffengerichte, heißt es in den Motiven, hat sich im allgemeinen bewährt." Die Reichstagskommission hat diesen Standpunkt gebilligt und den Vorschlag beifällig aufgenommen. Von denen, die als Schöffenrichter oder als Schöffen thätig gewesen sind, wird aber kaum jemand leugnen, daß der Amtsrichter, der die Verhandlung leitet, auch bei der Entscheidung den Ausschlag giebt. Hat sich also das Schöffengericht bewährt, so hat sich auch der Amtsrichter als Schöffenrichter bewährt. In Zivilprozeßsachen, die von dem Amtsrichter ohne Mitwirkung von Laien zu erledigen sind, entscheidet das Amtsgericht bis jetzt im allgemeinen über die Rechtssachen, deren Gegen-

stand keinen höhern Wert als 300 Mark hat; für die Revision der Zivilprozeßordnung wird aber eine Erweiterung der Amtsgerichte auch in dieser Beziehung geplant. Ob es zweckmäßig ist, die Zuständigkeit der Schöffen- und Amtsgerichte zu erweitern, ist ja sehr fraglich, aber man würde gewiß nicht an eine Geschäftserweiterung der Einzelrichter denken, wenn man glaubte, daß die Einzelrichter im allgemeinen nicht auf der Höhe ihres Berufs stünden.

Der Schwerpunkt der Justiz ruht, wie bei der Verfassung aller Behörden, in der untersten Instanz. Das Amtsgericht ist der eine Pfeiler der Justiz, der andre besteht in den Landgerichten, soweit sie Gerichte erster Instanz sind. Die Landgerichte sind es aber, deren Thätigkeit häufig Unzufriedenheit und Unwillen erregt hat, zwar nicht die Thätigkeit der Zivilkammern, über die nur wenig in die Öffentlichkeit dringt, wohl aber die der Strafkammern. Und es muß zugegeben werden, daß die Urteile der Strafkammern oft viel zu wünschen übrig lassen. Man braucht nicht in das Geschrei der Tagesblätter einzustimmen, die, wie es in Zeiten scharf aufeinanderstoßender politischer und wirtschaftlicher Gegensätze immer der Fall ist, die Entscheidungen der Gerichte von dem Standpunkt ihrer Partei betrachten. Aber es ist nicht zu leugnen, daß die Strafkammern ihrer Aufgabe keineswegs immer gerecht werden. Schon in den Motiven zu dem Entwurf zur Änderung des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung von 1885 wurde bemerkt: „Die über die Rechtsprechung der Strafkammern erhobnen Klagen mußten die verbündeten Regierungen zu einer fernern Prüfung darüber anregen, ob sich diese Klagen lediglich auf die Struktur des Strafverfahrens beziehen, oder ob und inwieweit sie etwa durch die Art und Weise, wie die Strafkammern ihre Geschäfte erledigen, hervorgerufen sind. Auch die größten Mängel des Verfahrens können durch eine sorgsame und gewissenhafte Behandlung der einzelnen Strafsachen ganz oder zum größten Teil ausgeglichen werden." Der Grund der mangelhaften Rechtsprechung liegt in der Zusammensetzung der Strafkammern aus den meist untergeordnetern Kräften des Landgerichts. Während sich die bessern Juristen zu den ihnen mehr zusagenden Zivilprozeßsachen in die Zivilkammern drängen, und die Vorsitzenden der Zivilkammern, zu denen in der Regel auch der Landgerichtspräsident gehört, ihre Kammern selbstverständlich mit den besten Richtern besetzt haben wollen, sind die weniger befähigten auf die Strafkammern angewiesen, deren Beschäftigung man zwar mit Unrecht, aber thatsächlich fast ausnahmslos für leichter hält als die der Zivilkammern. So sagen auch die Motive zu dem Entwurf von 1885: „Die Art des Geschäftsbetriebs und die Sicherheit der Rechtsfindung in den Strafkammern ist im wesentlichen von ihrer Zusammensetzung abhängig. Insbesondre in Bezug auf die Zusammensetzung der Strafkammern sind sowohl in der Litteratur als bei den einzelnen Justizverwaltungen die lebhaftesten Klagen laut geworden." Hervorragende Praktiker haben die Geschäftsthätigkeit der Strafkammern einer dur

günstigen Kritik unterworfen. Mannichfache Klagen sind in dieser Beziehung von namhaften und weitverbreiteten Tagesblättern vorgebracht worden. Die Mitglieder der Präsidien werden regelmäßig der Gefahr ausgesetzt sein, persönliche Wünsche, die Rücksicht auf ihnen nahestehende Kollegen allzu sehr in Rechnung zu ziehen; sie sind selbst lebhaft dabei interessirt, als Genossen ihrer Arbeiten möglichst ihnen sympathische Richter zu erwählen, und können dieses Interesse um so freier verfolgen, als alle Anordnungen unter dem Namen des kollegialischen Präsidiums ergehen." In den Motiven zu dem revidirten Entwurf von 1894 werden diese Ausführungen mit dem Bemerken wiederholt, daß sie auch noch für die Gegenwart volle Berechtigung hätten; „die Übelstände, denen sie Abhilfe schaffen sollten, haben fortgedauert und sind sogar in verstärktem Maße wahrgenommen worden." Vergeblich hat es der preußische Justizminister in der Bekanntmachung vom 12. Oktober 1882 getadelt, daß man den Strafkammern vielfach die weniger brauchbaren Richter zuweise, und auf eine andre Besetzung dieser Kammern hinzuwirken gesucht, vergeblich hat er diese Ermahnung später wiederholt. In dem Entwurf zur Änderung des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung ist vorgeschlagen, die Geschäftsverteilung der Justizverwaltung zu überweisen, aber in der Reichstagskommission ist dieser Vorschlag ebenso gescheitert, wie der weitere, dem Präsidenten des Oberlandesgerichts wenigstens den Einspruch gegen die Geschäftsverteilung des Landgerichts zu gestatten, über den das Präsidium des Oberlandesgerichts entscheiden soll. Die Unabhängigkeit des Landgerichtspräsidiums betrachtet man als das Palladium, das gegen vermeintliche Parteirücksichten der Justizverwaltung einen starken Schutz gewähren soll.

Wollte man übrigens den Beisitzern der Strafkammer in allen Fällen allein die Schuld an der Mangelhaftigkeit der Rechtsprechung zuschieben, so wäre das eine Ungerechtigkeit; auch der Vorsitzende, der Landgerichtsdirektor, ist es zuweilen, der wegen allzu subjektiver oder mangelhafter Leitung der Verhandlung die Schuld trägt.

Um prüfen zu können, ob der gegenwärtige Gesetzentwurf das richtige Mittel zur Heilung der anerkannten Schäden sei, haben wir bisher bei der Beantwortung der Frage verweilt, wo der Niedergang der Justiz zu suchen sei. Der Gesetzentwurf hat in dieser Beziehung offenbar die Diagnose nicht richtig gestellt. Ist es die Thätigkeit der Strafkammern, in der ein Rückgang der Justiz zu finden ist, so muß die Besetzung dieser Kammern geändert werden. Da die Versuche, die Geschäftsteilung bei den Landgerichten anders zu regeln, bisher gescheitert sind und bei den gegenwärtigen Parteiverhältnissen kaum Aussicht auf Erfolg haben werden, so beruht die einzige Hoffnung auf Besserung in einer andern Auswahl der Landrichter. Diese Auswahl hat lediglich die Justizverwaltung in der Hand, sie allein entscheidet darüber; daß ein Amtsrichter ein Recht zur Versetzung an das Landgericht habe, daran hat noch niemand

gedacht. Sollen die Strafkammern nicht mit unbrauchbaren Richtern besetzt werden, so versetze man solche überhaupt nicht an das Landgericht, dann würde man nur noch mit den Schwächen zu kämpfen haben, die zuweilen das Alter mit sich bringt. In Hannover wurden bis zum 1. Oktober 1879 die befähigtsten Amtsrichter zu dem dem jetzigen Landgericht entsprechenden Obergericht berufen, und wenn sie auch nicht zur Übernahme dieses Amtes gezwungen werden konnten, so lag doch thatsächlich in der Weigerung der Verzicht auf jede Beförderung, den nur selten jemand auf sich nahm. In Hannover war die Versetzung des Amtsrichters an das Obergericht eine Beförderung, in dem preußischen Gesetz vom 12. März 1869 wurden für einen Zeitraum von zehn Jahren nach der Einführung dieses Gesetzes die Mitglieder des Obergerichts, die acht Jahre daran als angestellte Richter beschäftigt gewesen waren, für geeignet erklärt, zu Obertribunalsräten ernannt zu werden, was außer ihnen, abgesehen von den Professoren, nur den Räten der Appellationsgerichte und den mindestens gleich stehenden Justizbeamten zugestanden wurde. Jetzt ist die Versetzung eines Amtsrichters an das Landgericht keine Beförderung, selbst Assessoren werden, ohne daß sie Amtsrichter gewesen sind, beim Landgericht angestellt. Eine Beförderung besteht erst in der Ernennung zum Oberlandesgerichtsrat oder zum Landgerichtsdirektor, diese kann jeder Amtsrichter erreichen, und thatsächlich wird ein großer Teil der Amtsgerichtsräte zu diesen Stellungen befördert. Dadurch wird aber ein großer Teil der befähigtern Richter den Landgerichten und damit auch den Strafkammern entzogen. Die Justizverwaltung hat zwar nicht, wie die Verwaltungsbehörde, das Recht der Versetzung im dienstlichen Interesse, aber sie kann einen Zustand, wie er in Hannover herrschte, herbeiführen, wenn sie die Beförderung zum Oberlandesgerichtsrat und zum Landgerichtsdirektor von der etatmäßigen Anstellung bei einem Landgericht abhängig macht und den Grundsatz zur Geltung bringt, daß niemand befördert werden soll, der nicht mehrere Jahre bei der Strafkammer beschäftigt gewesen ist.

So viel ist klar, daß die Auswahl der Landrichter aus den Amtsrichtern und die Beförderung zu Landgerichtsdirektoren, auf die selbstverständlich ebenfalls kein Richter einen Anspruch hat, mit der Sichtung der Assessoren nur mittelbar im Zusammenhang steht, und daß, wenn es die Strafkammern sind, über deren Urteile die Klagen nicht verstummen wollen, der Rückgang der Justiz weniger durch die Auswahl aus den Referendaren, als durch die Auswahl aus den Amtsrichtern aufzuhalten ist.

Eine andre Frage ist es, ob die Auswahl der Referendare zu Assessoren nicht trotzdem zweckmäßig sei und zur Erhöhung des Ansehens der Justiz wesentlich beitragen würde. Sicherlich würde eine Auswahl der tüchtigsten Assessoren, die sich durch Ruhe, Besonnenheit, Objektivität, Furchtlosigkeit, Charakterfestigkeit und vornehme Gesinnung auszeichnen, nicht nur den bedenklichen

Zudrang zur Justiz vermindern, sondern auch zur Erhöhung des Ansehens des Standes beitragen. Und wenn auch durch eine solche Auswahl einzelne, selbst mit Unrecht, zurückgesetzt würden, so muß doch das Interesse des Einzelnen dem Interesse der Gesamtheit nachstehen, denn justitia est fundamentum regnorum.

Freilich dürfte man die Anforderungen nicht zu hoch spannen, denn Männer, die mit einer großen Befähigung auch noch alle die angeführten Eigenschaften in sich vereinigen, sind doch nicht in genügender Anzahl vorhanden, mit ihnen die 2690 Amtsrichter- und 951 Landrichterstellen in Preußen zu besetzen. Man wird immer nur mit einem Mittelmaß von Fähigkeit und Charaktereigenschaften vorlieb nehmen müssen. Aber dieser Durchschnitt wird jedenfalls durch die Auswahl der Richter erhöht werden.

Ob dieser erhöhte Durchschnitt das Ansehen der Justiz auch äußerlich zu dem ihr gebührenden Ansehn heben würde, namentlich im Verhältnis zu den Verwaltungsbehörden, wie es der Justizminister zu hoffen scheint, dürfte zweifelhaft sein. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 19. März d. J. hat der Justizminister (nach dem Parlamentsbericht der Berliner Neuesten Nachrichten) gesagt: „Die Verwaltungsbehörden suchen sich aus dem reichlich vorhandnen Material an Gerichtsassessoren die Herren aus, die ihnen durch ihre Tüchtigkeit, ihre soziale Stellung, ihren Familienzusammenhang, ihre äußere und innere Bildung die besten Garantien geben. Das hat dahin geführt, daß seit einer Reihe von Jahren von den Herren, die die große Staatsprüfung mit Auszeichnung oder wenigstens gut bestanden haben, ein verhältnismäßig großer Teil der Justiz entzogen worden ist, und daß dadurch der Durchschnitt bei dem Nachwuchs der zur Verfügung stehenden Justizbeamten nicht auf derselben Höhe steht, wie der Durchschnitt in den übrigen Verwaltungen. Es soll nicht so bleiben, wenn der Vorschlag der Regierung durchgeht. Die Justizverwaltung will in Zukunft selbst die erste Wahl haben.“ Dann hätten aber die Verwaltungsbehörden die zweite, und sie würden den Durchschnitt ihrer Beamten in demselben Maße erhöhen, wie es die Justizverwaltung bei ihren Beamten thut; die Justiz würde die Verwaltung also doch nicht einholen. Will man die bessern Juristen in der Justiz behalten, so beseitige man die Zurücksetzung der Justizbeamten vor den höhern Verwaltungsbeamten. Solange der bejahrte Amts- oder Landrichter als Rat fünfter Klasse hinter dem dreißigjährigen Landrat als Rat vierter Klasse zurücktritt, und selbst der alte Amts- oder Landgerichtsrat nur den persönlichen Rang der Räte vierter Klasse mit dem einzigen Anspruch auf das erhabne Beiwort „Hochwohlgeboren,“ der junge Landrat aber alle, auch die pekuniären Vorteile des amtlichen Ranges dieser Klasse hat, so lange ist es nicht zu verwundern, wenn die besten Assessoren, die sich in die für sie neuen Verhältnisse der Verwaltungsbehörde finden zu können glauben, das Aschenbrödel, die Justiz, die sie ausgebildet hat, mit

leichtem Herzen verlassen, um mit geringerer Mühe die höhern Ehren und Vorteile zu erreichen.

Zuzugeben ist aber, daß, wenn das Durchschnittsmaß auch der Verwaltungsbeamten erhöht wird, dies dem Interesse der Allgemeinheit zum Vorteil gereicht; die Auswahl unter den Assessoren, die allen Behörden zu gute kommt, dient also dem Interesse des Staates. Ist das richtig, so fragt es sich weiter, ob es erforderlich und ob es angemessen ist, dem Justizminister durch ein Spezialgesetz zu solcher Auswahl eine Vollmacht zu erteilen.

Daß der Gerichtsassessor in Preußen nach jetzigem Recht keinen Anspruch auf Anstellung als Richter habe, kann man nicht behaupten. Die allgemeine Gerichtsordnung für die preußischen Staaten vom 6. Juli 1793 erkannte zwar ebenso wenig ein Recht der Rechtskandidaten auf Zulassung zur Auskultatorprüfung an, als ein Recht derer, die diese Prüfung bestanden hatten, auf Ernennung zum Auskultator. Denn wenn der Kandidat allen Erfordernissen genügt und das Examen bestanden hatte, so konnte — wie in § 5 bestimmt ist — „das Kollegium seine Ansetzung und Verpflichtung zum Auskultator verfügen." Aber § 19 bestimmte hinsichtlich der Referendare unter der Überschrift „Versorgung der Referendarien": „Diejenigen (Referendare), welche sich durch Fleiß, Applikation, Lust zur Arbeit, stilles und ordentliches Betragen auszeichnen, sollen zu wirklichen Justizbedienungen nach dem Maß ihrer Talente und übrigen Kenntnisse befördert werden." (Die Gerichtsordnung will die Referendare „versorgen," wie das preußische Landrecht überhaupt das Recht auf Arbeit anerkennt: „Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten angemessen sind, angewiesen werden.") Von den Referendaren sollen die, die „mit den obgedachten Qualitäten zugleich einen vorzüglichen Grad von Scharfsinn, praktischer Beurteilungskraft, Rechtskenntnissen, Deutlichkeit und Präzision des Vortrags verbinden, bei den Landesjustizkollegien als Assessoren und Räte bestellt werden," nachdem sie das große Examen bestanden haben, andre Referendare, die weniger befähigt sind „oder deren häusliche und Familienumstände es nicht gestatten, daß sie die Versorgung bei einem Landesjustizkollegio abwarten können, sollen als Räte bei minder wichtigen Justizkollegien, als Justizbeamte, Bürgermeister, Richter, Syndici, Assessoren, Justiziarien usw. ihre Versorgung erhalten"; Referendarien, die sich nicht zu einer richterlichen Bedienung, sondern zum Justizkommissariat (jetzt zur Rechtsanwaltschaft) bestimmen, sollen dazu zugelassen werden; die endlich, denen es „zu wirklichen richterlichen Bedienungen oder zum Justizkommissariat an natürlichen oder erworbnen Eigenschaften fehlt, oder deren Umstände es nicht erlauben, eine solche Versorgung abzuwarten, die jedoch von gutem Verstande, auch einigen Kenntnissen und Übung in den Vorschriften der Prozeßordnung, insonderheit aber von Fleiß, Applikation, Liebe zur Ordnung

und rechtschaffner Denkungsart hinlängliche Proben abgelegt haben, sollen mit Sekretär-, Registrator- und andern dergleichen subalternen Stellen bei Ober- und Untergerichten versorgt werden."

Während also für die Art der „Versorgung" im wesentlichen der höhere oder geringere Grad der Befähigung entscheidet, sind „Fleiß, Applikation, Liebe zur Arbeit, stilles und ordentliches Betragen" die Voraussetzungen für die Anstellung jedes „Justizbedienten." Eine Auswahl unter den Referendaren ist also gestattet, denn nur die sollen angestellt werden, die sich durch jene Tugenden auszeichnen. Aber es ist doch nur eine sehr beschränkte Auswahl, denn diese Tugenden sollen auch den Subalternen auszeichnen, es dürfen bei der Auswahl der Richter keine höhern Charaktereigenschaften gemacht werden, als bei der Auswahl der Subalternbeamten. Man kann sich still und ordentlich betragen, ohne besondre Festigkeit des Charakters, Ruhe, Besonnenheit, Furchtlosigkeit und Objektivität zu haben. Referendare, die fleißig sind, sich still und ruhig betragen und durch das Bestehen der Prüfung ihre „Applikation" und ihre Qualifikation bewiesen haben, „sollen" also als Richter angestellt werden. Zwar können sie dies Recht nicht durch Prozeß erzwingen, weil es ein Recht staatsrechtlicher Natur ist, aber in einem Rechtsstaat ist der Minister für die Wahrung der Gesetze verantwortlich, mögen diese einen erzwingbaren Anspruch gewähren oder nicht.

Diese Rechtslage ist durch die spätere Gesetzgebung nur insoweit geändert worden, als nach § 36 der Verordnung vom 2. Januar 1849 und § 11 des Gesetzes vom 6. Mai 1879 Referendare, die die große Staatsprüfung bestanden haben, zu unbesoldeten Gerichtsassessoren „bestellt werden," also eine Verpflichtung anerkannt ist, diese Referendare zu Gerichtsassessoren zu ernennen. Man könnte freilich aus § 1 des Gesetzes vom 12. März 1869: „Wer in einem Landesteile unsrer Monarchie nach den dort geltenden Bestimmungen die Befähigung erlangt hat, das Amt eines Richters bei einem Kollegialgericht zu bekleiden, k a n n in allen Landesteilen unsrer Monarchie als Richter, Rechtsanwalt oder als Beamter der Staatsanwaltschaft angestellt werden," den Schluß ziehen, daß die Justizverwaltung nur die Befugnis, nicht aber die Pflicht haben solle, die Assessoren anzustellen; aber das Gesetz will das bisherige Recht nicht verändern, sondern sein Zweck ist, wie in den Motiven ausgesprochen ist, kein andrer, als den Grundsatz durchzuführen, daß der, der in einem Landesteile der Monarchie die Befähigung zum Richter, Staatsanwalt oder Rechtsanwalt erlangt hat, auch für befähigt zu erachten sei, dasselbe Amt auch in einem andern Landesteile wahrzunehmen, es sollten in dieser Beziehung nur die neu erworbnen Provinzen mit den alten gleichgestellt werden. Auch die preußische Verfassung, auf die man sich für die Behauptung beruft, daß eine Verpflichtung zur Anstellung der Assessoren nicht bestehe, hebt die Vorschrift der Gerichtsordnung nicht auf. Wenn sie im Artikel 47 bestimmt: „Der König besetzt

alle Stellen im Heer sowie in den übrigen Zweigen des Staatsdienstes, sofern nicht das Gesetz ein andres verordnet," so ist damit nur den Kammern jede Mitwirkung an der Ausübung des der Krone vorbehaltenen Rechts der Ämterbesetzung entzogen. Daß dies Recht nach den Gesetzen ausgeübt werde, dafür ist der Minister verantwortlich. Es ist zwar ein anerkannter Grundsatz des Staatsrechts, daß ein Recht auf Übertragung eines Amtes nicht besteht, aber von diesem Grundsatz macht die Gerichtsordnung mit ihrem Recht auf Versorgung in der Justiz eine Ausnahme.

Die Justizverwaltung hat deshalb bisher mit Recht sämtliche Gerichtsassessoren, die sich um ein Richteramt beworben haben, angestellt, wenn auch einige erst nach langem Warten. Besteht aber ein Recht der Assessoren auf Anstellung, oder ist es wenigstens zweifelhaft, ob ein solches Recht bestehe oder nicht, so würde es nicht gerechtfertigt sein, die Entscheidung der Frage über das Bestehen des Rechts durch ein Gesetz abzulehnen. Dient das aber dem Interesse des Staates, ein solches aus alter Zeit zurückgebliebnes Recht zu beseitigen, so muß die Frage so entschieden werden: „Die Gerichtsassessoren haben keinen Anspruch auf Anstellung im Justizdienst." Entscheidet man sich nicht in dieser Weise, so würde sich die Justizverwaltung gezwungen sehen, das Recht zur Geltung zu bringen, das ihr zweifellos zusteht, und die Auswahl schon unter den Rechtskandidaten treffen. Sie wäre hierzu gezwungen, um zu der notwendig gewordnen Hebung der Justiz beizutragen, um den immer größer werdenden, auf andre Weise nicht zu beseitigenden Andrang und die sich daraus ergebenden Mißstände zu beseitigen. Sie wäre hierzu auch verpflichtet, weil das Interesse der Justiz eine solche Maßregel erheischt. Die Folge würde sein, daß die Auswahl unter den ihren Fähigkeiten und Eigenschaften nach der Justizverwaltung fast ganz unbekannten Rechtskandidaten nur nach deren persönlichen und Familienverhältnissen getroffen werden müßte, es würden also Leute wie Koch, der Sohn eines Tagelöhners, aber der eigentliche Begründer der preußischen Rechtswissenschaft, von dem Justizdienst ausgeschlossen werden.

Darf man aber auch die Auswahl der Richter der Krone überlassen, so wäre doch der Vorschlag, der Justizverwaltung das von dem bisherigen Rechtszustand abweichende Recht zu verbürgen, die Auswahl unter den Referendaren zu treffen, die die große Staatsprüfung bestanden haben, nicht zweckmäßig, unter Umständen sogar schädlich. Abgesehen von den schon vielfach hervorgehobnen Bedenken, daß der Assessor, der nicht zum Gerichtsassessor ernannt ist, mit einer levis notae macula behaftet sein und in der Staats- und in der Kommunalverwaltung wie im bessern Privatdienst kaum angenommen werden würde, und daß der Anwaltsstand, der schon durch den Grundsatz der freien Advokatur niedergedrückt und überfüllt ist, durch die Aufnahme dieser Assessoren noch mehr an Ansehen verlieren würde, kommt andrerseits in Be-

tracht, daß der Staat verpflichtet wäre, die zu Gerichtsassessoren ernannten Personen auch zu Richtern zu befördern. In den Motiven ist ihnen „zwar kein Rechtsanspruch, aber doch eine thatsächliche Anwartschaft auf Anstellung“ zuerkannt. Der Zeitpunkt des großen Examens ist aber für die Auswahl zu früh, weil sich die eigentliche Befähigung zur selbständigen Verwaltung eines Richteramts erst zeigen kann, wenn der Gerichtsassessor ein solches Amt selbständig verwaltet, diese selbständige Verwaltung aber erst von der Zeit der Ernennung zum Gerichtsassessor an beginnen kann. Erst nach Ablauf einer Probezeit, wie sie auch der Philologe durchzumachen hat, läßt sich seine Befähigung in amtlicher und sittlicher Beziehung erkennen.

Die Auswahl der Richter muß selbstverständlich nach bestimmten allgemeinen Grundsätzen erfolgen. Gesetzlich festgelegt, erlangen aber solche Grundsätze eine Starrheit, die dem Bedürfnis und den schwankenden Verhältnissen nicht entsprechen kann, während auf dem Verwaltungswege überall Abänderungen eintreten können. Durch allgemeine Bekanntmachung solcher Verwaltungsgrundsätze würde schon an sich eine Anzahl von Personen, denen die verlangten Voraussetzungen fehlen, von dem Zudrang zur Justiz abgehalten werden. Im übrigen könnte dem Referendar schon während der Vorbereitungszeit, sobald sich erkennen ließe, daß er sich nicht zum Richter eignen würde, der Rat erteilt werden, den Versuch aufzugeben, in die Justiz einzutreten, es könnte seinen Vorgesetzten zur Pflicht gemacht werden, über den Referendar, sobald er eine Station hinter sich hat, auch hinsichtlich seiner sittlichen Befähigung zum Richterdienst zu berichten, es könnte auch der Gerichtsassessor in dieser Richtung beaufsichtigt werden. Es könnte dem Referendar und dem Gerichtsassessor, sobald man erkannt hätte, daß er sich nicht zum Richter eignet, hiervon unter Mitteilung der Gründe von dem Provinzialchef Mitteilung gemacht werden, andrerseits könnte aber auch dem Referendar oder Assessor gegen eine solche Mitteilung der Rekurs an den Justizminister freigestellt werden, damit der Minister Veranlassung erhielte, die angeführten Gründe genauer zu prüfen.

Darf man hiernach die Auswahl der Richter, wenn auch nicht in der vorgeschlagenen Weise billigen, so kann man doch den Vorschlag des Gesetzentwurfs, die Zeit der Anstellung für die Gehaltsverhältnisse entscheiden zu lassen, nicht für angemessen halten. Es soll von dem bisherigen Recht abgewichen werden, wonach das Besoldungsdienstalter der Richter durch das Dienstalter als Gerichtsassessor bestimmt wird. Durch eine solche Maßregel würden aber die Assessoren, denen es gelingt, schneller als andre angestellt zu werden, nicht bloß dadurch, daß sie von der Zeit der Anstellung an die höhere Einnahme des angestellten Richters bezögen, einen vorübergehenden Vorteil erlangen, der ihnen schon nach dem jetzigen Verfahren zu teil wird, sondern sie würden auch einen dauernd großen Vorteil vor ihren ältern Kollegen haben.

Meint man, daß keine wesentliche Verschiebung eintreten werde, so irrt man sich eben, wie ein Blick auf die frühern Verhältnisse der Provinz Hannover zeigen kann. In Hannover wurde der Assessor vom Justizministerium zur Anstellung berufen und konnte diese Berufung nicht ablehnen; durch die Zeit der Anstellung wurde sein Dienstalter auch für die Gehaltsverhältnisse bestimmt. Man hatte also dort ungefähr den Zustand, wie er jetzt in ganz Preußen eingeführt werden soll. Diese hannoversche Eigentümlichkeit wurde als berechtigt anerkannt und nach 1866 bis zum 1. Oktober 1879 aufrecht erhalten. Wie sich aber infolge dessen die Reihenfolge der Richter gestaltet hat, sieht man aus dem im Büreau des preußischen Justizministeriums ausgearbeiteten Terminkalender für 1896. Man braucht nur wenige Jahrgänge aus der Zeit des Justizministers Leonhardt durchzugehen, dem von keiner Seite jemals Parteilichkeit vorgeworfen worden ist, um zu sehen, wie sich jene Einrichtung unter den besten und günstigsten Verhältnissen gestaltet hat. Darnach haben im Bezirk des Oberlandesgerichts Celle die unter den Nummern 83 bis 113 aufgeführten Richter mit dem beigesetzten Tage des Examens das Besoldungsdienstalter noch jetzt in folgender Reihe:

83 . . .	23.	Januar	1875	99 . . .	9.	Juni	1875
84 . . .	9.	Mai	1875	100 . . .	2.	Oktober	1875
85 . . .	6.	Januar	1875	101 . . .	16.	Dezember	1876
86 . . .	11.	Juli	1874	102 . . .	13.	Januar	1877
87 . . .	25.	August	1875	103 . . .	16.	Dezember	1876
88 . . .	30.	Oktober	1875	104 . . .	6.	Januar	1877
89 . . .	6.	November	1875	105 . . .	17.	Februar	1877
90 . . .	18.	Dezember	1875	106 . . .	19.	Februar	1876
91 . . .	30.	Dezember	1874	107 . . .	10.	März	1877
92 . . .	5.	Januar	1875	108 . . .	16.	Mai	1877
93 . . .	23.	Januar	1875	109 . . .	18.	Juli	1877
94 . . .	6.	Januar	1875	110 . . .	26.	September	1877
95 . . .	17.	Februar	1877	111 . . .	13.	September	1876
96 . . .	27.	Februar	1875	112 . . .	29.	November	1876
97 . . .	13.	März	1875	113 . . .	27.	Januar	1877
98 . . .	24.	April	1875				

Die Unterschiede sind nicht geringfügig, sondern mehrfach von der Dauer eines Jahres, und doch lag die Anstellung in der Hand des Ministers, und zwar eines Ministers, der sine ira et studio handelte. Meint man, daß, wenn der Minister die Auswahl unter den Referendaren hätte, die verhältnismäßig wenigen Assessoren, die zu den Auserwählten gehören, im wesentlichen nach ihrem Dienstalter angestellt werden würden, so liefern die hannoverschen Verhältnisse den Gegenbeweis. In den Jahren, wo jene Richter in Hannover angestellt wurden, bestand in ganz Preußen ein so großer Mangel an Richtern, daß nicht nur jeder Assessor sofort kommissarisch beschäftigt wurde, sondern daß

viele Richterstellen sogar von Referendaren verwaltet werden mußten. Da unter diesen Umständen von einer Auswahl keine Rede sein konnte, so waren die damaligen Verhältnisse für die Justizverwaltung nicht ungünstiger als der jetzt verlangte Zustand, wo von dem ausgewählten Personal jeder angestellt werden würde, im Gegenteil, die damaligen Verhältnisse in Hannover waren für die Justizverwaltung noch günstiger, weil, wie gesagt, die Assessoren zur Anstellung berufen wurden, während jetzt die Anstellung nicht ohne ihren Willen geschehen kann. Man wird daher zu einer noch größern Ungleichheit kommen, als sie in Hannover bestand. Eine solche Zurücksetzung der Ältern und Bevorzugung der Jüngern auch im Gehalt, wie sie in Hannover bestand, und wie sie nach den gemachten Vorschlägen für ganz Preußen eintreten würde, ist nicht zu rechtfertigen.

Man kann aber auch nicht verlangen, daß die Justizverwaltung unter den sich zu einer Stelle meldenden Assessoren stets den ältesten anstelle. Müßte sie das thun, so würde ihr jeder Einfluß auf eine zweckmäßige Besetzung der Stellen genommen, so würde sie gezwungen sein, Personen an Stellen zu setzen, wohin sie wegen ihrer Anlage und ihrer Familienverhältnisse nicht passen. Die Justizverwaltung muß das Recht haben und ausüben, die Stellen nur mit den dafür geeigneten Personen zu besetzen. Kann aber die Anziennität für sie nicht immer maßgebend sein, so muß sie den Jüngern vor dem Ältern anstellen; der Ältere muß vielleicht längere Zeit warten, bis eine für ihn geeignete Stelle frei wird. Warum soll man ihn dann aber auch noch pekuniär zurücksetzen? Warum soll der Jüngere, der sonst keine besondern Verdienste aufzuweisen hat, abgesehen von der frühern Anstellung und somit von dem frühern Bezug der höhern Einnahme, auch noch durch dauernde Besserstellung im Gehalt vor dem Ältern bevorzugt werden? Zu der frühern Anstellung lag ein zwingender Grund vor; die dauernde Besserstellung ist aber nicht gerechtfertigt.

Man will die Assessoren veranlassen, sich frühzeitig zu den frei gewordnen Stellen zu melden. Aber ganz abgesehen davon, daß sich dann im Ministerium in kurzer Zeit die Meldungen häufen würden, muß man dem Assessor, wenn nicht das Gesetz auf ihn einen Zwang zur Anstellung ausüben will, doch auch das Recht zugestehen, seine berechtigten Interessen wahrzunehmen, wie sie durch seine persönlichen Verhältnisse, die Nähe seiner Verwandten usw. begründet sind. Meldet er sich aus solchen Gründen nicht früh genug, so erleidet er den Nachteil, später als ein jüngerer Kollege zu dem Bezug der höhern Einnahme zu gelangen; ihn aber auch noch dauernd zu strafen, dazu liegt doch kein Grund vor.

„Die im Entwurf vorgesehene Regelung soll einen gewissen Ausgleich zu den weniger begehrten östlichen und den bevorzugten westlichen Bezirken insoweit bieten, als die aus einer frühern Anstellung sich ergebenden dauernden

Vorteile für den Gehaltsbezug den Kreis der Bewerber für die erstern Bezirke zu erweitern geeignet sind." Daß aber in den östlichen Provinzen ein Mangel an Bewerbern bestehe, scheint doch fraglich zu sein. Nach dem Justizkalender für 1896 beträgt die Zahl der Referendare in Posen 104, in Westfalen 182, diese Zahlen entsprechen ungefähr der Bevölkerung beider Provinzen: 1817349 und 2973949 (nach der Zählung vom 1. Dezember 1890), ebenso weist der Kalender für Posen an vorübergehend erledigten Richterstellen nicht mehr auf als für jede andre Provinz.

Für die Germanisirung ist es allerdings zweckmäßig, bei der Besetzung der Richterstellen in den östlichen Provinzen die Deutschen zu bevorzugen. Aber einerseits fragt es sich, ob der Nachwuchs an Juristen in Posen aus einer unverhältnismäßig großen Anzahl von Polen besteht; nach den Namen der Referendare zu urteilen, ist es nicht der Fall, und ebenso wenig scheint ein unverhältnismäßig großer Teil der angestellten Richter Polen zu sein, andrerseits bietet das billige Leben in der östlichen Provinz eine Anziehung, die genug Assessoren aus den westlichen und mittlern Provinzen herbeilockt. Nötigenfalls kann man diese Anziehungskraft durch eine Gehaltszulage für die Richter der östlichen Provinzen noch erhöhen, denn besondre Verhältnisse verlangen besondre Maßnahmen. Die meisten Deutschen bleiben gern in ihrer Heimatsprovinz, mit der sie verwachsen sind. Diese berechtigte Eigentümlichkeit kann und mag man den Beamten nehmen, indem man der Verwaltung das Recht der Berufung giebt, aber man darf diese berechtigte Eigentümlichkeit nicht durch dauernde Nachteile bestrafen.

Unzweifelhaft hat die jetzige Einrichtung, wonach die Gehaltsverhältnisse der Richter erster Instanz nach den einzelnen Provinzen geregelt werden, zu großer Ungleichheit geführt. Diese Ungleichheit wird aber gehoben, sobald man die Gehaltsverhältnisse dieser Justizbeamten auf Grund des Dienstalters nach einem für den ganzen Staat gemeinsamen Besoldungsetat regelt, wie das für die Justizbeamten der obern Gerichte schon jetzt geschieht.

August Comte und der Positivismus

Der Positivismus könnte uns in dem heutigen Chaos gute Dienste leisten. Die Religion einigt bei uns nicht, sondern entzweit. Die ältere Philosophie ist eine Sache kleiner Gelehrtenschulen und steht dem modernen Leben mit seinen Interessen völlig fremd gegenüber. Lotze hat eine größere Gemeinde als z. B. Kant oder Hegel, eignet sich aber nur für den Privatgebrauch und enthält nichts, was die Massen einigen könnte. Pessimisten haben wir genug, aber der Pessimismus kann, was auch sein noch lebender berühmter Vertreter dagegen sagen mag, unmöglich empfohlen werden, weil er die Thatkraft lähmt. Der rohe Materialismus darf als abgethan gelten, und auch dem feinern, dem umgekehrten Hegeltum der Marxisten, vermögen wir nicht beizupflichten. Demnach bleibt vor der Hand eigentlich nichts übrig als der Positivismus, der einerseits den Anforderungen der Wissenschaft entspricht, andrerseits die sittlichen Ideale festhält und zugleich ganz und gar den praktischen Bestrebungen unsrer Zeit zugewendet, daher geeignet ist, die Massen anzuziehen. Ohne diese Weltansicht mit ihren Aposteln als die allein seligmachende Religion empfehlen zu wollen, glauben wir ihr unter diesen Umständen doch Beachtung schenken zu müssen und halten ihre Verbreitung für verdienstlich. Schulze-Gävernitz hat ihr in seinem Werke: Zum sozialen Frieden, eines der schönsten Kapitel gewidmet, und vor zwei Jahren ist eine Monographie erschienen: Auguste Comte und seine Bedeutung für die Entwicklung der Sozialwissenschaft von Dr. Heinrich Waentig (Leipzig, Duncker und Humblot, 1894), die uns zu einigen Betrachtungen über den Gegenstand anregt. Der Einführung eines größern Publikums in den positivistischen Gedankenkreis dient Schulzes Kapitel besser als Waentigs Buch. Dieses enthält zu viel Dissertationengelehrsamkeit; es sucht nachzuweisen, aus welchen Vorläufern Comte geschöpft hat und wie weit seine Gedanken in das Geistesleben der Franzosen, der Engländer und der Deutschen übergegangen sind. Dabei erfahren wir, was jeder über oder gegen Comte und was in der Sache jeder gegen jeden gesagt und geschrieben hat, wodurch der Leser mehr verwirrt als belehrt wird. Dankenswert ist der Hinweis auf Turgot als den Vater einiger Grundgedanken Comtes und der Nachweis, wie Comtes Weltansicht aus einer Verschmelzung De Maistres und St. Simons, des Ultramontanismus mit dem Sozialismus entstanden ist, wodurch sich aber niemand

von Comte abschrecken lassen darf; denn nicht das spezifisch Ultramontane, sondern nur die christliche Ethik hat Comte seinen ultramontanen Lehrern entnommen, und wie schroff er gerade in den Punkten, die uns am anstößigsten scheinen, dem Sozialismus entgegentritt, davon wird noch die Rede sein; der Vorwurf Nietzsches, daß er der klügste Jesuit gewesen sei und die Franzosen auf dem Umwege der Wissenschaft nach Rom habe führen wollen, ist unbegründet. Was die Verbreitung des Positivismus bei den drei großen Kulturvölkern anlangt, so hat er in Frankreich am wenigsten Anklang gefunden, weil, wie Waentig meint, Comtes Denken und Empfinden durchaus unfranzösisch ist. In England ist er eine Macht geworden. In Deutschland hat Comte erst spät, in neuerer Zeit, Eingang gefunden, und dabei hat es sich gezeigt, daß sich die deutschen Denker parallel mit Comte entwickelt haben; Schäffles großes soziologisches Werk war schon fertig, als er mit Comte bekannt wurde. Um zum Studium des Positivismus anzuregen, reihen wir hier einige Gedanken über die drei Grundideen Comtes an einander.

Die erste ist die Idee der Soziologie als der Universalwissenschaft. Comte will die mathematisch-physikalische Methode auf die uns am nächsten und am meisten am Herzen liegenden Gegenstände: den Menschengeist und die menschliche Gesellschaft anwenden. Das war nun auch schon zu Comtes Zeiten eigentlich nichts neues mehr. Unter den Deutschen ist es bekanntlich Herbart gewesen, der das Geistesleben geradezu in einen Mechanismus aufgelöst und die Psychologie so mathematisch behandelt hat, daß seine Bücher von mathematischen Formeln wimmeln. Es ist sonderbar, daß Waentig, der alle Beziehungen seines Helden zu andern Geistern aufspürt, gerade den einen Herbart nicht erwähnt, obwohl in diesem so vieles an Comte erinnert; nicht bloß die mathematisch-physikalische Methode im allgemeinen, sondern auch vieles einzelne. So z. B. tadelt es Herbart, wie Comte, daß die Psychologen bisher immer nur den Geist des zivilisirten Europäers, oder gar nur ihren eignen, also einen Philosophengeist untersucht hätten; das Kind, den Naturmenschen, das Tier müsse man studiren, wenn man das Seelenleben kennen lernen wolle. Und Herbart betrachtet auch schon das gesellschaftliche und das Staatsleben als ein dem Gewebe der Vorstellungen in der Einzelseele ähnliches Gewebe und die Veränderungen darin als denselben Gesetzen unterliegend wie die Assoziation, die Auflösung, die Aufeinanderfolge der Vorstellungen und Vorstellungsreihen, nur daß er, wenn wir uns recht erinnern, den Gegensatz der Lehre vom Gleichgewichtszustande, der Statik, nicht wie Comte Dynamik, sondern Mechanik nennt.

Daß das Seelenleben, demnach auch das auf dem Zusammenwirken beseelter und zugleich in ihrem Dasein von der Natur abhängiger Leiber beruhende Gesellschaftsleben gesetzlich verlaufen müsse, das war eben eine Wahrheit, die sich allen Männern der Wissenschaft aufdrängen mußte, sobald man

nur überhaupt hatte methodisch beobachten und untersuchen lernen. Mit diesen Untersuchungen und mit dem Bestreben, den überkommnen Freiheitsbegriff entweder zu zerstören oder mit der Gesetzlichkeit der Natur auszusöhnen, haben die verschiednen Gelehrten sehr verschiedne Wege eingeschlagen, und dem Begründer des Positivismus muß man zum Ruhme nachsagen, daß er auf diesem gefährlichen Wege nie die Besonnenheit verloren hat. Er erklärt zwar die Kenntnis der materiellen Welt für notwendig zum Verständnis des Seelenlebens, aber er verkennt nicht die Unvergleichbarkeit der mechanischen und der Bewußtseinsvorgänge und denkt nicht daran, die einen von den andern abzuleiten, sondern untersucht nur (wiederum ganz wie Herbart) den ursächlichen Zusammenhang der Seelenvorgänge unter einander und den Parallelismus (hier erinnert er an Leibniz) zwischen dem Ablauf gewisser Reihen geistiger Ereignisse mit Ereignisreihen der Körperwelt. Sein besondres Verdienst ist es, den Begriff des Milieu — nicht erfunden zu haben, denn schon bei Turgot kommt er unter der Benennung les circonstances vor — aber in die Wissenschaft eingeführt zu haben. Es braucht nur daran erinnert zu werden, in wie enger Beziehung dieser Begriff mit den Gedankenkreisen Lamarcks und Darwins steht. Und hier gereicht es nun wieder Comte zum Lobe, daß er sich von seiner Entdeckung nicht berauschen läßt und die Individuen, die Gattungen nicht einfach als Erzeugnisse ihres Milieu darstellt, sondern in den verschiednen Wesen einen Kern erkennt, der dem Milieu Widerstand leistet und in der Wechselwirkung mit ihm die wandelbare Erscheinung erzeugt, wiederum ähnlich wie Herbart, bei dem der Inhalt des Seelenlebens durch die Selbsterhaltung des einfachen realen Wesens gegenüber den Einwirkungen von außen entsteht.

Aber soweit erkannte Comte die Macht des Milieu doch an, daß er, wie später Herbert Spencer, die hergebrachte Art von Weltgeschichte verwerfen mußte, die eigentlich bloß eine Königs- und Feldherrengeschichte war. Schon Turgot hatte erkannt, daß das wesentliche in der weltgeschichtlichen Bewegung, soweit sie eine Fortbewegung, ein Fortschritt genannt werden darf, in der Vermehrung des Wissensschatzes besteht, zu dem unzählige beitragen, und der von jedem Geschlecht vermehrt dem nächsten überliefert wird. In diesem Punkte tritt Comte in Gegensatz zu Carlyle, dem Heldenverehrer, mit dem er sich sonst in das Verdienst teilt, die Ideen der englischen Gesellschaft namentlich in sozialer Beziehung umgestaltet zu haben. Über diesen Gegenstand stellt Waentig eigne Betrachtungen an, die Beachtung verdienen. Es sei eigentümlich, meint er, daß der Wert der Einzelpersönlichkeit gerade auf einem Gebiete überschätzt werde, wo man es am wenigsten erwarten sollte, auf dem der Politik, also im Bereiche des Staatslebens, dessen Wesen gerade die rücksichtslose Beschränkung der individuellen Freiheit sei. „Die individuelle Bedeutung eines Philosophen z. B., mag sich seine Lehre immerhin auf der seiner Vor-

gänger aufbauen, ist wenigstens mit Rücksicht auf das, was er persönlich dem Wissensschatze seiner Zeit hinzufügt, von dem Verhalten seiner Zeitgenossen ihm gegenüber unabhängig. Sein persönliches Schaffen ist in keiner Weise an die Mitwirkung andrer gebunden. Dagegen ist ein König ohne Unterthanen, ein Staatsmann ohne Volk, ein Feldherr ohne Armee ein Unding, fast eine Karikatur [während Unterthanen ohne Könige und Völker ohne bedeutende Staatsmänner gar nichts seltnes sind, Armeen aber ohne Feldherrn zwar übel dran sind, aber sich doch auch manchmal zu helfen wissen und allenfalls aus sich selbst einen Feldherrn hervorbringen]. Nicht, daß ihre persönlichen Eigenschaften nicht auch von großer Bedeutung wären; was sie aber thatsächlich leisten und überhaupt zu leisten vermögen, hängt nicht sowohl von dem ab, was sie an sich selber sind, als vielmehr wesentlich von dem, was sie in der Vorstellung der Angehörigen jener Verbände sind, an deren Spitze sie stehen." In einer Anmerkung weist er dann noch darauf hin, wie die Vorstellung, die das Volk von den Herrschenden hegt, nicht selten die Entwicklung hemmt. Die soziale wie die Naturentwicklung seien beide aristokratisch, d. h. auf die Herrschaft der höhern Lebensformen über die niedern gerichtet. Aber während sich in der Natur dieser Drang meistens durchsetze, komme es im sozialen Leben nicht selten vor, „daß Klassen, die längst aufgehört haben, die wertvollsten zu sein, weiter herrschen, und daß sich ihnen thatsächlich überlegne noch länger ihrer Leitung unterwerfen. Die oben erwähnte Thatsache erklärt nun zum großen Teile, wenn auch nicht ausschließlich, diese wunderbare Erscheinung. Lange noch, nachdem eine Klasse aufgehört hat, die vornehmste und so ihrer Natur nach herrschaftsberechtigte zu sein, dauert die traditionelle Vorstellung von ihrer Herrschaftsberechtigung in den breiten Massen des Volks fort: Scheinwerte gelten für reale Werte und halten so oft jahrhundertelang eine Verschiebung in der sozialen Machtverteilung auf, die andernfalls kaum hätte ausbleiben können."

Was nun vom einzelnen großen Manne gilt, daß er ohne sein „Milieu" weder wirken noch verstanden werden kann, das gilt überhaupt von jedem einzelnen, und es gehört zu den Hauptverdiensten der Comtischen Methodik, besonders den Individualisten unter den Nationalökonomen gegenüber nachdrücklich darauf hingewiesen zu haben, daß es sich mit den Gesellschaftskörpern als Organismen so verhält wie mit allen Organismen, daß nämlich das organische Ganze keineswegs gleich der Summe seiner Teile, sondern etwas andres ist, wie es ja Goethe so unübertrefflich schön ausgedrückt hat (Du hast die Teile in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band). Woraus dann ferner folgt, daß in der Gesellschaft das Einzelne nicht verstanden werden kann ohne das Ganze. Doch geht Comte zu weit, wenn er behauptet, der einzelne Mensch sei gar nicht wirklich vorhanden, nur die Menschheit sei etwas wirkliches. Mit größerm Recht könnte man behaupten, daß nicht die Menschheit, sondern

nur eine Anzahl von einzelnen Menschen wirklich vorhanden sei. Denn denken wir uns alle Menschen vernichtet bis auf einen, so würde dieser eine zwar wahrscheinlich keine Lust haben, weiter zu leben, und solange er noch lebte, ein sehr elendes Leben führen, aber wirklich vorhanden wäre er doch, dagegen ist die Menschheit nicht denkbar ohne die einzelnen Menschen, aus denen sie besteht, nur in den Einzelnen ist sie wirklich. Da Comte auf das Ganze so viel Gewicht legte, ist es erklärlich, daß er in der Gesellschaftswissenschaft die Universalwissenschaft sah, besonders da er der Wissenschaft keinen unbedingten Wert an sich zuerkannte, sondern sie nur als Mittel zur Verwirklichung des Daseinszwecks schätzte, der doch nirgend anderswo, als in der menschlichen Gesellschaft liegen kann, nach seinem Wahlspruch: Savoir pour prévoir afin de pourvoir. Ob nun eine solche Universalwissenschaft möglich sei, ob diese Universalwissenschaft lieber Soziologie als Philosophie genannt werden soll, und ob neben der alle Fachwissenschaften umfassenden Gesellschaftswissenschaft noch eine Fachwissenschaft Soziologie bestehen könne, das sind Fragen, deren Beantwortung wir der Zukunft überlassen müssen; die Gelehrten arbeiten sehr eifrig daran.

Die zweite Grundidee Comtes ist die einer Entwicklung der Gesellschaft, in der sich drei Stufen unterscheiden ließen: die theologisch-militärische, die metaphysische und die positiv-industrielle. Folgerichtiger als Comte hat St. Simon, dem sie Comte entnommen zu haben scheint, die Dreistufenlehre durchgeführt, indem er als Eigentümlichkeit der zweiten neben die Metaphysik den Legismus stellt, sodaß den drei Stufen der intellektuellen Entwicklung drei Stufen der bürgerlichen genau entsprechen.*) Wir haben allen dergleichen Entwicklungstheorien schon öfter die Erfahrungsthatsache entgegengestellt, daß die Erzeugnisse früherer Entwicklungsstufen von denen der spätern nicht völlig verdrängt werden, sondern neben ihnen bestehen bleiben, und daß eben in der Bereicherung der Welt mit immer neuen Daseinsformen der Fortschritt besteht, während die Welt arm bleiben würde, wenn jedesmal zugleich mit dem Werden einer neuen Form eine alte abstürbe. Jedermann weiß ja, daß die Religion nicht gestorben ist, als die Metaphysik aufkam, und heute, wo Millionen sowohl mit der Religion als auch mit der metaphysischen Philosophie gebrochen haben, finden sich daneben noch weit mehr Millionen, die Religion haben, und auch einige tausend, die Metaphysik treiben. Nicht anders steht es um die politische Entwicklung; die Soldaten haben nicht abgedankt, als die Juristen aufkamen — diese meint St. Simon mit dem Worte Legisten —, und die Juristen sind in der Periode des Industrialismus, der ihnen sehr viel Arbeit verschafft, mächtiger als je. Mag immerhin gar mancher mit St. Simon

---

*) Siehe: Die sozialwissenschaftlichen Ideen Saint-Simons. Ein Beitrag zur Geschichte des Sozialismus von Dr. Paul Weisengrün. Basel, Dr. H. Müller, 1895.

überzeugt sein, daß der Tod der tüchtigsten Landwirte, Techniker, industriellen Unternehmer und Arbeiter eine schwere Schädigung des Landes sein, der Tod der hervorragendsten Militärs, Büreaukraten und Juristen entweder gar nicht oder als Wohlthat gespürt werden würde, mag diesen herrschenden Mächten auf der einen Seite eine Friedensbewegung, auf der andern eine weitverbreitete Agitation für Laiengerichte zu Leibe gehen, all das vermag sie nicht ernstlich zu erschüttern, ein so zähes Leben haben sie, und so tief wurzeln sie in den Verhältnissen. Der Militarismus ist nie vordem so mächtig gewesen wie heute, weil noch niemals die Erde so eng und klein gewesen ist, und Volk gegen Volk, Stand gegen Stand seinen Anteil daran nur mit Waffengewalt behaupten zu können glaubt; und die Juristen sind mächtiger als je vordem, weil die Verhältnisse immer verwickelter und die Gesetze immer zahlreicher werden, sodaß Fachgelehrsamkeit zur Rechtsfindung unbedingt erforderlich zu sein scheint. Den Positivisten erscheint dieser Zustand als ein Rückschritt, der eigentlich nicht sein sollte. Die Ansicht der englischen Positivisten darüber stellt Schulze-Gävernitz folgendermaßen dar. Den Gebildeten ist sowohl der religiöse Glaube des Christentums wie der Glaube an die göttliche Einsetzung der Obrigkeit geschwunden, aber weil sie von der Verbreitung ihres Unglaubens den Zusammenbruch der bürgerlichen Ordnung befürchten, so verteidigen sie gegen ihre eigne Überzeugung die geistliche wie die bürgerliche Autorität. Auch der Parlamentarismus ist (in England) nur Schein; er hat den Zweck, das Volk mit der Einbildung einzuschläfern, daß es regiere, und daß England eine Demokratie sei, während es in Wirklichkeit eine Plutokratie ist. Die Ausdehnung des Wahlrechts habe daran seit der Zeit, wo Carlyle den Parlamentarismus verspottete, gar nichts geändert, denn die untersten Schichten des Arbeiterstandes seien weit leichter zu beeinflussen als die obern, die denkenden und bessergestellten, wie ja auch z. B. die Lazzaroni die beste Stütze des Bourbonenregiments gebildet hätten. [Auf Deutschland, wo sich ein großer Teil der Arbeiterschaft nicht mehr von den herrschenden Klassen einfangen läßt, sondern als sozialdemokratische Arbeiterpartei zusammenhält, trifft das nicht mehr ganz zu.] Was den heutigen Militarismus anlangt, so habe er mit dem ältern nur das Aussehen gemeinsam. „Die Mittelklassen des westlichen Europas glauben nicht mehr an die auf göttlicher Einsetzung beruhende Autorität des Stammesoberhauptes oder Königs. Wenn sie die militärische Form annahmen, wenn sie das ihnen schwerfallende Opfer brachten, auf Herstellung der Parlamentsherrschaft zeitweilig zu verzichten zu Gunsten persönlichen Regiments, so lag der Grund in ihrer Selbstsucht, ihrer Habgier und gegenseitigen Eifersucht. Aus diesem Grunde schlossen sie den innerlich unwahren Kompromiß mit den Resten der alten königlichen Gewalt. Um sich gegenseitig zu berauben, ballten sie sich zu jenen kriegerischen Großstaaten zusammen, die, wie Harrison sagt, nur in einer Atmosphäre von Krieg leben können, unvermeidlich

zu Zwang, Unterdrückung und Klassenherrschaft führen, unverträglich mit Fortschritt und Frieden, mit den Interessen des Volkes und einer guten Regierung sind. Dreierlei ist für diese militärischen Großstaaten der Gegenwart bezeichnend: a) sie beruhen auf kriegerischer Organisation und halten nur durch Gewalt zusammen; b) ganz besonders aber zeigt sich in der Behandlung schwächerer und weniger zivilisirter Rassen der ihnen zu Grunde liegende Geist der Herrschsucht und Habgier. Das zeige sich, meint Harrison, jetzt besonders in Afrika. Soldaten, Entdecker, Geographen und Missionare seien — wenn auch vielfach unbewußt — mit Zeitungsschreibern und Kaufleuten daran, Afrika auszuplündern und in Sklavenbande zu schlagen. Das Gerede von Wissenschaft, Zivilisation, Christentum, Abschaffung der Sklaverei, Unterdrückung des Krieges diene lediglich dazu, die Triebfedern der Habgier und Herrschsucht zu verschleiern. c) Ganz ebenso gewaltsam aber gehen nach Ansicht der Positivisten die besitzenden Klassen in der Form militärisch organisirter Großstaaten gegen die untern in ihrer Heimat vor. Ja die erwachende Furcht vor dem Umschwunge der Macht, den sie selbst durch Demokratisirung der Verfassung vorbereitet hätten, sei ein neuer Grund für sie, die militärische Organisation festzuhalten, durch die sie ihre Herrschaft zu verteidigen hofften." Hierzu bemerkt Schulze-Gävernitz mit Recht, die militärische Organisation Europas sei zum Teil wenigstens dem Drucke zuzuschreiben, den der Osten auf den Westen ausübt. „Der Osten, in positivistischer Sprechweise, steht auf der theologischen Stufe, ist seiner Natur nach kriegerisch und würde den Westen überschwemmen, die Geschichte um Jahrhunderte zurückstellen, wenn der Westen seine militärische Organisation aufgäbe."

Die Pariser Kommune haben die englischen Positivisten als einen Anfang zur Auflösung der Staatsungeheuer in kleine Republiken begrüßt (die Greuel der Kommune schreiben sie nicht den Kommunards, sondern den Regierungstruppen zu). Die Sozialisten und Kommunisten werden als Wegbahner willkommen geheißen, aber ihr Zukunftstraum wird nicht gebilligt. Nach Ansicht der Positivisten soll in dem industriellen Zeitalter die Scheidung der produktiven Bevölkerung in Unternehmer und Arbeiter bestehen, und den Unternehmern volle Freiheit gewahrt bleiben, nur daß sie ihre Thätigkeit als eine Aufgabe im Dienste der Gesamtheit aufzufassen haben. Die einzelnen Großunternehmen, in die die kleinen, mit einander in freundschaftlicher Wechselwirkung lebenden Gemeinwesen zerfallen werden, werden nicht kollektivistisch oder parlamentarisch, sondern monarchisch geleitet werden; denn auch darin berührt sich der Positivismus mit Carlyle, daß er durchweg die monarchische Leitung und die persönliche Verantwortung des einen Regierenden den Kollektivregierungen, bei denen kein Einzelner verantwortlich gemacht und gefaßt werden kann, vorzieht. Dadurch aber werden die Arbeiter nicht machtlos werden, vielmehr als Träger der kontrollirenden öffentlichen Meinung bei der

unumschränkten Freiheit der Meinungsäußerung, die vorausgesetzt wird, und bei ihrem hohen Bildungsstande die allergrößte Macht bilden. In Vereinen organisirt, wird die Arbeiterschaft die getreue Bundesgenossin der großen geistigen Macht sein, der internationalen Körperschaft der Gelehrten (den Gedanken der Gelehrtenrepublik hat, wenn wir nicht irren, zuerst Fichte ausgesprochen), was hinreichen wird, etwaigen Übergriffen der „industriellen Hierarchie" vorzubeugen. Den sittlichen Zustand herbeizuführen, den diese neue Ordnung als Grundlage voraussetzt, ist der Einfluß der Frau erforderlich. Die Positivisten sind demnach für Frauenemanzipation, aber in einem ganz andern Sinne als die Sozialdemokraten; denn sie fordern die Beschränkung des Verkehrs der Geschlechter auf die heilig zu haltende Ehe und wollen, daß die Frau, von aller Nötigung zur Erwerbsarbeit befreit, nur in der Häuslichkeit thätig sei.

Die schwächste der in Comtes Geschichtskonstruktion vorkommenden Mächte ist die Metaphysik. Die Philosophen haben niemals viel zu sagen gehabt, und unsre respektlose Gegenwart steht im Begriff, ihnen auch noch vollends den Respekt aufzukündigen, den ihnen frühere Geschlechter gewidmet haben in der kindlich bescheidnen Meinung, was kein gewöhnlicher Mensch versteht, das müsse etwas sehr erhabnes sein. Die Beschränkung der Geistesthätigkeit auf den Erwerb positiven Wissens entspricht heutzutage jedermanns Meinung und Neigung, und darin stimmen die einander hassenden Klassen und Parteien überein. Man wird auch vielleicht ganz allgemein vom Positivismus zum Agnostizismus fortschreiten und mit Herbert Spencer, auf allen Selbstbetrug durch großartige Worte verzichtend, offen eingestehen, daß wir vom Anfang und Ende der Dinge nichts wissen können, daß wir überhaupt nichts wissen können, als was wir durch Erfahrung inne werden, daß wir uns an die Erscheinung zu halten und nicht über das zu grübeln haben, was etwa dahinter stecken mag, es sei denn zum Zweck einer wissenschaftlichen Hypothese, wie wenn wir Atome annehmen, um mit Atomgewichten rechnen zu können, oder eine Seelenmonas annehmen, weil wir die psychischen Erscheinungen doch irgendwo unterbringen müssen. Auch Herbart hat im Grunde genommen unter Metaphysik nichts andres mehr verstanden als die Methodik der wissenschaftlichen Hypothesenkonstruktion, die notwendig sei, um zwischen den durch Erfahrung gewonnenen Vorstellungen den logischen Zusammenhang herzustellen und unsre Erfahrungserkenntnisse zu bereichern; ist es doch auch bekannt, welche glänzenden Erfolge die Astronomie, die Physik und die Chemie mit Hilfe der methodischen Verwendung von Hypothesen erzielt haben. Der Positivismus ist also als Philosophie nichts andres als die wiederauflebende Lehre Kants, die ihrer Zeit über einen engen Kreis von Gelehrten nicht hinausdringen konnte, weil sie in einer unverständlichen Sprache und in überflüssiges scholastisches Beiwerk gehüllt verkündigt wurde. Ganz kurz hat Goethe — ohne

an Comte zu denken — den Inhalt dieser modernen Philosophie, die eben auch seine Philosophie war, ausgedrückt, wenn er sagt, der Mensch sei in die Welt gesetzt, nicht um über sie zu grübeln, sondern um in ihr zu wirken.

Die dritte der Grundideen Comtes ist die, daß der Positivismus nicht eine bloße Lehre, nicht bloß Ersatz der alten Religionen, sondern selbst Religion sei, die Religion der Liebe, des Lebens in den andern und für die andern, des Altruismus, wie er es nennt. Die Religion bringe das Denken mit dem Fühlen und die Menschen unter einander in Übereinstimmung und werde hierdurch die Wurzel einträchtigen Handelns, schöpferischer Thätigkeit. Demnach wirkten alle religiösen Zeitalter — hier ist Comte wieder ganz Carlyle — aufbauend und schöpferisch, während die glaubenslosen nichts könnten als zerstören und niederreißen. Das Elend der Gegenwart bestehe darin, daß die Glaubenssätze, die ehemals den Menschen die Kraft der Aufopferung verliehen hätten, heute nicht mehr vor der Vernunft bestehen könnten, und daß hierdurch die Selbstsucht entfesselt worden sei. Der Positivismus bringe nun Abhilfe; indem er den Menschen als Glied des großen Menschheitsorganismus, als Glied der Gesellschaft begreifen lehre, gebe er der Menschheit die Kraft der Selbstaufopferung, der Hingebung ans große Ganze zurück. Das ist nun der Punkt, von wo aus sich Comte in seinen spätern Jahren ins Märchenland der Utopisten und Mystiker verirrt hat, wohin wir ihm nicht folgen. Es ist unbestreitbar, daß er und Carlyle*) zusammen mit ihrer Predigt der entsagenden Liebe und strenger Pflichterfüllung, die sie der wilden Selbstsucht des herrschenden Mammonismus entgegenhielten, tiefen Eindruck gemacht und einen Umschwung zu Wege gebracht haben, der heute noch vorhält, wobei jedoch nicht übersehen werden darf, daß sie tauben Ohren gepredigt haben würden, wenn die herrschenden Klassen nicht gleichzeitig durch die in den Arbeitervierteln der Fabrikstädte entstehenden Seuchen, durch eine Verkümmerung der Bevölkerung, die anfing die Rekrutirung für die Marine zu erschweren, und durch die Brandfackeln der empörten Arbeiter gewaltsam aufgerüttelt und von der Unhaltbarkeit des bestehenden Zustandes überzeugt worden wären. Also die praktische Heilsamkeit der Altruismuspredigt steht außer Frage, ihre theoretische Richtigkeit aber können wir nicht zugeben. Weder ist der Inhalt

---

*) Carlyle dem deutschen Publikum zugänglicher zu machen — er will freilich mit kritischer Besonnenheit gelesen sein — wird jetzt von verschiednen Seiten gearbeitet. So erscheinen bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen die Sozialpolitischen Schriften von Thomas Carlyle, übersetzt von E. Pfannkuche, mit einer (sehr guten) Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. P. Hensel, Privatdozenten in Straßburg i. E. Der erste Band (1895) enthält die Schrift über den Chartismus, die Negerfrage und: den Niagara hinunter, der zweite (1896) die Charakteristik unsrer Zeit und die Latter Day Pamphlets. Zu empfehlen ist auch das in demselben Verlag 1895 erschienene Büchlein Thomas Carlyle. Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Von Christian Rogge, Divisionspfarrer.

der Moral mit der Liebe erschöpft, noch ist ein Gesellschaftszustand denkbar, der die Selbstliebe ausschlösse. Wir gehen auf diesen schon vielfach behandelten Gegenstand nicht weiter ein und bemerken nur, daß sich Comte mit dieser Lehre in Widerspruch mit der Geschichte und in doppelten Widerspruch mit sich selbst verwickelt. Er selbst hat wiederholt die Überzeugung ausgesprochen, daß der Wille zum Handeln nicht den Vorstellungen, sondern dem Gemüt, den Trieben und Leidenschaften entspringe, wie könnte uns also eine wissenschaftliche Überzeugung die angeblich verloren gegangne Kraft der Selbsthingebung wiederbringen? Diese Kraft ist etwas ursprüngliches, von aller Reflexion unabhängiges und wirkt gerade ohne alle Reflexion am stärksten, wie wir an der Mutterliebe sehen, die die Preisgebung des eignen Lebens am ausnahmslosesten bei den Tieren bewirkt. Die Aufopferung auf Grund von Vorstellungen und Glaubenssätzen hin ist meistens nur eine besondre Form berechnender Selbstsucht, wenn auch einer sehr verfeinerten und erhabnen Selbstsucht, wie wenn ein Christ den Märtyrertod sucht, um sich dadurch die ewige Seligkeit oder einen besonders hohen Grad der Seligkeit zu sichern. Sodann widerspricht Comte, wenn er die Entwicklung vom Egoismus zum Altruismus fortschreiten läßt, sowohl sich selbst — beklagt er doch die gegenwärtig herrschende Lieblosigkeit — als der Erfahrung, die uns lehrt, daß die Beispiele heldenmütiger Selbstaufopferung und entsagender Liebe in alten Zeiten nicht seltener gewesen sind als heute. Im Privatleben dürfte sich zu allen Zeiten ungefähr dasselbe Verhältnis zwischen Liebe und Selbstsucht behaupten. Wenn im öffentlichen Leben die Selbstsucht heute stärker und häßlicher hervortritt als in frühern Zeiten, so liegt das an unsrer vielfach widersinnigen Produktions- und Eigentumsordnung. In einer rein bäuerlichen Gesellschaft giebt es keine scharfen Interessengegensätze; für gewöhnlich nützt das, was dem einen nützt, z. B. gutes Erntewetter, auch allen übrigen, und schädigt das, was den einen schädigt, z. B. eine Wasserflut, auch viele andre. In Nöten hat nicht einer den andern, sondern alle zusammen haben nur feindliche Naturgewalten anzuklagen. Es nistet sich also, von persönlichen Verfeindungen abgesehen, kein Haß und kein Groll ein, und nichts hindert die Erweisungen des natürlichen gegenseitigen Wohlwollens. In unsrer gegenwärtigen Produktions- und Eigentumsordnung aber hängt das Wohlbefinden des einzelnen nur zum kleinsten Teile von dem ab, was die Natur mit Hilfe der menschlichen Arbeit spendet, ja der größte Überfluß wird von vielen als ein Unglück beklagt, weil er die Preise der Waren drückt, hierdurch die Einnahme der Produzenten und damit ihren Anteil an der Gesamtgütermasse verringert. Das Wohlbefinden des einzelnen hängt weit weniger von der Größe der vorhandnen Gütermasse ab als von der Stellung, die er in der Gesellschaft einnimmt, nämlich davon, in welchem Grade ihn diese Stellung befähigt oder hindert, den Teil der Gütermasse, den er sich wünscht oder auf den er

Anspruch zu haben glaubt, in seine Gewalt zu bringen. Indem so die meisten darauf angewiesen sind, alles, was sie brauchen oder wünschen, irgend welchen Nebenmenschen abzujagen, abzudrücken oder abzulisten, müssen im öffentlichen und im Erwerbsleben notwendigerweise die häßlichen Seiten der Menschennatur am stärksten hervorgekehrt werden. Die Sozialisten behaupten deshalb, und namentlich der Italiener Achille Loria hat auf den Beweis dieser Behauptung viel Fleiß und Scharfsinn verwendet, in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung sei Sittlichkeit gar nicht möglich, erst eine zukünftige sozialistische Ordnung werde sie wieder möglich machen. Jedenfalls haben wir hier einen der Fälle, wo ganz offenbar das Gemütsleben und die Ideenwelt mehr von der äußern Ordnung der Dinge als diese von jener abhängt, einen Fall also, auf den sich die im ganzen gewiß falsche materialistische Geschichtskonstruktion mit Recht berufen darf. Comte macht dieser Auffassung, die ja übrigens zu seiner Zeit noch nicht zum System ausgearbeitet war, nicht das geringste Zugeständnis, sondern besteht darauf, daß es der Geist sei, der sich den Leib schaffe, daß daher jeder Fortschritt der menschlichen Gesellschaft auf einer Umbildung der äußern Formen durch Veredelung des Geistes und durch Vertiefung des Pflichtgefühls beruhe, und daß nicht umgekehrt die sittliche Besserung durch Gesetze und politische Veränderungen bewirkt werden könne. Die Positivisten sind daher entschiedne Feinde der Revolution und aller Gewaltthätigkeiten, da diese gar nichts nützen könnten. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Einrichtungen nützen allerdings nichts, wo der Geist fehlt, der sie beleben muß, aber es giebt auch äußere Zustände, die den Geist nicht aufkommen lassen; beim Fortschritt wie beim Rückschritt pflegt die Veränderung der Staats- und Gesellschaftseinrichtungen mit der geistig-sittlichen Erhebung oder Verderbnis Hand in Hand zu gehen.

Erinnerungen aus der Franzosenzeit

Im ganzen Westen unsers Vaterlandes bis hoch nach dem Norden hinauf weiß das Volk noch heute, was der Ausdruck „Franzosenzeit“ bedeutet. Es sind jetzt über hundert Jahre her, seit jene Zeit begann, und die Wiederkehr vieler einzelnen Erinnerungstage hat eine nicht geringe Anzahl von Schriften hervorgerufen, von denen wir einige unsern Lesern vorführen wollen.

Wir beginnen am Mittelrhein mit den Mainzer Klubisten von K. G. Bockenheimer (Mainz, Kupferberg, 1896), einer Darstellung der Jahre 1792

und 1793. Der Verfasser ist schon öfter mit Arbeiten über die Geschichte von Mainz während der französischen Zeit hervorgetreten. Aus seinem neuen Buche erfahren wir, daß an dem Treiben der Klubisten das Volk nicht beteiligt war; der Handwerkerstand und die Zünfte erklärten sich wiederholt dagegen. Cüstine sowohl wie die französische Regierung in Paris war hinlänglich davon unterrichtet, daß es sich bei allen den Veranstaltungen, die schließlich zum Anschluß an die Republik führten, um eine bloße Komödie handelte. Dieser Nachweis ist dankenswert, und er hat in seinen Einzelheiten für die Ortsgeschichte von Mainz und der umliegenden Landschaft sein ganz besondres Interesse. Das Volk und auch die bessere bürgerliche Gesellschaft wäre also mit den Zuständen unter dem letzten geistlichen Kurfürsten durchaus nicht so unzufrieden gewesen, wie es z. B. nach den Briefen Georg Forsters scheint, wenigstens nicht so sehr, daß man die Freiheit aus den Händen der französischen Republik hätte empfangen wollen. Der Verfasser urteilt über Friedrich von Erthal und über das geistliche Regiment überhaupt viel günstiger, als wir es nach den Zeugnissen berühmter Zeitgenossen zu thun pflegen. Eingehend werden die Mitglieder des Mainzer Klubs und die Persönlichkeiten der neuen Regierung geschildert. Fast alle sind geringe Menschen, unbedeutend und von zweifelhafter Vergangenheit. Der einzige, für den wir Teilnahme empfinden, Forster, wird richtig beurteilt, ohne daß neue Züge zu seinem Bilde gegeben würden. Cüstine dagegen tritt deutlicher hervor als bisher. Er ist unfähig als Heerführer, und als Mensch unbedeutend und wenig sympathisch. Damit haben wir den wesentlichen Inhalt des Buches umschrieben. Sein Wert liegt in der aktenmäßigen Darstellung des Treibens der Klubisten.

Weiter nordwärts, namentlich nach Kassel und Hamburg, führt uns eine ausführlich angelegte Biographie Karl Reinhards von Wilhelm Lang (Stuttgart, Union, 1895). Die württemberger Klosterschulen und das Stift in Tübingen haben ja viele tüchtige Männer hervorgebracht, aber keiner ist auf der Staffel weltlicher Ehren so hoch gestiegen wie der Stiftler und Vikar Reinhard, der als Graf und Pair von Frankreich erst 1837 in Paris gestorben ist. Das Leben dieses an sich keineswegs hervorragenden Mannes ist äußerst merkwürdig, nicht um seiner selbst willen, wohl aber wegen der vielen bedeutenden Menschen und Ereignisse, zu denen er in Beziehung getreten ist. Daß Reinhard kein bedeutender Mann war, sprach schon der junge Wilhelm von Humboldt aus, als er 1796 den angesehenen und überall, wohin er in Deutschland kam, gefeierten Gesandten der französischen Republik in Hamburg im Reimarusschen Hause flüchtig kennen lernte. Auch Napoleon wußte das. Er schätzte ihn zwar als Konsul sowohl wie später als Kaiser wegen seiner Rechtlichkeit in der Geschäftsführung und stellte ihn manchmal als Wächter auf, um seinen Generalen und Marschällen das Stehlen zu erschweren. Aber das war auch alles. Innerlich war ihm der etwas schwerfällige Schwabe mit

seiner capacité ordinaire durchaus zuwider. Er hat ihn niemals gut behandelt, und Reinhard seinerseits trat dem Kaiser mit einer an einem Diplomaten ungewöhnlichen Befangenheit und Ungeschicktheit gegenüber. Nicht anders beurteilten ihn seine Freunde und Gönner, die ihn in das politische Leben einführten: Siéyes und Talleyrand. Sie blieben ihm stets aufrichtig zugethan, aber sie wußten, daß er nicht für eine leitende Stellung paßte, wenn er auch vorübergehend Ministerialdirektor, sogar Minister des Auswärtigen gewesen ist. Es fehlte ihm das sichre Auftreten und der schnelle persönliche Entschluß. So erschien er denn auch zum Gesandten nicht recht geeignet. Eine Sendung nach Toskana 1798 und 1799 war ganz erfolglos, auch auf seinem Posten in Bern erwarb er sich nicht die Zufriedenheit des ersten Konsuls. So suchte man ihn allmählich aus dem höhern diplomatischen Dienst hinweg in solche Stellen zu bringen, die einen tüchtigen, zuverlässigen Agenten forderten, nicht mehr. 1802 war er wieder in Hamburg, 1805 bis 1807 in Jassy, endlich seit 1808 in Kassel. Hier hatte er die schwierige, viel Geduld und viel Takt erfordernde Aufgabe, den unberechenbaren Jerome zu beobachten und den Kaiser über alles zu unterrichten, was im Königreich Westfalen vorging. Seine Berichte waren ausgezeichnet, der Kaiser war mit ihm zufrieden. Reinhard blieb bis zur Vertreibung Jeromes nach dem Rückzug der großen Armee aus Rußland. Auch unter der Bevölkerung Kassels erwarb er sich Freunde und stiftete manches Gute, und alles in allem genommen, ist das die Zeit seines Lebens und der Platz, wo uns der Mann noch am besten gefällt, den das freigewählte neue Vaterland nun doch unvermeidlich in äußere und innere Konflikte mit dem Lande seiner Geburt brachte.

Wie hart hat man doch bis auf den heutigen Tag über den unglücklichen Forster geurteilt, auf dessen Kopf in Deutschland ein Preis gesetzt wurde, als er nach Frankreich ging! Und hier lebt nun ein andrer Überläufer in hohen Ehren, der des neuen Herrn Interessen so oft wahrnimmt zum Schaden seines einstigen Vaterlandes, und der sich auf diese Art von Gewissenhaftigkeit in Briefen, Tagebuchaufzeichnungen und Gedichten noch etwas zu gute thut, und jetzt bekommt er eine Biographie mit zwei Porträts, während man bei Forster noch immer darüber streitet, ob er, politisch angesehen, eigentlich ein Schuft gewesen sei oder nicht. Aber was führte denn Reinhard zu diesem, man darf sagen, unverdienten äußern Glück? Seine Jugendgeschichte ist wirklich merkwürdig wie ein Roman. Der Pfarrerssohn von Schorndorf gehörte dem Schillerschen Freundeskreise an, er war nur wenig Jahre jünger als sein berühmter Landsmann. Er schwärmte für Werther und vollends für Rousseau und für das vermeintliche Paradies auf Otaheiti (Forsters Reisebericht war gerade erschienen), und dann wurde ihm seine Heimat zu eng, und er nahm Urlaub und suchte sich eine Hauslehrerstelle bei Vevey, gerade da, wo einst St. Preux Heloise unterrichtet haben sollte. Von dort ging er bald nach

Bordeaux und wurde zufällig befreundet mit einigen der bedeutendern spätern Girondisten, und als er dann 1791 nach Paris kam, war es für ihn bereits entschieden, daß er nicht wieder nach Württemberg zurückkehren würde. Zwar gehörte er von vornherein zu den gemäßigten Anhängern der Revolution, die er gründlich kennen lernen sollte. Denn fast hätte sein Leben auf der Guillotine geendet. Er war schon verhaftet, und nur Robespierres plötzlicher Tod rettete ihn. Nicht also in schwärmerischer Begeisterung, wie Forster, sondern in kühlem Nachdenken wurde er zum Bürger der Republik und dann, als die junge Freiheit Napoleon zum Opfer fiel, zum Unterthanen des Kaiserreichs. Leicht ist ihm der Entschluß nicht geworden. Er hatte eine deutsche Frau, Christine Reimarus, die Enkelin des Fragmentisten. Mit ihrer und mit seiner eignen Familie und mit einem großen deutschen Freundeskreise lebte er in engem Zusammenhange. Von Art und Gemüt sah er sich auch immer als einen Deutschen an, aber dem Vaterlande, zu dem ihn sein freier Wille hingeführt hatte, und an das ihn nun die Pflicht des Amtes gebunden hielt, diente er um so strenger und gewissenhafter. Daraus entstand ein Zwiespalt, der sein inneres Wesen bestimmte, und der sich auch äußerlich zeigte. Namentlich seinen deutschen Bekannten erschien er ernst und gemessen, fast mißtrauisch. Die Franzosen sahen ihn aber auch nicht als den Ihrigen an. Auszeichnungen und Ehren warf man ihm zwar hin als Entschädigung für vielfache Zurücksetzung, aber er bekam eigentlich nichts aus vollen Händen und mit freundlicher Gebermiene. Glücklich war er nicht. Dennoch erschien er in den kleinen deutschen Verhältnissen seiner verschiednen Freundeskreise als der vornehme und vielfach beneidete Mann. Er hatte, abgesehen von seinem Amte, mannichfaltige Interessen. Als echter Schwabe dichtete er sein Leben lang Oden und Distichen. Er verkehrte gern mit Gelehrten und Schriftstellern. Schon ehe er nach Kassel kam, war er zu Goethe in Beziehung getreten, mit dem er bis an dessen Tod befreundet blieb. Goethes Herz gewann ihm namentlich das Interesse, das er an dessen Farbenlehre nahm. Durch ihn wurde auch Boisserée zu Goethe geführt, und unter Goethes Korrespondenten nimmt nun Reinhard einen immer größern Platz ein. Hier in diesem geistigen Verkehr konnte er sich ganz als Deutschen fühlen, und das entschädigte ihn für vieles, was ihm das Leben unerfreuliches und schweres brachte. Er sprach es oft aus, daß ihm das das Liebste an seinem Leben wäre.

Aber dabei blieb ihm das tiefere Verständnis des unter der französischen Herrschaft allmählich erwachenden nationalen deutschen Geistes versagt, und er, der Diplomat, sah nicht, daß unter seinen Augen dieser deutsche Geist heimlich stark genug geworden war, die fremden Ketten zu brechen. So kamen ihm denn auch die deutschen Befreiungskämpfe völlig überraschend. Nach der Restauration wurde er Gesandter am Bundestage in Frankfurt. Später wurde er nach Dresden versetzt, von wo er 1832, gerade als Goethe starb, abberufen

wurde. Bedeutung hatte er jetzt noch weniger als früher, und als er sich mit 71 Jahren aus dem öffentlichen Leben nach Paris zurückzog, ließ er keine Lücke zurück. Im Jahre 1837 ist er dann gestorben. Sein alter Freund und Meister Talleyrand hielt ihm in der Akademie die Gedächtnisrede und unterließ es trotz aller Lobeserhebungen nicht, bei dieser Gelegenheit ihn möglichst nachdrücklich hinzustellen als Mann zweiten Ranges, was er ja auch wirklich war. Denn so wechselvoll und so reich an äußern Thatsachen sein Leben gewesen ist, eine wesentliche Aufgabe, mit der sein Name für die Nachwelt verbunden wäre, oder die auch nur ihn selbst innerlich befriedigt hätte, hat er nicht zu erfüllen gehabt. Nicht einmal seine persönlichen Verhältnisse liefen günstig aus. Er heiratete im hohen Alter in zweiter Ehe ein junges Mädchen. Seine Tochter aus erster Ehe war unglücklich verheiratet; ihre Söhne verkamen alle auf traurige Weise. Sein eigner Sohn hat nur Töchter hinterlassen. So trägt keiner weiter den Namen dieses Pairs von Frankreich, trotz des Fideikommisses, das er sich mit einigen Opfern hatte errichten müssen.

Wir hätten wohl gewünscht, daß dieser tragische Zug in dem Bilde Reinhards etwas selbständiger in dem schönen Buche Langs aus der Erzählung der Thatsachen herausgetreten wäre. Denn man meint darin doch etwas von dem Walten der Nemesis zu spüren. Ein Renegat bleibt Reinhard immerhin, und trotz Goethes und aller, die für ihn Partei genommen haben, möchte man lieber Forster unter seine Vorfahren zählen als Reinhard.

Mit dem Hauptmann Böse, einem deutschen Zeit- und Menschenbild von Hermann Allmers (Oldenburg, Schulze, 1895), einer für die Bedeutung ihres Inhalts wohl etwas zu ausführlich geratenen Lebensbeschreibung auf Grund von Tagebuchmitteilungen, kommen wir nach Bremen. Böse war ein unternehmender, reicher Kaufmann und Zuckerfabrikant, der 1867 in hohem Alter gestorben ist. Hauptmann nannte man ihn, weil er in den Befreiungskriegen achtzig Jäger auf eigne Kosten ausgerüstet, selbst einexerzirt und ins Feld geführt hatte, aber zu seinem großen Leidwesen nicht ins Feuer, was nicht seine Schuld war. Böse war ein sehr energischer Charakter und ein deutscher Patriot vom Kopfe bis zur Zehe. Aber damit ist auch unser Interesse an seiner Persönlichkeit erschöpft. Denn als Mann in mittlern Jahren, da es keinen Reiz mehr für ihn hat, sein Vermögen zu vergrößern, verkauft er sein Geschäft, kauft ein Gut im Hannöverschen und betreibt Landwirtschaft und Jagd, daneben ein wenig Politik und entwickelt sich nun persönlich weiter zu einem nüchternen, derben, einseitigen, echt niederdeutschen Sonderling, bis er wieder in hohem Alter in die Stadt zurückkehrt und dort stirbt.

Allmers schildert den Mann, mit dem schon sein Vater befreundet war, mit großer Herzenswärme. Es entgeht ihm nicht, daß der Lebensinhalt seines Helden kaum für eine Lebensbeschreibung ausreicht. Er meint dafür einen Ersatz zu geben, wenn er seine Aufgabe als Kulturbild einer bestimmten Zeit

und eines bestimmten Ortes auffaßt. Aber nun darf man sich nicht wundern, wenn die Schilderung für den Ort unvorteilhafter ausfällt, als es in des Verfassers Wunsch gelegen hat. Denn so sehr er sich auch bemüht hat, die guten Züge in der Entwicklung des Lebens der Stadt seit dem vorigen Jahrhundert zu sammeln und hervortreten zu lassen, es ist doch hauptsächlich von Essen und Trinken die Rede, von fetten Schlachtochsen und einer nicht gerade feinen Geselligkeit, von Einnahme und Ausgabe und dem ganzen materiellen Leben der Menschen.

Hamburg und Frankfurt hatten vor zweihundert Jahren die einzigen Malerschulen in Deutschland, und Hamburg hat sich auch im vorigen Jahrhundert große Verdienste um unsre Litteratur und um das Theater erworben. Die Litteraturgeschichte nennt zwar auch „Bremer Beiträge," und deren Verleger war auch zufällig ein Bremer, aber mit Bremen haben die Beiträge selbst gerade soviel zu thun, wie Jean Pauls Grönländische Prozesse mit Grönland. Bremen hatte und hat dafür seinen Weinkeller, der denn auch in diesem Buche die ihm angemessene Rolle spielt. Allmers versichert uns, daß Böses Familie allmählich zu den besten der Stadt gerechnet worden sei, daß sein Haus und sein Hauswesen typisch für Bremen gewesen sei. Nun kommt aber in dem ganzen Umkreise dieses Hauses nichts vor, was an Litteratur oder Kunst erinnerte. Meistens wird dergleichen ausdrücklich vom Hauptmann Böse abgewiesen. Die einzige geistige Größe, die einmal genannt wird, ist der Arzt und Astronom Olbers. Eine geschlossene Gesellschaft, der Böse angehört, tafelt in einem Gasthof und läßt sich jedesmal außer andern Speisen ein von dem Wirt neuerfundnes Gericht aufsetzen, und dieses wird dann — wenn die Abstimmung eine Mehrheit ergeben hat — der Redaktion des Bremer Kochbuchs empfohlen.

Das wäre so etwa das geistige Niveau, auf dem wir uns hier befinden. Es ist gewiß für viele, die sich das anders gedacht haben werden, sehr wissenswert. Durch das ganze Buch geht ein unglaublich öder, nüchterner Zug. Der Verfasser möchte ihm durch allerlei kleine Einwirkungen und eigne Gedanken eine andre Richtung geben. Aber vergebens. Die Geschichte fordert ihr Recht. Das „Zeit- und Menschenbild" ist da, treu, photographisch treu, aber nicht sehr schmeichelhaft für die Umgebung, in die es gehört. Wir können dem Geschichtschreiber nur dankbar sein und nehmen mit Vergnügen wahr, wie unendlich verschieden Städte, Sitten und Menschen in unserm lieben, großen deutschen Vaterlande sind. Außerdem — und das ist ein weiteres Verdienst des Buches — erhalten wir aus dem Munde eines vortrefflichen und zuverlässigen Mannes eine Anzahl von Zeugnissen über die napoleonische Zeit, die, ohne neues zu geben, alte geschichtliche Wahrheiten, die nicht vergessen zu werden verdienen, lebendig wieder vor Augen führen. Dahin gehört, was Böse über die preußischen Offiziere und Soldaten nach der Okkupation Bremens von 1801 sagt. Nach vielen lesenswerten Einzelheiten urteilt er: „Wenn ich

meine spätern Erfahrungen mit zu Hilfe nehme, so drängt sich mir die vollständige Überzeugung auf, daß es niemals Truppen gab, die unfähiger waren, ihre Pflicht im Felde zu thun, als diese Preußen von damals, und daß diese Unfähigkeit ganz allein in der aristokratischen Aufgeblasenheit und Unwissenheit der Offiziere ihren Grund hatte, denn die Soldaten waren ein gar wackrer Schlag Menschen." Einen schönen Zug des unverwüstlichen französischen Nationalgefühls erzählt er aus seiner Jugendzeit. Er hatte einen vertriebnen französischen Marquis als Hauslehrer. Erst später, als dieser auf seine Güter zurückkehren durfte, nannte er der Familie seinen Namen und Stand. Bis dahin lebte er als armer Emigrant unter angenommnem Namen im Bösischen Hause. Dieser Mann glaubte trotz alles persönlichen Unglücks fest an eine sittliche Weltordnung und an eine Wiedervergeltung auch im Völkerleben. Als aber die Deutschen 1792 in Frankreich einrückten, um dort die alte Ordnung herzustellen, prophezeite er ihnen Strafe für dieses Unrecht, nicht seinem Vaterlande, das ihn vertrieben hatte. Und das predigte er nun seinem Zögling täglich, er, der Verbannte, der in fremdem Lande das Gnadenbrot aß! Solche Züge sollen wir Deutschen nicht vergessen, wenn wir auch leider praktisch nichts daraus lernen werden.

Am lebendigsten versetzt es uns immer in die vergangne Zeit zurück, wenn wir, was uns die Geschichte in großen Zügen erzählt hat, in den Eindrücken wiederfinden, die dergleichen auf kleinere Kreise schlicht und treu berichtender Menschen gemacht hat. Das sehen wir wieder recht an dem eben erschienenen kleinen Buche eines kürzlich verstorbnen schlesischen Gymnasiallehrers: Aus der Franzosenzeit. Was der Großvater und die Großmutter erzählten. Von August Knötel (Leipzig, Grunow, 1896). Die Geschichten, die der Verfasser nach Mitteilungen seiner Vorfahren erzählt, beziehen sich auf die Grafschaft Glatz. Freunde des schlesischen Volkslebens im vorigen Jahrhundert finden darin viel hübsches über Volkstum und Sitte, auch über das Leben in Staat und Gemeinde, wie es sich vom Ende des siebenjährigen Krieges bis in die napoleonische Zeit in diesem Teile der preußischen Monarchie entwickelt hat. In den Zug der großen Weltbegebenheiten lenkt die Erzählung ein mit dem Jahre 1806, wo nach der Schlacht bei Jena die schlesischen Festungen fielen. Des Verfassers Vater, ein kleiner Landbesitzer und Glashändler, hat am Kriege teil genommen bis zum Friedensschlusse nach dem Einzug in Paris. Besonders eingehend wird die Belagerung der Festungen Glatz, Silberberg und Neiße geschildert, die Graf Götzen gegen Jerome und Vandamme mit äußerster Anstrengung wenigstens so lange hielt, daß die Abtretung Schlesiens an Napoleon im Tilsiter Frieden dadurch abgewendet werden konnte. Diese Ereignisse und Götzens Verdienste finden hier eine eingehendere Würdigung, als sie ihnen in der herkömmlichen Auffassung zu teil wird. Sittengeschichtlich wichtig sind die Mitteilungen über Vandamme, über das Gebahren

der bairischen, württembergischen und sächsischen Truppen in Schlesien und über die Beschaffenheit der preußischen Soldaten vor den Befreiungskriegen, ferner die Schilderung der Erhebung des Volks, des Ausmarsches der jungen Leute und der Stimmung im Lande, nachdem alles ausgerückt ist. Der Verfasser hat es verstanden, seines Vaters Erlebnisse und Wahrnehmungen auf dem Marsche und in der Schlacht, z. B. bei Ligny, an den vorhandnen Berichten zu prüfen und auf diese Weise höchst lebensvolle kleine Ausschnitte aus dem großen Kriegsbilde zu geben. Es ist Geschichte im wahren Sinne des Wortes. Die Alten haben sie erlebt und mit gemacht. Die Jungen sollen sie nicht vergessen: Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!

Adolf Wilbrandt

(Schluß)

Die größern erzählenden Werke Wilbrandts aus den siebziger und achtziger Jahren haben als unterscheidendes Kennzeichen sämtlich den Verzicht auf das Weltbild, wonach der Dichter in dem Roman „Geister und Menschen" noch gestrebt hatte. Jetzt gewann die Episode, freilich immer die Episode, die etwas zu bedeuten hatte, den Sieg. Die Erkenntnis, daß nur in seltnen Fällen noch die Überfülle der heutigen Welt in einem Ereignis, einem Lebensgang wiederzuspiegeln ist, hatte sich wie manchen andern auch Wilbrandt aufgedrängt. Auf die gute Stunde wartend, in der auch die Episode wieder zum Epos wird, weil sich in ihr ein allgemeines Menschenschicksal oder eine Empfindung verkörpert, die allen ein Stück ihres Lebens scheint, schuf Wilbrandt inzwischen die Episodenromane „Fridolins heimliche Ehe" (1876) und „Meister Amor" (1880) und eine ganze Folge seiner besten Novellen. Eine gewisse Art der Kritik stellt von Zeit zu Zeit Betrachtungen darüber an, wie ein Dramatiker überhaupt die Neigung zur Erzählung verspüren könne, und folgert, daß entweder das dramatische oder das epische Talent eines beidlebigen Dichters nicht echt sein könne. Dieser Kritik gegenüber, die das dichterische Talent nur in der üblichen Dreiteilung versteht, würde es ebenso vergeblich sein, sich auf das innere Gesetz der Stoffe zu berufen, als an Schillers „Verbrecher aus verlorner Ehre," an Kleists „Erdbeben von Chile" und „Michael Kohlhas," an Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde" zu erinnern. Wohl aber wird der unbefangnere Sinn leicht verstehen, daß gerade der dramatische Dichter der ungeheuern An=

spannung, einen großen Stoff zu organisiren, zu Zeiten gern entrinnt, daß es ihn erquickt, ein Stück Leben, einen eigentümlichen Vorgang in dem gedämpftern Lichte der Erinnerung zu verkörpern. Daß die Novellen des Dramatikers meist doch ein dramatisches Element, eine dramatische Episode und manchmal selbst einen dramatischen Konflikt einschließen, wird niemand Wunder nehmen. In drei Sammlungen „Ein neues Novellenbuch“ (1875), „Novellen aus der Heimat“ (1882) und „Der Verwalter,“ „Die Verschollnen“ (1884) zeigte Wilbrandt, daß seine novellistische Erfindungs- und Darstellungskraft so gut wuchs wie seine Lust an der gedrängten, knappen Form der echten Novelle. Das Meisterstück in dieser zweiten Erzählungsreihe scheint uns „Der Lotsenkommandeur,“ eine Novelle, in der dieselbe Luft weht und dieselbe Menschenart atmet wie in „Johann Ohlerich,“ nur daß in dem „Lotsenkommandeur“ ein grimmig drohender und erschütternder Ernst statt des behaglich-humoristischen Phlegmas vorwaltet. Innerlich bedeutend und mit den einfachsten Mitteln zu großer Wirkung erhoben zeigt sich auch die Geschichte „Die Verschollnen,“ der die Überlieferung von dem geheimnisvollen Paar im Schlosse zu Eishausen bei Hildburghausen zu Grunde liegt, und die eine poetisch wahre Deutung und Lösung jener wunderbaren Menschenschicksale sucht, deren wirkliche Lösung niemals gefunden werden wird. Es lebt dichterische Kraft, tiefer Anteil an dem Schicksal der Verschollnen, volles Gefühl für das Glück der Einsamkeit in dieser Novelle. Und wenn Wilbrandt den Helden Leonardus Cornelius, den Dunkelgrafen, sagen läßt: „Was ich auch sah oder hörte, that oder litt — früh schon erschien ich mir als ein Fremdling, als ein Durchreisender auf dieser Erde — ich weiß es nicht anders zu nennen. Ich hatte an nichts eine so geheimnisvolle Freude wie an den Wolken, die auch so ohne Dauer, ohne Ankergrund über die Erde dahinziehen. Wie lange Stunden konnte ich auf dem Rücken liegen und ihre wechselnden Formen, ihr fernes, geräuschloses Wandern, ihre leuchtende Märchenpracht anstaunen. Und wenn dann zwischen den abendlichen zerflatternden Wolken die ersten Sterne erschienen, wenn ihr matter Silberglanz mir entgegenwuchs, und je länger ich hinauf starrte, desto mehr dieser stummen rätselhaften Augen aus dem melancholischen Blau des Nachthimmels hervorbrachen! Ich habe mir oft gewünscht, ein fliegender Vogel zu sein, aber bis zur Sehnsucht quoll der Wunsch in mir auf, aus dieser Sternenhöhe auf die Erde und mich selbst hinunterzuschauen, alles Treiben der Menschen und mein eignes mit so einem Sternenauge zu überfliegen und in seiner märchenhaften Kleinheit zu empfinden,“ so trifft er genau den Punkt, wo die moderne Sehnsucht, in das All zu zerfließen, sich mit dem uralt mystischen Drange begegnet, dem Ewigen nahezukommen. Da es aber dem Menschen nicht vergönnt ist, in solchen Stimmungen ausschließlich und dauernd zu leben, so geht die Novelle doch nur daraus hervor, daß wenigstens einmal der Wall der Abgeschiedenheit durchbrochen wird, den der Graf und

seine Sophie um sich gezogen haben, wenigstens ein Mensch, dem sie ihr Schicksal enträtseln, in das Dornröschenschloß hineindringt, in dem sie hausen.

Die angeführte Stelle aber ist charakteristisch für einen Zug der Dichtung Wilbrandts, der je länger desto deutlicher hervortritt und immer stärker anwachsend die völlige Selbständigkeit dieses Dichters entscheiden und bewähren half. Während sich die Mehrzahl der Münchner in ihre fünf Sinne hineinresignirte, in der Ahnung des Unendlichen und dem Drange zum Ewigen Abstraktion witterte und fürchtete, scheute Wilbrandt nicht den Blick hinauf und hinaus. In dem Gedicht „Weltmorgen“ heißt es:

Ich horcht' und schaut' auf Klang und Strahl,
Als säh ich die Welt zum erstenmal;
Als wär sie geschaffen zu dieser Stund,
Als dehnte sich eben das werdende Rund,
Sich anzufüllen mit Lust und Qual.

Ich fühle dich, erhabner Geist!
Der in sich atmet, was Werden heißt,
Der dies All erträumt, seines Seins Gedicht,
Und seines Traumes Schale bricht
Und sich hinein ins Leben reißt.

Und so geschmiedet, ein festes Haus,
Erschwingt sich das Leben hinauf und hinaus,
Und über den Jammer der ringenden Pein
Erfliegt er das hohe, das göttliche Sein
Und findet die Zinnen der Ewigen aus.

Es ist leicht, gegenüber solchem Zug und Drang achselzuckend von philosophisch-didaktischer Poesie zu reden; in Wahrheit handelt es sich doch um die Frage, ob der Dichter verpflichtet sei, an den Grenzen der Ahnung, der Hoffnung, der höchsten Sehnsucht scheu umzukehren. Selbst in Wilbrandts Novellistik herein spielt das Bewußtsein des Außerirdischen, Unendlichen, unter den Novellen „Aus der Heimat“ behandelt die Novelle „Der Gast vom Abendstern“ in leicht ironischer, durchaus anmutiger Weise ein verwandtes Thema. Der mystische Träumer, der sich halb und halb mit einem von dem Schwesterplaneten Venus herabgekommnen Jüngling gleichstellt und die Ursache zu dem frühen Opfertode eines schönen Menschenkindes wird, vermag uns freilich mehr auf die Erde zurückzuverweisen, als über sie zu erheben. Wir müssen Herrn von Barnow Recht geben, der nach der Heirat des Professors Hamann-Hesperus zornig ausruft: „Ich habe hier diesen Mann drei Monate lang gesehen: er ist wirklich vom Abendstern gekommen; er ist keiner von uns. Sehen Sie doch nur in seine verschleierten, schwarzen Stern- und Fernguckeraugen. Stundenlang saß er da auf dem Spill und wirkte in die Ferne, er war gar nicht mehr in sich, er war mindestens eine gute Million Meilen von hier ent-

fernt bei den Schattenpflanzen seiner Heimat. Ein Schatten ist er; alles, was er thut, alles nur ein Schatten. Sehen Sie doch sein Lächeln; so lächelt kein wirklicher Mensch, das reden Sie mir nicht ein. Er ist vom Abendstern gekommen, und da hätte er bleiben sollen." Aber wenn wir auch empfinden, daß nur Erdenkinder einander lieben und freien sollen, so wird doch unser Blick auf die ewigen Fernen, die Vielheit der Welten, auf die tausend Möglichkeiten unbekannten Lebens gelenkt, es überkommt uns eine Stimmung, in der wir der Beschränkung unsers kleinen Sterns tief inne und zugleich herzlich froh werden. Die Saite aber, die Wilbrandt hier zuerst angeschlagen hat, schwingt weiter, bis sie in dem „Meister von Palmyra" ihren schönsten und tiefsten Klang giebt.

Die beiden Romane dieser mittlern Schaffensperiode sind, wenn man will, erweiterte Novellen. „Fridolins heimliche Ehe" kann neben dem Messalinadrama als ein Hauptzeugnis betrachtet werden, wie die Beschäftigung der Dichter mit heikeln Stoffen in dem Gründerjahrzehnt zwischen 1870 und 1880 gleichsam in der Luft lag. Es fehlt dieser Erzählung weder an lebendigen noch an feinen Zügen, aber alle Kunst der Behandlung vermag gewisse peinliche Voraussetzungen nicht zu überwinden. Die Wärme, die außerordentliche Anmut der Einzelheiten söhnen uns nicht mit dem Motiv aus. Viel höher steht der Roman „Meister Amor." Ihm oder wenigstens seinem Beginn liegen offenbar Erinnerungen zu Grunde, die der Dichter erst aus zweiter Hand empfangen hat, aber die so anschaulich, so individuell verkörpert erscheinen, als ob er sie selbst mit erlebt hätte. „Meister Amor" — die Liebe — ist es, die einen jungen Dichter zum ersten Gelingen begeistert und einer jungen Schauspielerin, die in der Schule des strengsten Meisters zur Darstellerin im großen Stil geschult und beim ersten Auslauf doch gescheitert ist, den verlornen Mut wiedergiebt und ihr verleiht, was ihr mit aller Schule noch gefehlt hat: innere Wärme, Beseelung jedes Einzelzuges ihrer Gebilde. Der Roman spielt sich in engen Verhältnissen ab, aber er hat die allgemeinen Verhältnisse der Litteratur und Kunst zum Hintergrund, ohne darum der Zwittergattung des Litteraten- und Schauspielerromans anzugehören. Seltsam genug nimmt es sich aus, wie die ersten Anfänge der naturalistischen Bewegung in diese Dichtung hineinspielen, wie der verdorbne Mediziner Max Stein, der unter die Dichter gehen will, das Pseudoevangelium zuerst verkündet, das wir seitdem, bald laut bald leise, so viel tausendmal vernommen haben, ohne daß es darum wahrer geworden wäre. „Es ist endlich das Zeitalter gekommen, wo die Menschheit die Kinderschuhe hinter sich wirft, wo sie an keine Märchen und keine Fabeln mehr glaubt, wo auch die Künstler, die Dichter uns Erkenntnis, Wirklichkeit, Wahrheit, volle, reine, nackte, splitternackte Wahrheit geben müssen, oder wir lachen sie aus. Meine Herren, nicht die Wissenschaft muß umkehren, sondern die Kunst muß umkehren; sie muß sich ganz auf den

Kopf stellen, um sich zu verjüngen. Meine Herren, die Poeten haben keine Kenntnisse! Sie verstehen nichts von unserm Knochenbau, unsrer Muskulatur, unserm Nervensystem, unsrer Gehirnanatomie, kurz von alledem, worauf unser ganzes sogenanntes Seelenleben beruht! Und weil sie absolut nichts davon verstehen, treiben sie den alten Phrasenschwindel weiter, singen von edeln Herzen und unsterblichen Seelen und vornehmem Blut und Feuer in den Adern und seelenvollem Blick und immer so fort von allem, was es nicht giebt, und so ziehen sie der Menschheit immer wieder die Kinderschuhe an, und wir von der Wissenschaft, die wir ihr die großen Wasserstiefel der Erkenntnis machen, wir sollten das ruhig mit ansehen?" Max Stein geht bei seinem Aposteltum nicht zu Grunde, sondern rettet sich, nach einem verunglückten Versuch, die Bretter zu erklimmen, mit der schönen Frau, die er bei dieser Gelegenheit erringt, auf das Eiland einer nahrhaften Buchdruckerei und will künftig um den Ruhm mit wunderbaren, typographisch schönen Ausgaben werben. Anders als Max und Toni, die von der Liebe ins bürgerliche Dasein, ins behagliche Philisterium zurückgeführt werden, entwickeln sich Rudolf Berger und Ada Hillmann, denen die Liebe die Tiefen der Poesie und Kunst erschließt. Reiz und Anziehungskraft des Romans beruhen durchaus auf der Gestalt des frühreifen Kindes, das zur großen Künstlerin gemacht werden soll, ehe ihre Natur entwickelt ist. Es ist ein bitteres Ausnahmeschicksal, wie Ada um ihr Kinderglück betrogen wird, wie sie den Irrtum ihres Vaters und Lehrers zu büßen hat, es ist auch ein Ausnahmeglück, daß der Student, der sie liebt, sie dem Tode entreißt, den sie, an der Zukunft verzweifelnd, selbst sucht, daß er an der Liebe für sie zum Manne reift und sie in der Liebe für ihn nicht nur „aus der Abnormität zur Natur zurückkehrt," sondern auch das Bewußtsein ihres Talents zurückgewinnt.

Es bedarf keines Nachweises, daß die Dichtung, indem sie Menschen schildert, nicht nur mit Regeln, sondern auch mit Ausnahmen zu thun hat, und Gestalt und Geschick der jungen Schauspielerin haben neben dem Fremdartigen genug des Rührenden und Fesselnden, um poetisch berechtigt zu sein, in den Gestalten des viel umhergeworfnen und in schlimmen Feuern gehärteten alten Hillmann und der greisen Signora Paoletti steckt ein gutes Stück Leben. Was „Meister Amor" fehlt, ist nach unserm Empfinden eine kräftigere Erhebung des Helden Rudolf Berger über den Typus des schwärmerischen und leicht entzündlichen Studenten. Die psychologische Feinheit und die farbenreiche Mannichfaltigkeit sichern der Erzählung dauernden Wert, obschon die tiefsten Wirkungen, deren Wilbrandt fähig ist, wo er sich und sein innerstes Wesen ganz einsetzt, durch „Meister Amor" nicht erreicht werden.

Überhaupt weist die mittlere Periode des Dichters, die Zeit seiner Leitung des Wiener Burgtheaters, mehr als eine Schöpfung auf, bei der es schwer wird, den Antrieb zu erkennen, der ihn zur Verkörperung dieses und

jenes Stoffes geführt hat. An und für sich zeigt der Roman den Zusammenhang mit der Psyche und dem äußern Leben seines Dichters (wenn er wirklich aus einer poetischen Phantasie und gestaltenden Kraft stammt) leichter und deutlicher auf als das Drama. Auch brauchen wir uns nur an Grillparzer zu erinnern, um zu wissen, daß es Brücken von dem persönlichen Gefühl und Erlebnis zur objektiven Schöpfung giebt, die sich erst dem Auge der Nachlebenden darstellen. Dennoch fällt in der Dramenreihe „Giordano Bruno" (1874), „Kriemhild" (1877), „Robert Carr" (1880), „Markgraf Waldemar," mit Ausnahme des erstgenannten dreiaktigen Trauerspiels, das aus den Geisteskämpfen und Stimmungen der ersten siebziger Jahre hervorgegangen ist, ein Element theatralischer Objektivität auf. Es ist, als ob der Dichter von den schönen Geboten, die er sich selbst schreibt: „Hast du einen Weg, so geh ihn; willst du Freies und Gutes schaffen, so werde zuvor so frei und so gut, wie du kannst; soll Großes aus dir hervorgehen, so komme Großes in dich. Und dann lerne deine Kunst und wisse, daß du nicht auslernst!" zu Zeiten nur das letzte vor Augen gehabt hätte. So ist ein Trauerspiel wie die „Kriemhild" nur aus dem Verlangen des Dramatikers zu erklären, das dramatische Element im Nibelungenliede so theatralisch knapp und gedrängt, so in eineinander verschränkt wie nur immer möglich zu verkörpern. Daß die tragische Gestalt in der großen epischen Überlieferung Kriemhild ist, hat auch Hebbel gewußt, als er aus einem innersten Bedürfnis seiner Kraft und im Zusammenhang mit seiner ganzen Weltanschauung die „Nibelungen" dramatisirte. Aber um Kriemhilds Wandlung von der zarten Jungfrau und dem liebesfrohen jungen Weibe zur dämonischen Vernichterin ihres ganzen Geschlechts, ja ihres Volks darzustellen, bedurfte er einer Trilogie; elf Akte umfassen bei Hebbel, was Wilbrandt in drei zusammenzupressen unternimmt. In seiner „Kriemhild" ist das Äußerste an Konzentration geleistet, dessen wir uns erinnern, schon im ersten Akt treten alle Gestalten der Tragödie bis zu König Etzel und Markgraf Rüdiger auf, mit dem Morde Siegfrieds endet der erste Akt, mit der Vermählung Kriemhilds an Etzel und dem unseligen Schwur Markgraf Rüdigers der zweite, mit dem Einzug der Burgunden an Etzels Hofstatt beginnt, mit Gunthers, Hagens und Kriemhilds Tod schließt der dritte. Wie die attischen Tragiker, die, wenn sie einen schon oft vor ihnen behandelten Stoff neu verkörperten, durch ein andres Verhältnis der einzelnen Gestalten zu einander und durch eigentümliche Belebung der Einzelheiten neu zu wirken suchten, stellt Wilbrandt den Hunnenkönig Siegfried wie Kriemhild in neuer Weise gegenüber, rückt die Liebe Giselhers zu der jungen Dietlinde mehr in den Mittelpunkt der Handlung, motivirt selbst den Mord Siegfrieds anders, indem Hagen in Gunther die Besorgnis weckt, daß Brunhild (von der man nur hört, die man nicht sieht) aus seinen in Siegfrieds Arme sinken könne. Theatralisch mag diese Zusammendrängung sein, es fehlt auch Wil-

brandts Nibelungen nicht an einzelnen poetisch tiefen und ergreifenden Stellen (sehr schön ist Siegfrieds Glückssättigung unmittelbar vor dem Ende empfunden, von wirklich dramatischer Gewalt die Szene, in der Kriemhild ihrem jüngsten Bruder Giselher das Geständnis abdringt, daß Hagen von Tronje der Mörder Siegfrieds sei), aber ihre Knappheit ist künstlich und schädigt den Stoff in seinen edelsten Teilen; in Handlung und Charakteristik, in Gewalt und Gewicht ist sie mit der großen Hebbelschen Dichtung, der sie doch gleichsam entgegengesetzt wurde, nicht entfernt zu vergleichen.

Die Schauspiele „Assunta Leoni,“ „Die Tochter des Herrn Fabricius“ u. a. zeigen, daß Wilbrandt an seinem Teile um die Schaffung eines aus dem Leben der Gegenwart geschöpften Schauspiels mit gerungen hat, ohne daß man sagen dürfte, er habe seine Stärke, seine eigenste Besonderheit auf diesem Gebiete — bis jetzt wenigstens — mit Glück bewährt. Dennoch hatte, während der Zeit, in der diese Dramen entstanden, und unter ihnen manche, die wir nur als theatralische Experimente anschlagen dürfen, des Dichters tiefere Entwicklung nicht geruht, er wuchs, trotz einzelnen Mißlingens, zu immer reifern und größern Schöpfungen heran. Seine Lyrik nahm den höchsten Aufschwung lange ehe der Roman „Adams Söhne“ und die dramatische Dichtung „Der Meister von Palmyra“ vollendet wurden:

Die zweite Jugend fuhr dahin,
Schon altern hab ich nicht im Sinn!
Ihr dritten zwanzig, Blitz und Tod,
Ihr seid noch nicht das Abendrot;
Als dritte Jugend preis' ich euch,
An Täuschung arm, an Können reich,
Die klare,
Die wahre!

Die Stimmungen, aus denen die schönsten Jugendgedichte Wilbrandts, das holdselige „Sehnsucht“ und „Das Märchen von der Zeit,“ hervorgeblüht waren, kehrten in den „Neuen Gedichten“ (1889) reifer und mächtiger wieder. „Neue Lebensfahrt,“ „Auf dem Traunsee,“ „Nächtlicher Kampf,“ der Cyklus „Irene,“ das prächtige Bild „Kleine Leute,“ „Des Geigers Mondnacht,“ „Die Schule des Lebens,“ „Im alten Burgtheater,“ „Der Turm von Nervi,“ alles sind Gedichte, die deutlich zeigen, wo die Einheit in der bunten Mannichfaltigkeit der Bestrebungen und Anläufe dieses Dichters zu suchen ist, wie ein starkes Lebensgefühl, indem es sich läutert, gleichsam immer glühender und leuchtender, statt kühler und matter wird, wie die Zuversicht, die der Dichter aus der Erfüllung seiner Jugendideale geschöpft hat, ihn gegen den Ansturm des Alters und die drohende Ahnung des Todes stählt, wie er den Larven des Tages gegenüber die großen, ewigen Züge der Natur erkennt. Wenn es zu Zeiten scheint, als ob ihn die Fülle der Wirklichkeiten habe verwirren und

überwältigen wollen, so tritt er uns doch in sich gesammelt und vorwärts blickend in dieser Lyrik gegenüber.

Und nun entsprach unter all seinen Romanen der tiefpoetische und groß angelegte Roman „Adams Söhne“ (1890) dem Grundzug und Grundton der Wilbrandtschen Lyrik am stärksten, ja er stellt sich in gewissem Sinne als eine Verkörperung dieser Lyrik dar. Schon der doppelte Schauplatz, im deutschen Süden die zauberische Landschaft am Untersberg und das norddeutsche Gut am Rande der Ostsee, wirkt wie ein Spiegel von des Dichters eignem Leben, die Begebenheiten, die rasch aufeinanderfolgen, haben die warme, eigentümliche Färbung individueller Erlebnisse und erheben sich doch zu typischer Bedeutung. Die durch alle Schicksalswechsel und Prüfungen hindurchgehende Grundstimmung spricht sich in einem kurzen Monolog des Helden, des stattlichen Gutsbesitzers Wittekind aus, als dieser im Beginn des zweiten Teils hohen, weißen, leuchtenden Segeln nachsieht, die wie Riesenschmetterlinge auf dem Fluß vorüberziehen. „Es ging ihm wunderlich, seine Seele schien sich zu öffnen. Ihm war, als zögen da beflügelte Seelen hin, ins blaue Leben hinein. Freie, tapfere Seelen, die sich aufgemacht. Spann deine Flügel aus! sagte seine Stimme, ihn selber überraschend. Ja, wiederholte er sich mit wachsendem, schwellendem Bewußtsein: spann deine Flügel aus! Schwing dich auf! Sei ein Mann! Ei, das Leben wär wunderleicht, wenn es nur gute Stunden hätte, die von selber auffliegen. Heut aber heißt es: zeig, was du kannst, wer du bist!“ Es ist ein hübsches Stück Welt und Weltverwirrung, das durch den Roman hindurchgeht, bis der tapfre Wittekind, der sich von der Jugend nicht trennen will, die anmutige, kluge und schwer geprüfte Marie von Tarnow, die zuletzt noch zwischen ihm und seinem Sohn Berthold gestanden hat, auf sein Gut führen darf. Aber die Zuversicht, mit der sich gleich im Anfang Wittekind und der alte Saltner auf dem Wege nach Grödig begrüßen, daß der germanische Zug zu einer zweiten Jugend, die geistige Unverwüstlichkeit, die bis ins hohe Alter schaffen, wirken, leben, nicht bloß genießen und zusehen will, einen tiefern Zweck haben müsse, bewährt sich durch die bunten Abenteuer des Romans hindurch, der unter allen Wilbrandtschen als der bewegteste und lebensvollste gelten darf. Die Gestalten sind zahlreicher als in seinen sonstigen Romanen, und wenn ein paar, wie Graf Lana, wie der schuftige Sekretär Riebau, wie der Lebenskünstler von Waldenburg und sein verlorner Sohn Eugen an frühere Romanfiguren erinnern, so ist das kein Vorwurf für den Dichter, sondern für einen gewissen Teil der guten Gesellschaft, in dem sich die Gesichter so ähnlich sehen. Um so origineller sind dann die warmen Menschengestalten, die Wilbrandt mit allem Guten ausstattet, was in ihm selbst lebt: Ulrich Saltner, Wittekind, sein Sohn Berthold und Marie. Der alte Prachtmensch Saltner, der so fest an die Seelenwanderung glaubt und sich noch so tapfer im letzten Kampfe mit dem meuchlerischen Gesindel bewährt, hält gleichsam

die Stimmgabel für den Ausklang des Romans. „Ob er Recht hat mit seinem Glauben? Wer weiß es? Ich weiß nur, daß es gut ist, so zu leben, als hätte er Recht: uns so reif zu machen, wie wir irgend können, so menschlich, so gut zu werden, als in uns gelegt ist.“ Wittekind und seiner Frau, auch dem enthusiastischen Berthold, der nach langem Schwanken sich für den Dienst auf der deutschen Flotte entscheidet, glaubt man gern, daß sie in diesem Sinne leben werden.

Und hier liegt das stärkste Gewicht der neuern Wilbrandtschen Dichtung. Der Dichter ist mit allem genährt worden, was der modernen Bildung ihr Wesen giebt. Die neueste Philosophie mit ihrem Pessimismus, die Naturwissenschaften mit der ganzen Macht ihrer rastlosen Bestrebungen sind ihm so vertraut geworden, wie irgend einem der „Jüngsten.“ Er rühmt es selbst als ein Glück, „Darwin und hunderte von begabten, thätigen Ergründern der Natur“ erlebt zu haben. Dennoch hat keine dieser Gewalten sein männliches Gefühl, daß das Leben wert sei, gelebt zu werden, je zu erschüttern, sondern im Gegenteil nur zu steigern vermocht. Kein Gram der Erde ist ihm fremd geblieben, das erschütterndste Leid hat — um nur an eins zu erinnern — der Freund und Biograph des unglücklichen Johannes Kugler erleben und mit ansehen müssen, dennoch stellt er fort und fort die Forderung an die menschliche Natur, sich über den gemeinen Jammer und über den berechtigtsten, tiefsten Schmerz mit dem Pflichtgefühl, mit der Arbeit, mit der Teilnahme an allem Menschlichen zu erheben, bewahrt sich den Drang, das Licht neben und über allem Dunkel zu sehen. Von Selbstbelügung kann bei einem Dichter solches Gepräges nicht die Rede sein, von optimistischer Phrase oder kindlicher Weltunkenntnis ebenso wenig, es ist also eine seltne Kraft, eine ungemeine Sammlung, Elastizität und Reife des Geistes, aus der sein Lebensgefühl und Lebensvertrauen erwachsen. Er spottet nicht der Schmerzen, in denen ein jüngeres Geschlecht dahinsiecht, aber er überwindet sie und gewinnt jederzeit neuen festen Boden für seine gesunde, weltgenießende, weltentsagende Anschauung.

Daß es ohne die Entsagung des Einzelnen nicht abgehen kann, daß der Einzelne, so tapfer er ringen, so entschlossen er leben mag, mit den ewigen Gesetzen des Menschendaseins nicht in Widerspruch kommen darf, hat der Dichter früh empfunden, durch seine Dichtungen hindurch festgehalten, aber zur vollen und reinen poetischen Wirkung erst in dem Meisterwerke gebracht, das unter allen seinen dramatischen Dichtungen vielleicht im gewöhnlichen Bühnensinne die am wenigsten dramatische und doch die wertvollste, die wirksamste ist. „Der Meister von Palmyra“ (1889) ist diese lebens- und farbenvolle und zugleich tiefsinnige Schöpfung, durch die sich wie ein goldner Faden das alte Adonislied hindurchzieht:

Also wills der ewige Zeus: du mußt nun
Niedersteigen unter die blühnde Erde,
Mußt die dunkle Persephoneia küssen,
Schöner Adonis!

Es ist eine symbolische, keine realistische Dichtung, ein Drama, das die Schranken der Handlungs- und Zeiteinheit um des höhern Zweckes willen kühn überspringt. Aber so mächtig und eigentümlich sich die Erfindung zeigt, die das Hereinragen einer höhern, außerirdischen Welt in die unsre verkörpert, so fein ist sie auf Hintergrund und Umgebung gestimmt, so lebensvoll, menschlich und natürlich sind die einzelnen Handlungen des Gedichts, die nur durch die poetische Idee und den hindurchgehenden Helden, Apelles, den Meister von Palmyra, zur Einheit werden, verkörpert; der energischste Realist könnte Welt und Zustände nicht schärfer und deutlicher wiedergeben, als es in diesen dramatischen Bildern geschieht, von denen jedes einen Akt füllt. Die erhabne Symbolik des Gedichts steigt aus einem Boden empor, der recht für so wundersame Träume, so gewaltige Visionen geschaffen ist. Die Palmenstadt in der syrischen Wüste in der Zeit des Niedergangs der alten Welt, in den Tagen des Ringens zwischen Heidentum und Christentum ist der Schauplatz des „Meisters von Palmyra." Der Held, der Baumeister Apelles, ist ein Bürger der Stadt. Sein erster Aufschwung fällt in die Tage des christenverfolgenden Kaisers Diokletian. In heißer Liebe zu seiner Vaterstadt hat der kräftige, stattliche Mann die künstlerische mit der politisch-kriegerischen Thätigkeit vertauscht, ist er der Führer und Abgott seiner Mitbürger geworden, die sich gegen die Perser selbst helfen, da ihnen das Reich nicht mehr helfen kann. Bei der Rückkehr von einer Siegesschlacht kommt Apelles zu einer Felsenhöhle in der Wüste, in der nach der Sage der Geist des Lebens und der Herr des Todes hausen, bekennt dem begleitenden Freunde, daß er sich sehne, in Arbeit und Genuß ewig zu leben:

Ewig — wenn
Des Geistes Kraft, das Mark des Arms mir bliebe,
Des Daseins Wert zu fühlen und zu halten.

Umsonst warnt ihn dann der Geist des Lebens, daß Leben ohne Ende Reue ohne Ende werden würde, er entgegnet, daß sich ein hohes Gut nicht zum Übel wandeln könne, er fordert und empfängt von den Allwaltenden, Unsichtbaren nur die Verheißung, daß ihm, wenn er ewig lebe, Geist und Leib niemals ermatten sollen. Kurz vor dieser Szene ist an der geheimnisvollen Höhle eine junge Christin, Zoe, entschlummert, die nach Palmyra ziehen und dort ihren Glauben verkündigen will und vor der Möglichkeit, ja Gewißheit des Märtyrertodes nicht zurückschreckt. Sie ist nach höchstem Ratschluß bestimmt, den Tod in der Palmenstadt zu finden, dann aber von Form zu Form zu wandern, als Abbild ewig neu geformten Lebens „den zu führen, zu belehren, der in sich verharren will." Mit der triumphirenden Rückkehr des Apelles in sein Haus zu Palmyra und der Ermordung der jungen Christin durch den heidnischen Pöbel vor diesem Hause beginnt die Reihe der wechselvollen Erlebnisse des Meisters. Nach einander tritt das wunderbare Geschöpf,

deren Sterben ihn so tief ergriffen hat, als Phöbe, die anmutig leichtherzige Römerin, als die edle Persida, die sein Weib wird, als Nymphas, der Sohn seiner Tochter Tryphena, und nach Menschenaltern wieder als die Christin Zenobia in sein Leben. Apelles muß jedes Erdenschicksal, jedes Menschenglück, aber auch jedes Menschenleid erfahren. In Kämpfen verrinnen ihm die Jahre, die Jahrzehnte, der standhafte Bekenner des alten Götterglaubens sieht sein eignes Weib zu dem emporstrebenden Christentum übergehen, der neue Glaube wird aus einem Verfolgten ein Verfolger, die Stürme der Zeit, denen er umsonst seine klare Stirn und seine ungebrochne Kraft entgegensetzt, kosten ihm zuerst seine Persida und dann den geliebten Enkel Nymphas. An der letzten vergeblichen Erhebung der heidnisch gebliebnen Palmyrer in den Tagen des Julianus Apostata beteiligt sich auch der Meister, der seit langem in der Wüste gelebt hat, das Jugendfeuer des Enkels reißt ihn wider bessere Einsicht mit fort, er sieht Nymphas an seiner Seite fallen, in seinen Armen sterben. Er aber muß fortleben, er entrinnt dem von den Christen in Brand gesteckten Tempel und wandert fortan, wie Ahasver und wie dieser von der tiefsten Sehnsucht nach Todesruhe verzehrt, über die weite Erde. Wieder rollt die Zeit dahin, im letzten Aufzuge kehrt er in die zertrümmerte, verkümmerte Vaterstadt zurück, findet die Ruinen seines Hauses und aller seiner Bauten, trifft auf ein armseliges Geschlecht, das sich in die bösen Zeiten gefunden hat, sich schickt und duckt und die Stunde genießt. Da fühlte er, daß des Daseins Lust und Trieb in ihm vertrocknet ist, daß der Mensch nicht über den Gräbern aller, die mit ihm gelebt haben, wandeln kann:

Nur der kann leben, der in andern lebt,
An andern wächst, mit andern sich erneut,
Ist das dahin, dann Erde, thu dich auf,
Treib neue Menschen an das Licht hervor,
Und uns, die Scheinlebendigen, verschlinge.

Apelles hat jetzt das Rätsel des Lebens erraten, daß des Menschen Ich eng ist, daß es nur eine von tausend Formen fassen und entfalten, nur eine Straße gehen kann, er fleht um die Ruhe des Todes und geht ergeben, mit einem letzten Segen für die Lebenden, denen die Erde blüht, in diese Ruhe ein.

Mit dem Reichtum innern Lebens, ergreifender Stimmung getränkt, zu voller plastischer Gestalt gereift, gedankenvoll und nirgends abstrakt, sondern in sinnlich poetischer Deutlichkeit, ebenso klar und formschön wie tief bedeutungsvoll steht der „Meister von Palmyra“ vor uns, eine der glücklichsten und wertvollsten Schöpfungen nicht nur Wilbrandts, sondern der gesamten neuesten Litteratur. Die Bühnenschicksale des schönen Werkes sind ungleich gewesen, auf alle Fälle gehört es zu den Dichtungen, die nach einem innern Gesetz das Theater nicht wieder fahren und fallen läßt, bis sie dauernd für die Bretter gewonnen sind.

Der dramatischen Dichtung folgte wieder eine Gruppe von Romanen: „Hermann Ifinger" (1890), „Der Dornenweg" (1893), „Die Osterinsel" (1894) und „Die Rothenburger" (1895). In „Hermann Ifinger" hat Wilbrandt sichtlich einen Teil seiner Münchner Eindrücke und Erinnerungen gestaltet, das Leben und Treiben der Künstler und das Schicksal der Menschen, die ein Drang ihres Wesens in diese bunte Welt hineinführt, erscheint sinnvoll gespiegelt, eine Gruppe origineller Gestalten fehlt nicht, Hermann Ifinger ist einer der modernen Nachkömmlinge Wilhelm Meisters, und an dem Glück seiner zweiten Ehe mit Christel würden wir noch lieber Anteil nehmen, wenn nicht das harte Los der armen „Porzellaine," der ersten Frau Ifingers, wie ein dunkles Fragezeichen in der ganzen Erfindung stünde. Der „Dornenweg" und die „Rothenburger" sind zwei von den Episodenromanen, in denen der Dichter ein Stück erlebten Daseins in seiner besondern Weise festhält. Seine Empfänglichkeit für alle Erscheinungen, seine nie ermattende Lust an der Menschenschilderung läßt ihn nicht allzu ängstlich fragen, ob die Besonderheit, die ihn gefesselt hat, auch andern als Besonderheit erscheinen und sie sympathisch berühren werde. Wirklich in die Region der Dichtung erhoben, wo eine zwingende Gewalt der Erfindung und der Erscheinungen waltet, wo sich die Episode, der Einzelvorgang zum Weltbild erweitert und typische Bedeutung erhält, ist der Roman „Die Osterinsel," das neueste Werk Wilbrandts, in dem sich wieder bewahrheitet, daß die seitab von der litterarischen Heerstraße vor sich gehende Entwicklung nachhaltig und mächtig genug ist, immer wieder auf das Leben der Gegenwart einzuwirken. Einer der mächtigsten und bedrohlichsten Strömungen dieses Lebens hat der Dichter in der „Osterinsel" die stille Macht seiner Lebensanschauung entgegengesetzt und die tragischen Erscheinungen, denen er gegenübertritt, doch auf ihren Ursprung, ihre elementare Notwendigkeit zurückzuführen gewußt.

Der Titel des Romans weist weit aus unsern deutschen Verhältnissen in die blaue Meeresferne der Südsee hinaus. Die Augen des Helden, des Doktor Helmuth Adler, blicken gleichfalls über den Stillen Ozean hinüber, sehen das östlicher als alle australischen Inseln gelegne Eiland, „ein paar deutsche Quadratmeilen groß, vulkanisch und gebirgig, fruchtbar, ein mildes herrliches Klima," eine menschenleere Insel, geschaffen für die Idee eines welterneuernden Philosophen, dort eine Kolonie „neuer" Menschen zu gründen, Menschen, die sich aus dem Affentum, dem Halbmenschentum mit ganzer Seele heraussehnen, die „Göttermenschen" werden wollen. Dennoch bekommt keine der handelnden und leidenden Personen die Osterinsel zu sehen, die Schicksale des Helden und seiner nächsten Jünger verlaufen, abgesehen von einer kurzen erschütternden Episode am Walchensee und einer Katastrophe in der Sozialdemokratenversammlung in Gera, in einer norddeutschen Hafen-, Handels- und Universitätsstadt, worin leicht des Dichters Vaterstadt Rostock zu erkennen ist. Die Heimaterinnerungen

geben der „Osterinsel" einen Hauch von frischer Lebendigkeit, so einsam auch der Held unter seinen Mitbürgern dasteht. Aber die Wurzeln seiner Besonderheit reichen in das gährende Gedankenleben, in einen weit gefühlten, leidenschaftlichen Drang unsrer Tage hinab, der isolirte Mann mit seinem Einzelschicksal wird zum Typus des modernen revolutionären Größenwahns. In Zeiten, wo banausische Genußsucht, die allgemeinste Gleichgiltigkeit gegen ein Hohes und Heiliges, die fabrikmäßig produzirte Halbintelligenz die Menschheit mit seelischem Niedergang (mit „allgemeiner Verpöbelung," sagt Doktor Helmuth Adler, der Held der „Osterinsel") bedrohen, sind Menschen von starkem Herzen, großem Sinn und ungewöhnlichem Geist in doppelter Art gefährdet. Sie finden für das Ideale, das ihnen Lebensnotwendigkeit ist, kein Verständnis, sie werden von der Masse mit spöttisch-feindseligen Blicken betrachtet, sie atmen mit dem Bewußtsein, daß ihnen die Luft abgeschnitten werden soll. Und doch ist ihre Isolirung die kleinere Gefahr. Die größere liegt in der unbewußten Übersteigerung ihres Selbstgefühls, in der zornigen Überhebung ihrer edeln Natur. In dem Bewußtsein, daß sie das Göttliche nicht schnöde wie die Masse verleugnen, fühlen sie sich allzu leicht als Halbgötter und Propheten, und die Sehnsucht, dem allgemeinen Verfall zu entrinnen, bereitet ihnen einen besondern Verfall. Sie vergessen, daß der „Vollmensch," der reine und innerlich hohe Mensch, ebenso wenig in den Abgründen des Größenwahns, der geistigen Umnachtung, wie in dem Sumpfe der Alltäglichkeit gedeiht.

Das ist das Geschick des Doktor Adler, mit dessen Nachtwache am Sarge eines geliebten Weibes der Roman erschütternd und in tragischer Grundstimmung beginnt. Fieberhaft regt sich in Adler die Sehnsucht, sich durch einen gewaltigen Aufschwung das Weiterleben zu sichern, seinem Schmerz das Höchste abzugewinnen. „Wohin will diese trostlose, greisenhafte Zeit?" fragt er sich. „Wer kann uns erlösen? Ich kanns, ich, der Phönix, kanns. Seht sie doch an, die Menschheit, wie sie ist, als einen Übergang. Verjüngt euch wie der Phönix. Werdet euer Traum. Überwindet den Menschen, wie er den Affen überwand, steigt empor auf der Erde Gipfel!" Mit feinster Kunst läßt der Dichter schon aus dieser Zuversicht Adlers den Wahnsinn keimen, nicht in der berechtigten sittlichen Forderung des neuen Propheten, sondern in der Phantasie auf dem Südseeeiland die edler empfindenden, nach Läuterung verlangenden Naturen von der übrigen Menschheit abzugrenzen und abzuschließen. Als der „Phönix" wirft Adler seine Gedanken hinaus, aber es ergeht ihm, wie so vielen andern Propheten dieser Tage, seiner erbarmungslosen Kritik der bestehenden Gesellschaft folgt jauchzender Beifall, aber mit der Fahrt nach der Osterinsel machen wenige Ernst, und die zur Gründung der neuen Welt notwendigen Millionen will keiner hergeben. In der Uberhitzung seines Prophetentums verliert Adler nicht nur das Urteil über seine nächste Umgebung, stößt den besten Anhänger, den jungen Arzt Karl Schweitzer, von sich, sondern setzt auch, indem

er in überschwenglicher Großmut einen Lump hegt, seinen Neffen Emil Wiese, die Zukunft seiner Familie, der alten Mutter und der Töchter, aufs Spiel. Zum Glück hat der Arzt schon eine tiefe und warme Neigung für Malwine Adler, die Tochter des Philosophen, gefaßt, die ihn neben dem unseligen Manne ausharren läßt. Die Katastrophe kommt mit der Erscheinung des aus Norwegen heimkehrenden bairischen Bildschnitzers, Vegetarianers und Naturapostels Johannes Westenberger. Wie ein Blitz schlägt es bei Adler ein, daß dieser Biedre, der in Mönchstracht durchs Leben wallt und in einer Holzhütte am Walchensee haust, seine „Osterinsel" schon gefunden hat, auf die Verwirklichung seiner Träume nicht zu warten braucht. Wie er ihm aber nachreist, in sein Paradies eintritt, übermannt ihn wilder Ingrimm über Westenbergers enge Armseligkeit und geduckte Demut. Er wird nur durch einen seiner Jünger, den Musiker Hans Bergmann, davor bewahrt, den armen Brot- und Äpfelesser in seinem Walchensee zu ertränken, kehrt mit zerrüttetem Geist in die Heimat zurück, rafft sich ein letztesmal empor, um dem Buben Emil, der aus den Phönixschriften die allgemeine Gleichheit predigt, in offner Sozialdemokratenversammlung niederzuschmettern. Dann legt er sich zum Sterben und scheidet zu seinem Glück aus der Welt. Denn wie Karl Schweitzer zu seiner Braut Malwine sagt: „Die Osterinsel würde, wenn er weiter lebte, seine letzte und größte Enttäuschung werden. Uns bleibt am Ende nichts, als die innere Osterinsel. Wenig, Fräulein Malwine. Aber was will der Mensch! Er muß wollen, was er kann. Nun, und dann muß einer den andern suchen, die Osterinseln müssen sich finden, sie müssen zu größern und immer größern zusammenwachsen, mitten in der Welt. Anders gehts nicht!"

Karl Schweitzer hat Recht, hat vielleicht mehr Recht, als der Dichter beabsichtigt hat. Menschen wie dieser tapfre, junge Arzt — und auf solche Menschen ist die bessere Zukunft zunächst unsers Volks und weiter der Welt angewiesen — bedürfen nicht eines Propheten wie Helmuth Adler, um von dem breiten Wege auf den engen, emporführenden zu gelangen. Unbewußt — oder wäre es doch bewußt? — verkörpert Wilbrandt in seiner Erfindung den lebendigen Protest aller starken, gesunden Naturen, die zu den Tugenden des echten Menschen auch das heilige Maß noch rechnen gegen alles maßlose, größenwahnsinnige, blind lärmende, starr einseitige Aposteltum. Es ist bewunderungswürdig, wie der Dichter in der einfachen Handlung der „Osterinsel" alle Eindrücke einer gährenden Periode zusammenfaßt. Darwin und Schopenhauer, Nietzsche und Tolstoi, die Karikaturen der Mäßigkeitsprediger und Naturheilkünstler, alle Niederschläge der modernen Hyperkultur, die irre geworden ist an sich selbst, spielen in den Roman herein. Indem der Dichter der Tragik in der Empfindung und Entwicklung des Philosophen Adler gerecht wird, ja einen Glorienschein über die treibende Kraft und das edle letzte Ziel seines Helden ergießt, richtet er streng die wilde Überhebung, die nicht im

Leben wirken will und kann, sondern mit einem gewaltsamen Bruch beginnen muß. In der Erkenntnis der Jünger über den notwendigen Ausgang des Meisters, in dem leisen Übergewicht, das die unscheinbaren Vorzüge der Mutter und der Kinder über die gewaltthätige Größe Adlers erlangen, gewinnt ein mächtiges Stück Leben und Wahrheit poetische Gestalt. Ihre künstlerische Reife und Reinheit bringt uns den herben und schweren Ernst dieser Dichtung nahe, an ihr messen wir zugleich die Höhe, die Wilbrandts Entwicklung erreicht hat.

Möglich, daß ihn das Gesetz seiner Natur vorübergehend wieder in etwas tiefer liegende Regionen des Lebens und Bildens führt, der Episodenroman „Die Rothenburger" scheint darauf hinzudeuten. Wir dürfen die Zuversicht hegen, daß der Dichter auch mit diesem innerlich mächtigen Roman aus der Gegenwart sein letztes Wort noch nicht gesprochen hat. Wie sagt er in dem schon angeführten „Gespräch, das fast zur Biographie wird"? „Ich habe nie eine Hand oder die Zunge gerührt, um »Erfolg« zu haben, und der Erfolg des Tages war mir nichts gegen den der Zeit. Diese Dichtungen haben oft lange in mir gelebt, ehe ich sie schrieb, lange im Pulte gelegen, ehe ich sie ans Licht gab; so mögen sie denn auch noch lange im Lichte leben, ehe sie wirken. Oder kam eine tot zur Welt, ich lebe ja noch, andre zu schaffen!"

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom Priesteramt der Presse. Pontifex heißt Brückenmacher; das Priesteramt ist ein Brückenbauer- oder Mittleramt. Ein solches wird allgemein der Presse zugewiesen. So weit gehen wir zwar nicht in der Schätzung dieser Großmacht wie der Bischof Ketteler, der auf die Frage, was der Apostel Paulus thun würde, wenn er heute seines Amtes zu walten hätte, geantwortet haben soll: er würde eine Zeitung gründen; wir sagen vielmehr: nein, das würde er ganz gewiß nicht thun. Aber daß unter allen heute bestehenden Priesterschaften die der Presse die einflußreichste ist, das kann allerdings nicht geleugnet werden. Die Presse hat einmal die Ergebnisse der Denkarbeit der führenden Geister den Massen und dann einem jeden die Ereignisse des Tages zu übermitteln, dadurch jeden mit jedem in Verbindung zu setzen und gemeinsames, zweckentsprechendes Handeln möglich zu machen. Es ist nun eine alte Klage, daß sie ihres Amtes oft schlecht genug walte, und täglich berechtigt sie zu dieser Klage aufs neue. Wir halten den Prager Parteitag der Sozialdemokraten bei weitem nicht für so wichtig, wie ihn die „Genossen" in ihrer gewöhnlichen Selbstüberschätzung halten; aber bedeutend wichtiger als ein Besuch des Herrn Iswolsky beim Papste, die Reise des Feldzeugmeisters David nach Cattaro und der Sieg eines ungarischen Athleten beim Wettlauf in Athen ist er ohne Frage; deshalb hat die Wiener Arbeiterzeitung Recht mit ihrem Spott darüber, daß das

Kaiserlich Königliche Telegraphenkorrespondenzbüreau am 6. die oben genannten und noch ein Dutzend solche Kleinigkeiten gemeldet, den Parteitag aber, der am 5. eröffnet worden war, nicht erwähnt hat. Wir kennen ja diese Praxis hinlänglich von unserm Wolff her, dessen Telegramme größtenteils das Lesen nicht lohnen, und der sich als Meister bewährt nur in dem, was er weise verschweigt. Aber ob das Verschweigen in solchen Fällen auch wirklich weise sei, das eben ist die Frage. Sehen wir von der heiligen Wahrheitspflicht des Priesteramts ab und nur auf den Nutzen des für die großen Nachrichtenanstalten maßgebenden Publikums, so kann diesem das Verschweigen unbequemer Thatsachen sowohl zum Nutzen wie zum Schaden ausfallen. Handelt es sich um eine Bewegung von sehr geringer Stärke, so kann der Funke durch absolute Stille zum verglimmen gebracht werden (wie ja auch mancher unbequeme Autor mit Erfolg totgeschwiegen wird), während Anblasen vielleicht einen Brand zur Folge hätte. Ist dagegen die Bewegung so stark, daß sie durch Nichtbeachtung zwar gehemmt aber nicht unterdrückt werden kann, handelt es sich dabei vielleicht gar um Lebensbedingungen der Gesellschaft, so werden dem Publikum durch solche Preßkünste Überraschungen bereitet, die nicht allein unangenehm, sondern meistens auch schädlich sind, weil man ganz unvorbereitet in eine neue Lage versetzt wird.

Dasselbe wie vom verschweigen gilt natürlich auch vom verkleinern und vergrößern, vom fälschen und färben. Was für Überraschungen haben sich die Parteien nicht durch ihre zu solchen Künsten nur allzu bereite Presse seit dreißig Jahren zugezogen! Die großartigste von allen war vielleicht der Ersatz Falks durch Puttkamer im Jahre 1879. Die liberale Welt Deutschlands, die sich fünfzehn Jahre lang in ihrer journalistischen Selbstbespieglung für die Welt überhaupt angesehen und nicht etwa bloß die katholische Kirche, sondern das Christentum als einen Leichnam behandelt hatte, wollte ihren eignen Augen nicht trauen und war steif und fest überzeugt davon, daß dieser usw. — man hatte sehr unparlamentarische Bezeichnungen für den durch Religion, Rechtschreibung und Polizei berühmt gewordnen Staatsmann — keine sechs Wochen auf seinem Platze bleiben könne; wer den Herren damals vorausgesagt hätte, daß sie nach weitern fünfzehn Jahren an der Spitze des Kreuzzugs für Religion, Sitte und Ordnung marschieren würden! Eine weitere große Überraschung brachten dann die Wahlerfolge der Sozialdemokratie. Die „Genossen" ihrerseits waren nicht weniger bereit, sich durch angenehme Täuschungen selbst zu betrügen, wie ihre Gegner. Sie stellten den optischen Apparat ihrer Presse so, daß sie sich viermal so groß vorkamen, als sie sind, und bauten voriges Jahr auf diese falsche Schätzung ihre Feldzugspläne. Die nächste Wirkung des Rechenfehlers besteht in einer Menge von Verurteilungen sozialdemokratischer Redakteure und in der Abänderung des sächsischen Wahlrechts. Der Verlauf des Dresdner Parteitags beweist, daß ihnen — freilich zu spät — die Augen aufgegangen sind; sie haben sich nicht von den an Größenwahnsinn leidenden Genossen zum parlamentarischen Streik verleiten lassen, durch den sie sich nur lächerlich gemacht haben würden, sondern wollen bescheidentlich genießen, was ihnen von ihrer thörichterweise verscherzten sächsischen Parlamentsherrlichkeit übrig geblieben ist.

Ein paar höchst interessante Überraschungen hat sich der deutsche Zeitungsphilister zugezogen, die, so unangenehm er sie empfinden mag, ihn doch nicht unmittelbar berühren, da sie Ereignisse des Auslands betreffen. Die eine, die italienische, haben wir vor acht Tagen beleuchtet; wer, durch die Darstellungen seines Leibblatts verführt, die letzten zwei Jahre hindurch unerschütterlich an Crispi, den

Ehrenmann, den größten italienischen Patrioten geglaubt hatte, dem mußte es ganz unbegreiflich erscheinen, wie ein hochkonservativer, altadlicher Großgrundbesitzer dazu kommen könne, die Hoffnungen und Wünsche der Radikalen, der Republikaner und der Sozialisten zu erfüllen. Nicht weniger unglaublich erscheint dem deutschen Zeitungsphilister die Thatsache, daß in Frankreich ein mit den Radikalen und den Sozialisten befreundetes Ministerium monatelang zu regieren vermag, ohne daß weder eine Revolution ausbricht noch ein Staatsstreich der „Wirtschaft“ ein Ende macht. Die beiden revolutionärsten Handlungen, deren sich das radikale Ministerium bis jetzt schuldig gemacht hat, sind ein Einkommensteuerentwurf nach dem Muster des Miquelschen (auf diese entsetzliche Ähnlichkeit hat auch der Berichterstatter der Bugetkommission, der Abgeordnete Delombre, mit dem geziemenden Abscheu hingewiesen) und die Nichtbeachtung der Mißtrauensvota des Senats. Bourgeois thut Recht daran, daß er sich vor dem Senat nicht fürchtet, denn wenn die Senatoren furchtbar wären, so würden sie nicht die wirklichen Beschwerden, die sie gegen die Regierung haben, hinter eine Interpellation wegen einer Frage der auswärtigen Politik verstecken. Bourgeois, der sich bisher sehr geschickt benommen hat, wird wahrscheinlich klug genug sein, seinen volksfreundlichen Reformeifer so weit zu mäßigen, daß er einen modus vivendi mit dem Senate findet, und das Endergebnis der „radikalen Wirtschaft“ wird nicht eine blutige Revolution sein, sondern bloß der Schluß jener schönen Periode, wo „konservative“ Politiker durch Schwindelgründungen und durch Verträge mit den Bahngesellschaften das arbeitende Volk straflos plündern, die Leiter der großen Zeitungen aber aus Bestechungs- und Erpressungsgeldern bestehende fürstliche Einkommen beziehen durften.

Ein mit Hilfe der Parteipresse erzeugter Selbstbetrug, der uns näher angeht und der gefährlich werden könnte, wenn wir eine leichtsinnige oder unwissende Regierung hätten, ist der bimetallistische. Der orthodoxe deutsche Bimetallist ist Molières eingebildeter Kranker auf dem politischen Gebiete. Wir kennen keinen ähnlichen Fall politischer Pathologie. Die Silberinteressenten*) haben uns Deutschen so lange vorgepredigt, daß wir Währungsschmerzen hätten, bis einige Millionen unsrer Landsleute — großartige Wirkung der Suggestion! — das Reißen in allen Gliedern gespürt haben und noch spüren. In einem vorzugsweise unter Landleuten und Handwerkern verbreiteten Provinzblatte lasen wir erst dieser Tage wieder von der heillosen Währungszerrüttung, an der wir leiden sollen, während doch jeder Deutsche bei jedem Griff in sein Portemonnaie und bei jeder Geldeinnahme inne wird, daß unsre Währung völlig in Ordnung, solid und beständig ist. Wer die deutschen Währungsverhältnisse früherer Zeiten — bis zum Jahre 1873 — und die andrer Länder kennt, der weiß es, daß es — mit Ausnahme Englands — nie ein Land gegeben hat, das sich zu irgend einer Zeit einer so geordneten, bequemen, festen und beständigen Währung erfreut hätte als das deutsche Reich, daß die Vereinigten Staaten allerdings an einer durch die Silberminenbesitzer verschuldeten heillosen Währungszerrüttung leiden, daß wir Deutschen jedoch von diesen amerikanischen Währungsschmerzen so wenig spüren wie von den amerikanischen Zahnschmerzen. Was aber den englischen Bimetallismus anbetrifft, so ist uns dessen Bedeutung erst durch den ausführlichen Bericht über die Währungsdebatte des Unterhauses vom 17. März klar geworden, den die Kölnische Zeitung am 7. dieses Monats gebracht hat. Mit dem prachtvollen Humor des vollendeten Egoisten, der

*) Die englischen allein — so wenigstens scheint es nach dem weiterhin erwähnten Bericht der Kölnischen Zeitung — haben sich den Spaß 60000 Pfund kosten lassen.

dem Vaterlande der großen Humoristen eigen ist, haben Balfour und seine Freunde eingestanden, daß es ihnen gar nicht einfällt, den Bimetallismus für England zu wünschen; sie wollen bloß die Ausländer dazu überreden, damit England, der Gläubiger der ganzen Welt, die Vorteile der Goldwährung allein genieße; damit nicht allein die Goldschulden des Auslands an England wie bisher in Gold verzinst werden, sondern auch die Silberschulden einen höhern Zins bringen als bisher. Die Herren Balfour und Genossen sind, wie alle Engländer, so oft sie Ausländern predigen, Füchse gewesen und haben vorausgesetzt oder wenigstens gewünscht, daß ihr Publikum aus Gänsen bestehe.

Litteratur

Angelus Silesius. Von Otto Erich Hartleben. Dresden, Georg Bondi, 1896

Auf den religiös genialen Johann Scheffler, der unter dem Pseudonym Angelus Silesius seinen berühmten cherubinischen Wandersmann herausgegeben hat, ist in jüngster Zeit wiederholt aufmerksam gemacht worden, zuletzt von Franz Kern in dem ersten Aufsatz seiner Kleinen Schriften (vergl. Grenzboten 1895, III, 536). Jetzt bietet hier einer seiner unbedingten Verehrer („so Gott — der Gott des Angelus Silesius — will," sagt er einmal in dem romantisch-burschikosen Vorwort), zu denen wir nicht gehören, eine Auswahl aus dem Wandersmann, ein Epigrammenbrevier, zusammengesetzt aus den bedeutendsten und charakteristischsten Sprüchen des tiefsinnigen Mannes, an Umfang etwa ein Zehntel des Originals. Daß er mit dieser Auslese „den ewigen Kern aus der rauhen historischen Schale herausgeschält" habe — ein Bild, das für das bloße Auslesen doch nicht recht passen will —, der Ansicht sind wir nicht, dem widerspricht nach unserm Gefühl eine kleine Anzahl mystisch-trunkner Strophen, die sich auch mit dem geläutertsten Christentum nicht in Einklang bringen lassen.

Die kleine Sammlung ist geschmackvoll ausgestattet.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der russische Sozialismus

Der russische Sozialismus ist deswegen interessant, weil er ungemein deutlich den Charakter aller russischen Kulturerscheinungen zeigt, den eines Feuerwerks, das wirkungslos verpufft. Gegenwärtig scheint er nur noch in den Köpfen einsamer Grübler zu spuken. Zu einem Rückblick auf die Bewegung benutzen wir zwei Schriften, die einander ergänzen, indem die eine einen Vertreter der bürgerlichen Gesellschaft, die andre einen Sozialisten zum Verfasser hat: Die sozialpolitischen Ideen Alexander Herzens. Von Dr. Otto von Sperber (Leipzig, Duncker und Humblot, 1894) und N. G. Tschernischewsky. Eine litterarhistorische Studie von G. Plechanow. Mit einem Porträt Tschernischewskys (Stuttgart, J. H. W. Dietz, 1894).

Politische Erwägungen — welche? mag man in den beiden genannten Schriften und in dem Artikel „Bauernbefreiung" des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften nachsehen — hatten die Versklavung der Bauern, d. h. von neun Zehnteln der Bewohner Rußlands, bewirkt, politische Erwägungen führten dann in unsrer Zeit zu ihrer Befreiung. Die Unhaltbarkeit der Zustände in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts erzeugte eine Gährung, die den revolutionären Sozialismus und den Nihilismus hervorrief; auch dieser Bewegung wurde durch den Widerspruch zwischen der von Peter dem Großen dem Volke eingepflanzten europäischen Kultur und der daneben fortbestehenden orientalischen Lebens- und Denkungsart der eigentümliche russische Charakter aufgeprägt. Wie es in einem Lande zugehen mußte, wo Katharina II. 800000, Paul 600000 „Seelen" an Günstlinge verschenken konnte (Handwörterbuch, 2. Band, S. 228), das läßt sich leicht vorstellen, und man wundert sich nicht, bei Plechanow zu lesen, daß Rußland im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wirkliche Bauernkriege, im neunzehnten aber, besonders unter Nikolaus,

noch zahlreiche kleine Aufstände mit förmlichen Schlachten zwischen Soldaten und Bauern erlebt hat, von denen wir in Europa nichts erfahren haben. Solche Aufstände, deren ja das Militär stets Herr wird, hätten nun für eine despotische Regierung weiter nichts zu bedeuten gehabt, wenn sie nicht zugleich Anzeichen eines Zustandes gewesen wären, bei dem der Dynastie die Mittel zur Aufrechterhaltung ihrer Großmachtstellung auszugehen drohten, und gleichzeitig wurde doch auch den europäisch gebildeten Russen der Anblick des barbarischen Zustandes ihres Landes immer unleidlicher. Die Regierung sah sich gezwungen, Bildungsanstalten zu gründen, zunächst zur Heranbildung eines den europäischen Verhältnissen einigermaßen entsprechenden Offizierkorps, mit der Bildung drang die Philosophie ein, Hegel beherrschte die Geister der dünnen obersten Gesellschaftsschicht, und der ungeheure Widerspruch zwischen seinem Satze, daß das jeweilen Bestehende vernünftig sei, und der so ganz unvernünftigen russischen Wirklichkeit drängte für sich allein schon in eine Richtung hinein, die später, durch den philosophischen Pessimismus verstärkt, zum Nihilismus führen mußte. Träger der oppositionellen Bewegung wurden die Rasnotschinzi (Einzahl: Rasnotschinez), die Deklassirten, d. h. die zu keinem der fünf Stände: Adel, Geistlichkeit, Kaufmannschaft, Bauern und Kleinhandwerker gehörten. Sie rekrutiren sich aus den Söhnen der Geistlichen und der Kaufleute. Während nämlich der Sohn des Adlichen ein Adlicher, der des Bauern ein Bauer bleibt und von seinem Stande getragen wird, sodaß ihm die Existenz, wenn auch oft eine recht elende, gesichert ist, hängt es beim Sohn des Geistlichen von der Berufswahl und beim Kaufmannssohn von der Bezahlung des Gildenscheins ab, ob er im Stande des Vaters bleibt. Fällt er aus diesem heraus, so ist er auf seine eignen Füße gestellt und muß nach einem Staatsamt streben oder sich als Rechtsanwalt, Arzt, Litterat usw. sein Brot zu verdienen suchen. Nur die Rasnotschinzi sind daher zu jener Regsamkeit und zur Entwicklung einer solchen Energie gezwungen, wie sie in Westeuropa schon längst allgemein ist, und die Beaumarchais, den Plechanow sehr passend (aber sehr ungenau) zitirt, seinen Figaro mit den Worten charakterisiren läßt: perdu dans la foule obscure, il m'a fallu déployer plus de science et de calculs pour subsister seulement, qu'on n'en a mis depuis cent ans à gouverner toutes les Espagnes. In diesen unruhigen Köpfen entsprangen ebensowohl die reformatorischen Ideen wie die Verschwörungen; es wimmelte von geheimen Gesellschaften, im Dekabristenaufstande (Dezember 1825), der gegen die Thronbesteigung des reaktionären Nikolaus (statt des liberalen Konstantin) gerichtet war, brach die allgemeine Unzufriedenheit gewaltsam hervor, und was die russische Zensur offen zu sagen nicht gestattete, suchte man verblümt in Romanen zu sagen; der revolutionäre Puschkin eröffnete die Reihe der großen russischen Novellisten. In den vierziger Jahren schieden sich die Geister, indem die Slawophilen in der Erhaltung und Erneuerung des altrussischen Geistes

und der Reinigung von den Ideen des „faulen Westens“ das Heil sahen, die Occidentalen oder Sapadniki dagegen sich ganz mit dem Geiste dieses Westens zu durchdringen und Rußland nach dem Muster der liberalen Staaten Europas umzugestalten strebten.

Herzen könnte man einen slawophilen Occidentalen nennen. Als Sohn eines reichen Offiziers geboren, hatte er das Volk zuerst in der Gesindestube des väterlichen Hauses liebgewonnen, büßte seine Reformfreundlichkeit mit mehrjähriger Verbannung, wurde aber durch den Zwangsaufenthalt im äußersten Osten Rußlands, in Wjatka, in seinem Urteil über die Schlechtigkeit der russischen Zustände nur bestärkt. 1847 verließ er sein Vaterland und sah es niemals wieder. Hatte er die vornehme Gesellschaft in Rußland, wo sie ja in der That nichts wert ist, gründlich verachten lernen, so flößte ihm in Paris die Bourgeoisie nicht mehr Hochachtung ein. Er fand sie gemein; er fand, daß das alte, rohe Rittertum mit seiner Schätzung der Persönlichkeit noch achtungswürdiger sei, als eine Gesellschaft, in der der Mensch nur noch als Anhängsel des Besitzes geschätzt wird. Schon ästhetisch fühlte er sich von der äußern Erscheinung der Geschäftswelt, von ihren nüchternen Häusern so angewidert, daß er ins Faubourg St. Germain übersiedelte. So lag es nahe, daß er sich den französischen Sozialisten anschloß, sein Leben der Sache der Armen, des Proletariats zu widmen beschloß, allerdings im russisch-patriotischen Sinne, und daß er St. Simon, später in England, wo er sich 1851 niederließ, Robert Owen als Meister verehrte. Er haßte jede Autorität und das Christentum, das er der Verderbnis der Moral anklagte, weil es eine Moral zur Geltung gebracht habe, die niemand befolge, die daher auch niemand ernst nehme. Nicht wenig wird es ihn in seiner Ansicht, daß von den Regierungen nichts für die Völker zu erwarten sei, bestärkt haben, wenn ihm Owen die denkwürdige Äußerung eines Intimus der Herrschenden erzählt hat. Unter den Staatsmännern, die um das Jahr 1813 nach New-Lanark pilgerten, um sich Owens Musteranstalten anzusehen, fand sich auch Gentz ein; dieser kühlte die Erwartungen, die der enthusiastische Philanthrop damals noch auf die Mächtigen setzte, mit dem offenherzigen Geständnis ab: „Wir wünschen gar nicht, daß die Massen wohlhabend und unabhängig werden, wie könnten wir sie sonst beherrschen?“ Herzens Ideal war deshalb die Auflösung der Staaten in republikanisch eingerichtete Kommunen, doch so, daß die Kommunen eines Landes durch eine Kanzlei für gemeinsame Angelegenheiten mit einander verbunden blieben und jedem Volke sein nationaler Charakter gewahrt werde. Welchen beispiellosen Einfluß er in Rußland durch sein Blatt „Kolokol“ übte, und daß er ihn plötzlich an die von Katkow vertretene Gegenpartei verlor, als er 1863 für die Polen eintrat, ist bekannt; vor seinem Tode (1870) war er schon politisch tot.

Nikolaus Gawrilowitsch Tschernischewsky wurde 1829 als Sohn eines

Dompriesters zu Saratow geboren. Nach Vollendung seiner Studien ward er als Lehrer am Kadettenkorps in Petersburg angestellt, versah eine Zeit lang eine Lehrerstelle am Gymnasium seiner Heimat, kehrte jedoch bald nach Petersburg zurück, wo er anfangs noch in der Kadettenanstalt Stunden gab, allmählich aber zur Publizistik überging. Er setzt sich nun den Lebenszweck, seinem Volke zu dienen nach dem Vorbilde Bjelinskys, den Plechanow den russischen Lessing nennt. Nicht nach dem Beispiele der großen Gelehrten, eines Leibniz, Newton oder Faraday, die der Wissenschaft im allgemeinen dienten, will er wirken, sondern sich auf das beschränken, was das Wohl seines Vaterlandes zu fordern scheint. Auch in der Form nimmt er sich Bjelinsky zum Vorbild, insofern dieser die stärksten Dinge so fein zu sagen verstanden hatte, daß ihn die Zensur nicht fassen konnte. Er wurde zuerst Mitarbeiter des Sowremennik (Zeitgenossen), dann seit 1859 Leiter des politischen Teils dieses Blattes, den er großenteils allein schrieb, weil sonst die übrigen, sehr unfähigen Mitarbeiter nur dummes Zeug geschrieben hätten. Trotz seines guten Vorsatzes wurde er doch, wie das die Polemik so mit sich bringt — und er handhabte sie als Meister der Ironie mit Lust —, mit der Zeit so radikal, daß sich fast alle seine guten Freunde von ihm lossagten, unter andern auch Turgenjew und Herzen. Ihn selbst konnte Turgenjew allenfalls noch leiden, aber seinen noch schärfern Gehilfen Dobroljubow gar nicht; Sie, sagte er ihm öfter, sind eine gewöhnliche Schlange, Dobroljubow aber ist eine Brillenschlange. In der Philosophie war Tschernischewsky ein Schüler und Anhänger Feuerbachs, Feind des Dualismus, davon überzeugt, daß der Mensch und seine Handlungen Erzeugnisse des „Milieu" seien, aber trotzdem mehr Rationalist als Materialist, indem er der absichtlichen Berechnung einen ungebührlich hohen Einfluß beimaß und sogar auch den Zufall nicht ausschloß. Als Ästhetiker gab er eine Definition des Schönen, die einen sehr entwicklungsfähigen Keim enthält: das Schöne ist das Leben. Seine volkswirtschaftlichen Kenntnisse schöpfte er vorzugsweise aus John Stuart Mill und Proudhon. Für seine politischen Ansichten ist besonders folgende Äußerung charakteristisch: „Bei den Liberalen und den Demokraten*) sind die Wünsche und die leitenden Beweggründe wesentlich verschieden. Die Demokraten beabsichtigen das Übergewicht der höhern Klassen über die niedern im Staatsmechanismus möglichst aufzuheben; sie wollen einerseits die Macht und den Reichtum der höhern Klassen vermindern, andrerseits den niedern Klassen mehr Einfluß und Wohlhabenheit verschaffen. Auf welchem Wege aber die Gesetze in diesem Sinne zu ändern sind und die neue Gesellschaftsordnung zu stützen ist, das bleibt ihnen beinahe ganz gleich. Die Liberalen dagegen werden nie zugeben, daß die niedern Klassen

*) Die Rücksicht auf die Zensur nötigte ihn, Demokraten zu schreiben, wo er Sozialisten meinte.

das Übergewicht in der Gesellschaft bekommen, weil diese Klassen infolge ihrer Unwissenheit und Armut sich gleichgiltig gerade gegenüber den der liberalen Partei am nächsten liegenden Interessen verhalten, nämlich gegenüber dem Rechte der freien Meinungsäußerung und der konstitutionellen Ordnung. Für einen Demokraten steht Sibirien, wo das gemeine Volk im Wohlstand lebt, weit höher als England, wo der größte Teil des Volkes bittere Not leidet. Von allen politischen Verfassungen ist der Demokrat nur einer einzigen unversöhnlich feind, der Aristokratie; ein Liberaler dagegen meint fast immer, die Gesellschaft könne nur bei einem gewissen Grade von Aristokratismus eine liberale Verfassung erhalten." Die Verhältnisse sind eben in Rußland anders als im Westen. Bei der Unbildung der dortigen Massen mag es sein, daß sie sich um politische Rechte nicht kümmern, und daß dieses der nächste Grund für die Liberalen ist, von diesen Massen und ihren Führern nichts wissen zu wollen. Die Liberalen des Westens dagegen sind von vornherein selbst Aristokraten, Vertreter von Besitz und Bildung gewesen und von den konservativen Aristokraten nur dadurch verschieden, daß sie, abgesehen von den ersten englischen Whigs, ihr Vermögen mehr im Handel und in der Industrie angelegt hatten als im ländlichen Grundbesitz; und da ihr Reichtum auf dem Ausschluß der Massen von der Wohlhabenheit zu beruhen scheint, so glauben sie diese nicht zu Wohlhabenheit gelangen lassen zu dürfen. Sie bedurften aber zur Erreichung ihres politischen Zieles, einer Verfassung, die ihnen den maßgebenden Einfluß auf die Gesetzgebung sichern sollte, der Massen, haben daher diesen zu Bildung und zu politischem Einfluß verholfen und sich dadurch in einen unlöslichen Widerspruch mit sich selbst verwickelt, aus dem sie trotz aller verzweifelten Anstrengungen nicht mehr herauskönnen.

Es versteht sich, daß Herzen und Tschernischewsky die große Wendung, die sich mit der Aufhebung der Leibeigenschaft vollziehen zu wollen schien, begeistert begrüßten, hatten sie doch selbst darauf hingewirkt. Der Krimkrieg hatte die Hilflosigkeit des autokratisch regierten Rußlands in einem Grade enthüllt, daß sich niemand die Alternative, vor der man stand: Reform oder Untergang, verhehlen konnte. Das Offizierkorps taugte nichts, es gab keine Möglichkeit, ein Heer gehörig mit Lebensmitteln und Munition zu versorgen, weil die ganze Verwaltung korrumpirt war und der Transport unerschwingliche Kosten verursachte, das Jahr 1855 ergab ein Defizit von 262 Millionen Rubel, das nächste Jahr ein noch größeres, und die Steuerkraft nahm stetig ab. Der Nachfolger des unglücklichen Nikolaus entschied sich für die Reform und faßte den kühnen Gedanken der Aufhebung der Leibeigenschaft, vielleicht des größten Befreiungswerkes aller Zeiten, wodurch über 80 Millionen Menschen aus Sachen, die sie de jure waren, mit einem Schlage in Personen verwandelt worden sind. Am 20. November 1857 erließ Alexander II. an den Wilnaischen Generalgouverneur Nasimow den Befehl, Maßregeln „zur Ver-

besserung der Lage der Bauern" einzuleiten, im Januar 1861 gelangte der Emanzipationsentwurf an den Reichsrat, am 19. Februar desselben Jahres wurde er vom Kaiser bestätigt und am 5. März verkündet. Man habe, meint der Deutschrusse Johann von Keußler im Handwörterbuch der Staatswissenschaften (II, 239), das Befreiungswerk verfrüht und radikal genannt, aber „die Schaffung eines Rechtszustandes für eine ganze Bevölkerungsgruppe kann nie zu früh erfolgen; radikal war die Neuerung jedenfalls, aber sie mußte es sein, da sie verspätet eintrat — die natürliche Folge jeder verspäteten Reform." Wären nicht alle frühern Reformversuche an dem Widerstande des Adels gescheitert, so hätte stufenweise vorgegangen werden können. So kam das Ereignis allerdings ganz unvorbereitet, selbst am Vorabend glaubte der Adel noch gar nicht an die Möglichkeit. „Es rächte sich denn auch hier die Knebelung des gedruckten Wortes." Da wir einmal Keußler angeführt haben, wollen wir gleich noch beifügen, wie er über den Erfolg urteilt. Heilsam habe die Maßregel ohne Zweifel gewirkt, das beweise die gestiegne Steuerkraft, der gestiegne Reichtum des Landes, der gestiegne Bodenwert und der vermehrte Anbau. Aber wenn man auch den beiden Lagern, die Wehe rufen über das gegenwärtige Elend Rußlands, dem der adlichen Gegner der Bauernbefreiung und dem der Revolutionäre, gleich fern stehe, so müsse man doch bekennen, daß nur bescheidne Erwartungen in Erfüllung gegangen, und daß die Wirkungen der Bauernbefreiung in Rußland hinter denen in Deutschland und Frankreich weit zurückgeblieben seien. Die Schuld, daß die Maßregel teilweise erfolglos war, liege einmal daran, daß die Leitung der Ausführung der Emanzipationsgesetze in die Hände der Gegner der Befreiung geraten sei (die u. a. die den Bauern gesetzlich zugesprochnen Landanteile zu verkleinern verstanden), dann an dem Gesamtzustande des russischen Staats und Volks. Weit kräftiger treten die Wirkungen des Befreiungswerkes in den baltischen Provinzen hervor, deren Bauernschaft sich der Leitung und des Beispiels tüchtiger deutscher Rittergutsbesitzer erfreut, und die übrigens, wie sie von jeher ihr eignes Agrarrecht gehabt haben, so auch durch besondre, mit dem großen Emanzipationswerke Alexanders nicht zusammenhängende Gesetze die Leibeigenschaft losgeworden sind.

Herzen sah in der Aufhebung der Leibeigenschaft den Anfang der Verwirklichung seines Ideals: eines aus dem russischen Mir hervorwachsenden, von der Bevormundung durch die Büreaukratie und den Gutsherrn befreiten geläuterten Kommunismus. Seitdem Haxthausen den Mir entdeckt und seine merkwürdige Entdeckung der vornehmen Welt Rußlands, der die Zustände des eignen Volks unbekannt gewesen waren, mitgeteilt hatte, schwärmten alle Slawophilen für diese nationale Einrichtung, und Herzen sah in ihr die Bestätigung seiner dem Westen entnommnen sozialistischen Theorie. Das Ziel der sozialen und politischen Entwicklung, meinte er, sei die Harmonie von Sozialismus und Individualismus. Der asiatische Osten habe vielfach die ursprünglichen

kommunistischen Einrichtungen bewahrt, sei aber der Erstarrung verfallen. Der Westen habe sich ganz und gar dem Individualismus ergeben. Die dazwischen wohnenden Slawen hätten sich den Kommunismus bewahrt, seien aber entwicklungsfähig geblieben. Es gelte nun, ihnen das erforderliche Maß individueller Freiheit zu verschaffen, so könnten sie die Führer werden auf dem Wege zum Idealzustande: durch eine Zentralbehörde für gemeinsame Angelegenheiten verbundne nationale Gruppen kommunaler Republiken. Auch die Verfassung des russischen Handels fand er ganz ausgezeichnet für diesen Zweck, daß nämlich der Warenaustausch vorzugsweise auf Jahrmärkten erfolge (was in einem geringern Umfange der Fall ist, als er es sich dachte), und daß die Kaufleute ihre Waren den Konsumenten an Ort und Stelle brächten; denn Großstädte als feste Mittelpunkte des Verkehrs zögen alles an sich und entvölkerten das Land. Er rühmte die versittlichende Wirkung der russischen Gemeindeverfassung und sah ihren hauptsächlichsten sozialen Nutzen darin, daß sie jedem ein Recht auf Land verleihe und so kein Proletariat aufkommen lasse. Auch auf die Artelle berief er sich, in denen die Russen ihre Befähigung für das Genossenschaftsleben noch weiter bewiesen.

Wissenschaft und Erfahrung haben diese slawophilen Vorstellungen vielfach berichtigt und die auf den Mir gesetzten Erwartungen herabgestimmt. Der Kommunismus (siehe Keußlers Artikel „Mir" im vierten Bande des Handwörterbuchs) ist bei den Slawen keineswegs das ursprüngliche, wenigstens nicht das älteste in der geschichtlichen Zeit. Die slawischen Markgenossenschaften haben sich in nichts von den germanischen unterschieden und die Zuteilung vererbbarer Hufen an die einzelnen Familien nicht ausgeschlossen. Die heutige Form des russischen Gemeinbesitzes mit den häufigen Neuverteilungen ist keineswegs aus der südslawischen Sadruga (Familiengemeinschaft) entstanden, die übrigens auch bei den Serben nicht die einzige bäuerliche Lebensform ist, sondern eine ziemlich junge Kunstschöpfung der Büreaukratie. Nach Einführung der Leibeigenschaft fanden es sowohl die Staatsbeamten wie die Gutsherren bequem, sich bei Eintreibung der Steuern und bei der Forderung der Frohnden an die Gemeindevorsteher zu halten, statt an jeden einzelnen Bauer, und so erzwangen sie die Solidarhaft, die wiederum das Recht auf Land, also die neue Verteilung beim Wachsen der Familie erzwang; denn die Beamten setzten die zu zahlenden Beträge nach der Zahl der „Steuerseelen" fest, und wenn die Steuerseele zahlen sollte, so mußte sie Land haben. In älterer Zeit hatte kein Recht auf Land bestanden, war freilich auch keins nötig gewesen, denn wo man die Sache hat, braucht man kein Recht darauf; ebenso wie in Germanien, hatten die überschüssigen jungen Bauern durch Besiedlung von Unland neue Gemeinden gegründet. Übrigens ist nicht Landmangel, sondern nur das neuere Recht daran schuld, daß man nicht bei dieser Praxis geblieben ist. Der Staat hat allein im europäischen Rußland noch über 151 Millionen Dessätinen zur

freien Verfügung. Er sucht auch das Bedürfnis mit dem bestehenden Recht in Einklang zu bringen, indem er eine Bauernbank für innere Kolonisation gegründet hat. Der Mir beginnt sich aufzulösen, nachdem die Emanzipation den Bauern eine größere Bewegungsfreiheit verschafft hat; die tüchtigern Landwirte sehen natürlich in der Abhängigkeit von der Gemeinde eine Fessel, die sie an der Verbesserung ihrer Wirtschaft hindert.

Tschernischewsky, der doch ein leidenschaftlicher Sapadnik war und die Redensart der Slawophilen vom faulen Westen verhöhnte, schwärmte ebenfalls eine Zeit lang für den Mir. Auch er sah darin ein Mittel, die Entstehung eines Proletariats zu verhindern, und außerdem glaubte er den Gemeinbesitz durch die Hegelsche Dialektik gerechtfertigt; da nämlich die Synthesis eine Rückkehr zur Thesis ist, die dritte Entwicklungsstufe die erste in sich aufnimmt, so muß auch der (vermeintlich) ursprüngliche Agrarkommunismus wieder aufleben; und was schadet es, dachte er, wenn wir hier in Rußland die zweite Stufe, das Privateigentum an Grund und Boden, überspringen? Doch dauerte seine Begeisterung für den Mir und für die Bauernbewegung nicht lange. Sehr bald wurde er mit dem Gange der Dinge unzufrieden. Er beklagte es als ein Unglück, daß die Reform die Revolution vereitle, die er für unbedingt notwendig hielt, und der polnische Aufstand brachte auch ihn, der er gleich Herzen mit den Polen sympathisirte, zu Fall. Die Slawophilen benutzten die Gelegenheit, eine nationale Erregung hervorzurufen, und das gedankenlose Publikum lief einfach aus dem Lager Herzens in das Katkows über. Tschernischewsky bot durch seine leidenschaftliche Sprache und durch Verbreitung von Flugschriften der Regierung Handhaben, sein Blatt wurde unterdrückt und er selbst verhaftet, auf Grund eines gefälschten Briefes Herzens, wie Plechanow behauptet. Im Gefängnis schrieb er den Roman „Was thun," der aufs neue den Zorn der konservativen Kreise erregte, weil darin die Ehe angegriffen wird. Auch Herzen verteidigte die freie Liebe und machte es Proudhon, dessen soziale und volkswirtschaftliche Ansichten er teilte, zum Vorwurf, daß er an der Einehe in ihrer strengsten Form festhielt. Tschernischewsky wurde 1864 zu vierzehnjähriger Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken und nachherigem lebenslänglichem Aufenthalt in Sibirien verurteilt. Die Vollstreckung des Urteils begann am 13. Juni mit der Verlesung des Urteils auf dem Mystinskyplatz, wo der Verurteilte an den Pranger gestellt war und die Zerbrechung des Degens und die feierliche Fesselung über sich ergehen lassen mußte. Ein Blumenstrauß fiel auf das Schafott, und Äußerungen der Sympathie für den Verurteilten wurden laut. Nach siebenjähriger Zwangsarbeit wurde er in Wiljuisk im Regierungsbezirk Jakutsk angesiedelt, und 1884 erlaubte man ihm, sich in Astrachan niederzulassen. Er kam an Geist und Körper gebrochen dahin, arbeitete zwar noch fleißig, brachte aber nichts bedeutendes mehr zu stande. Der alte Tschernischewsky sei durch das Urteil

des Senats gemordet worden, schreibt Plechanow, ob er auch leiblich gestorben ist, ist aus dem Buche nicht zu ersehen.

Der wesentliche Unterschied der europäischen Kultur von dem Zustande der asiatischen Despotien, zu denen Rußland bis auf den heutigen Tag gehört, besteht darin, daß in Europa, vom alten Hellas anzufangen, die Kultur immer vom ganzen Volke getragen worden ist, abgerechnet solche Perioden, wie sie jedes europäische Volk von Zeit zu Zeit durchmacht, wo entweder eine zu rasche Volksvermehrung oder ein zu rascher Fortschritt der Erkenntnis in den obern Schichten den untern das Nachkommen schwer macht. Im allgemeinen aber sind die Ideen, die wichtigsten Kenntnisse und die Bildungsmittel immer das Gemeingut aller: alle nehmen lebhaften Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten; werden einer niedern Schicht politische Rechte vorenthalten, so sucht sie solche zu erringen, und nie erstirbt auch in den untersten Schichten das Streben, emporzukommen und an den geistigen und materiellen Gütern der obern teilzunehmen. So hat bei uns das Leben immer ausgesehen, und dieses immerwährende Emporstreben und diese Kämpfe bilden den Hauptinhalt der Weltgeschichte. Im Osten, in Rußland wenigstens, ist es nicht so; das geistige Leben bleibt auf die obersten Schichten der Bevölkerung beschränkt, die ungeheure träge Masse wird von Ideen wenig bewegt, versteht nicht, was in den Köpfen der Studirten vorgeht und nimmt daher auch an deren politischen Bestrebungen keinen Anteil, sondern empört sich nur zuweilen gegen augenblicklich empfundnen Druck, ohne klare politische Ziele im Auge zu haben und diese planmäßig zu verfolgen. Eben deswegen müssen die revolutionären Bestrebungen der studirten Russen meteorartig vorübergehen; sie können die Masse nicht ergreifen und können nicht zu Parteibildungen führen, in denen das ganze Volk thätig wird, wie bei uns. Man wird dasselbe von allen andern geistigen Bestrebungen sagen dürfen; wenn von Leistungen der russischen Kunst und Wissenschaft die Rede ist, darf man nie vergessen, daß diese vereinzelten Leistungen noch lange kein Beweis für die höhere Kultur Rußlands sind; so zahlreich sie sein mögen, ihre Gesamtzahl verschwindet gegenüber einer Seelenzahl von hundert Millionen. „Weder die russischen Sozialisten, schreibt Plechanow, mit ihrer Unzahl von Fraktionen und Richtungen, noch die legale russische Kritik und Publizistik haben einen einzigen Schritt vorwärts gethan, seitdem Tschernischewskys litterarische Thätigkeit aufgehört hat.“ Und Tschernischewsky selbst dachte sehr gering von dem Bildungsstande und von den Fähigkeiten seiner Landsleute. „Er stellte die russische Litteratur zu niedrig, um einen hervorragenden Platz in derselben als ehrenvoll zu betrachten.“ Man muß lachen, wenn die Slawophilen die Russen als ein junges, „frisches“ Volk dem „abgelebten“ Westen gegenüberstellen. Gerade die Frische ist es, die ihnen fehlt. Wirken doch alle russischen Romane durch die Schlappheit und Kraftlosigkeit der darin auftretenden Personen niederdrückend, lähmend, pein-

lich. Auch Tschernischewsky bemerkte das an den Helden Turgenjews, und das war es wohl, was ihn veranlaßte, zu behaupten, die russischen Knaben würden allerdings, wenn sie am Leben bleiben, erwachsene Menschen männlichen Geschlechts, aber Männer würden sie niemals. Vielleicht, wenn alle Illusionen der Panslawisten verflogen sein werden, sprechen die Russen noch einmal zu einem Nachbarvolke, wie nach Nestors Chronik ihre Vorfahren zu den skandinavischen Warägern gesprochen haben sollen: Unser Land ist groß und fruchtbar, aber es ist keine Ordnung darin, kommt und herrscht über uns!

Die Lebensgeschichte Tschernischewskys bildet nur die kleinere Hälfte von Plechanows Buche; die größere ist einer Kritik des Hauptwerkes des Helden gewidmet: einer mit kritischen Anmerkungen versehnen Übersetzung von John Stuart Mills Grundsätzen der politischen Ökonomie. Diese Arbeit Plechanows ist deswegen sehr beachtenswert, weil in seiner Kritik des utopistischen Sozialismus — er charakterisirt Tschernischewsky als einen Utopisten, wenn auch als einen sehr kritischen und besonnenen — ganz deutlich hervortritt, in welchen Stücken auch der „wissenschaftliche Sozialismus," den er selbst als orthodoxer Marxist vertritt, noch utopistisch ist. Wir wollen die zwei Hauptpunkte hervorheben.

Die bürgerliche Ökonomie, führt er aus, sei anfänglich, bis auf Ricardo, ehrlich und konsequent, daher wirklich wissenschaftlich gewesen, weil sie, die Relativität der wirtschaftlichen Naturgesetze verkennend, an die Unerschütterlichkeit der auf Naturgesetzen beruhenden bestehenden Wirtschaftsordnung glaubte. Als nun die Sozialisten zu zeigen anfingen, daß die in der kapitalistischen Periode geltenden Naturgesetze keineswegs die wirtschaftlichen Gesetze überhaupt seien, und daß in andern Perioden andre Gesetze gegolten hätten und gelten könnten, als die Arbeiterbewegung die bestehende Ordnung ins Schwanken zu bringen drohte, da wurden die bürgerlichen Ökonomen teils unehrlich, teils ängstlich; die unehrlichen, wie Malthus, fälschten die Thatsachen, die ängstlichen, wie Roscher, verlegten sich auf die „historische Methode," d. h. sie beschränkten sich auf das unkritische Anhäufen von Thatsachen und überließen den Gedankenfortschritt den Sozialisten. Diese, d. h. Marx und Engels, haben die beiden Aufgaben gelöst, die Smith und Ricardo zu lösen übrig gelassen hatten, nämlich erstens die Lücken des alten Systems auszufüllen und zweitens zu einer richtigen, wissenschaftlichen Auffassung der gesamten Wirtschaftsgeschichte der Menschheit und folglich auch der geschichtlichen Rolle der kapitalistischen Wirtschaft vorzudringen. Diese wissenschaftliche Auffassung besteht in der Erkenntnis, daß die jeweilige Wirtschaftsordnung auf der Stufe der Produktivität der Arbeit beruht, die man eben erreicht hat, und mit Notwendigkeit aus der Produktionsweise hervorgeht. Um zu produziren, treten die Menschen in bestimmte Beziehungen und Verhältnisse zu einander, die Art und Gestalt dieser Verhältnisse aber hängt ganz und gar nicht von ihrem Willen, sondern von

den ihnen zur Verfügung stehenden Produktionsmitteln ab. (So z. B. können sich die Menschen in der gewöhnlichen Schmiede je zwei und zwei zu einem Wirtschaftsbetrieb vereinigen, der Dampfhammer dagegen schafft sich eine ganze industrielle Hierarchie.) Demnach verändern sich die gesellschaftlichen Verhältnisse in dem Maße, wie sich die Menschen die Natur dienstbar machen. „Mit der Erfindung der Feuerwaffe, schreibt Marx, änderte sich notwendig die ganze innere Organisation der Armee, verwandelten sich die Verhältnisse, innerhalb deren Individuen eine Armee bilden und als Armee wirken können, änderte sich auch das Verhältnis der verschiednen Armeen zu einander [dieselbe Wirkung hat bekanntlich in unsrer Zeit die Vervollkommnung der Feuerwaffen hervorgebracht]. Ebenso verhält es sich mit der Gesellschaft als einer Produktionsgemeinschaft. Die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse bilden das, was man die Gesellschaft nennt, und zwar eine Gesellschaft auf einer bestimmten Entwicklungsstufe und mit eigentümlichem Charakter. Die antike Gesellschaft, die feudale Gesellschaft, die bürgerliche Gesellschaft sind solche Gesamtheiten von Produktionsverhältnissen, deren jede zugleich eine besondre Entwicklungsstufe in der Geschichte der Menschheit bezeichnet."

Die ersten Sozialisten, wie Fourier, verkannten diese vom menschlichen Willen und von menschlicher Berechnung unabhängige Entwicklung der Gesellschaft. Sie erdachten ein Seinsollendes, ein Idealbild der Gesellschaft und meinten, nur Gedankenlosigkeit und Unwissenheit seien daran schuld gewesen, daß die Menschen dieses Ideal nicht längst verwirklicht hätten. Aufgabe derer, die die einzig vernünftige Gesellschaftsordnung erkannt haben, ist es also, ihre Mitmenschen von der Vernünftigkeit des Ideals zu überzeugen; ist sie allgemein anerkannt, so werden die Menschen nicht zögern, das als gut erkannte zu verwirklichen. Und damit das Zukunftsbild locke, muß man den Leuten vor allem begreiflich machen, daß die vernünftige Gesellschaftsordnung die Erfüllung aller Wünsche bedeutet. „Sie sind geizig und habgierig, Sie hätten nicht übel Lust, Wucher zu treiben. Gut, helfen Sie uns die neue Ordnung einführen, so werden Sie von Ihrem Kapital ohne Schädigung Ihrer Mitmenschen Zinsen bekommen, von denen in der heutigen Gesellschaft keine Rede sein kann. Sie lieben Abwechslung in der Liebe; gut! in der Zukunftsgesellschaft werden die launenhaftesten Liebesneigungen die vollste Befriedigung finden usw." So haben diese Utopisten ihren beschränkten Verstand mit dem *νοῦς* des Anaxagoras, der die Welt regiert, verwechselt. Sie halten es daher auch für notwendig, alle Einzelheiten der von ihnen vorgeschlagnen Gesellschaftsordnung im voraus zu bestimmen. „Dem materialistischen Sozialisten dagegen kommt es darauf an, die allgemeine Richtung der ökonomischen Entwicklung vorauszusehen. Die Einzelheiten der zukünftigen gesellschaftlichen Verhältnisse interessiren ihn nicht, schon deshalb nicht, weil diese Einzelheiten durch wirtschaftliche Bedingungen werden bestimmt werden, die sich schlechterdings nicht voraus-

sehen lassen. Und da der materialistische Sozialist außerdem weiß, daß nicht das Bewußtsein der Menschen die jeweiligen Formen der gesellschaftlichen Verhältnisse hervorbringt, sondern umgekehrt diese die Bewußtseinsformen hervorbringen, so kann er sich ruhig auf die belehrende Macht der ökonomischen Notwendigkeit verlassen. Die Menschheit stellt sich überhaupt nur solche Aufgaben, zu deren Lösung die ökonomischen Bedingungen bereits heranreifen. In der Gegenwart besteht die Aufgabe der Sozialisten lediglich darin, das Proletariat zu organisiren und es über die allgemeinen ökonomischen Bedingungen seiner Befreiung aufzuklären.“ An einer andern Stelle schreibt Plechanow: „Jeder ist Utopist, der nicht die objektiven historischen Daseinsbedingungen des Volkes, sondern seine persönlichen oder die sogenannten Volksideale zum Ausgangspunkte seiner öffentlichen Thätigkeit macht.“

Das alles ist richtig bis auf zwei Punkte. Abgesehen davon, daß auch der „wissenschaftliche“ Sozialist Bebel noch eine Utopie geschrieben hat, sind diese wissenschaftlichen Herren sämtlich darin Utopisten, daß sie den Umschlag der kapitalistischen Gesellschaftsordnung in die kommunistische voraussagen und meinen, dieser Umschlag werde durch den Sieg des Proletariats herbeigeführt werden. Den Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Gesellschaft und der Steigerung der Produktivität der Arbeit, ferner die Widersprüche zwischen dem gegenwärtig erreichten Grade der Produktivität der Arbeit und unsrer Produktionsordnung aufgedeckt zu haben, das ist ihr Verdienst, aber der Schluß, daß die Harmonie zwischen Produktivität und Produktionsordnung durch die Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln werde hergestellt werden, ist übereilt, und die Rolle, die man dem Proletariat dabei zugedacht hat, widerspricht dem Augenschein, der da lehrt, daß das Proletariat der Gesamtheit der andern Klassen gegenüber ohnmächtig ist. Den viel besprochnen Widerspruch zu heben, daran arbeiten beständige Umwandlungen der Produktionsordnung, und was schließlich dabei herauskommen wird, das kann niemand voraussehen. Die von den Sozialisten aufgedeckten Wahrheiten aber sind von Rodbertus und Wagner in die deutsche Wissenschaft eingeführt worden und werden, so sehr sich auch gewisse Kreise dagegen sträuben, endlich durchdringen und ihre Wirkung nicht verfehlen, namentlich die Wahrheit, daß die Produktion von der Verteilung abhängt. Aus dieser Wahrheit folgt hauptsächlich zweierlei: erstens, daß jede Erhöhung des Einkommens der untern Schichten, die ja die Masse bilden, der Produktion zu gute kommt, daß es das Arbeitereinkommen und nicht das „Kapital“ ist, was die Produktion befruchtet; zweitens, daß der heutige Zustand des ländlichen Grundbesitzes bei uns unnatürlich ist. Die volkswirtschaftliche Aufgabe des ländlichen Grundbesitzes besteht in der Versorgung des Volkes mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen. Natürlich erfüllt er diese Aufgabe desto besser, je billiger er die Rohstoffe und Nahrungsmittel liefert. Sie billig zu liefern, verbietet ihm aber

das hohe Anlagekapital, das bei uns zum Betrieb der Landwirtschaft notwendig ist. Wie dem abzuhelfen sei, haben die Grenzboten schon öfter dargelegt. Plechanow meint, der wissenschaftliche Sozialismus werde in Rußland nicht verstanden, weil die dortigen Produktionsverhältnisse um ein halbes Jahrhundert (nicht vielmehr um viele Jahrhunderte?) hinter den westeuropäischen zurückgeblieben seien. Nun, soweit auch die unsern fortgeschritten sein mögen, bei der Katastrophe sind sie noch lange nicht angelangt, und niemand weiß, ob sie je dabei anlangen werden. Unsre Verhältnisse sind so, daß sie die marxistische Lehre hervortreiben mußten, und daß jedermann verstehen kann, was Marx und Engels gemeint haben; aber, wie gesagt, die Schlüsse auf die Zukunft, die sie aus der ziemlich richtig erkannten Gegenwart gezogen haben, sind teils übereilt, teils falsch.

Der andre Fehler ist der Materialismus ihrer Geschichtserklärung. Daß die gesellschaftlichen Verhältnisse, darunter auch die Staatsverfassungen, größtenteils und die Ideen der Menschen zu einem großen Teil durch die jeweilig erreichte Produktivität der Arbeit bestimmt werden, ist richtig, aber daß es keine mitbestimmenden ideellen Ursachen gebe, ist falsch. Die ideellen Ursachen sind zwar zum Teil, aber nicht durchweg ideologisch, wie es die Sozialisten nennen. Den mohammedanischen Fanatismus zum Beispiel, der in unsern Tagen in Zentralafrika ein wenn auch nur kurzlebiges Reich aufgerichtet hat, als ein Erzeugnis der afrikanischen Produktionsweise zu bezeichnen, würde ebenso lächerlich sein, wie das Unterfangen der Sozialisten lächerlich ist, die Entstehung des Christentums aus den Produktionsverhältnissen des römischen Reiches zu erklären. Was sind gesellschaftliche Einrichtungen? Darauf antwortet Plechanow Seite 163: „Sie sind der juristische Überbau, der sich auf einer gegebnen ökonomischen Basis erhebt.“ Daher, heißt es weiter, müßten fehlerhafte gesellschaftliche Einrichtungen nicht deswegen getadelt werden, weil sie mit einem Ideal, sondern weil sie mit der erreichten Stufe der Produktivität der Arbeit in Widerspruch stehen. Nun, unsre Justiz wird sehr häufig von den Sozialdemokraten getadelt. Aber nicht bloß deshalb, weil sie mitunter die Arbeiter hindert, ein höheres Einkommen zu erstreben und hierdurch die Ausnutzung der erreichten Produktivität der Arbeit zu fördern, sondern auch, und sogar meistens deshalb, weil die gerichtlichen Urteile häufig ungerecht sind, wie in jenem Lager — ob mit Recht oder mit Unrecht, mag dahingestellt bleiben — behauptet wird. Die Sozialdemokraten erkennen also die sittliche Idee der Gerechtigkeit als eine vom ökonomischen Prozeß unabhängige Macht an, und wer eine Idee anerkennt, der erkennt alle andern an. Die Ideen sind also auch nach dem Bekenntnis der Sozialdemokraten nicht bloß Trugbilder, Spiegelungen ökonomischer Thatsachen, sondern wesenhafte Mächte.

Landwirtschaftliche Reinerträge

In einem niederschlesischen Bauerndorfe geboren und mit aufrichtiger Liebe an meiner Heimat hängend, habe ich mit besonderm Interesse wahrgenommen, wie die agrarische Bewegung von den Bauern meines Geburtsorts aufgenommen worden ist. Die Leute sind für jede Art von Agitation schwer zugänglich. Im besten Sinne wirtschaftlich und politisch konservativ, haben sie es verstanden, die alte Grundbesitzverteilung, überhaupt die ganze soziale Gliederung in der Gemeinde auch den Stürmen der drei letzten Jahrzehnte gegenüber zu erhalten, ohne deshalb in dem technischen Betrieb ihrer Wirtschaften oder auch in ihrer ganzen Lebensweise bemerkbar zurückgeblieben zu sein. Natürlich leiden sie unter den niedrigen Getreidepreisen, wie ihre Väter und Großväter in den zwanziger Jahren auch darunter gelitten haben, aber wie es diese damals verstanden, sich in schlechten Zeiten nach der Decke zu strecken, so verstehen sie das heute auch, zumal da ihre dem Notstande angepaßte Lebensweise immer noch besser ist, als es die der Väter selbst in den guten Zeiten der fünfziger Jahre war.

Unter solchen Umständen ist es nun sehr beachtenswert, daß die agrarische Agitation auch bei diesen Leuten wenigstens nach einer Richtung bereits zu wirken angefangen hat. Gerade einige der reichen und unverschuldeten Besitzer schwören heute auf die bekannte Agitationsformel, daß der Boden die Bewirtschaftung nicht mehr lohne, und daß von einem landwirtschaftlichen Reinertrag auch für den unverschuldeten Besitzer nicht mehr die Rede sein könne. So wie die Verhältnisse in dieser Gemeinde liegen, erscheint das fast unglaublich. Jedes Wirtschaftsjahr in jeder Wirtschaft beweist dem unbefangnen, praktischen Manne die Unrichtigkeit der Behauptung. Aber wie die sozialdemokratischen Doktrinen die Herzen auch ganz verständiger und vorher zufriedner Arbeiter trotz allen Widersinns gefangen nehmen, so fassen hier verkehrte Anschauungen in den Herzen der Bauern Wurzel und drohen, die politische, soziale und wirtschaftliche Tüchtigkeit des deutschen Bauernstandes ernsthaft zu gefährden. Es ist für den Freund des deutschen Bauernstandes sehr schmerzlich, zu sehen, wie auch hier durch eine an die Begehrlichkeit sich wendende Agitation ein vorzüglicher Menschenschlag des klaren Blicks und der Zufriedenheit beraubt wird.

Es ist bei der Behandlung dieser Frage doppelt nötig, sich streng auf thatsächlicher Grundlage zu halten, und dabei geht es natürlich nicht ohne einige Zahlen ab. In Bezug auf die thatsächlichen Unterlagen ist in den kürzlich veröffentlichten Ergebnissen neuer sachkundiger Spezialforschungen ein sehr wertvolles Material geboten, dem ich um so lieber folge, als es von einer Seite stammt, die den landwirtschaftlichen Notstand vollständig anerkennt und auf nichts weniger ausgeht, als die landwirtschaftlichen Reinerträge besser erscheinen zu lassen, als sie sind.

Die von dem preußischen Geheimen Oberregierungsrat Thiel herausgegebnen Landwirtschaftlichen Jahrbücher bringen in ihrem neuesten Hefte (Band XXV, Heft 1) drei Aufsätze, die ganz unabhängig von einander die Frage des Reinertrags für zwölf Wirtschaften auf Grund neuerdings veranstalteter Feststellungen behandeln. Von diesen zwölf Wirtschaften liegen sechs, und zwar zwei Rittergüter, zwei Bauerngüter und zwei kleinbäuerliche Stellen, im Regierungsbezirk Liegnitz, drei, ein Rittergut, ein Bauerngut und eine Stelle, im Regierungsbezirk Breslau. Zwei weitere Wirtschaften, eine sogenannte Halbkätnerstelle und ein Halbbauernhof, liegen im hannoverschen Kreise Peine. Bei der zwölften Wirtschaft, einem Großbetriebe, ist die Lage nicht angegeben, der Name des Verfassers, der sie behandelt hat, deutet aber auf Hannover, jedenfalls ist die Wirtschaft nicht im Osten zu suchen. Es liegt sonach das Material vor für vier Großbetriebe, vier Mittelbetriebe und vier Kleinbetriebe.

Die festgestellten Reinerträge für je einen Hektar der landwirtschaftlich benutzten Fläche sind bei diesen zwölf Wirtschaften folgende:

Kleinbäuerliche Stelle im Kreise Peine	397	Mark
Kleinbäuerliche Stelle im Kreise Neumarkt, Regierungsbezirk Breslau	136	„
Rittergut im Kreise Breslau	118	„
Halbbauernhof im Kreise Peine	103	„
Bauerngut im Kreise Neumarkt, Regierungsbezirk Breslau	99	„
Kleinbäuerliche Stelle im Kreise Liegnitz	90	„
Bauerngut im Kreise Liegnitz	85	„
Rittergut im Kreise Liegnitz	76	„
Großbetrieb N, ohne Angabe der Lage	66	„
Kleinbäuerliche Stelle im Kreise Glogau, Regierungsbezirk Liegnitz	52	„
Bauerngut im Kreise Glogau, Regierungsbezirk Liegnitz	50	„
Rittergut im Kreise Glogau, Regierungsbezirk Liegnitz	37	„

Das sind in der That sehr merkwürdige Zahlen! Nicht nur der große Unterschied in der Höhe der Reinerträge bei den verschiednen Wirtschaften, auch die Höhe des Reinertrags überhaupt in der gegenwärtigen Notstandzeit ist beinahe überraschend.

Bleiben wir zunächst bei Schlesien. Alle neun schlesischen Wirtschaften

sind von ein und demselben Sachverständigen bearbeitet.*) Hier dürfen wir also doch eine annähernde Übereinstimmung in den Berechnungsgrundsätzen annehmen. Trotzdem der erstaunliche Abstand von 37 Mark und 136 Mark! Die schlesischen Wirtschaften bestehen, wie ja schon aus den bereits mitgeteilten Zahlen erkennbar ist, aus drei verschiednen örtlichen Gruppen, je einem Rittergut, einem Bauerngut und einer Stelle. Die erste Gruppe liegt im Kreise Glogau, auf Sandboden mit Roggen- und Kartoffelbau. Die zweite im Kreise Liegnitz, auf gutem Boden mit Weizen- und Anfängen von Zuckerrübenbau. Die dritte gehört den Kreisen Breslau-Neumarkt an, sie hat sehr guten Boden, intensiven Betrieb und stärkern Rübenbau.

In die Augen springt sofort, namentlich in der ersten und zweiten Gruppe, daß der Reinertrag mit dem größern Umfange des Betriebs abnimmt. Mit aller Bestimmtheit wird dies auch von dem Sachverständigen ausgesprochen. Daß in der ersten Gruppe (Breslau-Neumarkt) das Rittergut einen höhern Reinertrag aufweist als das Bauerngut, wird auf zufällige Umstände zurückgeführt, die an der Regel nichts ändern können. Auch der Sachverständige für die beiden Wirtschaften im Kreise Peine (Hannover) — um das gleich hier zu erwähnen — bezeichnet es als eine von ihm ganz allgemein beobachtete Thatsache, daß der kleinbäuerliche Betrieb — von der Parzellenwirtschaft abgesehen — höhere Reinerträge ermögliche als der größere Betrieb. Wir sehen dadurch die von Professor J. Conrad seit Jahren verfochtene Ansicht bestätigt, daß der Bauer der agrarischen Krisis widerstandsfähiger gegenübersteht, als der Rittergutsbesitzer, und daß die neuen Verhältnisse viel eher eine Verminderung der Großbetriebe zu bedingen scheinen, als daß sie einen besondern künstlichen Schutz der Bauerngüter gegen die Latifundienbildung nötig machten. Mit Recht wird von dem schlesischen Sachverständigen betont, wie tröstlich diese Erscheinung namentlich auch im Hinblick auf die in den Ostprovinzen unter staatlicher Förderung rasch fortschreitende Bildung von Rentengütern sei, da ja für diese Bestrebungen nur ein Mißerfolg vorauszusehen wäre, wenn wirklich in der Landwirtschaft, wie es für die Industrie behauptet wird, der Großbetrieb kraft seiner angeblichen wirtschaftlichen Überlegenheit den Kleinbetrieb aufzusaugen und so den landwirtschaftlichen Mittelstand zu vernichten drohte.

Aber werfen wir nun einen flüchtigen Blick in die einzelnen Wirtschaften und die darüber aufgestellten Berechnungen.

Das Rittergut im Kreise Glogau, mit dem geringsten Reinertrag (37 Mark für den Hektar), hat eine Gesamtfläche von 1033 Hektar, von der etwa 240 Hektar auf Holzungen, 22½ auf Ödland, 2 auf Wasser und 26 auf Hofraum und Gärten kommen, sodaß nach Annahme des Sachverständigen nur 475¾ Hektar

*) Stumpfe, Über die Konkurrenzfähigkeit des kleinen und mittlern Grundbesitzes gegenüber dem Großgrundbesitz.

Acker, 84 Hektar Wiesen und ein Hektar Weiden als landwirtschaftlich benutzte Fläche übrig bleiben. Der Boden ist ein guter Roggen- und Kartoffelboden. Weizen und Rüben werden gar nicht gebaut, Hafer nur für die eignen Pferde, Gerste als Malzgerste für die eigne Brauerei. Den Anbauverhältnissen entsprechend wird stark Brennerei betrieben. Der Viehstand besteht aus 170 Stück Rindvieh, wovon etwa 40 Stück Milchkühe und 46 Zugochsen sind, und 23 Wirtschaftspferden. Das Gebäudekapital ist mit 203448 Mark angegeben, wobei das „Schloß" (63000 Mark) und die Brennerei (40000 Mark) nicht mitgerechnet sind. Die Betriebsweise wird von dem Sachverständigen als eine für Sandboden „sehr intensive" und „zweifellos voll auf der Höhe der Zeit" stehende bezeichnet. Die Verkehrsverhältnisse des Orts sind ungünstig, die Entfernung bis zur Eisenbahn beträgt zwei Meilen, bis zur Kreisstadt drei Meilen, doch ist die Verbindung durch Kunststraßen hergestellt. Bei dieser Wirtschaft stellt sich der „Reingewinn" oder Reinertrag, nachdem für die nur leitende Thätigkeit des Besitzers 1500 Mark abgezogen sind, auf 20591 Mark oder für den Hektar der landwirtschaftlich benutzten Fläche genau auf 36 Mark 72 Pfennige.

Daß das „kein" Reinertrag sei, wird man nicht behaupten können. Aber noch weniger sollte man den Besitzern der beiden bäuerlichen Betriebe, die in demselben Dorfe, auf demselben Boden und unter denselben klimatischen Verhältnissen wirtschaften, den Glauben beibringen, daß sie keinen Reinertrag erzielen könnten. Das Bauerngut hat 20¾ Hektar landwirtschaftlich benutzte Fläche. Der Viehstand besteht aus 9 Stück Rindvieh, 2 Pferden, 6 Schweinen. Die Rechnung des Sachverständigen ergiebt hier nach Abzug eines Betrags von 350 Mark als Barlohn für die eigne Arbeitsleistung des Besitzers — zu dem das hinzutritt, was die Wirtschaft für den Haushalt bietet — 1040 Mark als Reinertrag, das sind genau 50 Mark 12 Pfennige für den Hektar der landwirtschaftlich benutzten Fläche. Die kleinbäuerliche Stelle hat im ganzen nur 10 Hektar landwirtschaftlich benutzte Fläche. Der Viehstand besteht aus 1 Pferd, 5 Stück Rindvieh, 4 Schweinen. Lohnfuhren bringen nicht unbedeutende Nebeneinnahmen. Nach Abzug der aus der Wirtschaft entnommnen Naturalien und von 300 Mark als Barlohn für die Arbeit des Besitzers bleibt hier ein Reinertrag von 522 Mark, d. i. genau 52 Mark 2 Pfennigen für den Hektar. Der Sachverständige bemerkt dabei ausdrücklich, daß im Gegensatz zu dem Rittergut die Betriebsweise in den beiden bäuerlichen Wirtschaften eine „altväterliche" und „kapitals- und arbeitsextensive" sei, obgleich doch „das gute Beispiel, das sie täglich vor Augen haben, zur Nacheiferung anspornen könnte." Die höhern Reinerträge erzielen die Bauern aber auch so.

Das Rittergut im Kreise Liegnitz hat eine landwirtschaftlich benutzte Fläche von 387½ Hektar. Unter anderm werden angebaut 107½ Hektar Weizen, 55 Hektar Roggen, 55 Hektar Hafer, 30 Hektar Kartoffeln. Zuckerrüben werden

auch hier gar nicht gebaut. Der Viehstand besteht aus 29 Pferden, 173 Stück Rindvieh, 324 Schafen und 47 Schweinen. Der Wert der Wirtschaftsgebäude ist vom Sachverständigen mit etwa 348000 Mark angenommen. Der Betrieb ist „vorzüglich geleitet." Als Entgelt für die Thätigkeit des Besitzers und seiner Familie in der Wirtschaft rechnet der Sachverständige 2400 Mark von der Einnahme ab, und so gelangt er zu einem Reinertrage von 29469 Mark, das sind genau 76 Mark 4 Pfennige für den Hektar der landwirtschaftlich benutzten Fläche. Das Bauerngut dieser Gruppe hat 40,75 Hektar landwirtschaftlich benutzte Fläche. Angebaut werden unter anderm $9\frac{3}{4}$ Hektar Weizen, 6 Hektar Roggen, $5\frac{3}{4}$ Hektar Hafer, $1\frac{3}{4}$ Hektar Zuckerrüben. Es sind 29 Stück Rindvieh vorhanden, 7 Pferde (davon 2 Fohlen), 19 Schweine, von denen 7 für den Haushalt geschlachtet werden. Die Gebäude haben einen Wert von 31000 Mark. Die Bewirtschaftung ist etwas intensiver als bei dem Rittergute. Nach Abzug eines Barlohns von 450 Mark für die Arbeit des Besitzers nebst den für den Haushalt verbrauchten Wirtschaftserzeugnissen bleibt ein Reinertrag von 3461 Mark oder genau 84 Mark 92 Pfennigen für den Hektar. Zu der kleinbäuerlichen Stelle gehört eine landwirtschaftlich benutzte Fläche von 8 Hektar. Angebaut werden unter anderm $1\frac{5}{8}$ Hektar Weizen, $1\frac{1}{4}$ Hektar Roggen, $\frac{1}{4}$ Hektar Zuckerrüben. Der Viehstand ist nicht angegeben. Die Gebäude sind mit 9900 Mark berechnet. Nach Abzug von 350 Mark als Arbeitslohn für den Besitzer und der mehrerwähnten Naturalien ergiebt sich ein Reinertrag von 718 Mark oder auf den Hektar genau 89 Mark 72 Pfennigen.

Von den im Kreise Breslau-Neumarkt gelegnen drei Wirtschaften hat das Rittergut eine landwirtschaftlich benutzte Fläche von $429\frac{1}{2}$ Hektar. Es hat sehr guten Boden, liegt nur eine Meile von Breslau entfernt, der Bahnhof ist am Orte, und zum Gute gehört eine eigne Zuckerfabrik. Verpachtet waren $29\frac{1}{4}$ Hektar, und zwar durchschnittlich 32 Mark höher, als der erzielte Reingewinn für die selbstbewirtschaftete Fläche betrug. Diesen Mehrbetrag hat der Sachverständige, um den wirtschaftlichen Reinertrag des Betriebes genau zum Ausdruck zu bringen, von dem Einnahmeposten absetzen zu müssen geglaubt, er ist also in dem berechneten Reinertrage nicht enthalten. Der Viehbestand betrug am 1. Juli 1893 30 Pferde, 180 Stück Rindvieh, 446 Stück Schafe. Die Milch findet eine besonders gute Verwertung in der nahen Großstadt Breslau. Angebaut werden 99 Hektar Weizen, $82\frac{3}{4}$ Hektar Zuckerrüben usw. Der Gebäudewert ist nicht angegeben. Nach Abzug von 1500 Mark für die Thätigkeit als Besitzer verblieb hier ein Reinertrag von 50864 Mark oder 118 Mark 40 Pfennigen auf den Hektar. Das Bauerngut dieser Gruppe (Kreis Neumarkt) hat eine landwirtschaftlich benutzte Fläche von $51\frac{1}{2}$ Hektar. Angebaut werden unter anderm etwa 10 Hektar Weizen, 8 Hektar Roggen, $3\frac{1}{4}$ Hektar Zuckerrüben. Es sind 6 Pferde vorhanden, 29 Stück Rindvieh, 14 Schweine. Die Wirtschaft steht „voll auf der Höhe der Zeit" und „kann sich in jeder

Hinsicht mit den Rittergütern der Gegend messen.“ Die Absatzverhältnisse sind bedeutend ungünstiger, als bei dem Rittergute dieser Gruppe. Das Dorf ist $1^1/_2$ Meile von der Eisenbahn entfernt und ohne Chaussee. Auch hier zieht der Sachverständige — außer sämtlichen der Wirtschaft für den Haushalt entnommnen Naturalien — den Betrag von 450 Mark als Arbeitsentgelt für den Besitzer von der Einnahme ab und erhält einen Reinertrag von 5116 Mark, das ist 99 Mark 32 Pfennige auf den Hektar. Die durch ihren besonders hohen Reinertrag auffallende kleinbäuerliche Stelle dieser Gruppe liegt mit dem Bauergute in ein und demselben Dorfe. Sie hat $8^1/_2$ Hektar landwirtschaftlich benutzte Fläche. Angebaut werden unter anderm $1^1/_8$ Hektar Weizen, $1^7/_8$ Hektar Roggen, $1^3/_8$ Hektar Hafer, etwa 1 Hektar Kartoffeln, $^1/_4$ Hektar Zuckerrüben. Das Vieh besteht aus 5 Kühen und 6 Schweinen. Als Barlohn für die Arbeit des Besitzers und die Hilfeleistung seiner bei ihm im Ausgedinge wohnenden Schwiegereltern zieht der Sachverständige hier 450 Mark außer den im Haushalt verbrauchten Wirtschaftserzeugnissen von der Einnahme ab, und so verbleibt für den Besitzer ein Reinertrag von 1152 Mark oder genau 135 Mark 56 Pfennige für den Hektar.

Ehe ich zu einer kurzen Besprechung der drei hannoverschen Wirtschaften übergehe, möchte ich eine Bemerkung machen über den Anteil des Zuckerrübenbaues an den Reinerträgen, namentlich mit Rücksicht auf den bäuerlichen Grundbesitz in Schlesien. Von den neun schlesischen Wirtschaften, die wir betrachtet haben, bauen fünf Zuckerrüben an, und zwar vier bäuerliche Betriebe und ein Großbetrieb, dieser mit eigner Zuckerfabrik. Bei dem Großbetriebe steht in der Gesamteinnahme von 172714 Mark nächst der Einnahme aus verkauftem Getreide (64476 Mark) die Einnahme für Rüben mit 46114 Mark obenan. Bei dem Bauerngut der zweiten Gruppe kommt der Einnahmeposten für Rüben mit 429 Mark erst an siebenter Stelle. Hier wurden allein für Weizen 3155 Mark gelöst, für Rindvieh 1910 Mark, für Schweine 1007 Mark. Die Gesamteinnahme betrug 8544 Mark. Bei der kleinbäuerlichen Stelle derselben Gruppe wurden bei einer Gesamteinnahme von 1478 Mark für Zuckerrüben 105 Mark eingenommen. In dem Bauerngut der dritten Gruppe (Kreis Neumarkt) kamen für Rüben ein 767 Mark, neben 3704 Mark für Weizen, 2439 Mark für verkauftes Rindvieh, 1532 Mark für Roggen, 915 Mark für Milch, Butter, Eier, Geflügel usw. Die Gesamteinnahme ist 11066 Mark. Endlich bei der kleinbäuerlichen Wirtschaft im Kreise Neumarkt brachten die Rüben 120 Mark bei einer Gesamteinnahme von 2105 Mark. So wertvoll nun im Augenblick für die bäuerlichen Wirte die Beteiligung mit einem verhältnismäßig kleinen Areal an der Zuckerrübenproduktion sein mag, so wird man nach den hier vorliegenden Ergebnissen doch nicht anzunehmen brauchen, daß diese bäuerlichen Betriebe in ihrer Existenzfähigkeit besonders angegriffen werden würden, wenn sie auf den Zuckerrübenbau wieder verzichten müßten. Soweit

sind diese Betriebe in ihren Reinerträgen, Gott sei Dank, von der Zuckerindustrie noch nicht abhängig, und es ist im Interesse des schlesischen Bauernstandes dringend zu wünschen, daß das so bleibe. Es wäre namentlich verhängnisvoll, wenn auch die Bauern mit rübenfähigem Boden anfingen, den Kapitalwert ihrer Güter nach den durch den Zuckerrübenbau zeitweilig erzielten Gewinnen zu bemessen. Der „staatswirtschaftliche Unsinn," wie schon 1858 der alte Kreuzzeitungsmann, General Leopold von Gerlach, unsre Rübenzuckerpolitik nannte, muß doch über kurz oder lang zusammenbrechen. Kein großes und kein kleines Mittel kann davor schützen, außer der Rückkehr zu solider, konservativer Wirtschaft mit niedriger Bemessung des Kapitalwerts, wie sie sich allein mit dem Landbau verträgt. Es hat auch noch ganz vor kurzem ein zuverlässiger Beurteiler in den Landwirtschaftlichen Jahrbüchern*) die Entwicklung der Zuckerindustrie als den Hauptgrund bezeichnet, weshalb er das Verschwinden des eigentlichen Bauernstandes in dem Zuckerrübenbezirk der Kreise Breslau-Neumarkt voraussagen zu können glaubt. Hier trete das Streben einzelner, durchweg in höchst kapitalkräftigem Privatbesitz befindlichen Zuckerfabriken deutlich hervor, sich durch Aufkaufen von Bauergütern hinsichtlich ihres Rübenbedarfs möglichst unabhängig zu machen. Es sei ferner unbestreitbar, daß sich die eigentlichen bäuerlichen Betriebe für eine einseitige Verlegung auf den Rübenbau weniger eigneten als der Kleingrundbesitz. Dieser habe die Möglichkeit sorgsamster und eigenster Bewältigung aller Arbeiten ohne Heranziehung fremder Kräfte für sich, während der schlesische Bauer auf sein teures, überwiegend männliches Gesinde angewiesen sei. Daraus erkläre sich zum guten Teile die Verminderung der Bauergüter in jenem Zuckerrübenbezirk von 228 auf 163 und 145 in den Jahren 1743, 1865 und 1892. Für unsre schlesischen Bauern ist die Zuckerrübe jedenfalls eine mit großer Vorsicht zu genießende Frucht. Das bäuerische Mißtrauen hat ihr gegenüber sein gutes.

Ich wende mich nun zu den nichtschlesischen Wirtschaften, und zwar zunächst zu dem Großbetriebe „N.," dessen Lage nicht näher bezeichnet ist, über den aber von dem bekannten hannoverschen Landwirt, dem Amtsrat Hoppenstedt, eine für die Frage des Reinertrags besonders lehrreiche Untersuchung vorliegt.**) Ich beschränke mich dabei auf wenige Zahlen. Das Gutsareal umfaßt 594,87 Hektar. Davon sind 435,78 Hektar Acker, 77,55 Hektar Wiesen, 65,29 Hektar Weiden, 4,25 Hektar Gärten, 12 Hektar Teiche. Die Roherträge belaufen sich auf 214474 Mark, die Wirtschaftskosten auf 176703 Mark, sodaß ein Reinertrag von 38071 Mark bleibt. Diese Summe bildet nach Hoppenstedt den „Reinertrag von Grund und Boden einschließlich der Gebäude" und

*) Band XXIV, Heft 1 und 2: Paul Bönisch, Die geschichtliche Entwicklung der ländlichen Verhältnisse in Mittelschlesien.

**) Hoppenstedt, Prüfung des Landwirtschaftsbetriebes zu N durch eine auf Ermittlung des Reinertrags gestützte Gesamtschätzung.

muß zu Grunde gelegt werden, wenn man das Grundkapital finden will, d. i. bei vierprozentiger Verzinsung 951775 Mark. Das sei auch der „Kaufpreis," der für das Gut gezahlt werden dürfte. Als „Pachtpreis" sei der Reinertrag von 38071 Mark anzunehmen, wenn nicht der Pachtvertrag dem Pächter besondre Leistungen auferlege. Für den schuldenfreien Besitzer treten zu dem Reinertrage noch hinzu die mit 5 Prozent berechneten Zinsen vom „stehenden Betriebskapital" — lebendes und totes Inventar, zusammen 157787 Mark — mit 7889 Mark und die mit 7 Prozent berechneten Zinsen vom „umlaufenden Betriebskapital" (78893 Mark) mit 5522 Mark, sodaß sich eine durchschnittliche jährliche Einnahme von 51482 Mark ergiebt und der Besitzer eine Verzinsung des gesamten Grund- und Betriebskapitals von $4^1/_2$ Prozent erhält. Für den Hektar der landwirtschaftlichen Fläche ergiebt sich ohne die Verzinsung des Betriebskapitals wie angegeben ein Reinertrag von 66 Mark.

Bemerkenswert ist der Unterschied dieser Berechnung von den Berechnungen über die bäuerlichen Wirtschaften des Kreises Peine in Hannover.*) Der hier untersuchte Kleinbetrieb, die „Halbkötnerstelle," hat das kleinste Areal mit 4,6250 Hektar und den höchsten Reinertrag für den Hektar mit 397 Mark. Angebaut werden 1 Hektar Zuckerrüben, 1 Hektar Roggen, Gerste, Kartoffeln, Runkelrüben, 1 Hektar Bohnen und Klee, 1 Hektar Winterweizen. Es werden 3 Milchkühe gehalten, die zugleich die Spannarbeit verrichten. Von ihnen werden 3 Kälber jährlich gezogen, dabei wird eins mit vierzehn Tagen verkauft, zwei aufgezogen und dafür alljährlich eine Kuh und ein Rind verkauft. Die drei Kühe liefern die sehr bedeutende Menge von 9700 Liter Milch im Jahre, wovon 7650 Liter verkauft werden. Von einer Zuchtsau werden jährlich 25 Ferkel gezogen, davon 23 verkauft und 2 für den Hausbedarf gemästet. Von 17 Hühnern werden jährlich 2040 Eier gelegt, davon werden 1310 verkauft. 15 Stück Geflügel werden jährlich im Hause verbraucht. Mann, Frau und eine Tochter sind beständig in der Wirtschaft thätig. Zwei schulpflichtige Kinder helfen nur gelegentlich bei leichten Arbeiten. Fremde Arbeitskräfte werden nicht gehalten.

Der Halbbauernhof liegt in demselben Dorfe. Er hat im ganzen 26,50 Hektar landwirtschaftlich benutzte Fläche. Unter andern werden angebaut: 6,25 Hektar Zuckerrüben, 5 Hektar Bohnen, 5 Hektar Hafer, 3,75 Hektar Weizen, 2,50 Hektar Roggen. Zur Anspannung dienen 4 schwere oldenburgische Pferde und 3 Ochsen. Milchkühe werden 3 gehalten. Die Kälber werden nicht aufgezogen, sondern nach vierzehn Tagen verkauft. 25 junge Ochsen werden zur Mast gekauft. Schweinezucht giebt es nicht. Mann und Frau sind beständig als Leiter, gelegentlich auch als Arbeiter thätig, ebenso ein Neffe von siebzehn Jahren. Ein vierzehnjähriger Sohn ist auf dem Gymnasium. Eine Tochter

*) H. Auhagen, Über Groß- und Kleinbesitz in der Landwirtschaft.

besucht noch die Schule. Als Gesinde werden ständig 3 Knechte und 2 Mägde gehalten, außerdem ziemlich viel nichtständige Arbeiter, namentlich Frauen.

Für diese beiden Wirtschaften hat der Sachverständige sehr genaue Rechnungen aufgestellt, in denen die Hauptposten folgende sind:

Einnahme

	Halbkötnerstelle	Halbbauernhof
Bar durch Verkauf	3028,80 Mark	29452,41 Mark
Für Gesinde und Arbeiter verbrauchte Wirtschaftserzeugnisse	nichts	762,04 „
Für den Haushalt des Besitzers verbrauchte Wirtschaftserzeugnisse	558,15 „	461,50 „
Zusammen Einnahme	3586,95 Mark	30675,95 Mark

Ausgabe

	Halbkötnerstelle	Halbbauernhof
Zur Fortführung der Wirtschaft	621,87 Mark	25200,91 Mark
Für den Haushalt der Familie, einschließlich der oben verrechneten Wirtschaftserzeugnisse	1158,50 „	2736,25 „
Zusammen Ausgabe	1780,37 Mark	27937,16 Mark

Sonach ergiebt sich für die Halbkötnerstelle ein barer Überschuß von 1836 Mark 58 Pfennigen, für den Halbbauernhof ein Überschuß von 2738 Mark 79 Pfennigen.

Nach dieser Berechnung wirft nun der Sachverständige nicht etwa die Frage nach dem Grundkapital und Verkaufswert, wie Hoppenstedt beim Großbetrieb „N" auf, sondern die Frage nach der Verzinsung eines unabhängig von dem Reinertrage von vornherein feststehenden Kapitals, das, wie er sagt, den „heutigen wirklichen Verkaufswerten" entspricht. Diesen Verkaufswert nimmt er bei der Halbkötnerstelle mit 33651 Mark 60 Pfennigen an und findet so eine Verzinsung von 5,45 Prozent, während er den Verkaufswert des Halbbauerhofes mit 149559 Mark annimmt, seine Verzinsung also nur mit 1,82 Prozent berechnen kann. Dieser Berechnung fügt er folgendes hinzu: „In dieser Weise werden gewöhnlich und wohl auch ganz zweckmäßig Reinertragsberechnungen angestellt. Denkt man sich hierbei, beide Besitzer ließen ihren Hof von einem Fremden verwalten, und die Verwalter bezögen die in Rechnung gestellten Haushaltungsausgaben als Lohn, so würden die Besitzer jene baren Überschüsse als Verzinsung ihres Eigentums zu betrachten haben. Der Besitzer des Halbbauerhofes würde sich also zweifellos dabei besser stehen, wenn er seine Wirtschaft zu jenem Verkaufswerte verkaufte; er würde dann mindestens mit gleicher Sicherheit 3 Prozent von 149559 Mark = 4486 Mark 77 Pfennige oder 1765 Mark 98 Pfennige mehr beziehen. Für den Besitzer der Halbkötnerstelle ist es aber ungleich vorteilhafter, wenn er seine Wirtschaft behält, denn bei ihm rentirt der Landwirtschaftsbetrieb gut, bei dem Besitzer der größern Wirtschaft dagegen nicht. Für diesen ist sie ein Luxus, und zwar im wahren Sinne des Wortes. Denn der Besitzer des Halbbauerhofes hätte bei Übernahme des Gutes kurz nach seiner Militärzeit die Zahlmeister-

laufbahn einschlagen können. Dann würde er, wenn er sich zum Verkaufe seines Hofes entschlossen hätte, als Einnahme seinen Gehalt und noch die Zinsen von der Verkaufssumme haben."

Ich kann diese Art von Reinertragsberechnung so wenig für „ganz zweckmäßig" halten, daß ich sie vielmehr als das Grundübel in der heutigen Agrarfrage bezeichnen möchte. Hält der Sachverständige wirklich die herausgerechneten 2720 Mark 79 Pfennige für den Reinertrag des Grundkapitals einschließlich des lebenden und toten Inventars der Wirtschaft, so ist es geradezu eine Sünde, den Besitzer und seine Erben in dem Wahne zu bestärken, das Gut habe einen Wert von 149559 Mark. Sind denn die Leute im Kreise Peine so zahlreich, die für Halbbauerhöfe Luxuspreise zahlen? Kann der Besitzer diesen Preis erwarten, wenn er beim Verkauf offen und ehrlich den Hof als Luxusgut bezeichnet? Soll er bei der Ordnung des Erbgangs seinem Schwiegersohne — denn der Sohn scheint nicht Halbbauer werden zu wollen — das Gut nach diesem „heutigen wirklichen Verkaufswert" mit einem „Voraus" von etwa einem Drittel berechnen? Darf er selber, wenn ihn die Not drückt, Schulden machen wie ein Mann von 150000 Mark? Wie will er denn die Zinsen zahlen, wenn er nur die Hälfte dieser Summe aufnimmt? Und wie soll es erst werden, wenn der Nachbesitzer fünf, sechs Kinder hat? Der Berliner Bankier mag seinen Luxusbesitz auf Rügen, der nur kostet und nichts einbringt, mit einem gewissen, sehr vorsichtig zu bemessenden Verkaufswert aktiv buchen, der Halbbauer im Kreise Peine darf das nicht, oder er hört eben auf, der solide Landmann zu sein und wird zum unsoliden Spekulanten. Aber dann soll er auch, wenn er bankrott wird, keine andre Behandlung beanspruchen als der Bankrotteur im Handel und Gewerbe. Es gereicht den hannoverschen Landwirten sehr zum Lobe, auch moralisch, daß sie sich im allgemeinen von der Güterspekulation und Preistreiberei fern gehalten haben, die in den Ostprovinzen mehr als alles andre die Widerstandsfähigkeit des Großgrundbesitzes und leider auch eines Teils der Bauern untergraben hat; aber um so mehr ist die Luxuspreistheorie bei der Reinertragsberechnung der Peiner Halbbauerhöfe zurückzuweisen.

Der Sachverständige schwächt freilich seine Zinsberechnung durch folgende Bemerkung etwas ab: „Man kann bei dieser Berechnung einwenden, daß der Besitzer des Halbbauerhofes auch nicht einen Sohn auf das Gymnasium zu schicken brauchte, er könnte auch noch sparen an Getränken, Fleisch, Tabak, kurz, er könnte vielleicht mit der Hälfte der angegebnen Haushaltungsausgaben auskommen. Dieser Einwand ist berechtigt. Die Haushaltungsausgaben verdunkeln derartige Berechnungen sehr. Der Besitzer des Halbbauerhofes hätte ja noch einmal so viel für seinen Haushalt ausgeben können, und dann hätte er sogar Schulden gemacht. Man gewinnt vielleicht ein klareres und zum Vergleich mit der Lage andrer Stände geeigneteres Bild, wenn man die Haus-

haltungsausgaben ganz außer Acht läßt und so sagt: die Einnahmen abzüglich der Ausgaben, die zum Unterhalt und zur Fortführung der Wirtschaft erforderlich sind, stehen dem Besitzer der Wirtschaft für seinen Haushalt, seinen Unterhalt und eventuell auch zu seiner Kapitalvermehrung zur Verfügung, wie dem Beamten mit freier Dienstwohnung sein Gehalt. Hiernach beläuft sich die, natürlich schwankende, Jahreseinnahme des Besitzers des Halbkötnerhofes auf 2965 Mark 8 Pfennige und die des Halbbauern auf 5437 Mark 4 Pfennige, das sind bei jenem 8,81 Prozent und bei diesem 3,71 Prozent des Anlagekapitals."

Es ist wahr, die Haushaltungsausgaben sind ein wunder Punkt bei allen landwirtschaftlichen Reinertragsberechnungen, und man kann nur wünschen, daß zu ihrer Feststellung so viel als möglich zuverlässiges Material herbeigeschafft werde. Das gilt besonders für die im Haushalt verbrauchten Erzeugnisse der eignen Wirtschaft. Der hannoversche Sachverständige hat sich ein Verdienst erworben, daß er diese nach Geldwert in Rechnung gestellt hat. Auch bei den schlesischen Bauern und Stellenbesitzern wäre das sicher lehrreich gewesen. Der hannoversche Halbbauer verbraucht für seinen Haushalt Wirtschaftserzeugnisse im Werte von 461 Mark 50 Pfennigen bei einem Gesamtaufwande von 2736 Mark 25 Pfennigen, der Halbkötner dagegen für 558 Mark 15 Pfennige bei einem Gesamtaufwande von 1158 Mark 50 Pfennigen. Die Widerstandsfähigkeit der Landwirte wird in schlechten Zeiten um so größer sein, je mehr der Haushalt mit dem, was die Wirtschaft bringt, zufrieden ist. In dieser Beziehung ist in Schlesien eine sehr gesunde, weitgehende Naturalwirtschaft unter den bäuerlichen Besitzern noch üblich, und wahrlich nicht zum Schaden der Behaglichkeit und Behäbigkeit des Haushalts. In dem Aufwande der Rittergutsbesitzer für Haus und Familie hat vielfach ein dem wirklichen Vermögensstande nicht entsprechender Luxus geherrscht. Augenblicklich ist davon wohl mit wenigen Ausnahmen nicht mehr die Rede. Der Notstand hat in dieser Beziehung segensreich gewirkt.

Aber alles Sparen im Haushalt kann leider den Haupt- und Grundfehler der Rechnung nicht aus der Welt schaffen: die in der guten Zeit zu ungerechtfertigter, ja zum Teil schwindelhafter Höhe getriebnen Güterpreise. Von der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre bis zur Mitte der achtziger Jahre galt für die Rittergüter meiner Heimat das, was Professor Meitzen, einer der besten Kenner der preußischen und namentlich der schlesischen Agrarverhältnisse, im Verein für Sozialpolitik in Frankfurt a. M. noch 1884 als die Hauptursache des Notstandes bezeichnete: „Der ganze Gedankengang des Gutsbesitzers ist heute leider vielfach darauf gerichtet, nur zu kaufen, um wieder zu verkaufen. Man kauft ein Gut zu einem schon an sich übermäßigen Preise, putzt es soviel als möglich heraus und sagt: Ich werde schon einen Narren finden, der mir 20 Prozent mehr bezahlt!" Mit kleinen Anzahlungen wurden große

Güter gekauft, und das vielleicht in der Hand behaltene Betriebskapital und neu aufgenommne Gelder wurden zu Meliorationen, die dem Boden, dem Klima, der Lage durchaus nicht immer entsprachen, und namentlich zu teuern Bauten verwendet, die den Gebäudewert in ein arges Mißverhältnis setzten zu dem Werte von Grund und Boden. Milliarden sind in diesem Güterhandel verdient oder vielmehr gewonnen worden, und nicht etwa von dem Schreckgespenst des „städtischen Kapitals," sondern von den Rittergutsbesitzer selbst und von den technisch tüchtigsten Landwirte ganz besonders — freilich zum schweren Schaden der Landwirtschaft. Die Rittergüter und die Rittergutsbesitzer sind ohne Zweifel in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung von vielfachem großem Segen in den Ostprovinzen gewesen, und noch größere Aufgaben harren ihrer vielleicht für die Zukunft. Gerade deshalb aber ist auch ihnen zu wünschen und von ihnen zu verlangen, daß sie die Reinerträge richtig berechnen und darauf gestützt ehrliche Bilanz ziehen. Das wird freilich in sehr vielen, vielleicht in den meisten Fällen nicht abgehen ohne kräftige Abschreibungen von den eingebildeten Verkaufswerten; Hoppenstedt hat dazu in seiner Arbeit den Weg gewiesen. Aber nur wer diesen Weg einschlägt, dem kann der Staat helfen, dem soll der Staat helfen. Eine Hilfe, die den heute lebenden Gutsbesitzern diesen Weg ersparte, wäre eine Versündigung an der deutschen Landwirtschaft auf ganze Geschlechter hinaus. G. B.

Neue Romane

Hans Arnolds Fünf neue Novellen und Der Umzug und andre Novellen (Stuttgart, Bonz u. Co., 1896, beide in dritter Auflage) sind Unterhaltungslitteratur im bessern Sinne. Man nimmt sie zur Hand, bringt damit angenehm einige Stunden hin und hat sie dann gelesen. Sie enthalten nie etwas störendes oder gar anstößiges, unanständiges. Das alles ist fein vermieden, und wir schlagen das nicht gering an. Aber dafür geht es bei Arnold auch nicht sehr tief hinunter auf den Grund, der unser Leben bewegt. Manchmal sind es nur Humoresken: Ein Regentag auf dem Lande oder Der nette Student, Amicitia. Aber auch wo ernsthafte Lebensbilder gegeben werden, fehlt den Gestalten oft das Überzeugende wirklicher Menschen, sie scheinen zwischen Wahrheit und Dichtung hin und her zu schwanken. So ist z. B. die schönste und tiefste unter diesen Erzählungen: Die junge Frau Doktorin, ein kleines Ka-

binetstück von heimlicher, behaglicher Schilderung der Häuslichkeit, worin der einzige Erbe eines reichen Handelshauses mit seiner alten Mutter lebt. Er ist Arzt geworden und beinahe hinweg über das Heiratsalter, als ihm der Zufall, der Tod eines Freundes, dessen unbemittelte, sehr junge Tochter ins Haus führt. Diese wird bald seine Gattin, aber bei aller gegenseitigen guten Absicht und bei aller Vortrefflichkeit, das richtige innere Verhältnis will sich nicht einstellen. Und der sorgenden, klugen Mutter scheint nicht einmal alles äußerliche richtig. Da wird zum Unglück noch der Sohn eines andern Freundes, ein adlicher Assessor, in die Stadt versetzt und von seinem Vater warm in das Haus empfohlen, worin er nun, eine Donjuannatur, ein Mann, der alles kann und nie um Rat oder That verlegen ist, allmählich ein wahres Unheil anstiftet. Wie das die Mutter zuerst ahnt, die junge Frau langsam einsieht, der Herr Doktor erst ganz zu allerletzt bemerkt, und alle dann sich doch wiederfinden und schließlich alles noch gut ausgeht, nachdem sich Donjuan als echter Kavalier rechtzeitig zurückgezogen hat, das ist sehr hübsch und sehr fein geschildert. Dennoch bleibt eine Frage zurück: Wie kann ein Mann, wie der Arzt — und Ärzte sollen doch bekanntlich schärfer beobachten als andre Menschen —, so stumpf von Wahrnehmung sein und doch im übrigen als kluger Mann und guter Arzt hingestellt werden? Dem Verfasser war das als Verzögerung für seine psychologische Malerei nötig, aber richtig war es trotzdem nicht, denn es überzeugt nicht. Und weil er ein Schriftsteller ist, der höhere Ansprüche an sich macht, so haben wir uns erlaubt, das herauszuheben. Wollte er nur Augenblicksbilder, Eisenbahnbücher oder dergleichen schreiben, so wäre es überflüssig gewesen.

Bei Konrad Telmanns Bohémiens (Berlin, Grote, 1896) sagt uns schon der Titel und des Verfassers Name, daß wir einen völlig andern Boden zu betreten haben. Zwei befreundete Berliner Schriftsteller, die beide nicht genug Talent oder Erfolg haben, von ihrer Arbeit nach ihren Ansprüchen leben zu können, heiraten sehr reiche Frauen: Fritz eine hausbackne, gutmütige Person, die ihn pflegt und verwöhnt, damit er nur nicht ins Wirtshaus läuft, der aber seine Schriftstellerei völlig gleichgiltig ist, Wolfgang eine scharfe, gemütlose Kommerzienratstochter, die ihn zum Schreiben zwingt, alles, was er schreibt, kritisirt und verwirft und dazu ihn seine materielle Abhängigkeit täglich mehr fühlen läßt. Bald sind beide Freunde gleich unzufrieden. Wolfgang hatte vor seiner Ehe ein Verhältnis zu der Nichte eines Droschkenkutschers, Lene. Dieses nimmt jetzt Fritz, der darum gewußt hat, auf und redet sich ein, er müsse Lene heiraten und sich von seiner Frau, die ihn nicht versteht, scheiden lassen. Das Verfahren wird eingeleitet, er bezieht ein bescheidnes Chambregarnie, erkrankt aber, weil er durch die Küche seiner Frau verwöhnt ist, und wird ihr zur Pflege durch den Hausarzt ins Haus zurückgeführt. Während der Genesung sprechen sich die Eheleute aus. Er begnügt sich mit

der Frau, die äußerlich musterhaft für ihn sorgt, und fordert keine geistige Teilnahme, der ihre Natur nicht gewachsen ist, an seinen ohnehin wenig ernsthaften Interessen. Und so finden sie sich denn wieder, zunächst auf einer langen Erholungsreise in die Schweiz, wo wir sie auf immer verlassen. Wolfgang ist es nicht so gut ergangen. Auch er ist krank geworden. Seine Frau quält ihn immer weiter mit ihren Ordnungen, ihren Ansprüchen und ihrem Geiz. Sie findet ihn unausstehlich, nennt ihn „Trottel" usw., sodaß er sich in seinem Unmut von der schönen Villa am Wannsee tagelang entfernt, auf dem See rudert und das Ehejoch ihm immer widerwärtiger wird. Da findet er eines Tages plötzlich Lene, die von Fritz, wie wir sehen, wiederum Verlassene, am Ufer hin und her irren. Er speist mit ihr in dem Restaurant, wo sie sich zuerst getroffen haben. Dann fahren sie auf den See hinaus. Sie geht ins Wasser, und er, um sie zu retten, ihr nach. Aber ohne Erfolg. Es ist für beide zu spät.

Diese traurige Geschichte ist, wie sich das bei Telmann von selbst versteht, gut, nicht schleppend und nicht langweilig, wenn auch nicht gerade spannend erzählt. Denn viel Handlung, auf die wir begierig sein könnten, giebt es nicht, und um uns großen Anteil abzunötigen, dazu sind diese Leute sämtlich entweder zu blasirt oder doch zu alltäglich. Aber es wird lebendig geschildert. Man hat den Eindruck: so ist das Leben, wenn auch zum Glück nicht immer und überall. Man kennt ja die Sprachmittel, die das zu einem großen Teile schon an sich bewirken: „Und denn," „und nu," „rausschieben," „reingehen," „ganz im konträren Gegenteil," „jeder nach seinem Chacun," und was man alles noch sagen kann, ohne, wie man früher meinte, es auch schreiben zu müssen. Es giebt ohne Zweifel zahlreiche Menschen, die einen solchen Roman gern lesen und ihn sehr unterhaltend finden werden. Hat aber diese Wirklichkeit etwas irgendwie erfreuliches? Haben wir einen höhern, bessern Eindruck, wenn wir das Buch genossen haben? Vielleicht daß die Leute aus dem Volke, wie Lene, etwas besser sind als die „Bourgeois," männliche und weibliche. Das wäre aber auch alles. Hätten wenigstens Fritz und Wolfgang noch solche Romane geschrieben, so hätten sie selbst sich Geld verdient und hätten nicht solche Unglücksehen einzugehen brauchen. Aber der Verfasser schildert ausführlich und unerbittlich, daß sie das nicht konnten (und hier wird er manchmal etwas langweilig in dieser auf nichts hinauslaufenden Ausführlichkeit), und so können wir uns doch eigentlich für diese beiden Haupthelden trotz der verschiednen Sorten von Getränken, Cigarren und Cigaretten, denen sie einen großen Teil ihres Daseins widmen, nicht näher interessiren. Es sind Jammermenschen, die man in ihren Restaurants lassen sollte, wo sie ja eine Aufgabe zu erfüllen haben mögen.

Tino Moralt von Walther Siegfried (München, Rupprecht, 1896, zweite Auflage) ist ein wirklicher, ausgearbeiteter Roman, ernst, vielleicht etwas

zu ernst. Denn was ist das Leben ohne Liebesglanz, und nun vollends ein zweibändiger Roman ohne ihn! Im Anfang erfahren wir freilich von einer nicht erwiderten Liebe dieses nordischen Mannes, der als Maler in München lebt und dort in seinem Atelier plötzlich hübschen Besuch empfängt. Aber das hochbeanlagte junge Mädchen, das sich mit Mutter und Schwester eine Zeit lang zum Studium der Sammlungen dort aufhält, ist nicht mehr frei. Und nun beginnt erst die Aufgabe des Buches, das dadurch gebrochne Leben Tino Moralts bis zum geistigen Verfall und zum körperlichen Ende zu schildern. Nebenfiguren, die unsre Teilnahme erwecken könnten, treten nicht auf. Der Vorgang wird also ganz einheitlich, ohne jede Ablenkung unsers Interesses, naturgeschichtlich treu, möchte man sagen, behandelt. Das seelische Leben des Menschen, seine Kunst — er ist nicht nur Maler, sondern zugleich für Poesie und Musik begabt —, lauter innere Vorgänge ohne äußere Handlung, abgesehen davon, daß der Unglückliche öfter seinen Ort wechselt und dann einen immer einsamern wählt. Die Sprache ist schön. Aber je weiter wir kommen, desto ängstlicher fragen wir: wohin führt das? Und schließlich: mußte man denn dieses ganze Leben begleiten, wenn es so in nichts enden sollte? Oder sollte etwa die Erzählung nur der Rahmen sein für das Kunsttheoretische? eine Art Sternbald? Dann geben wir zunächst gern zu, daß die Aufgabe hier wesentlich tiefer und ernster gefaßt ist, als in den meisten derartigen Malerromanen. Aber noch besser, meinen wir, wäre es gewesen, wenn wir die Theorie ohne die Erzählung bekommen hätten. Also der „Roman“ ist es, was wir an dieser Leistung des Verfassers am ehesten hätten entbehren können.

Es ist begreiflich, daß bei der ungeheuern Menge von Erscheinungen in der dichtenden Erzählungslitteratur die Gattung nach neuen Formen sucht. Gelegentlich kehrt sie denn auch zu ältern zurück und manchmal zu solchen, die man längst für vergessen halten sollte, weil sie sich in unsrer Zeit und in unserm Leben doch recht fremdartig ausnehmen. Und dabei ist es dann zuweilen, als ob sich die Gegensätze forderten. So wenn aus dem lebenslustigen, übermodernen, zerstreuungssüchtigen Wien in vornehmster Ausstattung, eingeführt durch den feinsten Kreis litterarischer Gönner, etwas dargebracht wird, was sich ansieht wie ein breitspuriger, rechtschaffner englischer Familienroman ältern Datums, ohne alle Reizmittel der Schilderung, an die man längst als an etwas selbstverständliches gewöhnt ist. Wir haben beinahe schon die Hälfte der Seiten hinter uns und hin und wieder auch, offen gestanden, einige überschlagen. Denn die Postkutsche zwischen Oxford und Bristol am Ende des vorigen Jahrhunderts, in das wir versetzt werden, fährt doch gar zu langsam. Aber Geduld! Es ist etwas für den Feinschmecker, und der Appetit wächst vielleicht während des Genießens. Die Weltverbesserer von J. V. Widmann heißt das Buch (Wien, Litterarische Gesellschaft, 1896). Die Weltverbesserer sind drei Oxforder Studenten: Coleridge, Southey und Lowell, die

uns über ihren Plan, jenseits des Ozeans einen Gesellschaftsstaat zu gründen, mit einer Ausführlichkeit unterhalten, von der wir das meiste ihnen gern erlassen würden. Dann fährt Coleridge in besagter Postkutsche nach Bristol, um dort einen Vortrag zu halten. Unterwegs stellt er Betrachtungen an, die an die englischen Humoristen erinnern, aber doch auch nur matt und schläfrig, ohne eigentliche Spitze vorgetragen werden. Der Unterhaltung mit einer Reisegefährtin, einer sehr anziehenden Schauspielerin, über Theater und allerlei Lebensfragen würden wir allenfalls größere Teilnahme schenken, wenn wir etwas früher erführen, daß er und sie ein Paar werden sollten, und daß darauf und auf die Vereitelung des Weltverbesserungsplanes die ganze Geschichte hinausginge. Aber es dauert noch ziemlich lange, bis wir dahinterkommen. Einstweilen steigt Coleridge im Hause einer alten Tante seines Freundes Southey ab. Am Theetisch fragt dann die einfache und praktisch kluge Dame den jungen Herrn, was ihn hergeführt habe. Er will einen Vortrag halten über den Untergang des weströmischen Reichs. „Ach, meint sie bedauernd, ist denn das untergegangen?“ Und als er ihr etwas betroffen sagt, daß das kein Unglücksfall sei, sondern ein bereits vor Jahrhunderten eingetretnes, nunmehr unabänderliches geschichtliches Ereignis, fragt sie weiter: „Ja, hat man das denn jetzt erst erfahren, sodaß Sie darüber einen Vortrag halten müssen?“ „Nein, erklärt er verblüfft, aber man hat doch inzwischen manches anders gehört und ermittelt, als es früher erschienen ist, und so —“ „Ja, sagt die Alte, das kann ich mir wohl denken, aber ich wundre mich, daß gerade ein so junger Mann, wie Sie, zuerst diese neuen Nachrichten erhalten hat.“ So geht es weiter. Das ist allerliebst und der erste Lichtblick in der Erzählung, die von nun an in der That sehr hübsch verläuft. Die beiden Genossen kommen, um den Freund, der so lange ausbleibt, aufzusuchen. Sie kehren bei der Tante ein, und in ihrer reizend behaglichen Behausung beim Weihnachtsfest unter dem Mistelzweig verloben sich die drei Studenten mit drei anmutigen Schwestern, deren älteste jene Schauspielerin, Coleridges Reisegefährtin und demnächstige Gattin ist. Wer für Züge des englischen Familienlebens empfänglich ist, der wird sich durch alles dies für die früher ausgestandne Langeweile reichlich entschädigt fühlen. Er mag sich dann wohl sagen, daß auch sie etwas mit zum englischen Wesen, also zum Kolorit des Kunstwerks, gehört, das der Verfasser als „historische Novelle“ einführt und seinen Absichten nach in einer Vorbemerkung erläutert. Wir befinden uns einem höhern, stark reflektirten Kunstprodukt gegenüber und werden trotz alles Genusses, den es uns bereitet hat, doch den Zweifel nicht los, ob ein englischer Roman (und warum wollte es der Verfasser nicht so nennen?) mit Figuren des vorigen Jahrhunderts wirklich ein dankbarer Gegenstand sei für einen Schriftsteller, dem die Kunst der Darstellung in solchem Maße zu Gebote steht.

Angehängt sind dieser größern noch vier kleine Geschichten, von denen

uns die zwei besten in jenem Zweifel bestärken. Es sind leicht hingeworfne Skizzen von ganz vorzüglicher Stimmung. „Die Jagdhunde ihres Mannes": Eine vornehme Gutsherrin, untröstlich über den Tod ihres eben verstorbnen Gatten, wird durch dessen Lieblingshunde auf die Spur eines verbotenen Verhältnisses geführt, das der Verstorbne mit einer Waldhüterstochter unterhalten hat. Sie verschenkt die Hunde an einen Gutsnachbar, dessen Gattin sie dann wird. Wir können den Gegenstand nur andeuten, von den Farben der Ausführung aber keine Vorstellung geben. Ebenso bei der „Apfelblüte." Ein alter verwitweter Baron verliebt sich in eine Pastorstochter, die Pate seiner verstorbnen Frau, die er erziehen läßt. Er ladet sie auf sein Gut ein und verliebt sich in sie. Aber allerlei bedeutungsvolle Nebenumstände, unter anderm die Blätter von Apfelblüten, die auf die Kleider der beiden jungen Leute gefallen sind, machen es ihm rechtzeitig klar, daß diese, nämlich sein eigner Neffe und jenes junge Mädchen, ein Paar werden müssen, und so tritt er freiwillig zurück. Möglich, daß der Reiz dieser beiden, aus alltäglichen Ereignissen hervorgegangnen Erzählungen mit auf der nur andeutenden Behandlung beruht. Aber sie hätten doch auch mehr Ausführung vertragen und würden uns wahrscheinlich dann besser gefallen haben als die „Weltverbesserer."

Im Zuge der Pest, Roman aus Kurlands Vorzeit von Eberhard Kraus (Reval, Kluge, 1895) spielt im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ist sehr gut geschrieben und im übrigen vornehm und anspruchsvoll, echt „ostseeprovinzialisch." Dort in der baltischen Heimat wird die Erzählung gern gelesen werden als angenehmes Spiegelbild einstigen Glanzes. Aber uns Reichsdeutschen liegen wohl andre Bedürfnisse näher, als das, die Sorgen der kur- und livländischen Barone nun auch noch in der Dichtung zu genießen.

Alle bis jetzt erwähnten Bücher überragt aber doch hoch ein neuer, echter Ganghofer: Schloß Hubertus (Stuttgart, Bonz u. Co., 1896, 2 Bände). Das ist das Werk eines beobachtenden und dichtenden Erzählers von Gottes Gnaden, das uns gleich angenehm empfängt und mit wohlthuenden Eindrücken wieder entläßt. Wir suchen nicht nach Einzelschönheiten, um sie empfehlend hervorzuheben. Wir sind durch das Ganze befriedigt. Wir fühlen: das ist Leben, hie und da leicht idealisirt, wie es sein muß; nirgends sentimental und geziert, aber auch nirgends derb und verletzend. Doch einen bessern Dienst, als durch alle weiter Charakterisirung, thun wir wahrscheinlich unsern Lesern durch eine kurze Angabe des Inhalts.

Schloß Hubertus ist ein prächtiger Herrensitz am See in den Vorbergen der bairischen Alpen. Der alte Graf Egge, dem er gehört, sitzt meistens mit seinen Förstern und Dienern in der Jagdhütte oben im Gebirge und stellt von dort aus den Hirschen und Gemsen seines weiten Reviers nach. Denn für nichts andres hat er Sinn, und wenn seine drei Söhne aus München auf

Besuch dasind, so müssen sie wohl oder übel mitthun, und es ist dem Alten leid, daß keiner ein wirklicher Jäger werden will. Derweile treffen wir Tag für Tag unten im Schlosse die Jüngste, ein nettes, begabtes, natürliches Mädchen, Kitty, vom alten Grafen die „Schmalgeiß“ oder das „Geißlein“ geheißen, auf deren Schilderung der Dichter große Kunst verwendet hat. Kitty ist ohne Mutter. Wir erfahren, daß die längst verstorbne Gräfin unter den Launen und Passionen ihres egoistischen Gemahls schwer gelitten, ja wohl geradezu daran zu Grunde gegangen sein mag. Eine alte Tante, Gundi, eine entfernte Verwandte des Hauses, hat früh den Kindern gegenüber ihre Stelle vertreten. Da der Graf selten herunterkommt, so leben die beiden Frauen ganz mit einander ihren stillen Beschäftigungen, außer wenn die Brüder aus München gekommen sind. Aber gewöhnlich nimmt ja die der Vater gleich mit in die Jagdhütte.

Keiner von ihnen ist nach dem Herzen des Grafen geraten. Tassilo, der männliche Hauptcharakter des Romans, ist leider Rechtsanwalt geworden. Er ist ganz ohne Vorurteile seines Standes, arbeitet und thut viel gutes. Er ist längst materiell unabhängig vom Vater und heimlich mit einer Sängerin verlobt. Der Alte durfte das natürlich nicht wissen, aber Kitty, seine Vertraute, ahnt es, und allmählich erfährt sie alles von dem Lieblingsbruder und bewahrt sein Geheimnis. Der zweite Bruder, Robert, ist Leutnant bei den Ulanen, ein korrekter junger Mann, der die Ehre seines vornehmen Hauses in sich spazieren trägt und übrigens dem Vater in einem fort Spielschulden zu beichten hat. Der dritte ist ein angenehmer, leichtsinniger Kadett.

In Kittys Nähe tritt alsbald ein junger Maler, Forbeck, aus München, der im Dorfe Wohnung genommen hat und drunten seine Studien macht. Am Schluß des Romans sind die beiden ein Paar, und dies Ergebnis ist das Ziel, zu dem die Handlung hinführt. Aber was liegt alles davor, wieviel ist noch zu überwinden! Der einzige, bei dem Kitty Verständnis und Unterstützung finden könnte, ist der Bruder Tassilo. Aber der ist ohne Einfluß. Er ist nun vom Vater verstoßen und enterbt worden, weil er die Sängerin wirklich geheiratet hat. Kitty selbst hat sich mit Hilfe des jüngsten Bruders heimlich aufgemacht, um bei der Trauung in München zugegen sein zu können. Dieser jüngste, der Kadett Willy, lebt nun auch nicht mehr. Gerade als Kitty in München war, verunglückte er in der Nacht durch einen Sturz aus dem Fenster bei einem Liebesabenteuer im Dorfe. Der alte Graf und das Lieserl sowohl, wie deren Eltern wissen, wie es zugegangen ist. Den Leuten im Dorf wurde gesagt, der junge Graf sei draußen am Bach gefallen, und ein Blutsturz sei dann dazu gekommen. Nun hätte nur noch der selbstgerechte, eisige Robert Einfluß auf den Vater. Der würde mehr noch, als der Vater, Kittys Gegner sein, wenn sie jetzt von Forbeck sprechen wollte, nachdem Tassilo eben erst „so etwas“ geheiratet hat.

Kitty wird krank, und gleich nach der wundervoll geschilderten feierlichen Bestattung des jüngsten Grafen auf dem Dorfkirchhofe bei Schloß Hubertus geht sie mit Tante Gundi auf eine lange Erholungsreise nach Italien. Der Wechsel der Szene kommt, wie begreiflich, bei Ganghofer zunächst der Naturschilderung zu gute. Dann aber entwickelt sich vor diesen mannichfachen Kulissen die Herzensangelegenheit der Menschen weiter. Forbeck ist nämlich auch in Italien und malt dort. Unser Interesse an der Handlung nimmt zu, aber auch, wie es scheint, die Schwierigkeit, die Handlung zu Ende zu führen, durch einen seltsamen Umstand. Forbeck ist, ohne daß er es weiß, das natürliche Kind eines bedeutenden Münchner Malers, des Professors Werner, der nun auch auf der Bühne erscheint, und — der Tante Gundi! Nur des Dichters feine Hand weiß das alles so zu behandeln und schließlich so zu lösen, daß wir keinen Anstoß daran nehmen. Endlich, nachdem sich Forbeck und Kitty wiedergefunden haben, muß Kitty mit der Tante zurück. Denn Graf Egge ist totkrank an Blutvergiftung und außerdem erblindet. Seine Adler, die er im Käfig unten im Park hielt, haben ihn verwundet, als er mit ihnen spielen wollte. Dann hat er sie mit eigner Hand erschossen; der Jäger mußte ihm die Büchse richten, sein Augenlicht war schon erloschen. Nun liegt er in seinem Schlafzimmer im Schloß. Das Ende kann stündlich eintreten. Da kommt denn nicht nur Kitty, sondern auch Tassilo, der Verstoßene. Er ist nun der einzige Sohn. Denn Robert, dem der Vater noch zuletzt eine enorm hohe Spielschuld bezahlt hatte, und dem dann Tassilo aus einer neuen Verwicklung mit seinem ganzen ersparten Vermögen zu helfen sich anschickt, ist gerade im Duell erschossen worden. Auf dem Totenbette versöhnt sich nun der alte Graf mit seinem letzten Erben. Auch Kittys Herzensangelegenheit trägt ihm Tassilo vor, aber der Alte versteht ihren Sinn nicht mehr. Das ist ein feiner Zug. Klaren Sinnes wäre der Alte vielleicht nicht zu bewegen gewesen.

Neben diesem reichen Leben in der gräflichen Familie geht ein andres Spiel her, dessen Rollen durch die Jäger des Grafen und andre Dorfbewohner besetzt sind. Wir brauchen nicht hervorzuheben, daß Ganghofer gerade auf diesem Boden die Fäden vorzüglich zu leiten verstanden hat. Für manchen Leser wird der Roman in dem Leben dieser niedern Kreise seinen Hauptreiz haben.

Unberechtigte und berechtigte Ausländerei

Wenn immer wieder die Klage erhoben wird, daß wir Deutschen an der unverbesserlichen Sucht litten, unter Aufgebung unsers nationalen Selbstgefühls, unsrer Anschauungen, Sitten und Gebräuche uns alles Ausländische zu eigen zu machen, aus keinem andern Grunde, als weil wir allem Ausländischen von vornherein ohne Überlegung, ohne Prüfung vor dem Einheimischen den Vorzug geben, so ist das eine schwere Anklage, die nicht nur die Ehre des Einzelnen angreift, gegen den sie in einem bestimmten Falle gerichtet ist, sondern auch die der ganzen Nation, insofern diese „Ausländerei" als eine unsrer Nation im allgemeinen anhaftende Schwäche hingestellt wird. Es liegt aber in dieser Anklage eine Einseitigkeit, die ich einmal beleuchten möchte. Meine Absicht ist dabei keineswegs, der Sucht nach Ausländischem das Wort zu reden oder sie zu beschönigen; denn wie jeder vernünftige Mensch verabscheue auch ich jegliche unbegründete, unberechtigte Ausländerei, die nur geübt wird, um damit zu protzen, wie uns der Verfasser des kleinen Aufsatzes „Unsre Ausländerei" im 13. Hefte der Grenzboten in dem Beispiel des Großindustriellen und Reichstagsabgeordneten einen Fall dargestellt und mit Recht gegeißelt hat. Ich möchte nur nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und solche Fälle widriger und tadelswerter Ausländerei verallgemeinern, als typisch für uns Deutsche hinstellen und mit Fällen andrer Art, wo die Ausländerei meiner Ansicht nach begründet und berechtigt ist, in einen Topf werfen. Von der berechtigten Ausländerei, die wir Deutschen treiben, ja noch mehr, als es bisher geschieht, treiben müßten, möchte ich sprechen, um den allgemein verbreiteten einseitigen Ansichten über unsre Ausländerei entgegenzutreten, diese selbst in etwas anderm Lichte erscheinen zu lassen und dadurch den unberechtigten Anklagen ein Ende zu machen.

Ich knüpfe an den erwähnten Aufsatz an. Hat der Textschreiber der Gartenlaube den Satz: „Das junge Mädchen hat selbst etwas von dem Schliff einer jungen Amerikanerin angenommen" ohne alle Hintergedanken, d. h. gedankenlos hingeschrieben, so braucht sich auch ein vernünftiger Mensch keine Gedanken darüber zu machen. Nehmen wir aber zu seinen Gunsten an, er habe sich etwas dabei gedacht, so verstehe ich seine Worte dahin, daß das junge Mädchen etwas von dem selbstbewußten Auftreten angenommen und zur Schau getragen habe, das der Amerikanerin jeglichen Alters, besonders wenn sie reist, eigen ist. War das der Gedanke des Textschreibers, so hat er etwas sehr vernünftiges gesagt, was zu denken geben kann. Und statt nur zu verraten, daß sich das junge Mädchen dieses selbstbewußte Auftreten in Amerika erworben hatte, hätte er noch an alle jungen deutschen Mädchen den guten Rat hinzufügen sollen, hinzugehen und desgleichen zu thun. Warum? Weil

sie es — leider! — in der Heimat, in Deutschland nicht lernen können. Weder die Erziehung unsrer jungen Mädchen in der Schule noch die im Elternhause ist darnach angethan, sie in ihrem Auftreten selbständig zu machen, ihnen ein ungezwungnes, natürliches Benehmen, namentlich den Männern gegenüber, zu geben. Solange die Trennung der Geschlechter auf der Schule und die Dressur des herangewachsenen Mädchens auf den Mann bei uns im Schwange ist, so lange wird auch das deutsche Mädchen ewig das schüchterne Gretchen bleiben, das hinter jedem Manne sofort einen geeigneten Liebhaber oder zukünftigen Gatten sieht. Selbständigkeit, wie sie das Leben heutzutage auch von der Frau verlangt, kann es vorläufig nur in fremder Schulung, in England oder Amerika finden. Wollt ihr ihnen also nicht Gelegenheit verschaffen, sie sich zu Hause anzueignen, so laßt sie ruhig den „Schliff“ der jungen Engländerin oder Amerikanerin annehmen; es wird zu ihrem und ihrer Nachkommen Vorteil sein. Daß unsre Mädchen dabei nicht zu so emanzipirten Zwittergeschöpfen wie die große Mehrzahl der amerikanischen Frauen werden, dafür bürgen ihre zu tief eingewurzelten gutdeutschen Charaktereigenschaften, die sich nicht ohne weiteres abstreifen lassen. Und was von den Mädchen gilt, das gilt auch von den Männern. Auch sie können manches von dem Ausländer lernen, um an Stelle der jetzt bei uns herrschenden Bevormundung durch Schutzleute, Schaffner, Schreiber u. dergl. selbstbewußtes und selbständiges Auftreten und Handeln im öffentlichen Leben bei uns einzuführen. Darin wird von uns Deutschen viel zu wenig Ausländerei getrieben. Das lese ich aus den angeführten Worten des Gartenlaubenschreibers heraus. Man sieht, es kommt nur auf die Auffassung an.

Ebenso wenig kann ich in der angeführten Äußerung eines „akademisch gebildeten Deutschen“ ein „charakteristisches Beispiel für den Mangel der Selbstachtung unter uns Deutschen“ sehen, wie es der Verfasser jenes Aufsatzes thut, sondern nur eine harmlose, an sich sehr richtige Bemerkung, aus der wir für unsre Erörterung manches lernen können, und darum sei auch sie besprochen. Natürlich wird ein vornehmer Engländer nicht immer genau dasselbe thun, was ein vornehmer Deutscher thut, aber doch auch umgekehrt. Vornehmheit in dem hier angewandten Sinne ist nichts angebornes, sondern ein Erzeugnis des Umgangs, den wir haben, vor allem der Erziehung. Wer möchte aber bestreiten, daß englische und deutsche Erziehung grundverschieden sind, daß also auch trotz mancher Übereinstimmung in Einzelheiten der Deutsche einen andern Begriff von Vornehmheit gewinnt als der Engländer? Nehmen wir ein paar vornehme Vertreter beider Nationen und stellen sie hinsichtlich ihrer Vornehmheit in Vergleich, so wird sicherlich keinem von beiden vor dem andern der Vorzug gegeben werden können, obwohl sie sich unter einander gewaltig unterscheiden. Solange sich jeder von ihnen innerhalb des Kreises bewegt, der dieselbe Ansichten über Vornehmheit hat wie er, so lange wird er natürlich nach der Regel dieses Kreises leben. Begiebt er sich aber in einen andern Kreis, wo andre Ansichten herrschen, so wird er sich als kluger Mann darnach einzurichten wissen. Thut er das nicht, so zieht er sich den Vorwurf der Unbildung zu. Um diesem Vorwurfe zu entgehen, würde ich für meine Person gern etwas von meinem Nationalstolz aufgeben im Verkehr mit Leuten, von denen ich weiß, daß sie mich andernfalls der Unbildung zeihen würden. Lieber will ich da den Tadel einiger auf mich nehmen, daß ich mich und meine deutsche Nationalität mißachtete. Ich meine aber mir und damit

meinem Vaterlande besser zu dienen, wenn ich Ausländern von mir und damit zugleich von der deutschen Nation einen hohen Begriff beibringe und Achtung vor uns einflöße, eben dadurch, daß ich in der angegebnen Weise nachgebe, als wenn ich in falsch angebrachter Starrköpfigkeit beharre, mich in den Ruf der Grobheit bringe und damit zugleich meine Nation — denn in solchen Fällen wird meist von dem Einzelnen auf die Gesamtheit geschlossen — in den Augen der Ausländer zu einer Nation von Grobianen stemple. Hüte sich jeder vor solcher Deutschtümelei!

Kommen Amerikaner oder Engländer zu uns, so messen wir sie selbstverständlich hinsichtlich ihrer Manieren, ihrer Ansichten und ihrer Handlungsweise mit unserm Maßstab und fällen, je nachdem sie unsern Ansichten von Vornehmheit entsprechen oder nicht, ein günstiges oder ungünstiges Urteil über sie. Also auch hierin giebt es eine berechtigte Ausländerei, deren Anwendung dem einen oder andern unsrer Landsleute nichts schaden könnte; jedenfalls sollte sie dem, der sie betreibt, nicht zum Vorwurf gemacht, sondern zum Lob angerechnet werden.

Warum es ferner der Verfasser des erwähnten Aufsatzes „geradezu empörend“ findet, daß der Textschreiber der Gartenlaube die Töchter der „einst eingewanderten lieben Verwandten“ ohne weiteres als Amerikanerinnen bezeichnet, ist mir geradezu unverständlich. Staatsrechtlich werden in den meisten Fällen die eingewanderten Deutschen und deren Frauen und Kinder, zumal wenn die Kinder im Einwanderungsstaat geboren sind, Angehörige dieses Staates sein. Denn wenn das Familienhaupt nicht schon vor oder bei seiner Auswanderung aus der Heimat aus dem deutschen Staatsbürgerverbande ausgeschieden ist, so verwirkt es seine deutsche Staatsangehörigkeit durch ununterbrochnen zehnjährigen Aufenthalt im Auslande, gerechnet vom Tage seines Austritts aus dem Reichsgebiet oder vom Ablauf seines Reisepapiers oder Heimatscheins, und mit ihm zugleich verlieren seine Ehefrau und die bei dem Vater befindlichen, unter seiner Gewalt stehenden minderjährigen Kinder ihre Staatsangehörigkeit. In Amerika tritt infolge des Staatsvertrags des Norddeutschen Bundes mit den Vereinigten Staaten vom 22. Februar 1868 nach § 21 der Verlust des Deutschtums schon durch fünfjährigen ununterbrochnen Aufenthalt und Erwerbung der amerikanischen Staatsangehörigkeit ein. Allerdings kann in jedem Falle die Verwirkung unterbrochen und damit die deutsche Staatsangehörigkeit gewahrt werden durch Eintragung in die Matrikel eines Reichskonsuls. Warum das aber namentlich in Amerika und in England verhältnismäßig selten geschieht, warum vielmehr die Deutschen so schnell als möglich, noch vor Ablauf der fünf oder zehn Jahre, das amerikanische oder englische Staatsbürgertum zu erwerben suchen, werden wir gleich sehen. Die Sache hat einen rein praktischen Grund.

Fragen wir, was den Einzelnen veranlaßt, den heimatlichen Staub von den Füßen zu schütteln, um sich für längere Zeit oder dauernd im Auslande niederzulassen, so werden wir finden, daß hauptsächlich zweierlei die Veranlassung dazu bildet. Entweder die Auswandrer gehören zu den Leuten, denen in der Heimat der Boden unter den Füßen zu heiß geworden ist: dann können wir nur zufrieden sein, wenn sie im Ausland ihre Nationalität verleugnen und das amerikanische oder ein andres Bürgertum erwerben; wollten sie als Deutsche auftreten, wir hätten keinen Gewinn davon. Oder sie sind ausgewandert, weil sie in der Heimat keinen hinreichenden Unterhalt und kein

Fortkommen gefunden hatten und das nun, solange wir keine geeigneten Kolonien besitzen, im Auslande suchen müssen. Nun ist aber der Deutsche, der Verdienst sucht, im Auslande, besonders in Dänemark, England und Amerika, nicht beliebt, als Arbeiter nicht, weil er die Löhne drückt, dadurch daß er bei besserer, sorgfältigerer Arbeit mit wenigerm zufrieden ist als der Einheimische; als Handeltreibender nicht, weil er, um in die Kundschaft zu kommen, die einheimische Konkurrenz bekämpft und durch billigeres Angebot totzumachen sucht. Die hierdurch entstehende Abneigung gegen den Deutschen einerseits und das stark entwickelte Nationalgefühl der Engländer oder Amerikaner andrerseits hat zur Folge, daß er trotz besserer und billigerer Leistungen doch als Deutscher schwer Arbeit findet, weil ihm die einheimischen Arbeiter Schwierigkeiten aller Art bereiten, und der Arbeitgeber, wenn er sich auch noch so gern die deutsche Kraft zu nutze machen würde, in neun unter zehn Fällen freiwillig oder durch die öffentliche Meinung gezwungen seine Landsleute bevorzugt; daß er ferner trotz niedrigerer Preise kein Geschäft macht, weil das kaufende Publikum aus denselben Gründen wie der Arbeitgeber die einheimischen Firmen unterstützt. Kann man es ihm da verdenken, wenn er, um in dem harten Kampfe ums Dasein vorwärts zu kommen, seinen Namen ändert, Sprache, Sitten, Gewohnheiten und Geschäftskniffe der Einheimischen annimmt, kurz sich ihnen soviel als möglich anpaßt, um sich so wenig als möglich von ihnen zu unterscheiden, damit ihn andre vom Einheimischen nicht unterscheiden können? Er wäre ein Thor, wenn er es nicht thäte. Denn der Mensch lebt doch zunächst nicht von idealen Gütern, wie von dem stolzen Bewußtsein, einer großen Nation anzugehören, sondern von materiellen: sie sind die notwendigen und unentbehrlichen Erhalter des größten aller Güter, des Lebens. In dem Ringen um sie muß das Ideale, wenn es die Umstände erheischen, zurücktreten. Aber fern von den Geschäften, in der Häuslichkeit, im geselligen Verkehr mit Landsleuten, da kommt es wieder zur Geltung auch bei den Deutschen im Auslande, nicht, wie es der Verfasser jenes Aufsatzes darstellt, darin, daß sie ab und zu einmal in rührseliger Stimmung ein deutsches Lied singen oder einen deutschen Ehrentag bei einem Trunke Bier feiern, sondern indem sie in deutschen Klubs, Turn- und Gesangvereinen das Band, das sie an die Heimat fesselt, immer wieder neu knüpfen und ihre heimatlichen Gefühle immer von neuem anfachen. Wo ferner der Deutsche in größerer Anzahl lebt, sodaß er auch materiell nicht mehr durchaus von der einheimischen Bevölkerung abhängig ist, da bleibt er Deutscher in jeder Beziehung; man denke nur an Milwaukee, Brooklyn oder andre amerikanische Städte, die fast ausschließlich deutsch sind oder doch deutsche Viertel haben von dem Umfange mancher größern Stadt bei uns. Daß der Engländer, der Franzose, der Amerikaner u. a., wenn er zu uns kommt, sich im Umgang mit uns nicht unsrer Sprache bedient, sondern seiner eignen, nicht seine Sitten und Gewohnheiten ablegt und dafür unsre annimmt, kurz in allem Stockengländer oder Stockamerikaner bleibt, ist sehr begreiflich; er hat ja diese Umwandlung gar nicht nötig. Denn er kommt nicht, wie der Deutsche, ins Ausland, um Geld zu verdienen, sondern als Vergnügungsreisender, als unabhängiger Mann, der sein Geld auf möglichst angenehme Weise verzehren möchte. Am wohlsten fühlt er sich dort, wo er so leben kann, wie er in seiner Heimat zu leben gewohnt ist; das kann man ihm doch nicht verdenken. Dazu gehört aber vor allem, daß er von den Geschäftsleuten in seiner Muttersprache bedient wird: nur so kann er seine Wünsche klar ausdrücken, und nur so weiß

er, daß er richtig verstanden und seinen Wünschen gemäß bedient werden wird. Wo er diese Annehmlichkeit nicht genießen kann, da geht er nicht hin, und wo man sie ihm versagt, von da zieht er sich einfach zurück. Also auch im eignen Lande bedingt die Stellung des Deutschen zum Ausländer, der materielle Vorteil, den er von ihm hat, daß er sich, solange er es nötig hat, dem Ausländer anbequemt. Die wenigen Ausländer, die sich bei uns in der Lage befinden wie die große Masse der Deutschen im Auslande, nämlich auf Erwerb ihres Lebensunterhalts ausgehen zu müssen, die müssen sich gleichfalls uns Deutschen unter zeitweiliger oder dauernder Aufgebung ihrer nationalen Eigentümlichkeiten anpassen, wenn sie vorwärts kommen wollen.

Nun könnte vielleicht auch mir der Vorwurf der Einseitigkeit gemacht und darauf hingewiesen werden, daß es doch eine große Anzahl von Deutschen giebt, die weder in der Fremde noch in der Heimat in der besprochnen Weise von den Ausländern abhängen und doch ihre Nationalität verleugnen, indem sie sich mehr oder weniger den Ausländern anpassen. Dagegen hätte ich folgendes zu erwidern.

Worin besteht die Anpassung? Zunächst im Äußern, in der Kleidung. Ich würde diesen Punkt mit Stillschweigen übergehen, wenn nicht gerade er immer und immer wieder als verwerfliche Ausländerei hingestellt und von dieser oder jener Seite als besondre deutsche Unsitte getadelt würde. Die Mode ist heutzutage international, der gebildete Russe, Franzose, Amerikaner bezieht augenblicklich ebenso wie der Deutsche seine Herrenmoden aus London, wie die Pariserin für alle andern Nationen in den Damenmoden tonangebend ist. Ein Wechsel im Geschmack kann auch Deutschland einmal die Führung zuweisen, wie es diese im Mittelalter schon einmal gehabt hat und in der Uniformirung und in allem, was zum Militär gehört, gegenwärtig hat. Was ferner die Lebensweise betrifft, so bedingen klimatische und andre Verhältnisse, in den meisten Fällen schon die Rücksicht auf die Gesundheit, eine Nachahmung der einheimischen. Und wenn schließlich auch jemand seinen Haushalt in der Heimat nach ausländischem Muster einrichtet, so kann auch das seinen guten Grund haben, sei es, daß es ihm besser bekommt oder auch, daß er bloßes Gefallen daran findet. Deswegen kann er doch in Gesinnung und Handlungsweise, wo es darauf ankommt, ein guter, national gesinnter Deutscher bleiben. Nur ein Deutschtümler kann jemanden wegen dieser Äußerlichkeiten verwerflicher Ausländerei zeihen. Nicht anders verhält es sich mit sonstigen aus dem Ausland eingeführten vernünftigen Gebräuchen, Gewohnheiten und Einrichtungen. Gerade wir Deutschen könnten in dieser Beziehung etwas mehr Ausländerei treiben als bisher. Etwas Gutes, auch wenn es auf fremdem Boden gewachsen ist, anzuerkennen und sich zu eigen zu machen ist doch keine Schande. Oder wollen wir uns aus falsch angebrachtem Nationalgefühl dagegen verschließen? Dann hätten wir keinen Grund mehr, über Chinesen und Chinesentum zu spotten.

Daß sich der Deutsche — ich rede hier von den vom Ausländer wirtschaftlich unabhängigen — in fremdem Lande im Umgang mit den Eingebornen ihrer Sprache bedient oder diese doch so gut, als er vermag, zu sprechen versucht, ist nur ein Beweis seiner Höflichkeit. Wie schrieb Lessing vor hundertfünfzig Jahren in seiner „Minna von Barnhelm"? so kann auch ich fragen. Riccaut: „Nit? Sie sprech nit französisch, Ihro Gnad?" Das Fräulein: „Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen versuchen. Aber warum

hier?" Wenn sich Engländer, Franzosen und Amerikaner, sobald sie zu uns kommen, gleichwohl im Umgang mit uns nicht des Deutschen, sondern ihrer Muttersprache bedienen oder zu bedienen suchen, so wissen wir, was wir von ihrem Anstand und ihrer Höflichkeit zu halten haben, und bilden uns unser Urteil darüber, zumal wenn wir wissen, daß sie des Deutschen mächtig sind. Doch dürfen wir mit ihnen nicht zu streng ins Gericht gehen, aus dem einfachen Grunde, weil die meisten, die zu uns kommen, der deutschen Sprache eben nicht mächtig sind, ihre Erlernung ihnen sehr große Schwierigkeiten macht. Der Mangel an Sprachkenntnissen bei der überwiegenden Masse der Franzosen, Engländer und Amerikaner ist nicht auf mangelhafte Schulbildung zurückzuführen — die läßt auch bei uns in Bezug auf moderne Sprachen, besonders an den höhern Knaben- und Mädchenschulen, viel zu wünschen übrig —, sondern auf ihre geringere Fähigkeit in der Erlernung fremder Sprachen. Die Fähigkeit der Völker in der Erlernung fremder Sprachen nimmt vom Osten nach dem Westen, von Rußland und den Kulturstaaten im Südosten Europas, Bulgarien, Rumänien und Griechenland, über Polen, Deutschland, Frankreich, England bis nach Amerika, immer mehr ab. Diese Erscheinung ist durchaus nicht wunderbar; es liegt in der Natur der Sache, daß das Volk, das die schwierigste Sprache spricht, die weniger schwierigen Sprachen andrer Völker leicht erlernt. Daher lernt der Russe fast spielend Polnisch, Deutsch, Französisch und Englisch; der Deutsche, dessen Sprache an Schwierigkeit weit hinter dem Russischen und Polnischen zurückbleibt, leicht Französisch und Englisch, während ihm Polnisch und Russisch sehr schwer fallen. Beim Franzosen kommt zu seiner geringen Fähigkeit in der Erlernung fremder Sprachen noch hinzu, daß er es als Sohn der grande nation, deren Sprache ehemals den Erdball beherrschte, überhaupt für unter seiner Würde hält, andre, besonders die nichtromanischen Sprachen zu erlernen. Rechnet ihm aber das jemand als nachahmenswertes Zeichen von Selbstachtung oder als lobenswerte Bethätigung seines Nationalgefühls an? Nein, er wird überall im Ausland für einen eingebildeten Ignoranten gehalten, und das mit Recht.

Ein weiterer Grund, daß sich der Deutsche im Auslande, auch wenn er es nicht aus materiellen Gründen nötig hat, lieber der betreffenden Landessprache bedient, Sitten und Gebräuche der Eingebornen annimmt, liegt in dem mangelhaften Schutz, der ihm als Deutschem bisher zu Gebote stand und noch steht. Die vorhandnen Reichskonsulate im Ausland sind zu gering an Zahl im Verhältnis zu der ungeheuern Anzahl deutscher Auswandrer, die Ausübung ihrer Thätigkeit oft zu büreaukratisch, sodaß wer einmal mit ihnen zu thun gehabt hat, selten Lust verspürt, sich ein zweitesmal an sie zuwenden. Dagegen sehe man, wie England und Amerika für ihre Landeskinder sorgen! Kein Plätzchen, wo ein paar Amerikaner oder Engländer sitzen, ist zu klein: gleich ist auch ein amtlicher Vertreter ihrer Regierung da, der ihre Interessen wahrnimmt, und wenn es sich auch nur um Spiel- und Sportplätze handelte. Das Bewußtsein, diese Leute zu stetem Schutze hinter sich zu wissen, schafft auch selbstbewußtes Auftreten und stärkt das Nationalgefühl gewaltig. Nun, Deutschland ist noch jung und kann und wird noch vieles auf diesem Gebiete thun, um jedem einzelnen seiner Söhne und dadurch sich selbst überall im Ausland Ansehen und Achtung zu verschaffen.

Wenn schließlich der eine oder andre von uns in der Heimat Fremden, aufgefordert oder aus freien Stücken, in deren Sprache Auskunft erteilt, sich

auch etwa darüber hinaus mit ihnen in ein Gespräch einläßt, so sollte nicht sofort das Urteil über ihn gefällt werden, er habe dadurch nur mit seinen Kenntnissen prahlen wollen. Meist liegt dieser Handlungsweise ein sehr lobenswertes Streben nach Bethätigung und Vervollkommnung erworbner Sprachkenntnisse zu Grunde. Erwägt man, daß unsre Knaben und Mädchen infolge der an den meisten unsrer Schulen geübten unpraktischen und verkehrten Lehrmethode nach sechs- und mehrjährigem Studium meist kaum einen Satz fließend französisch oder englisch sprechen können, und nur einer verschwindend kleinen Anzahl nach dem Verlassen der Schule oder später Gelegenheit geboten ist, sich im Auslande in den fremden Sprachen zu vervollkommnen, so wird man es erklärlich finden, daß jeder, der nur einigermaßen strebsam ist, es mit Freuden begrüßt, wenn ihm dazu in der Heimat durch Verkehr mit Ausländern Gelegenheit geboten wird. Daß man sich dadurch nicht in den Augen der Fremden erniedrigt, habe ich oft genug persönlich erfahren und zu beobachten Gelegenheit gehabt. Darum kann ich mich auch, sobald jemand solches Entgegenkommen des Deutschen mit scheelen Augen ansieht und als niedrige Ausländerei tadelt, nie des Gedankens erwehren, daß für ihn wohl nur die Trauben zu hoch hängen. Und wenn sich auch wirklich einmal ein smarter Amerikaner einbilden sollte, er habe das Übergewicht über uns, weil wir uns herbeilassen, seine Sprache mit ihm zu sprechen, so täuscht er sich eben; im Grunde genommen sind wir ihm doch überlegen, wir profitiren von ihm und machen ihn uns und unsern Zwecken dienstbar. Dieses Bewußtsein der Überlegenheit stärkt auch das nationale Selbstgefühl.

Dächte und handelte jeder so, so kämen wir weiter als mit dem ewigen nutzlosen Lamentiren, durch das wir uns dem Ausländer gegenüber, zu dessen Ohren das doch schließlich auch dringt, nur schaden; denn sobald es sich um etwas handelt, was geeignet ist, uns in seinen Augen herabzusetzen, ist er nur zu leicht geneigt, alles für wahr zu halten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Viel Lärm um nichts. Diese Aufschrift paßt ja im allgemeinen für den politischen Teil der Zeitungen, aber es giebt Perioden, wo die Nichtse noch nichtiger sind als gewöhnlich, und zu diesen gehört die eben abgelaufne Osterzeit. Daß die Konservativen und die Christlich-Sozialen nichts mehr von einander wissen wollen, und daß sich Stöcker für jene entschieden hat, ohne vor der Hand recht zu wissen, in welche Unterabteilung er gehört, das sind ja immerhin einigermaßen politische Ereignisse; aber was geht es uns an, welcher der beteiligten Herren es beim Scheidungsprozeß mit der Wahrheit etwas weniger genau genommen hat, ob Herr Stöcker, oder Herr Krause, oder die Herren vom Elferausschuß? Mögen sie doch die Sache in einem privaten Briefwechsel oder meinetwegen in Duellen unter sich ausfechten! Freilich ist es auch wieder angenehm, wenn recht viel in

die Zeitung kommt, was jeder vernünftige Mensch überschlägt, da wird man rascher fertig mit der lästigen Arbeit. Ebenso überflüssig wie die Veröffentlichung des Gezänks dieser Herren sind die Staatsrettungsthaten des Freiherrn von Stumm und die Zeitungsberichte darüber. Die nächste Wirkung davon ist, daß sogar ein Teil der sanftmütigen Nationalliberalen im Saargebiet anfängt, wild zu werden, da sich ihr protestantisches Bewußtsein dagegen empört, daß die evangelischen Arbeitervereine verfolgt werden, während die katholischen unangefochten wirken dürfen. Der Freiherr, der über zu viel Arbeit klagt, bereitet sich wirklich recht unnütze Arbeiten, Sorgen und Verdrießlichkeiten. Er soll nur alle Arbeitervereinigungen, mögen sie sich sozialdemokratisch oder evangelisch oder katholisch nennen, ungeschoren lassen, sie werden weder den Staat noch seine Eisenwerke umwerfen. Wenn er sich, anstatt leidenschaftlich zu kämpfen, einen Augenblick gelassen umschaute, würden ihn die Thatsachen belehren. So würde er z. B. in Nr. 29 der sozialdemokratischen Neuen Zeit einen Bericht über die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten von F. A. Sorge finden und daraus ersehen, daß es in diesem locker gefügten Staatswesen, wo den Personen wie den Vereinen weit mehr Bewegungsfreiheit gestattet ist als bei uns, herzlich schlecht damit steht, und daß von Gefahr eines sozialen Umsturzes auch nicht die Spur vorhanden ist. Alle Streiks verlaufen zu Ungunsten der Arbeiter. In Amerika, wo die Thatsachen nicht durch eine von Staatserhaltenden aufgestellte und mit Schreckbildern bemalte Theaterdekoration verdeckt werden, tritt eben klar zu Tage, was dem Denkenden von vornherein feststeht, daß der ärmste Teil der Bevölkerung immer auch der schwächste ist. Geht es den Arbeitern gut, so denken sie nicht daran, Revolution zu machen, sondern sind froh, daß sie ein angenehmes Leben haben, geht es ihnen schlecht, wie es ihnen denn drüben die letzten Jahre hindurch recht schlecht gegangen ist, so sind sie schon zum Streiken, geschweige denn zum Staatumstürzen zu schwach. Was Sorge ganz besonders beklagt, das ist die heillose Zerfahrenheit der amerikanischen Arbeiterschaft; nicht einmal die Proletarier von Newyork lassen sich unter einen Hut bringen, sondern ihre verschiednen Organisationen bekämpfen einander aufs wütendste. Nun, diesem Übelstande könnte abgeholfen werden. Man brauchte bloß die Verwaltung der Vereinigten Staaten so zu zentralisiren wie die des deutschen Reichs, ein Ausnahmegesetz zu erlassen, eine Ära politischer Verfolgungen einzuleiten, die Vereins-, Preß- und Redefreiheit der Arbeiter aufzuheben, Polizei und Justiz nach preußischem Muster zu handhaben — heidi! wie würden da alle amerikanischen Arbeiter unter eine gemeinsame Fahne flüchten! Und dieses System, das der Arbeiterbewegung in Deutschland zu einem Schein von Gefährlichkeit verholfen hat, dieses System, mit dem Crispi in Italien binnen zwei Jahren eine mächtige Proletarierpartei zustande gebracht haben würde, wenn die „liberalen" italienischen Regierungen nicht sämtlich so vorsichtig gewesen wären, den Proletariern die Schulbildung vorzuenthalten, dieses System möchte der staatsweise Freiherr, das ist der Inhalt seiner Politik, auf die Spitze treiben!

Um ein Nichts handelt es sich auch bei der Sisyphusarbeit des Reichstags an den neuen Strafparagraphen, mit denen dem „Mittelstande" aufgeholfen werden soll, wenn man den für diesen zu hoffenden Nutzen als „etwas" bezeichnet. Das Elend besteht bekanntlich darin, daß es mehr Menschen als „Nahrungen" giebt, wie der altmodische hübsche Ausdruck in Zusammensetzungen wie Ackernahrung, Schmiedenahrung lautet. Geholfen werden könnte doch nur dadurch, daß man das Verhältnis umkehrte und einen Zustand schüfe, wo die Zahl der Nahrungen größer wäre als die der zu versorgenden Menschen. Wenn man statt dessen die Leute, die

sich mit einander um den Bissen Brot balgen, auch noch mit Kriminalprozessen belästigt, so kann doch dadurch das Elend nicht geringer, sondern nur ärger werden. Die Staatsgewalt soll regelnd eingreifen in den Kampf um den Broterwerb, gewiß, dazu ist sie da; aber die Eingriffe müssen vernünftig sein. Strafrechtliche Eingriffe sind nur im Falle zweifelloser Verbrechen vernünftig, z. B. wenn ein Korbmacher, um seine Körbe billiger als alle seine Konkurrenten verkaufen zu können, nicht allein die Ruten, sondern auch die Körbe stiehlt. Und die zivilrechtliche Thätigkeit hat sich auf die Fälle zu beschränken, wo neue Erwerbsarten, neue Betriebsformen, neue Genossenschaften, neue Verhältnisse zwischen Gliedern einer Produktionsgesellschaft (z. B. zwischen Konfektionär, Zwischenmeister und Schneiderin) hervortreten, die der gesetzlichen Anerkennung oder Regelung bedürfen. Die meisten neuern „Novellen" bedeuten nicht eine gesetzliche Regelung des Kampfes ums Brot, sondern ein Hineinziehen der Staatsgewalt in die Balgerei: sie soll dem einen helfen, dem andern einen Bissen wegzuschnappen. Schon haben in Berlin und Köln große Versammlungen erklärt, durch das Verbot des Detailreisens (so heißt das Ding ja wohl?) würden Hunderttausende von Existenzen vernichtet, die auch zum Mittelstande gehören, namentlich viele Schneider, die ihre Kunden aufsuchen müßten, um sie zu behalten; den Vorteil von dem Verbot würden allein die großen Magazine und Versandgeschäfte haben. Diesen will ja nun der Antrag Brockhausen auf eine steigende Betriebssteuer zuleibe gehen; allein Herr Miquel, der übrigens allen diesen Bestrebungen durchaus sympathisch gegenübersteht — Minister sind viel zu gutherzige Leute, als daß sie nicht allen Wünschen aller sympathisch gegenüber stehen sollten — glaubt doch voraussagen zu können, daß das Unternehmen an unüberwindlichen steuertechnischen Schwierigkeiten scheitern werde. Auf die Entwicklung dieser Angelegenheit darf man gespannt sein. Wir haben wiederholt auf den ungeheuern Widerspruch hingewiesen, der darin liegt, daß dieselben Parteien, die unausgesetzt gegen den „Zwischenhandel" deklamiren und möglichst unmittelbaren Verkehr zwischen Produzenten und Konsumenten fordern, zugleich den stehenden Kleinhandel, den Theoretiker und Praktiker des Kaufmannsstandes für eine überwundne und nicht länger haltbare Form der Warenverteilung erklären, mit Gewalt aufrecht erhalten und die zentralisirten Verteilungsanstalten wie Magazine und Versandgeschäfte vernichten, den unmittelbaren Verkehr zwischen Produzenten und Konsumenten in Konsumvereinen und durch Hausirer, die von Fabrikanten ausgesandt werden, verbieten möchten. Diese ganze Gesetzgeberei ist ein wüstes, wildes Umsichschlagen, wobei wohl selten einer einen Streich führt, der nicht auf ihn selbst oder auf seine Kinder zurückprallte. Wie mancher Kaufmann, der sich durch drakonische Bestrafung des sogenannten Verrats von Geschäftsgeheimnissen junge, aufstrebende Konkurrenten vom Leibe halten will, wird es erleben müssen, wie durch diese Paragraphen seinen eignen Söhnen die Begründung der Selbständigkeit unmöglich gemacht wird.

Nicht viel anders steht es um das Börsengesetz. Eine angesehene Zeitung, die wir aus Schonung nicht nennen wollen (denn der Unglückliche verdient Schonung, und unglücklich sind Redakteure, die gegen ihre eigne Überzeugung schreiben müssen) geberdet sich ihrer Kundschaft wegen für gewöhnlich extrem agrarisch und börsenfeindlich. Weil sie aber gar wohl weiß, wie alles steht, bringt sie — für zukünftige Fälle und Wendungen — von Zeit zu Zeit einen sachkundigen Artikel von einem Fachmann, der das Gegenteil von dem sagt, was ihre gewöhnlichen Gefälligkeitsartikel sagen. So kürzlich einen über die geplanten Börsenregister, mit denen man das Börsenspiel auszurotten gedenkt. Der Verfasser kommt zu dem

Ergebnis: es wird an der Effektenbörse nicht weniger gespielt werden als bisher, nur nicht mehr in Form von Termingeschäften, sondern in Form von Kassageschäften; das Spielen wird höhere Spesen verursachen, aber durch die Kosten läßt sich kein Spekulant abschrecken. Und — die kleinen Bankiers werden zu Grunde gehen; diese kleinen sind aber keineswegs durchweg die unsolidern und untüchtigern. Sogar Maßregeln wie die Kornhäuser werden von denen gefürchtet, denen sie helfen sollen. Die Deutsche Tageszeitung meint, und das ist vollkommen richtig, wenn damit die Einführung von Warrantscheinen verbunden werden solle, so werde das Getreide noch mehr als bisher Gegenstand der Spekulation werden. Andre befürchten, die Anhäufung des Getreides in Lagern werde den Preisdruck erhöhen. Gewiß wird sie das; jede Verbesserung des Handels verbilligt die Waren; will man die Waren teurer machen, so muß man den Handel nicht verbessern, sondern verschlechtern. Übrigens meint sogar die Frankfurter Zeitung, daß die Gründung von Getreideabsatzgenossenschaften ein gesunder Gedanke und eines Versuchs wert sei.

Klasseninteresse und Kritik. Über meine unter dem Titel: Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft im Grenzbotenverlag erschienene kleine Volkswirtschaftslehre bringt die Post in der Nr. 97 vom 9. April eine Rezension, die man wohl als einen interessanten Fall bezeichnen darf. Sie schreibt, ich sei ihren Lesern als ein Schriftsteller bekannt, „der, wenn er sich auch noch so laut als ein Gegner der Sozialdemokratie bekennen mag, im Grunde mit ganzer Haltlosigkeit*) im sozialistischen Wasser treibt und durch seine Schriften die Entwicklung geradezu staatsgefährlicher Gedanken fördert.“ Wie meine Leser wissen, gebe ich überall, wo vom Sozialismus die Rede ist, namentlich auch im neunzehnten Kapitel des vorliegenden Buches, ganz genau an, in welchen Punkten Marx und Engels (denn diese allein von allen Sozialisten kommen wissenschaftlich in Betracht) meiner Ansicht nach Recht und in welchen sie Unrecht haben; heißt das haltlos in einem fremden Fahrwasser treiben? Die ersten Kapitel des Buches, heißt es dann weiter, enthielten noch nichts, was „geradezu anstoßend [so!] wirken könnte“; allmählich aber ändre sich der Ton. „Jentsch pflichtet mehr und mehr den Lehren von Marx offen bei; zwar hat er hier und da Einwendungen gegen einzelne Sätze dieses Vorkämpfers der Revolution zu machen; sehen wir aber genau hin, so beschränken sich diese Einwendung eigentlich auf die Fälle, wo Marx seinen Entwicklungen ausschließlich englische Verhältnisse zu Grunde legt, während Jentsch sonst die Ansichten von Marx durchaus zu den seinigen zu machen bereit ist (so z. B. bei der Preisbildung). Eine grundsätzliche Ausnahme dieser gefährlichen Gefolgschaft haben wir nur in einem Kapitel (14) feststellen können, das die Frage von Geld und Währung behandelt; was der Verfasser hier sagt, ist beherzigenswert.“ Auf Einzelnheiten und auf Widerlegung meiner Lehrsätze und Forderungen könne sich Rezensent nicht einlassen. „Es muß hier genügen, darauf hinzuweisen, daß er gerade in solchen Fragen, wie es z. B. das Kapital ist, vollständig im sozialdemokratischen Lager segelt**) und hier die Arbeiten eines Marx oder Bebel für ihn maßgebend sind.“ Wer das liest, der muß glauben, mein Buch sei, die Anfangskapitel abgerechnet, ein Auszug aus Marxens „Kapital“ oder Bebels „Frau“ (andre „Werke“

*) Wie ungeschickt! Ein so vornehmes Blatt sollte sich doch ein ordentliches Deutsch leisten können!

**) Frage des Setzers: welches der verschiednen sozialdemokratischen Lager ist denn von einer Überschwemmung heimgesucht worden? Das Leipziger jedenfalls nicht, denn die Pleiße ist nicht ausgetreten.

Bebels kenne ich nicht). In Wirklichkeit habe ich Bebel bloß einmal (S. 397) als Utopisten erwähnt, und was Marx anlangt, so möchte ich wohl die wissenschaftliche politische Ökonomie sehen, die es fertig brächte, den Mann zu ignoriren, der, gleichzeitig mit Rodbertus, seit Ricardo den ersten entscheidenden Schritt nach vorwärts gethan hat. Über diese wissenschaftliche Pflicht bin ich jedoch nicht hinausgegangen. Die Lehre vom Wert und von der Preisbildung und die Krisenlehre sind das einzige, worin ich mich auf Marx stütze. In der Lehre vom Kapital stelle ich, objektiv berichtend, die verschiednen Kapitalbegriffe, darunter auch den Marxischen, neben einander und schließe mit der Bemerkung, so oft über das Kapital verhandelt werden solle, hätten die Verhandelnden jedesmal erst festzustellen, welchen von den fünf erörterten Kapitalbegriffen sie meinten. Ich persönlich gebe, wie aus meiner Darstellung hervorgeht, dem Sprachgebrauch, nicht von Marx, sondern von Rodbertus und Wagner den Vorzug, kann aber natürlich andre Leute nicht hindern, einem andern Sprachgebrauch zu folgen. In der Lehre von der Rente, die dem Rezensenten das allerunangenehmste in meinem Buche sein dürfte, stütze ich mich auf den mecklenburgischen Junker von Thünen und den pommerschen Junker Rodbertus. Gerade in der Lehre vom Gelde und von der Währung wüßte ich keinen Unterschied zwischen meiner und Marxens Auffassung anzugeben, nur daß es Marx mit dem Währungsstreit, der heute die Parteien erhitzt, und auf den ich daher eingehen mußte, noch nicht zu thun hatte. Der Rezensent findet das, was ich darüber sage, beherzigenswert; nun, wenn er den zweiten und dritten Band von Marx durchstudirt, die vorzugsweise von Geldsachen handeln, wird er noch viel mehr darin finden, was für seine Auftraggeber, die lauter große Geldleute sind, weit wichtiger ist, als für mich und die Mehrzahl meiner Leser, die wir das nicht sind. Meine Einwendungen gegen Marx aber betreffen nicht, wie der Rezensent glauben machen will, einzelne untergeordnete Punkte, sondern sie laufen alle auf eine Einwendung hinaus, und diese trifft gerade das Fundament der Sozialdemokratie. Ich sage auf Seite 403 ff. des Buches und habe es sonst schon unzähligemal gesagt: Marx hat den volkswirtschaftlichen Entwicklungsprozeß Englands richtig beschrieben, aber er hat daraus drei falsche Folgerungen gezogen, erstens, daß die Sache überall so verlaufen müsse wie in England, zweitens, daß die begonnene Vermögenskonzentration bis zur Proletarisirung des ganzen Volks fortschreiten und dadurch den Umschlag des in wenigen Händen aufgehäuften Privatbesitzes in Gemeinbesitz herbeiführen müsse, drittens, daß der Kleinbetrieb binnen kurzem in allen Produktionszweigen aufhören werde, lebensfähig zu sein. Diese drei Folgerungen bilden die theoretische Grundlage der aus thatsächlichen Mißständen entsprungnen Sozialdemokratie, und diese drei Folgerungen widerlege ich im 19. Kapitel des Buches, wie ich es sonst schon gethan habe.

Daß in diesem 19. Kapitel, wie der Rezensent weiter schreibt, die Tendenz des ganzen Buches klar zu Tage trete, und daß mir Opposition gegen die in Deutschland bestehende Regierung der Hauptzweck sei, ist eine Albernheit, gegen und über die sich weiter nichts sagen läßt, als daß eben ein Tendenzkritiker, der den Auftrag erhalten hat, ein Buch zu boykotten, keine auch noch so dumme Lüge verschmäht, wenn sie nur Erfolg verspricht. Komisch klingt es in den Spalten eines Blattes, dessen Patrone im Mittelpunkte der sich vorzugsweise national nennenden Politik stehen, wenn mir der Vorwurf gemacht wird, ich hätte nicht eine allgemeine, sondern nur eine nationale Volkswirtschaftslehre geliefert. Es ist richtig, daß ich mehr berücksichtigt habe, was uns Deutschen, als was den Engländern, Russen, Chinesen oder Negern in wirtschaftlicher Beziehung nützt oder schadet, nötig

oder erwünscht ist, aber ich glaube nicht, daß die Leser über diese Abweichung von der strengen Wissenschaftlichkeit, wenn es eine ist, böse sein werden. Am Schluß scheint der Rezensent die unsinnige Behauptung, Opposition gegen die Regierung sei mein Hauptzweck, einigermaßen begründen zu wollen, denn er beschwert sich darüber, daß ich sage, die Staatsbetriebe seien noch keine Musterbetriebe, und daß ich von dem Guten, was der Staat in dieser Beziehung geleistet habe, nichts erwähne. Ein volkswirtschaftliches Lehrbuch hat aber nicht der Regierung Lobhymnen zu singen, sondern die Aufgaben des Staats zu bestimmen und die Punkte anzugeben, in denen er den an ihn zu stellenden Forderungen noch nicht gerecht wird. Finden denn die Konservativen, die ja doch wohl nicht „im sozialdemokratischen Lager segeln,“ an der „in Deutschland bestehenden Regierung“ alles zu loben? Insbesondre, meint der Rezensent, hätte der „industriellen Unternehmungen der von Jentsch verschiedentlich so arg mitgenommenen Militärverwaltung“ gedacht werden sollen. Hier hört jede Möglichkeit einer parlamentarischen Bezeichnung für die Taktik des Rezensenten auf. Ich habe nämlich, so viel ich mich erinnere, in meinem ganzen Leben noch gar nichts über die Militärverwaltung geschrieben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht über Dinge schreibe, von denen ich nichts verstehe. Im vorliegenden Buche habe ich die Militärverwaltung einmal erwähnt, und zwar auf Seite 309 in der Anmerkung, wo ich mich in einer Frage des Getreidehandels auf die Autorität des preußischen Kriegsministeriums berufe.

Vorstehendes habe ich nicht geschrieben, um meine Bücher von dem Verdacht der Staatsgefährlichkeit zu reinigen; die Welt weiß schon, was darunter zu verstehen ist, wenn die Herren von der Post jemanden oder etwas für staatsgefährlich erklären. Es sollte nur an diesem interessanten Falle einmal gezeigt werden, nach welcher Methode sie verfahren, wenn sie die Verbreitung ihnen unbequemer Ideen und Wahrheiten hemmen wollen.*) C. J.

*) Als die Post noch nicht im Stummschen „Lager segelte“ oder ihren Wind noch nicht in dem Maße von dort empfing wie jetzt, urteilte sie folgendermaßen über Jentsch:

. . . Der Bücherschatz des deutschen Volkes ist in diesem Buche (Geschichtsphilosophische Gedanken) um ein Werk bereichert worden, das sowohl seines geistigen Gehalts wie seiner musterhaften Sprache wegen die Beachtung der weitesten Kreise verdient. . . . Durch das ganze Buch, das in großen Zügen die Weltanschauung eines auf allen Wissensgebieten bewanderten, geistig ausgereiften Mannes enthält, geht ein erfrischender Hauch wahrer Freiheit, die die beengenden Fesseln jeder Einseitigkeit, mag sie sich in Überlieferungen, Systemen und Parteiprogrammen breit machen, abgeworfen hat, ohne dabei den festen Boden unter den Füßen verloren zu haben. Es ist ein viel belesener Denker und ein vorurteilsloser evangelischer Christ, ein wahrhaft sittlicher Charakter und kein prüder Pedant, ein Freund des Vaterlandes und der staatlichen Ordnung und zugleich ein Fürsprecher der notleidenden Klassen, ein warmherziger Kenner der Geschichte der Menschheit und kein idealistischer Schwärmer, der in den „geschichtsphilosophischen Gedanken“ zu allen Gebildeten spricht und sie anregt, mit weitem Sinn und offenem Herzen die widerspruchsvollen Erscheinungen in Wissenschaft und Leben zu betrachten.
J. G.

Litteratur

Die wirtschaftliche Entwicklung. Jahresbericht der Firma Alexander Jahn und Komp. in Hamburg. Herausgegeben vom Inhaber R. E. **May**. Hamburg, Dezember 1895

Ein sehr merkwürdiges Buch, das die Leser nicht wenig überraschen wird! Vom Geschäftsbericht der Firma ist gar nichts zu spüren; anstatt dessen bekommt man eine Überschau über das gesamte Wirtschaftsleben der Welt, deren Ergebnis — so ungefähr die Aussicht auf die Verwirklichung von Bellamys Utopie ist. Der Verfasser behandelt u. a. die Zentralisation der Produktion, der Banken und der Arbeit, die steigende Bewegung der Arbeitslöhne und das Wachstum der Sparkasseneinlagen, den Rückgang der Unternehmergewinne und des Zinsfußes, die Vernichtung des Zwischenhandels, das Emporkommen des vierten Standes, die Verstaatlichungen und das Versicherungswesen, den Internationalismus und die Lage der Landwirtschaft. Er findet, daß alle diese wirtschaftlichen Bewegungen konvergirend einem gemeinsamen Ziele zustreben: der Vernichtung des Zinses, also des Geldkapitals und der Privatrente, und dem Übergange der Früchte der Arbeit, des Volks- oder vielmehr Welteinkommens an die Arbeit. Der Verfasser findet, daß der Privatunternehmer heute keinen Anspruch mehr habe auf eine höhere Entschädigung als sein Arbeiter. „Es ist nur gerecht, daß der erste Kapitalist, der den Erfinder unterstützte, für das absolut riskirte Kapital einen höhern Nutzen erhielt als der Arbeiter, dem es gleich war, bei wem er seinen sichern Lohn verdiente. Es ist nur gerecht, daß der Fabrikant und Händler, die dem Vertrieb ihre Zeit widmeten, ohne zu wissen, ob sich die Maschine bewähren und einführen werde, einen entsprechend höhern Gewinn hatten als der Arbeiter, der sie mechanisch ohne Risiko anfertigte. Heute ist sie eingeführt die Rechenmaschine. (?) Der Kapitalist weiß genau, wie wenig er riskirt, wenn er dem Fabrikanten das Geld zur Herstellung giebt; ebenso wissen Fabrikant und Zwischenhändler genau, wie wenig sie riskiren, wenn sie ihre Zeit der Herstellung und dem Vertriebe derselben widmen. Mit welchem Recht also sollen heute Kapitalist, Fabrikant und Zwischenhändler von der geistigen Arbeit des längst verstorbnen Erfinders mehr Nutzen haben als die Arbeiter, die sie herstellen, als die Welt, der sie nützt? . . . Wenn uns heute durch die geistige Arbeit eines Watt, eines Stephenson, eines Volta, Morse, Reiß, Siemens ein billigeres und dem Arbeiter gleichzeitig ein besseres Leben ermöglicht wird, weil die geistige Hinterlassenschaft dieser Erfinder Konsumenten und Produzenten in den Stand setzt, die Zwischenglieder zu entbehren, die sie vorher mit ernähren mußten, mit welchem Recht will man sie da zwingen, sie dennoch mit zu schleppen?“ (S. 137.) Daß auch der Unternehmer, soweit er als Kapitalist fungirt, zu den überflüssigen Zwischengliedern gehört, beweise Neuseeland, wo der Arbeiter König ist, wo alle gemeinnützigen Arbeiten, auch die Eisenbahnbauten, vom Staate, d. i. von der Gesamtheit der steuerzahlenden Arbeiter ausgeführt werden; die Leitung wird den vom Staate angestellten Ingenieuren, die Ausführung Genossenschaften von Arbeitern übertragen (S. 139). Daher ist die Anhäufung von Geldkapitalien zweckwidrig; alles, was den rollenden Thaler aufhält: das Sparen, die Beschränkung der Koalitionsfreiheit der nach höhern Löhnen, d. h. nach höherer Kaufkraft strebenden Arbeiter, Privilegien und Monopole, alles das fesselt die Produktion und hindert die gewaltigen Produktivkräfte unsrer Zeit, den Segen zu stiften, den sie stiften können. Die Arbeiter sollten ihr gewaltiges Sparkassenkapital auf genossenschaftliche Produktion verwenden, anstatt daß es jetzt

größtenteils in Hypotheken angelegt ist. Das wird ja nun von selbst aufhören, wenn der Hypothekenzins auf Null sinkt, ebenso wie die Staatsschulden, deren Dasein eine Verrücktheit ist, aufhören werden, wenn sie keine Zinsen mehr bringen. Es wird keine Revolution nötig sein, das Kapital zu beseitigen, es stirbt eines natürlichen Todes; der verwesende Zins ernährt die Arbeit (S. 115). Die Völker werden in Zukunft die Ausgaben jedes Jahres vom Ertrage der Arbeit eben dieses Jahres bestreiten. Das gilt namentlich auch von den Versicherungen, die zusammengelegt werden müssen; aus dem Steuerertrage jedes Jahres werden alle anständig versorgt werden, die aus irgend einem Grunde, sei es Krankheit, oder Alter, oder vorübergehende Arbeitslosigkeit, kein Einkommen haben. Während so die Industrie und die Besorgung aller allgemeinen Bedürfnisse zentralisirt wird, geschieht mit der Landwirtschaft das umgekehrte; sie wird dezentralisirt; die Latifundien hören auf, und jeder wird mit Land versorgt. Die Welt wird eine große Stadt und zugleich ein großes Dorf sein; es wird noch Industrie- und Verkehrszentren geben, aber niemand wird gezwungen sein, an einem solchen zu wohnen.

Wie die Leser sehen, trifft May in vielen Stücken mit uns zusammen; namentlich in der Bestimmung des Wesens des Unternehmerkapitals, in der Beurteilung der Staatsschulden und des Sparens, und in der Anerkennung der Wahrheit, daß die Produktion durch den Konsum, und durch nichts andres, im Gange erhalten wird, daß daher stetige Erhöhung des Arbeitereinkommens eine Lebensfrage für die an Kraftfülle unaufhaltsam wachsende Produktion wie für das nach Anlage hungernde Kapital, obrigkeitliche Beschränkung der Koalitionsfreiheit aber unter allen Dummheiten, durch die sich die von Oxenstierna charakterisirte Regierungsweisheit von alten Zeiten her berühmt gemacht hat, die größte ist. Auch erkennen wir an, daß sich die Dinge nach dem von May beschriebnen Ziele hin zu entwickeln streben. Aber wir bezweifeln, daß die Entwicklung so radikal verlaufen wird, wie er, die Utopisten und die Sozialdemokraten es sich vorstellen. Er scheint die Macht der vielen Einzeltendenzen zu unterschätzen, die der Gesamttendenz entgegenwirken. Unter diesen Einzeltendenzen entspringt eine der stärksten aus dem, was May wahrscheinlich das nationale Vorurteil nennen würde. Wie immer man von dem ideellen Inhalt des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe denken mag, es stecken jedenfalls sehr mächtige materielle Interessen hinter diesen Worten. May hat ja, die Bevölkerungsfrage für sich ins Auge gefaßt, vollkommen Recht, wenn er es für eine unglaubliche Thorheit erklärt, daß sich die Deutschen in Deutschland zusammendrängen, wo 91,5 Einwohner auf einen Quadratkilometer kommen, während das fünfmal so große und sehr fruchtbare Argentinien nur 1,4 Seelen auf den Quadratkilometer zählt, aber —! Eben der schwungvolle Optimismus freilich, mit dem May über alle Wenn und Aber flott hinwegsetzt, verleiht seiner Darstellung die anziehende Frische und die packende Überzeugungskraft.

Über den Zwischenhandel urteilt er ungefähr so wie Uhlenhorst, nur daß er eine besondre Agitation zu seiner Beseitigung nicht für nötig hält, sondern glaubt, daß sich die Umwandlung des Prozesses der Warenverteilung ganz von selbst vollziehe; in dem Grade, als der Kleinhandel durch Filialen des Großhandels, durch Versandgeschäfte und durch Konsumvereine überflüssig gemacht werde, verschwinde er auch. Wir stimmen mit beiden darin überein, daß der Staat dieser Umwandlung keine Hindernisse in den Weg legen dürfe etwa „zum Schutze des Mittelstandes,“ bezweifeln aber auch in diesem Punkte, daß die Entwicklung radikal verlaufen werde; es wird sich wahrscheinlich bald zeigen, daß die Kundschaft mit vielen Arten von Waren vom Kleinhandel ebenso billig und dabei bequemer bedient wird, als von

Versandgeschäften, Warenhäusern und Konsumvereinen, und diese neuen Formen des Handels werden, nachdem sie eine gewisse Ausdehnung erreicht haben, ins Stocken geraten; sie werden bestehen bleiben, aber neben ihnen wird noch der Kleinhandel fortleben. Von der Vernichtung des Zwischenhandels erwartet May ganz dieselben Vorteile wie Uhlenhorst; einerseits werden die unproduktiven Vermittler genötigt sein, sich in produktive Arbeiter zu verwandeln, andrerseits wird die durch die Verbilligung der Waren erhöhte Kaufkraft der Arbeiter hinreichen, diese neuen Arbeiter zu beschäftigen. Daß die Vernichtung der kleinen Geschäfte und der Absturz der kleinen Unternehmer in den Arbeiterstand zunächst die Unzufriedenheit erhöht, hält May für kein Unglück; im Gegenteil, wenn diese Leute, die ein besseres Leben gewöhnt sind als die gebornen Arbeiter, doppelt unzufrieden werden und die übrigen Arbeiter noch unzufriedner machen, als sie vorher schon waren, also dem Streben nach Einkommenerhöhung einen neuen Ansporn verleihen, so fördert das ja die seiner Ansicht nach zum Heile führende Entwicklung.

Die Unterbringung der vernichteten oder zu vernichtenden Existenzen des Mittelstandes im höhern Arbeiterstande stellen sich die beiden Kaufleute, die so rührend bescheiden von ihrem eignen Stande denken, doch wohl ein wenig zu leicht vor. Wir sehen ein, daß die heutigen Einrichtungen vielfach unzweckmäßig sind, weniger noch im Kramhandel als in andern Zweigen des kaufmännischen Geschäfts, z. B. im Versicherungswesen. Wie selten sind bei der heutigen Bauarbeit und beim heutigen Feuerlöschwesen die Brände! Die Feuerwehr mittlerer Städte fühlt sich schon hochbeglückt, wenn sie im Laufe des Jahres zwei Gardinenbrände zu löschen hat; ist aber am Ende gar einmal ein Fensterkreuz mit angebrannt, so weiß sie sich vor Freude gar nicht zu fassen, und des „Gut Schlauch"=Rufens an den Vereinsabenden ist kein Ende. Wer kriegt also das heidenmäßig viele Geld, das unter dem Namen von Versicherungsprämien zusammenfließt? Außer den Aktionären die hochbesoldeten Versicherungsbeamten, die Agenten, die jahraus jahrein auf den Dörfern herumlaufen und sich um jeden einzelnen Bauer raufen, die Handwerker, die die Geschäftspaläste erbauen, die Zeitungen für Reklame, die Post für Versendung von Prospekten usw. Gewiß eine lächerliche Einrichtung. Aber all das Volk unterzubringen, wenn die überflüssige Maschinerie durch Verstaatlichung beseitigt würde, möchten wir uns doch nicht anheischig machen. Lassen wir durch Wegfall der Ausgaben für Versicherung die Versicherten um ein halbes Prozent ihres Einkommens kaufkräftiger werden — deren erhöhte Nachfrage zu befriedigen, das wird für die schon bestehenden Geschäfte, die alle über schlechten Absatz klagen, eine Kleinigkeit sein. Das Unglück ist, daß wir alle zu fleißig sind. Es wird viel zu viel gearbeitet. Die Vorzüge eines Menschen oder eines Volkes sind die Quelle nicht allein seiner Freuden, sondern auch seiner Leiden; ihnen verdankt jedes seine Erfolge, sie bereiten ihm aber auch den Untergang. Die Europäer verdanken ihrer rastlosen Regsamkeit nicht allein ihr Übergewicht über die Asiaten, sondern auch alle ihre Wirrnisse und Verlegenheiten. Wie überflüssig wäre die ganze Gesetzgeberei gegen den unlautern Wettbewerb, wenn wir so wären wie die Türken; wenn jeder, der etwas zu verkaufen hat, ruhig dasäße, seinen Tschibuk rauchte und auf die Kunden wartete, die ihm Allah schicken wird, ohne einen Finger zu rühren, um welche herbeizuziehen, und käme gar keiner, Gott dafür dankte, daß seine Ruhe nicht gestört worden ist! Wie überflüssig ist doch unsre Vielgeschäftigkeit! Wieviel Tagediebe haben auch in dem unruhigen Europa in alten, mittlern und noch in neuern Zeiten bis an die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts die drohende Überproduktion aufgehalten: Luxussklaven, Schmarotzer, vornehme

Müßiggänger, Mönche und Nonnen, Söldner, Scharen von Vagabunden, Hofstaaten! Und wie wenig arbeiteten die Arbeitenden im Vergleich zu heute, da die unvollkommnen Beleuchtungsmittel das Arbeiten bei Lichte in den meisten Gewerben ausschlossen. Und doch war für alles nötige gesorgt. Wie wäre es denn denkbar, daß heute, wo bei hundertfach gestiegner Produktivität der Arbeit alles, vom König bis zum Hausknecht, wie besessen arbeitet, für alle Arbeitserzeugnisse Verwendung gefunden werden könnte? Die Versorgung aller mit Gütern — die wäre heute kinderleicht, wenn wir nicht einen großen Teil unsrer sonst unverwendbaren Arbeitskraft darauf verwendeten, den unaufhaltsam hervorquellenden Güterstrom zu hemmen; aber all dem Volke, das arbeiten will, Arbeit verschaffen, das ist eine Aufgabe, die, wie es scheint, niemand zu lösen vermag. Und unter so bewandten Umständen sind wir auch noch so einfältig, die Vagabunden, die Verbrecher, die Blödsinnigen, die Schwachsinnigen, die von Natur Verkrüppelten zur Arbeit zu erziehen und zu zwingen. Zu unserm großen Glück gelingen die Erziehungsversuche fast niemals, sodaß die Arbeit der zum Glück für ihre Nebenmenschen mit der Gabe der Faulheit begnadigten bloß so lange währt wie der Zwang, was uns auch schon Ungelegenheiten genug verursacht; wollen doch die englischen Arbeiter unsern Industriewaren den Eingang nach England verwehren, weil sie zum Teil Erzeugnisse lohndrückender Zuchthausarbeit seien. Der Schreiber dieses ist nicht so thöricht. Wenn er von einem schnorrenden Kollegen heimgesucht wird, freut er sich jedesmal und denkt: Gott sei Dank! so kostet mich der Kerl bloß einen Thaler; wäre er tüchtig und mein Konkurrent, so würde er mich vielleicht mein halbes oder ganzes Einkommen kosten. Und welches Unheil richtet der Thätigkeitsdrang unsrer Volksvertreter, unsrer Verwaltungs- und Polizeibeamten, unsrer Richter und Staatsanwälte an! Bis vor zwanzig Jahren gab es auch im deutschen Vaterlande noch Richter, die den ganzen lieben langen Tag zum Fenster hinausschauten und ihre Pfeife rauchten und höchstens auf ein Stündchen in ihrer Amtsstube erschienen; wieviel Zank, Ärgernis, Unglück würde uns heute erspart, wenn alle diese Herren so enthaltsam in der Arbeit sein wollten! Da sie nun aber einmal von dem bösen Geiste der Unruhe und des Thatendrangs besessen sind, so mögen sie auch vollends die Mühe auf sich nehmen, Mays Buch zu lesen und über die merkwürdige Thatsache zu meditiren, daß ein Hamburger Großhändler ungefähr dieselben Erscheinungen, die sie als Umsturz bekämpfen, als segensvolle Entwicklung preist.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Zum Börsengesetzentwurf

Der Bericht der neunten Reichstagskommission, die „zur Vorberatung des Entwurfs eines Börsengesetzes“ eingesetzt war, liegt vor, und die Entscheidung im Plenum wird in wenigen Tagen fallen. Mit Spannung wird sie in weiten Kreisen erwartet. Die Agrarier hoffen von der „Börsenreform“ sicherlich weit mehr, als sie leisten kann, und thun ihr möglichstes, um noch in letzter Stunde mancherlei Verschärfungen des Entwurfs durchzusetzen. Die an der Börse arbeitenden Kaufleute haben sich wohl oder übel mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß abermals ein Gesetz — das wievielte in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren? — tief in ihre Verhältnisse eingreifen und zunächst sicherlich manche Unbequemlichkeiten und Schädigungen mit sich bringen wird. Im großen und ganzen wird unbefangne Betrachtung zu dem Ergebnis führen, daß der Regierungsentwurf die richtige Mitte hält zwischen den Anforderungen, die zur Beseitigung unleugbar vorhandner Mißstände an das Gesetz gestellt werden müssen, und den Bedürfnissen des großen Verkehrs, des Welthandels unsrer Börsen, dessen Gedeihen mit unsrer wirtschaftlichen Gesamtwohlfahrt aufs engste verknüpft ist. Von solchen Erwägungen hat sich freilich die Mehrheit der Reichstagskommission in der ersten Lesung nicht leiten lassen. Die damals beschlossenen Abänderungen des Entwurfs riefen berechtigte Opposition der deutschen Kaufmannschaft hervor, die ihren Eindruck nicht verfehlt hat. Dank der entschiednen Haltung der Reichsregierung sind denn auch in der zweiten Lesung die meisten Verballhornungen des Entwurfs von der Kommission selbst wieder beseitigt worden. Aber die Gefahr ist damit keineswegs vorüber. Die Wiederaufnahme mancher Anträge ist für das Plenum ausdrücklich angekündigt worden. Wir wollen daher die wichtigsten dieser Vorschläge auf ihre Bedeutung und Berechtigung prüfen.

Ein erbitterter Streit ist um den Staatskommissar an der Börse geführt worden. Die Börsenenquetekommission wollte nur eine Art Regierungskommissar beim „Börsendisziplinarhof“ (jetzt Ehrengericht genannt). Der Entwurf hat daraus einen Staatskommissar gemacht, dem die Beachtung der Vorgänge an der Börse, sowie die Berichterstattung über hervorgetretene Mängel und über die Mittel zu ihrer Abstellung obliegen soll. Das ist gewiß eine recht schwierige Aufgabe, die neben gründlicher Beherrschung des Börsenwesens und seiner Technik die genaueste Kenntnis der Personen und Verhältnisse erfordert. Ob die Aufgabe überhaupt sachgemäß zu lösen ist, muß angesichts der Verhältnisse der Wiener Börse, wo seit langer Zeit ein k. k. Börsenkommissar seines Amtes waltet, wo aber trotzdem von Zeit zu Zeit Spekulationen der bedenklichsten Art betrieben werden, sehr zweifelhaft erscheinen. Immerhin kann der Versuch gemacht werden, da ein solcher Staatskommissar wenigstens dazu beitragen kann, die Regierung sachgemäß zu unterrichten, und das soll auch nach der Begründung des Entwurfs vor allem seine Aufgabe sein. Durch die Kommissionsbeschlüsse sind dagegen Stellung und Befugnis des Staatskommissars ganz verändert worden. Er soll darnach den Geschäftsverkehr an der Börse und die Befolgung der Gesetze und Verordnungen überwachen, also eine Art „überwachender Polizeibeamter“ werden. In der ersten Lesung wollte man ihm sogar das Recht geben, an allen Sitzungen der Börsenorgane teilzunehmen! Das hat die zweite Lesung beseitigt, aber auch die andre Änderung des Entwurfs ist nicht zu billigen. Mit vollem Recht wehrt sich die Kaufmannschaft gegen eine solche Polizeiaufsicht. Auch das ist zu bedenken: giebt man dem Staatskommissar so weitgehende Befugnisse, so wird ganz zweifellos die Abneigung gerade der anständigen und auf die Ehre ihres Standes haltenden Börsenbesucher gegen den Verkehr mit solchen Beamten sehr steigen. Was sollen denn die unglücklichen, mitten in das Getriebe etwa der Berliner oder Hamburger Börse gestellten Staatskommissare machen? Daß eine eigentliche „Überwachung“ dieses Riesenverkehrs, der sich zwischen tausenden in kurzer Zeit abspielt, ein Unding ist, liegt auf der Hand. Die Kommissare wären im wesentlichen auf das angewiesen, was sie von einzelnen Börsenbesuchern erführen. Wenn nun gerade die bessern Leute jede Auskunft verweigerten — was dann? Wie bedenklich es aber wäre, wenn die Kommissare aus trüberer Quelle schöpfen müßten, welches Unheil ein unrichtiges Vorgehen anrichten kann, bedarf keiner Ausführung. In der Reichstagskommission wollte man von einer Seite sogar dem Kommissar das Recht zu unmittelbaren Eingriffen in den Börsenverkehr selbst geben; er sollte z. B. ein an der Börse umlaufendes Gerücht sofort auf seine Richtigkeit prüfen und das Börsenpublikum dann aufklären. Als wenn die Richtigkeit solcher Gerüchte immer im Handumdrehen festzustellen wäre! Wie aber, wenn der Kommissar auf ein angeblich falsches Gerücht eingreift, die Kursnotiz sistirt und offiziell verkündet: „Das Gerücht ist unwahr,“ und

nachher ist es doch wahr gewesen, und durch das Eingreifen des Beamten sind Hunderte von Leuten geschädigt worden? Es zeigt sich hier so recht, wohin Voreingenommenheit und blinder Haß gegen die „Börse" führen kann. Zum Glück hat jene Auffassung von der Stellung der Staatskommissare in der Kommission und bei den Regierungsvertretern energischen Widerspruch gefunden und ist nicht durchgedrungen. Der Reichstag aber sollte bedenken, daß eine zu weitgehende Ausdehnung der Befugnisse des Staatskommissars eine dem Zwecke gerade entgegengesetzte Wirkung haben würde, und die Regierungsvorlage wiederherstellen.

Nach dem Entwurfe soll als Sachverständigenorgan, das den Bundesrat bei Erfüllung der vielen, ihm durch das Börsengesetz zugedachten Pflichten begutachtend unterstützen soll, ein Börsenausschuß gebildet werden. Von seinen Mitgliedern sollen zwei Drittel auf Vorschlag der Börsenorgane vom Bundesrat gewählt werden, das letzte Drittel soll der Bundesrat selbständig ernennen. Die Kommission hat bezeichnenderweise das Vorschlagsrecht der Börsenorgane auf die Hälfte der Mitglieder beschränkt. Ein besonders hitziges Mitglied wünschte sogar, daß nur ein Drittel von den Handelsorganen vorgeschlagen, zwei Drittel dagegen unter Ausschluß aller berufsmäßigen Börsenhändler gewählt werden sollten. Man denke: ein Sachverständigenorgan, dessen Mitglieder zu zwei Dritteln aus Leuten bestehen sollen, die berufsmäßig mit den zu begutachtenden Angelegenheiten nichts zu thun haben! Eine nette Leistung agrarischer Gesetzesmacherei, nicht wahr? Es ist nur gerecht und klug, den Börsenausschuß so zusammenzusetzen, wie es der Entwurf will. Der Handel wird in seinem eignen Interesse nur hervorragende und in jeder Hinsicht unanfechtbare Vertreter vorschlagen. Im übrigen steht ja auch dem Bundesrat allein die eigentliche Wahl zu.

Die Bestimmungen über das Ehrengericht, vor allem die auf die Befugnisse des Kommissars bezüglichen Paragraphen, sind in kaufmännischen Kreisen nicht gerade freundlich aufgenommen worden. Bei verständiger Handhabung des Gesetzes werden sich aber die gehegten Befürchtungen als übertrieben erweisen. Es ist auch nicht zu vergessen, daß eine energische Thätigkeit dieser Ehrengerichte am besten geeignet sein wird, das in weiten Volkskreisen vorhandne Mißtrauen und Vorurteil gegen die Börse allmählich zu beseitigen. Die Börse selbst aber wird nur gut dabei fahren, wenn ungeeignete Leute rücksichtslos ausgemerzt und entfernt werden.

Über das Kurs- und Maklerwesen — ein ebenso wichtiges wie schwieriges Gebiet — können wir hier hinweggehen, da die Reichstagskommission keine wesentlichen Änderungen gemacht hat.

Was das Emissionswesen angeht, so ist vor allem ein „Antrag Kanitz" zu nennen, der sich an Verkehrtheit und Undurchführbarkeit seinem berühmten Namensvetter würdig anschließt. Graf Kanitz will in Berlin eine Haupt-

zulassungsstelle errichten, bestehend aus zwanzig vom Bundesrat gewählten Mitgliedern, die über die Zulassung ausländischer Wertpapiere zum Börsenhandel beschließen soll. Diese Zentralisirung soll die Erledigung erleichtern und eine bessere Bürgschaft dafür bieten, daß schlechte ausländische Effekten nicht zugelassen werden. Glücklicherweise ist dieser Antrag, der das deutsche Börsengeschäft in ausländischen Werten einfach lahm legen würde, von den verbündeten Regierungen wie aus der Mitte der Kommission entschieden zurückgewiesen worden. Es wurde auf die Erschwerung hingewiesen, die entsteht, wenn die Zulassung für ein Papier, das z. B. nur an die Hamburger Börse kommen soll, in Berlin nachgesucht werden muß. Ferner wurde betont, daß die Art der Zusammensetzung jener Zentralstelle den Bundesrat mit einer unerträglichen Verantwortung belaste, und daß die Annahme des Antrags zu einer durchaus unerwünschten Vermehrung des Übergewichts der Berliner Börse führen würde. Vor allem aber kann kein Zweifel darüber sein, daß der Vorschlag praktisch gar nicht durchführbar ist, ohne die deutsche Emissionsthätigkeit in ausländischen Effekten zu vernichten. Hoffentlich macht Graf Kanitz, der in der Kommission den Antrag zurückzog, von dem Vorbehalt, ihn im Plenum wieder einzubringen, keinen Gebrauch. Daß der Reichstag diesem Antrag zustimmen sollte, ist wohl ausgeschlossen.

Die wichtige Frage der Haftung der Emissionshäuser hat im Laufe der Entstehung des Börsengesetzes eigentümliche Wandlungen durchgemacht. Die Börsenenquetekommission gründete die Haftung auf bösliches Verhalten der Emittenten, der Börsengesetzentwurf auf grobes Verschulden, und die Reichstagskommission in der ersten Lesung gar auf die Verletzung der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns. Daß diese Ausdehnung der Haftung zu weit geht, ist in dem Bericht der Börsenenquete und besonders in den Motiven des Entwurfs schlagend nachgewiesen. Wie soll der Richter nach vier bis fünf Jahren zuverlässig feststellen, ob bei Erlaß eines Prospekts das Emissionshaus bei der Prüfung der Angaben mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns verfahren sei? Auch der Richter ist von subjektiven Erwägungen abhängig und wird unter dem Eindruck einer inzwischen eingetretnen Katastrophe leicht geneigt sein, einen falschen Maßstab an die von dem Emittenten zu verlangende Sorgfalt zu legen. Diese Gefahr ist bei den oft sehr hohen Beträgen von Emissionen ausländischer Wertpapiere so groß, daß sich gerade die angesehensten Emissionsfirmen von der Emissionsthätigkeit an deutschen Börsen zurückhalten würden. Was würde aber dann die Folge sein? Die Emission geschähe in London, Paris oder Brüssel, die Papiere kämen mit Umgehung der deutschen Börsen ins Publikum, und eine Haftung im Sinne des § 41 wäre überhaupt nicht vorhanden, da die Grundlage, der Prospekt, fehlt. Man darf also wohl annehmen, daß der Reichstag den von seiner Kommission in der zweiten Lesung gefaßten Beschluß, der die Vorlage wiederherstellt, gutheißen wird.

Ein besonders heftiger Kampf entbrannte, wie vorauszusehen war, über den Börsenterminhandel. Der Entwurf legt mit Recht den Hauptnachdruck darauf, die Bedingungen und Voraussetzungen für den Terminhandel sachgemäßer zu regeln, als es bisher zum Teil der Fall war, und giebt in dieser Beziehung dem Bundesrat weitgehende Befugnisse. Daneben soll das Börsenregister für Fernhaltung ungeeigneter Leute sorgen. Die Reichstagskommission ging in der ersten Lesung einen ganz andern Weg, indem sie geradezu eine Reihe von Verboten in das Gesetz aufnahm. Untersagt werden sollte der Terminhandel in Kammzug und andern Halb- und Ganzfabrikaten der Textilindustrie, in Getreide und Getreidefabrikaten, endlich in Bergwerks- und Industriepapieren. In der zweiten Lesung ist davon nur das Verbot des Terminhandels „in Anteilen von Bergwerks- und Fabrikunternehmungen" übrig geblieben. Es wäre zu wünschen, daß der Reichstag auch dies Verbot beseitigte. Es ist gar nicht einzusehen, weshalb man nicht zu dem Bundesrat das Vertrauen haben will, daß er von seinen Befugnissen den richtigen Gebrauch machen werde. Die Fragen, um die sichs hier handelt, sind noch keineswegs hinreichend geklärt. Selbst über den seit Jahren heftig bekämpften Kammzugterminhandel gehen in den Interessentenkreisen selbst die Meinungen noch weit auseinander, wie die vor einigen Monaten im Reichsamt des Innern veranstaltete Enquete beweist. Für das Verbot des Getreideterminhandels legen sich neuerdings besonders die Agrarier ins Zeug. Dabei wird immer wieder die thörichte Behauptung wiederholt, daß der Terminhandel als solcher die Getreidepreise künstlich drücke. Das könnte aber nur dann geschehen, wenn das im Termin lieferbare Getreide besonders schlecht wäre, daher geringern Wert hätte, und so der Preis des Getreides überhaupt auf das Niveau des — schlechtern — Termingetreides herabgezogen würde. Nun sind aber die Anforderungen an das im Termin lieferbare Getreide in Berlin keineswegs zu niedrig bemessen, und jedenfalls wird in Zukunft der Bundesrat dafür sorgen, daß das Termingetreide einen angemessenen standard hat. Das Termingeschäft als solches hat durchaus nicht notwendig die Neigung zur Baisse. Jedem Verkäufer muß ja ein Käufer, also ein Haussier, gegenüberstehen, und der Baissier muß, um eine Differenz zu erzielen, später selbst zum Käufer werden. Allmählich scheint man aber mit dem Worte „Blankoverkauf" den Begriff zu verbinden, als wenn jemand immerzu verkaufen, dadurch die Preise drücken und damit eine Menge Geld verdienen könnte, ohne sonst noch etwas thun zu müssen. Anders läßt sich wenigstens der klassische Ausspruch (im Kommissionsbericht) nicht erklären, daß „der Importeur jetzt naturgemäß Baissier geworden sei, da er durch den mehrfachen Blankoverkauf das Vielfache von dem zu gewinnen die Aussicht habe, was er an der effektiven Ware verliere"! Dieser merkwürdige Importeur, der auf die Entwertung seiner eignen Ware hinarbeitet, muß später doch alles das zurückkaufen, was er in blanco

verkauft hat; erst dann kann er ja zu einer Differenz, einem Gewinn kommen. Hat er vorher durch seine großen Verkäufe den Markt geworfen, so muß er ihn natürlich durch seine ebenso großen Rückkäufe wieder heben — immer vorausgesetzt, daß der Markt so leicht zu beeinflussen ist, wie die Gegner des Terminhandels behaupten —, und schließlich werden die Rückkäufe zu immer höhern Preisen stattfinden müssen, und der Gewinn ist weg. So müßte die Sache mit unbedingter Notwendigkeit kommen, wenn ein Spekulant imstande wäre, den Getreidemarkt auf die Dauer wirksam zu beeinflussen. In Wahrheit beherrschen auch im Terminhandel Angebot und Nachfrage die Preisgestaltung, und die Vergewaltigungen des Marktes sind stets von kurzer Dauer gewesen und fast durchweg gegen den ausgeschlagen, der sie versuchte. Die Reichsregierung hat sich denn auch mit aller Entschiedenheit gegen das Verbot des Getreideterminhandels erklärt und wird wohl dabei beharren. Wenn agrarische Blätter die Verantwortung für ein dadurch etwa herbeizuführendes Scheitern des ganzen Börsengesetzes der Regierung zuschieben wollen, so heißt das die Thatsachen auf den Kopf stellen. Die Reichsregierung widersetzt sich mit Fug und Recht einer falschen, bei der Abhängigkeit der Getreidepreise vom Weltmarkt zwecklosen, für Handel und Landwirtschaft gleich schädlichen Maßregel, die vor den Verhandlungen der Reichstagskommission niemals von berufner Seite verlangt worden ist. Scheitert die Börsenreform an diesem Punkte, so werden dafür die verantwortlich sein, die aus Verkennung ihrer eignen Interessen Unmögliches erstreben. Die Landwirte aber mögen das beherzigen, was von dem Regierungsvertreter in der Kommission treffend ausgeführt wurde: Nimmt man den kaufenden Händlern die Möglichkeit, sich im Termin durch Verkäufe zu decken und den Preis zu sichern, so steigt natürlich ihr Risiko; um das auszugleichen, wird der Händler vom produzirenden Landwirt eine Entschädigung verlangen, die lediglich in einer Herabsetzung der Preise bestehen kann. Das ist vollkommen richtig.

Die Bestimmungen über das Kommissionsgeschäft haben keine wesentlichen Änderungen erfahren; nur ist unnötiger- und bedauerlicherweise den Bestimmungen des § 68 der Charakter zwingenden Rechts gegeben worden. Durch zu schroffe Bestimmungen wird aber nur erreicht, daß der — regelmäßig doch im Interesse des Kommittenten handelnde — Kommissionär zum Eigenhändler wird, der nur für sich sorgt und von allen Schranken der für das Kommissionsgeschäft gegebnen Vorschriften frei ist.

In den Straf- und Schlußbestimmungen ist vor allem ein die Presse betreffender Paragraph eingeschaltet worden, der den Mißständen entgegentreten will, die durch die Benutzung der Presse zur Verbreitung unrichtiger Nachrichten entstehen. Die Absicht ist gewiß gut. Ob die gewählte Fassung glücklich ist, mag dahingestellt bleiben.

Die vorstehenden kurzen Erörterungen, die keinerlei Anspruch auf Voll-

ständigkeit machen, sondern nur ein Bild von den wichtigsten Abänderungsvorschlägen zum Börsengesetz geben wollen, führen zu dem Schlusse, daß die Regierungsvorlage durchweg den Vorzug verdient. Der Reichstag wird sich gewiß nicht von den Schlagworten derer leiten lassen, für die das Wort „Börse“ den Inbegriff alles Unsoliden und Schwindelhaften bildet, die am liebsten alle Börsen mit Feuer und Schwert vom Erdboden vertilgen möchten, weil ihnen jede Vorstellung von der Wichtigkeit, die sich unsre großen Börsen im modernen Wirtschaftsleben errungen haben, und die Erkenntnis fehlt, welche Gefahren eine Knebelung und Schädigung des Börsenverkehrs für unsre nationale wirtschaftliche Wohlfahrt mit sich bringen würde.

Nur bei ruhiger Abwägung aller Interessen wird ein brauchbares und wirksames Börsenreformgesetz geschaffen werden können, das mit den vorhandnen Mißständen nach Möglichkeit aufräumt und doch dem Großhandel die Freiheit der Bewegung läßt, die er niemals entbehren kann.

Nachschrift. Was vorauszusehen war, ist inzwischen geschehen. Von einer großen Zahl von Zentrumsabgeordneten ist für die zweite Lesung des Börsengesetzentwurfs beantragt worden, den börsenmäßigen Terminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten zu untersagen. Ferner hat Graf Kanitz beantragt, hinsichtlich des Staatskommissars die Beschlüsse der ersten Kommissionslesung wieder herzustellen, ferner den Börsenausschuß so zusammenzusetzen, daß die Gesamtzahl der Vertreter des Handels und der Börsenorgane die Gesamtzahl der Vertreter der Landwirtschaft und Industrie nicht übersteigt, und vor allem hat Graf Kanitz seinen Antrag wegen der Hauptzulassungsstelle für ausländische Wertpapiere doch wieder aufgenommen. Man wird trotzdem an der Hoffnung festhalten dürfen, daß Bundesrat und Reichstag derartigen „Reformen“ niemals zustimmen werden.

Die Pflicht der Gesellschaft

Von Adolf Bartels

In meinem Aufsatz „Das Recht der Persönlichkeit“ (Grenzboten 1896, Heft 3) habe ich nachzuweisen gesucht, daß auf Grund der Persönlichkeit als solcher keine besondern Rechte in Anspruch zu nehmen seien, daß es kein Recht der Persönlichkeit an sich gebe, sondern nur Menschenrechte, und daß auch die größte Persönlichkeit das sittliche Gesetz unter allen Umständen zu achten habe. Ich habe aber auch schon hinzugefügt, daß andrerseits Eingriffe in die Persönlichkeit

nicht gestattet seien, daß der innere Mensch nie und nirgends vergewaltigt werden dürfe, und habe damit zwar kein Recht der Persönlichkeit — denn ein Recht ist etwas Positives —, aber eine Pflicht der Gesellschaft als vorhanden hingestellt. Diese Pflicht der Gesellschaft soll uns diesmal näher beschäftigen. Zweierlei ist es, was man in unsern Tagen der sozialen Bestrebungen von der Gesellschaft verlangt, zunächst die Schaffung einer menschenwürdigen Existenz für alle, sodann eben diesen Schutz der Persönlichkeit, der also die ideelle Seite der durchzusetzenden Sozialreform ist, darum aber auch von ihren in rein materiellen Anschauungen befangnen Vertretern vielfach außer Acht gelassen wird; will doch die Sozialdemokratie, wenigstens die landläufige, die erste Forderung, die der menschenwürdigen Existenz, gewissermaßen auf Kosten der zweiten durchsetzen, indem sie nämlich, um die vollständige äußere Gleichheit zu erreichen, auch eine ursprüngliche innere annimmt, die nur durch die bisherige Gesellschaftsordnung aufgehoben worden sei. Klar ist auf alle Fälle, daß die heutige Gesellschaft zwar auf dem Individualismus beruht, daß sie die menschliche Verschiedenheit grundsätzlich als vorhanden anerkennt, aber daß sie das gleichsam nur unwillig thut, ohne etwaige daraus hervorgehende Verpflichtungen zu übernehmen; sie läßt nur das Gewordne, das fait accompli, den Erfolg gelten und stellt sich jeder bedeutendern Persönlichkeit, jeder freiern Entwicklung von vornherein so lange feindlich gegenüber, bis sie von ihr besiegt ist. Man leitet diesen Widerstand gegen das Große und Bedeutende, der oft zu einer Vergewaltigung der Persönlichkeit, immer zu einer Reihe von Ungerechtigkeiten führt, die durch das bestehende Staatsrecht nicht nur nicht zu sühnen sind, sondern oft noch mit gesetzlichem Schein umkleidet werden, in der Regel aus der Beschaffenheit der menschlichen Natur her. Stammt er daher, so wird er nicht zu beseitigen sein; es fragt sich aber, ob er nicht immer wenigstens zum Teil aus den besondern sozialen Verhältnissen stammt.

Ehe wir der Beantwortung dieser Frage näher treten, ist zunächst noch der Begriff der „Gesellschaft,“ schwankend wie nur einer, für unsre Zwecke näher zu bestimmen. Im weitesten Sinne bedeutet Gesellschaft soviel wie Kulturmenschheit, und so faßt z. B. auch die heutige Sozialdemokratie den Begriff, wenn sie vom Umsturz der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung redet. Für die einzelne Persönlichkeit ist aber die Gesellschaft meist nur ein Bruchteil der Kulturmenschheit, eine Volks- oder eine Staatsgemeinschaft. Wo Volk und Staat nicht zusammenfallen, da kann der Fall eintreten, daß für den einen die Volksgemeinschaft, für einen andern die Staatsgemeinschaft die Gesellschaft ist; so ist es für den deutschen Dichter unzweifelhaft die ganze Nation, alles, was deutsch redet, während der deutsche Bürger im allgemeinen die Grenze des deutschen Reichs als die Grenze seiner Gesellschaft anerkennen wird. Staat und Gesellschaft gleichzusetzen, geht, wie man sieht, schon aus diesem Grunde nicht an; die ganze Gesellschaft, die Kulturmenschheit besteht zwar aus Staaten,

jeder Staat trägt auch das Gepräge des Teils der Gesellschaft, der innerhalb seiner Grenzen wohnt, und drückt ihm, als die geschichtliche Macht, die er nun einmal ist, wieder besondre Eigentümlichkeiten auf; aber er ist nicht die Gesellschaft, sondern nur ein Gebiet und eine herrschende Idee, oder wenn man will, ein System, oft nur ein Gewirr von Ideen, nach dem die Ordnung der Gesellschaft durchgeführt ist. Der Staat kennt im Grunde keine Persönlichkeiten, sondern nur Staatsbürger, Nummern von eins bis in die Millionen; auch wo die Staatsbürger wieder in Klassen oder Stände zerfallen, die verschiedne Rechte haben, tritt damit doch nie das Persönliche in den staatlichen Gesichtskreis, ja nicht einmal seine eignen Diener kommen für den Staat als Persönlichkeiten in Betracht, selbst der Monarch nicht; es ist von rein staatlichem Gesichtspunkt aus vollständig gleichgiltig, ob Friedrich IV. oder Friedrich V. regiert, wenn nur die von der betreffenden Staatsform geforderte Spitze da ist. Der Staat gewährt Rechte und fordert die Erfüllung von Pflichten, aber auf die Persönlichkeit des Mannes, der die Rechte hat und die Pflichten erfüllt, kommt es ihm nicht an; da folgt stillschweigend dem Vater der Sohn, der Käufer eines Besitzes dem Verkäufer, mögen sie als Menschen auch grundverschieden sein; er kennt keine Persönlichkeit, ihm ist jeder der p. p. Soundso, der Name dient nur zur Verhütung von Verwirrung, eine Nummer thäte ganz dieselben Dienste. So ist der Staat an und für sich eine sozialistische Einrichtung, jeder Staat, auch der absoluteste, sobald er Gesetze hat, und die Staatsidee in folgerechtester Entwicklung ist allerdings der Sozialismus. Besteht aber die Persönlichkeit nicht für den Staat, so besteht sie doch für die Gesellschaft, die kein Abstraktum ist wie der Staat, sondern ein Konkretum; sie setzt sich ja aus lauter Persönlichkeiten zusammen. Rechte verleiht nun die Gesellschaft nicht, sie hat ihre Rechte mehr oder weniger vollständig, aber stets ohne Vorbehalt an den Staat abgegeben, oder, was dasselbe sagt, sich auf bestimmter, unerschütterlicher, wenn auch vielleicht zu erweiternder oder zu vertiefender Rechtsgrundlage eingerichtet, und so kann denn der Einzelne von der Gesellschaft auch nicht mehr verlangen, als das Recht, das die Voraussetzung der Gesellschaft selbst und damit natürlich auch des Staates ist, das Recht des Lebens, der Koexistenz, wie ich es nennen möchte. Das hat man als Mensch, nicht als besonders geartetes Einzelwesen, aus ihm aber lassen sich die beiden sozialen Forderungen unsrer Zeit, die eines menschenwürdigen Daseins und die des Schutzes der Persönlichkeit, ohne weiteres ableiten. Wir bilden eine Gesellschaft von Menschen, die äußern Bedingungen, unter denen sich die Menschen normal entwickeln und ausleben können, sind durch die Wissenschaft im allgemeinen festgestellt, also müssen sie auch geschaffen werden, und weiter, der Mensch ist nur als besondre Art da und muß auch in dieser Art anerkannt und geschützt werden. Doch hört dieser Schutz natürlich auf, sobald der Einzelne durch sein Handeln das Bestehen der Gesellschaft oder das Leben

einzelner ihrer Mitglieder wirklich gefährdet; zu einem Recht, sich auf Kosten der Gesamtheit auszuleben, ist dieser Schutz keineswegs auszudehnen. Mit einem Wort, es wird nur die Freiheit des Denkens und Empfindens, der innern Entwicklung vor allem gefordert, das Handeln steht unter Aufsicht der Gesellschaft, zunächst des Staates, der das Gesetz vertritt, dann der Gesellschaft im allgemeinen, die den Maßstab der aus ihren Lebensbedingungen erwachsenen Sitte anzulegen berechtigt ist. Höher als Staatsgesetz und Sitte steht dann aber noch das sittliche Gesetz, das in dem Gewissen des Menschen seinen Schwerpunkt hat, und auf dem nicht bloß die Gesellschaft, sondern die ganze Welt ruht. Gerade das Gewissen — so habe ich in dem Aufsatz über das Recht der Persönlichkeit nachgewiesen — verhindert die Annahme eines besondern Rechts der Persönlichkeit; aber das Gewissen ist es auch, das der Persönlichkeit, wenn sie die ihr hier auf Erden zugewiesene Aufgabe erfüllt und darüber mit der Gesellschaft oder denen, die in ihr die Macht haben, mit der geltenden Moral in Streit gerät, die innere Beruhigung giebt, daß sie recht handle. Obwohl der Stärke nach verschieden entwickelt, fehlt doch das Gewissen keinem Menschen ganz, es vertritt gewissermaßen das Allgemeinmenschliche im Einzelnen, und jedesmal, wenn eine große, segensreiche Umwandlung auf Erden eintrat, dann kam sie mit einer Schärfung der Gewissen. Man kann alle aus sozialen Verhältnissen entsprungnen Sittengesetze umstoßen, aber das im Gewissen ruhende Gesetz wird man nie aufheben; es ist mit dem Menschen selbst gegeben. Das mag auch ein Dogma sein, aber Menschenleben und Geschichte begründen es für mich; selbst die herrschende Anschauung über römische Cäsaren und die großen, selbstherrlichen Verbrechernaturen der Renaissance kann mich da nicht irre machen.

Volks- und Staatsgemeinschaft sind nun aber noch keineswegs die engsten Anwendungen des Begriffs Gesellschaft, es giebt sogar verhältnismäßig wenig Menschen, für die sie als die Gesellschaft in Betracht kommen. Will man sich den Einzelnen in seinem Verhältnis zur Gesellschaft richtig vorstellen, so denke man sich ihn in die Mitte unendlich vieler konzentrischer Kreise gestellt, von denen die ersten, engern in der Regel, aber nicht immer aus seinen persönlichen Bekannten gebildet werden, die weitern seine Standes- und Berufsgenossen enthalten, und die weitesten zwar für ihn auch noch vorhanden sind, aber doch für seinen Blick mehr oder minder verschwimmen. Sein Verhältnis zur ganzen Gesellschaft ergiebt sich meistens aus dem Verhältnis zu den ihm zunächst stehenden Kreisen, die man denn auch ganz richtig als seine Kreise bezeichnet. Nicht bei allen Menschen sind, wie gesagt, die nächsten Kreise aus persönlichen Bekannten gebildet, bei sehr vielen Bewohnern der modernen Großstadt z. B. fallen diese weg; auch die Standes- und Berufsgenossen stehen dem modernen Menschen oft fern — dafür tritt denn oft die großstädtische Mitbevölkerung als Ganzes ein und wird darum auch als Gesellschaft bezeichnet. Solche Teile

der Gesellschaft, die für viele Menschen als „die Gesellschaft“ gelten, sind ferner die sogenannten obern Zehntausend, die sogenannte gute Gesellschaft, die beide internationalen Charakter tragen, freilich wieder in örtliche Gruppen auseinanderfallen, die sich auch als Gesellschaft bezeichnen, und endlich das, was man in großen Städten die Gesellschaft schlechthin, in Paris z. B. tout Paris nennt, und was meist nicht gerade Anspruch auf den Namen gute Gesellschaft hat. Unterabteilungen der Gesellschaft sind dann eben die Kreise, die Beamten-, litterarischen, künstlerischen Kreise z. B., die sich mehr oder minder ausschließend verhalten können, aber nie die Gesellschaft selbst sind. Bei Kleinbürgern und Arbeitern wendet man das Wort Gesellschaft selten an, da sagt man lieber „Welt,“ Kleinbürger- und Arbeiterwelt, und ich glaube, die sprachliche Unterscheidung ist da sehr fein. Obwohl nun jeder Mensch das Recht hat, sich, dem von mir gebrauchten Bilde gemäß, als Mittelpunkt seiner Gesellschaft nicht bloß, sondern der Gesellschaft überhaupt zu fühlen, wie er ja auch den Ort, wo er gerade steht, als Mittelpunkt der Erdoberfläche annehmen kann, so verdankt er doch seine Geltung zunächst nicht sich selbst und seiner Bedeutung, sondern nur der Zugehörigkeit zu einer jener Gesellschaftsgruppen, die sich wieder als Gesellschaft bezeichnen oder als Welt bezeichnet werden, seiner sozialen Stellung, wie man das ausdrückt. Auch für die Gesellschaft ist der Einzelne zunächst nur der Nenner, die Null oder die Nullen, die des Zählers Wert bestimmen, immerhin aber doch schon etwas mehr als für den Staat, der nur Nummern kennt, keine Zahlen. Das Streben der Gesellschaft geht nun darauf hinaus, daß alle Menschen Nullen bleiben, der Zähler, das Charakteristische der einzelnen Persönlichkeit möglichst wenig zur Geltung gelange. Ist der Staat a priori sozialistisch, so ist die Gesellschaft a priori demokratisch, und zwar in dem Sinne, daß sie keine Erhebung über den Durchschnitt, keine Vereinzelung und Absonderung dulden will. Früher beschränkte sich dieser Demokratismus, mit dem sich ein zäher Konservativismus ungezwungen verbindet, auf engere Gebiete, auf die einzelnen Schichten der Gesellschaft; jetzt, nachdem die alten Stände zerstört sind, ist er nahezu allgemein geworden. Der Staat hebt die von der Natur mit den Einzelwesen gesetzten Unterschiede geradezu auf, stellt den Begriff Unterthan oder Staatsbürger hin, den man wohl durch einen Strich wiedergeben könnte; die Gesellschaft kann das nicht, da sie aus verschieden beschaffnen Einzelwesen besteht, aber sie verlangt, daß der Mensch ihr zuliebe sein Eigentümliches unterdrücke, und der vollkommne Gesellschaftsmensch ist denn auch wirklich — eine vollkommne Null.

Es ist jedoch ein vergebliches Streben, die Persönlichkeit niederzuhalten; gelänge das, so wäre es die Selbstvernichtung der Gesellschaft ebenso gut, wie die vollständige Entfaltung und Entbindung aller Einzelkräfte eine solche wäre. Die Gesellschaft sieht sich also genötigt, die Persönlichkeit bis zu einem gewissen Grade gelten zu lassen, hält sich da nun aber, wie es schon vom Stand-

punkt der Vorsicht ganz verständlich ist, an das Gewordne und schiebt für das Sein den Schein unter. Sie erkennt, wie gesagt, im Grunde nur das fait accompli an, erhält die vollendeten Thatsachen früherer Zeiten aufrecht, indem sie Geburt und ererbten Besitz zu Schätzungswerten für den Menschen erhebt, verhält sich dagegen dem Aufstrebenden gegenüber so spröde wie möglich und läßt, wenn es denn einmal nicht anders sein kann, lieber die Anhängsel der Persönlichkeit, Rang, Titel, Besitz, äußern Erfolg, als die Persönlichkeit selber gelten, worin sie allerdings von dem richtigen Gefühl ausgeht, daß ihr eine volle Erkenntnis der Persönlichkeit an und für sich nicht möglich ist. Gerade diese Schätzung nach ihren Anhängseln läßt sich aber die bedeutende Persönlichkeit nur ungern gefallen, sie will für das gelten, was sie ist und wirkt; vielen bedeutenden Persönlichkeiten bleiben zudem Rang, Titel, Besitz, äußerer Erfolg ihr Leben lang versagt; daher denn der ewige Kampf zwischen dem bedeutenden Menschen und der Gesellschaft, der unvermeidlich ist, auch wenn der Einzelne für sich allein nichts erstrebt, sondern uneigennützig für die Menschheit wirkt — die Gesellschaft, die stets Erschütterung und Umsturz fürchtet, wird Uneigennützigkeit nun und nimmer zugestehen. So ist denn in der That das Verhältnis von Einzelwesen und Gesellschaft ein circulus vitiosus, aus dem nicht herauszukommen ist, und das wird es wohl auch immer bleiben. Dennoch verändert sich das Verhältnis der Gesellschaft zum Einzelnen hin und wieder etwas, die Gesellschaft sieht sich nämlich bisweilen, wenn es gar nicht mehr anders gehen will, zum Zweck der Selbsterhaltung genötigt, andre Maßstäbe zur Beurteilung des Menschen anzunehmen. Die Perioden der Weltgeschichte lassen sich ohne Zwang als die Geltungsperioden dieser Maßstäbe auffassen; wir sehen Zeiten, wo die rohe Körperkraft Maßstab der Schätzung ist, andre, wo Gewandtheit und Weltklugheit dazu erhoben werden; auch der Gegensatz der Kraft, die Schwäche, wenn sie in der Gestalt religiöser Demut und Frömmigkeit auftrat, ist ein solcher Maßstab gewesen, doch hat man im allgemeinen weltliche Güter, Geburt und Besitz, in dieser Beziehung besonders geschätzt. Während die Schätzung nach der Geburt in dem Zeitalter der Revolutionen abgekommen ist, gilt die nach dem Besitz noch heutzutage, und zwar schätzt man jetzt weniger den unbeweglichen, ererbten als den beweglichen Besitz, das Geld. Dagegen kämpfen nun unsre sozialen Bestrebungen an, die man im wesentlichen auch als den Kampf um eine neue Wertschätzung des Menschen betrachten kann. Man verlangt zunächst die „Achtung vor dem Menschenbilde,“ wie es der Dichter nennt, an und für sich; weil ich Mensch bin, kann ich eine bestimmte Achtung ohne weiteres beanspruchen, was ich besitze, ist dabei völlig gleichgiltig. Aber weiter wird auch die richtige Wertschätzung der menschlichen Thätigkeit und ihrer verschiednen Zweige verlangt. In diesen beiden Forderungen liegt das, was ich Schutz der Persönlichkeit genannt habe, eingeschlossen.

Die erste Pflicht der Gesellschaft ist die Selbsterhaltungspflicht, die zwar nicht in eng konservativem Sinne zu fassen ist, daß immer die gerade bestehende Form der Gesellschaft zu erhalten wäre, sondern die die rechtzeitige Umbildung einschließt. Nicht die Ordnung der Gesellschaft in staatlicher Form und weiter zu bestimmten gesellschaftlichen Klassen ist, wie man vielfach meint, die erste Bedingung ihrer Erhaltung, sondern die Arbeit der Gesellschaftsglieder. Die Ordnung ist der Arbeit wegen da, nicht umgekehrt. Zunächst muß die Gesellschaft leben, es muß eine hinreichende Anzahl von wirtschaftlichen Werten erzeugt werden, daß die Gesellschaft nicht zu verhungern braucht, die Ordnung der Gesellschaft hat vor allem den Zweck, die ungestörte Gütererzeugung zu ermöglichen. Daraus folgt dann unmittelbar, daß sie persönliche Sicherheit gewähren muß, und sodann folgt der Schutz des Besitzes. Ist aber die Arbeit die Grundbedingung für das Bestehen der Gesellschaft, so ist sie damit auch der erste natürliche Maßstab für die Schätzung der einzelnen Gesellschaftsmitglieder. Es hat freilich einmal Gesellschaften gegeben, die nicht von der Arbeit ihrer Mitglieder lebten, sondern von Eroberung und Raub, es hat auch immer einzelne Stände gegeben, die von der Arbeit einfach nichts wissen wollten, sie sogar für entehrend hielten, und noch heute findet man Anschauungen, nach denen die Arbeit gewissermaßen das niedre Erbteil der untern Stände ist, so daß das gegen geradezu verrückte Vorurteile ankämpfende Sprichwort: „Arbeit schändet nicht" noch immer als zeitgemäß gelten muß. Doch sind Anschauungen dieser Art jetzt doch nicht mehr recht zu halten, der Arbeiterstand, im weitesten Sinne natürlich, ist heute der erste Stand der Welt, und der Arbeiter kann als solcher nicht bloß den vollen Lohn seiner Arbeit, sondern auch die Achtung verlangen, auf die die Pflichterfüllung Anspruch verleiht, während sie den Nichtarbeitern, den bloß genießenden Menschen, versagt werden muß, mit einer Ausnahme vielleicht, der der künstlerischen und wissenschaftlichen Genießer nämlich, die so etwas wie die Hüter unsrer Kultur sind. Geburt, Rang, Besitz, wenn sie nicht dem Dichterwort gemäß neu erworben werden, gelten heute an sich gar nichts mehr oder doch nur in Kreisen, die geistig zurückgeblieben sind; die Arbeit ist das Maß des Menschen und wird von Tag zu Tag als solches mehr anerkannt. Welche Arbeit der Mensch leistet, gilt da zunächst gleich, die Thätigkeit an sich, sei sie nun produktiv in wirtschaftlichem Sinne oder nicht, ist maßgebend.

Aus dieser allmählich eingetretnen sozialen Wertschätzung der Arbeit erwächst unmittelbar auch der Schutz des Arbeiters, in dem Sinne, daß ihm die Gesellschaft den Lohn für seine Arbeit und damit das äußere Dasein gewährleistet, daß sie ihn vor Ausbeutung beschützt und ihm die nötigen Ruhepausen gewährt, und was der Maßregeln zum Arbeiterschutz mehr sind, die jetzt in allen Staaten durchgeführt werden. Sie sind einfache Pflicht der Gesellschaft, und da ist es nun höchst drollig, daß man in der Gesellschaft

für ein vermeintliches Zuviel bisweilen — den Staat verantwortlich macht. Klar ist, daß diese Arbeiterschutzbestrebungen nicht bloß eine soziale und materielle, sondern auch eine persönliche und ideelle Seite haben; sie ermöglichen das persönliche Leben. Für die große Mehrzahl der Menschen, nicht bloß für die Arbeiter im engern Sinne liegt der Schwerpunkt des Lebens in der Familie und wird dort wohl ewig liegen. Die Sorge für Weib und Kind, die gemeinschaftliche Erholung mit ihnen füllt das Leben der meisten Menschen aus, und so eng der damit gegebne Kreis erscheint, er schließt doch die ganze Welt der menschlichen Empfindungen in sich. Pflicht der Gesellschaft ist es daher, nach Kräften dafür zu sorgen, daß jeder Mensch in die Lage kommt, eine Familie zu haben, und ihm den Frieden im Schoße seiner Familie zu sichern, wozu ein gewisses, durch äußere Umstände herbeizuführendes Behagen unerläßlich ist. Es handelt sich hier — alle Redereien gegen die unvernünftig geschlossenen Proletarierehen ändern daran nichts — um ein Menschenrecht, das aber zugleich einen bestimmten Schutz der Persönlichkeit einschließt. Nicht bloß die Gemüts-, auch die geistigen Bedürfnisse der meisten Menschen gehen nicht weit über den Rahmen ihrer Familie hinaus; für die eigentlichen Arbeiter zumal, aber doch auch für viele Angehörige weiterer im Erwerbsleben stehender Kreise ist das geistige Vermögen, von seiner Anwendung bei der Arbeit abgesehen, nur das Mittel zur Erholung, und dem Geiste ausreichende und gesunde Nahrung zu verschaffen, gehört gewissermaßen auch zum Arbeiterschutz und zu den Pflichten der Gesellschaft. Daher die gegenwärtigen Bestrebungen zur Hebung der Volksunterhaltung. Gelingt es, dem Arbeiter die Familie zu erhalten, in der er für seine Gemütsbedürfnisse Befriedigung und Gelegenheit, sich zu einem sittlichen Wesen auszubilden, findet, ihm ein Heim zu schaffen, in dem er sich behaglich fühlt, und ihm die Erholung zu gewähren, die er als denkendes Wesen beanspruchen kann, so ist die Pflicht der Gesellschaft in dieser Hinsicht vollständig erfüllt. Ich weiß sehr wohl, daß man hier die Aufführung der „öffentlichen Rechte" des Arbeiters vermissen wird, aber die wären an die Staatsidee anzuknüpfen, sie gehen mich hier wenig an; ich weiß ferner, daß von gewisser Seite auf Familie und Heim kein Wert gelegt, diese als zu überwindende gesellschaftliche Formen hingestellt werden, aber ich glaube, daß ihre Beseitigung eine Vergewaltigung der Persönlichkeit in sich schließen würde, daß der Mensch nichts weniger als ein *ζῶον πολιτικόν* ist; endlich wird man auch das geistige Vermögen als Erholungsmittel nicht gelten lassen wollen und mit dem Standpunkt der Bildung kommen, die in einem sozialen Staate durch zweckentsprechende Maßregeln über das ganze Volk zu verbreiten sei — ich muß gestehen, daß ich an die allein seligmachende Bildung nicht glaube und der Ansicht bin, daß es völlig genügt, wenn der Standpunkt der wahren Erholung, der guten Unterhaltung festgehalten wird. Auch für die große Masse der Gebildeten unsrer Tage ist die Bildung ja weiter nichts als Vorbildung

zur Unterhaltung, und nicht einmal der besten. Dabei entgeht mir freilich nicht, daß ein Teil der Menschheit, obwohl er auch arbeitet, von den sozialen Arbeiterschutz- und Unterhaltungsbestrebungen keinen unmittelbaren Vorteil haben würde, alle die Kreise nämlich, die sich aus äußern und innern Gründen nicht gut auf den Standpunkt des zu seinem Unterhalt schaffenden Arbeiters stellen können; aber ich bin überzeugt, daß, wenn die Arbeit endlich vollständig als der soziale Maßstab anerkannt wäre, die Mehrzahl auch dieser Menschen zu einem befriedigenden Dasein gelangen könnte, mit Ausnahme eben aller derer, die nicht bloß Menschen, sondern wirklich Persönlichkeiten sind.

Die Arbeit selber also ist der Maßstab der gesellschaftlichen Schätzung, in unsern Kulturstaaten der einzig natürliche und mögliche. Wer nicht arbeitet, soll nicht essen, wer nicht arbeitet, soll nichts gelten. Aber die Arbeit selbst ist etwas persönliches, es kann nicht jeder dieselbe, nicht jeder das gleiche Maß von Arbeit thun. Der letzte Punkt erledigt sich leicht; jeder braucht nur soviel Arbeit zu leisten, als er nach seinen Kräften — und die Gesellschaft hat im allgemeinen die Mittel, diese zu bestimmen — leisten kann. Braucht er aber auch nur die Arbeit zu leisten, die der Beschaffenheit seiner Kräfte angemessen ist, darf jeder Mensch seinem innern Berufe folgen? Ich stehe nicht an, diese Frage mit Ja zu beantworten und erkläre es für eine weitere Pflicht der Gesellschaft, daß jedem Gelegenheit gegeben werde, seinen innern Beruf zu offenbaren, sich zu entwickeln, in seinem Berufe zu schaffen. Gerade hierin finde ich das hauptsächlich, was ich Schutz der Persönlichkeit nenne. Daß es im Nutzen der Gesellschaft liegt, daß jeder gerade auf dem Gebiete arbeitet, wohin ihn seine Kräfte verweisen, bedarf keines Beweises; auch ist nicht zu fürchten, daß, wenn jeder seinen Anlagen, denen doch wohl die Neigungen entsprechen, folgen dürfte, gewisse Gebiete eine Überproduktion aufweisen würden, während andre brach lägen. Die Natur, können wir mit einiger Bestimmtheit sagen, verteilt die menschlichen Gaben so, daß kein Gebiet notwendiger menschlicher Thätigkeit zu kurz kommt; die einzelnen Fälle von Selbsttäuschung und Selbstüberhebung erledigen sich ganz von selbst. Stellt sich dennoch, wie in unsrer Zeit, heraus, daß gewisse Fächer überhäuft sind, so liegt das eben an der heutigen Überkultur und besonders an den von der Gesellschaft großgezognen Vorurteilen, wonach z. B. manche Arbeit schändet und der Sohn mindestens wieder die gesellschaftliche Stellung des Vaters einnehmen muß, auch an den blödsinnigen Anschauungen, als ob eine Arbeit leichter wäre als die andre, als ob nicht jede den ganzen Mann erforderte. Es ist unbedingt notwendig, daß diese Vorurteile und Thorheiten aus der Welt geschafft werden; ein gewaltiges Stück sozialer Erziehung wäre damit geleistet, und es wäre gar nicht einmal schwer zu leisten, eine zeitgemäße Umgestaltung des Schulwesens, die Einführung der allgemeinen Volksschule voran, würde schon sehr viel ändern. Freilich wäre das ein Bruch mit dem heutigen Klassensystem, das zwar nirgends

„offiziell," aber in Wirklichkeit doch noch besteht; nicht einmal die sogenannte „gute Familie," die aber in der Regel auch ihre mißratenen Mitglieder aufweist, könnte da noch zur Geltung kommen; dem Begabten würde die Laufbahn erleichtert, den Dummköpfen erschwert, und das wäre für viele Leute doch ein gar zu großes Unglück. Nun, die Zeit wird sicher kommen, wo man mit den Bollwerken der Dummheit fertig wird. Jeden Menschen seinem Beruf! Immerhin giebt es eine große Anzahl Menschen ohne ausgeprägte Anlagen und Neigungen, und es wird immer in der Hand der Gesellschaft liegen, diese in die Stellen zu bringen, wo Arbeit, die keinen innern Beruf erfordert, zu leisten ist. Im allgemeinen kann man sich, wie gesagt, auf die Natur verlassen, die keine Gattung ausgehen läßt und die Menschen den veränderten Zeitverhältnissen anpaßt. Auch die lieben Eltern können das thun und werden das thun müssen. Ein Recht der Persönlichkeit wird mit dieser Freiheit der Berufswahl, die ja zugleich auch wieder eine größere Gebundenheit, an die Natur nämlich, in sich schließt, nicht geschaffen, es bleibt immer noch beim Schutz; denn man muß doch wohl annehmen, daß der Mensch in der Frohn unangemessener Arbeit verkümmert. Ihre Unangemessenheit ist es auch wohl, was so vielen ihre Arbeit zuwider macht, obwohl wir die Macht der Trägheit nicht unterschätzen wollen; dieser gegenüber hat aber jede Gesellschaft Zwangsmittel genug in der Hand, und der berühmte, den Sozialdemokraten so oft gemachte Vorwurf, daß im Zukunftsstaate niemand mehr werde arbeiten wollen, ist von derselben Hohlheit wie die meisten andern, über die die gewöhnlichen Ordnungskämpfer verfügen. Darf in einem wahrhaft sozialen Staate jedermann auch seinem innern Berufe folgen, so streitet damit natürlich niemand der Gesellschaft das Recht ab, in außerordentlichen Fällen jedermann zu jeder Dienstleistung zu befehlen.

Die Gesellschaft hätte also, um jedem zu ermöglichen, seinem innern Berufe zu folgen, die gesamte Ausbildung der Jugend zu übernehmen, und zwar in weit ausgedehnterm Maße als jetzt, bis zur vollen Selbständigkeit des Einzelnen. Damit würde nun zwar manche Blüte der gegenwärtigen Kultur wegfallen, so z. B. der seine Jugendzeit verbummelnde Student, aber es ist ziemlich sicher anzunehmen, daß der Nation als Ganzem die wissenschaftliche Ausbildung ihrer begabten jungen Leute verhältnismäßig billiger zu stehen käme als bisher, und daß die Auslese auch bedeutend besser ausfiele, zumal wenn man das heutige Prüfungswesen durch eine zweckentsprechendere Aufsicht ersetzte. Mit der Vollendung der Ausbildung würde dann die Pflicht der Gesellschaft erlöschen; daß jeder an den richtigen Platz gelangte, müßte dann seine eigne Sorge sein und würde das auch wohl selbst im sozialdemokratischen Staate, um so mehr, als dieser mehr als jeder andre von der zu leistenden Arbeit abhängig wäre. Für den bedeutenden Menschen nun noch besondre Ausnahmen zu verlangen, kann mir gar nicht einfallen. Allerdings aber müssen wir jetzt

noch die verschiednen Arten menschlicher Thätigkeit ins Auge fassen, da sie immerhin eine etwas verschiedne Behandlung durch die Gesellschaft fordern. Man unterscheidet gewöhnlich produktive und unproduktive Stände, je nachdem sie volkswirtschaftliche Werte erzeugen oder nicht. Schon der Handelsstand gilt neuerdings als in bestimmtem Sinne unproduktiv, und noch vielmehr der Beamten-, Lehr- und Wehrstand, vor allem die wissenschaftlichen und künstlerischen Kreise. Man faßt aber, wenn man diese Unterscheidung macht, die Gesellschaft im ganzen nur als eine Lebensmittel verzehrende Genossenschaft auf, und sie ist denn doch etwas mehr. Andrerseits besteht, wie ich schon gelegentlich angedeutet habe, eine Anschauung, die die unmittelbar produktiven Stände, die Arbeiter in engerm Sinne, doch immer mit Einschluß der Arbeitgeber, unter die unproduktiven stellt, die Beamten- und Lehrthätigkeit, das Kriegshandwerk und die wissenschaftlichen und künstlerischen Berufe, diese aber nur, insofern sie zu Stellungen führen, für etwas höheres und edleres hält als die reine Erwerbsthätigkeit. Von unserm Arbeitsstandpunkt aus müssen natürlich solche Unterscheidungen, soweit sie die Grundlage gesellschaftlicher Schätzungen abgeben sollen, wegfallen. Dennoch haben die Berufe, die der Ordnung der Gesellschaft und ihrer Erhaltung dienen, vor allem aber die wissenschaftlichen und künstlerischen, einen Vorzug vor dem reinen Erwerb, wenn auch niemand auf Grund dieses Vorzugs besondre Ansprüche erheben darf: der Erwerb sichert bloß den Lebensunterhalt, diesen zu gewinnen, kann aber nicht die Aufgabe der Menschheit sein, da sie sich dann von der Gesamtheit der niedriger beanlagten Geschöpfe nicht unterscheiden würde, die materielle Existenz muß vielmehr die Grundlage einer geistigen abgeben; neben die Produktion von wirtschaftlichen Werten tritt damit die von geistigen, von wissenschaftlichen und künstlerischen, und die Menschen, die diese hervorbringen, erscheinen in einem höhern Sinne produktiv. Wohlverstanden, nur die Thätigkeit steht höher, der Mensch befindet sich deswegen nicht in höherer Stellung und darf nicht beanspruchen, als ein edleres Wesen betrachtet zu werden; Arbeiter sind und bleiben wir alle. Gerade dieses soll nun aber auch anerkannt werden. Die Gesellschaft hat sich nicht auf den reinen Nützlichkeitsstandpunkt zu stellen, sondern sich als Genossenschaft zur Ausbildung des Menschlichen in allen Richtungen zu erklären. Das thut sie heute im allgemeinen noch nicht, Kunst und Wissenschaft müssen sich meistens ihrem Nützlichkeitsprinzip unterordnen und gelten nur insoweit, als sie der Unterhaltung und, die Wissenschaft, der Erwerbstechnik dienen; ihre Vertreter, so hoch sie sich auch in ihrem Dünkel über die Erwerbsstände erheben mögen, werden durchweg nicht ihrer Thätigkeit wegen und als Persönlichkeiten, sondern nach den Anhängseln ihrer Titel usw. geschätzt. Daraus gehen viele Ungerechtigkeiten gegen bedeutendere Persönlichkeiten hervor, die der Kunst und der Wissenschaft leben, ohne äußere Zwecke zu verfolgen; ja man kann ruhig sagen, daß, je

hingebungsvoller einer dies thut, er um so schlechter von der Gesellschaft behandelt wird. Nun unterliegt es aber doch gar keinem Zweifel, daß der wissenschaftlich forschende und der künstlerisch gestaltende Trieb so gut in der menschlichen Natur liegen wie die andern, die Ernährungs- und Fortpflanzungszwecken dienen, und da die Gesellschaft den Menschen nehmen muß, wie er ist, so dürfen diese beiden Triebe unbedingt verlangen, daß ihnen Raum zur Entfaltung gegeben werde. Aber sie treten nur in einer kleinen Anzahl von Menschen besonders mächtig hervor, und schon deswegen möchte die Gesellschaft in ihrem Gleichmachungsstreben sie nicht gelten lassen; da es ihr nicht gelingen kann, sie zu unterdrücken, so rächt sie sich insofern, als sie nun auch alle Personen, in denen diese Triebe schwächer oder gar nur scheinbar vorhanden sind, für voll anzunehmen sich anstellt, ja die schlechten Künstler und Charlatane der Wissenschaft den echten Vertretern beider gegenüber sogar bevorzugt, dann aber doch wieder auf Grund der schwächern und verwerflichen Leistungen, wie vor allem vom Nützlichkeitsstandpunkt aus Kunst und Wissenschaft, namentlich die Kunst, zu verachten heuchelt. Hier haben wir es mit einem Verhältnis zu thun, das nicht wesentlich anders werden kann, schon aus dem Grunde, weil der Gesellschaft als solcher alle Maßstäbe für die Bedeutung eines wissenschaftlichen und künstlerischen Werks und der dahinter stehenden Persönlichkeiten abgehen und ewig abgehen werden. Was zu erreichen ist und wiederum zum Schutz der Persönlichkeit gehört, ist, daß die künstlerische und wissenschaftliche Thätigkeit als Produktivität in einem höhern Sinne anerkannt, und daß dem künstlerisch oder wissenschaftlich hochbeanlagten Menschen durch die oben geforderte größere Freiheit der Entwicklung überhaupt auch die seinige bis zu einem gewissen Grade gesichert werde. Man braucht nicht zu fürchten, daß dann die Talente oder gar die Genies gleich zu Dutzenden aufschießen würden, im Gegenteil ist zu erwarten, daß, wenn die Bedingungen für die Jugend aller Stände einigermaßen gleichgemacht sind, auf diesem Gebiete von selbst eine sorgfältigere natürliche Auslese zustande kommen wird als unter den jetzigen Verhältnissen, da die Treibhauspflanzenzucht dann selbstverständlich aufhören wird. Gelingt es, dem Talent in der Jugend eine einigermaßen freie Entwicklung zu schaffen, so braucht man um sein späteres „Fortkommen" nicht allzu sehr in Sorge zu sein. Unterdrücken läßt sich ja überhaupt eine bedeutende Begabung auf keine Weise, und die Leute, die behaupten, „der Welt nur darum ihre Meisterwerke schuldig geblieben zu sein, weil diese ihnen ihre Renten schuldig geblieben sei," sind entweder Schwindler oder betrügen sich selbst. „Die Litteratur, sagt Hebbel, ist nicht dazu da, die Leute, die nirgends unterzukommen wissen, zu versorgen, und es ist ein besserer Zustand, wenn sie dem Begabtesten das Notwendige versagt, als wenn sie es dem Unbegabten gewährt. Denn das Talent ist nicht, wie die erworbne Fertigkeit, ein Nebenbei, das der Besitzer beiseite wirft und mit etwas ersprießlicherm vertauscht, wenn

es nichts einträgt; es ist der gesteigerte Mensch in seiner unzerstörbaren Wesenhaftigkeit, und es steht gar nicht in seiner Macht, von sich selbst abzufallen. Es wird daher, ohne nach äußern Zufälligkeiten viel zu fragen, zu allen Zeiten und unter allen Umständen das Seinige thun und des Bedürfnisses wegen lieber mit Spinoza Brillen schleifen, als mit der Mittelmäßigkeit Leihbibliotheksromane und Hoftheaterstücke verfertigen." Hiermit erledigt sich im ganzen die Frage, wie sich die Gesellschaft zu den wahren Vertretern von Kunst und Wissenschaft zu verhalten habe. Die Gewährung von Pensionen und dergleichen ist eine zweischneidige Sache und kommt in der Regel nur den Scheintalenten zu gute; dagegen hat die Gesellschaft, soweit es möglich ist, die allgemeinen Bedingungen für die Blüte von Kunst und Wissenschaft zu schaffen; dann werden sich die Talente schon selber helfen, auch trotz der Gesellschaft.

Was aber für den Künstler gilt, gilt im allgemeinen auch für den Thatmenschen, das heißt, alle die, die berufen sind, die Gesellschaft auf die eine oder die andre Weise umzugestalten, damit sie ihre Lebensfähigkeit behält, sei es nun, daß sie unmittelbar in die Geschicke der Menschheit eingreifen, sei es, daß sie bloß die Ideen entwickeln, nach denen die Umgestaltung vor sich zu gehen hat. Sie lassen sich ebenso wenig züchten wie die wahren Künstler und brauchen auch nicht mehr als die für diese geforderte größere Freiheit der Einzelentwicklung, die ein Zertreten vorhandner Keime unmöglich macht. Ihre Stellung zur Gesellschaft wird meistens noch unerquicklicher sein als die der Künstler; denn wenn sie auch zum wahren Nutzen der Gesellschaft wirken, und diese ihr Nützlichkeitsprinzip in diesem Falle nicht aufzugeben braucht, so werden sie doch als Bringer des Neuen immer mit den herrschenden Anschauungen in Widerspruch geraten und meistens auch mit den wahren oder vermeintlichen Interessen großer Kreise, und so wird vielfach ein Kampf bis aufs Messer entstehen. Aber der Thatmensch steht doch wieder besser da als der Künstler; eben weil er materielle Werte oder doch die Bedingungen zur Gewinnung solcher schaffen will, weil er etwas verheißt, wird ihm aus den stets vorhandnen Unzufriednen der Gesellschaft mit Sicherheit eine Partei zufallen; selbst der Verkünder neuer sittlicher Ideen wird diese haben, mag auch ihre Verwirklichung, die günstigere Lebensbedingungen für die Gesellschaft oder Teile von ihr verspricht, in noch so weiter Ferne liegen. Und dann tritt der Thatmensch, noch unbekannten Gesetzen entsprechend, meist in Krisenzeiten hervor, er greift ein und hat Erfolge, die von der Gesellschaft nicht zu übersehen sind, sodaß sich dann seine Stellung später in der Regel günstiger gestaltet als die des echten Künstlers, der nie für die Gesellschaft als solche schafft, sondern nur für Einzelne, die ihn verstehen können. Im Fall des Mißerfolgs hat freilich der Thatmensch auch keine Schonung zu erwarten, der unglückliche Staatsmann verfällt dem Schafott oder der Verbannung, der Menschheitsumbildner der Verachtung, der Lächerlichkeit, dem Giftbecher oder

dem Kreuz. Es wäre auch thöricht, von der Gesellschaft zu verlangen, daß sie sich jedem, der mit Vorschlägen zu ihrer Umbildung an sie herantritt, auf Gnade oder Ungnade ergeben sollte, obwohl sie in Wirklichkeit oft genug dem ersten besten Schwindler in die Hände fällt; noch in höherm Grade als für den Künstler gilt für den Thatmenschen das Wort: Hilf dir selber, und dir wird Gott helfen. Und er hilft sich, oder er geht eben unter, wenn die Zeit für seine Ideen noch nicht reif ist, wenn seine Kraft nicht ausreicht. Aber wie das künstlerische und wissenschaftliche Schaffen als Thätigkeit im höhern Sinne, so wäre die Umwandlungsfähigkeit der Gesellschaft im allgemeinen anzuerkennen, es müßte nicht jede auftauchende neue Idee von vornherein als staatsgefährlich, jede soziale Bestrebung als verwerflich angesehen werden. Gewiß giebt es Zeiten, für die das Quieta non movere! gilt, es giebt aber auch andre, die die Reform förmlich herausfordern, und es geht natürlich nicht an, die äußere Umgestaltung der Welt, wie sie Dampfkraft und Elektrizität in unsern Tagen vollziehen, zu wollen, die sich aus dieser Umgestaltung für das Volksleben ergebenden Folgen aber nicht. Man kann einen Fortschritt weder erzwingen noch aufhalten, man kann die großen Männer weder künstlich hervorrufen noch jedermann nötigen, vor ihnen die Waffen zu strecken, aber man kann ihnen das Lebensrecht grundsätzlich zugestehen und ihnen einen gewissen Schutz gewähren, indem man jede Gesellschaftsordnung als verbesserungsfähig anerkennt und sich anschickt, Ideen mit Ideen zu bekämpfen. Die Gemeinheit freilich wurzelt auch in der menschlichen Natur, und noch jedem großen Mann sind die Elenden gefolgt, die ihn mit Schmutz zu bewerfen suchten. Es sollte aber endlich kein Zweifel darüber bleiben, daß die Gesellschaft als Ganzes wenigstens der Geschichte dafür verantwortlich ist, wie eine Zeit ihren großen Mann behandelt, und daß, wenn auch Neid und Haß unausrottbar, doch Tücke, Niederträchtigkeit und Roheit gesitteter Nationen unwürdig sind und umso mehr schänden, wenn sie einer gefallnen wahren Größe gegenüber angewandt werden. Kurz, die Gesellschaft muß von ihren Mitgliedern ehrlichen und offnen Kampf erzwingen, und sie kann das auch bis zu einem gewissen Grade, wie das selbst die Haltung der Presse bei einigen Völkern zu bestimmten Zeiten gezeigt hat. Das ist der Schutz der Persönlichkeit, zu dem sie verpflichtet ist, und dessen selbst der mächtigste Mann nicht entbehren kann.

Die bedeutende Persönlichkeit wird aber unter allen Umständen eine schwierige Stellung in der Gesellschaft haben, vermag diese doch selbst die gewöhnliche nicht hinreichend zu schützen. Allerdings gewährt sie einen bestimmten Schutz ja schon jetzt, sie bietet Gelegenheit, das, was man Ehre und „Reputation" nennt, zu verteidigen, sei es auf gesetzlichem Wege, sei es auf dem bloß gesellschaftlich anerkannter Sitte, z. B. dem des Zweikampfs. Aber der Begriff Ehre ist stets wesentlich ein Formbegriff; je bedeutender ein Mensch ist, umso weniger wird er geneigt sein, zu glauben, daß mit der Wahrung dieser Ehre

für sein inneres Leben etwas wesentliches gewonnen sei. Auch weiß man recht gut, daß die Gesellschaft im engern Sinne, die, in der man lebt, in gewisser Hinsicht gar nicht verantwortlich zu machen ist, daß sie einen Menschen in den Tod treiben kann, ohne daß ein Kläger und ein Richter dawäre. Und das Wunderbare dabei ist, daß dieselbe Gesellschaft, die sich in der einen Beziehung und einem bestimmten Menschen gegenüber so schlaff wie möglich verhält, in andrer Beziehung, andern Persönlichkeiten gegenüber wieder von geradezu unerbittlicher Strenge ist; die sogenannte Gesellschaftsmoral ist eben ein eigen Ding, und scheint sie auch in der Regel auf den Schein zu gehen, so werden doch ohne Zweifel diesem Schein hunderte, vielleicht tausende von Menschen geopfert. So erklärt sich die in neuerer Zeit sehr verbreitete Auffassung der Gesellschaft als einer geradezu unheimlichen, in das Einzelgeschick wahllos und unerbittlich eingreifenden Lebensmacht. Sie beherrscht vielleicht die moderne Litteratur, schon bei Balzac findet man sie und in ihren übertriebensten Folgerungen bei unsern Jüngsten. Der Begriff Gesellschaft, kann man sagen, ist geradezu an die Stelle des Begriffs Schicksal getreten, und selbst dem antiken Schicksal wurde nicht mehr aufgebürdet als heute der Gesellschaft. Wenn Tausende von Menschen, darunter oft die begabtesten, zu Grunde gehen, andre Tausende geknickt werden und verkümmern, wenn das Verbrechen unausrottbar erscheint und mit ihm das Laster, so macht man heute dafür nur noch die Gesellschaft verantwortlich; sie ist es, die Genie, Talent, Reinheit, Sitte, alles Edle und Gute verschlingt. Nicht mehr wie zu Rousseaus Zeit, wo in der Hauptsache doch nur das Hohle, Leere, Unwahre eines bestimmten gesellschaftlichen Zustands tief empfunden und im Gegensatz dazu das Bild eines idyllischen Naturlebens als Ideal aufgestellt wurde, erscheint jetzt die Gesellschaft, sie gilt jetzt nicht mehr als Zustand, sondern als unheilvoll eingreifende Macht, deren Gewalt man sich nicht entziehen kann, die immer tötet, so oder so. Es ist ja sicher, daß diese Auffassung ungesund und unhaltbar ist, daß man das Lebenerhaltende, ja Lebenschaffende der gesellschaftlichen Ordnung dabei gänzlich übersieht, wie auch dem Persönlichen eine falsche Stellung einräumt; denn nicht alles, was geboren wird, ist lebensfähig und würde das auch in der idealsten Gesellschaft nicht sein, und die Entwicklung wird sicher mehr von der ursprünglichen Anlage als von den gesellschaftlichen Einflüssen, dem „Milieu" bestimmt; Thatsache ist aber, daß jene Anschauung die der weitesten Kreise ist, und daß sie vor allem unser Lebensbehagen in so hohem Grade zerstört hat, wie es wirklich der Fall ist. Man versetze sich einmal in das Leben von Menschen des vorigen, ja noch der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, und man wird neben einer viel größern Bedürfnislosigkeit auch eine viel größere Sorglosigkeit den Wechselfällen des Lebens gegenüber finden, die uns jetzt ganz sonderbar, aber doch frisch und fröhlich anmutet. Da sagt man: die Zeiten sind schwerer geworden. Gewiß sind sie es, aber das Aus-

schlaggebende ist doch die veränderte Auffassung der Gesellschaft; wir Modernen sehen immer den großen düstern Hintergrund, auf dem sich unsre Geschicke abspielen, wir fürchten, daß es wie eine Riesenfaust daraus hervorgreift, uns faßt und zerschmettert. Daher denn auch der Pessimismus unsrer Zeit und ebenso das Anwachsen des Mystizismus. Faßt man das soziale Ringen unsrer Tage als das Streben, dem „Ungeheuer“ Gesellschaft, das wie Saturn seine eignen Kinder verschlingt, seine Gewalt über das Einzelgeschick zu beschränken, zunächst sie genau zu bestimmen (und die Sozialdemokraten werden sich diese Auffassung schon gefallen lassen müssen), so würde es sich bei dem Kampf für den Schutz der Persönlichkeit vor allem auch um die Befreiung dieser von einer beirrenden und bedrückenden Anschauung des Begriffs Gesellschaft handeln. Wir müssen der Gesellschaft wieder nicht als bange Sklaven, sondern als freie Männer gegenübertreten, die sich als ihre vollberechtigten Glieder und den in der menschlichen Daseinsordnung zur Wirkung kommenden Naturgewalten gewachsen fühlen, und zwar muß das nicht bloß für Einzelne, sondern für alle errungen werden. Dann wird es zwar immer noch kein besondres Recht der Persönlichkeit geben, aber das „Herdentier“ wird Mensch geworden sein.

Der Orakelgraf

Es war in einem der bessern Absteigequartiere auf der Behrenstraße. An der großen Tafel auf der Hausflur fand ich angeschrieben: „Graf Trast aus Sudermannland.“ Es ist leicht begreiflich, daß diese Inschrift meine lebhafteste Teilnahme erregte. Den berühmten Reisenden kennen zu lernen, gewährte gewiß das Zusammenleben in demselben Gasthause Gelegenheit. Und in der That, schon der nächste Morgen brachte mich in die freundlichste Berührung mit ihm.

Es wird mir vielleicht nicht verdacht werden, daß ich mich vor dem Schlafengehen bei dem Oberkellner nach dem Mitbewohner des Gasthauses erkundigte. Ich hörte da zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß der teure Graf ein nicht seltner Gast auf der Behrenstraße sei. Er werde häufig wegen seiner Welterfahrung und Menschenkenntnis von aller Welt in den schwierigsten Fällen um Rat angegangen. Gegen Erstattung der baren Auslagen zeige er sich zu jeder Art von Auskunft bereit. Augenblicklich weile er in Berlin, um die verwickelten Familienverhältnisse eines reichen Weinhändlers zu entwirren. Sobald seine Ankunft durch die Fremdenlisten bekannt werde, komme eine Menge von Rat- und Hilfesuchenden, die die billige Gelegenheit benutzen wollten. In dem diesmaligen Falle müsse der Weinhändler für die Tagesunkosten aufkommen. Wer sonst noch von der Anwesenheit des Grafen profitire, komme billig weg. Ich mußte unwillkürlich an den schlesischen Grafen mit dem unaussprechlichen polnischen Namen denken, der seine Muße in ähnlicher Weise mit derselben Selbstlosigkeit in den Dienst wasserloser

Gemeinden stellt und durch seine wunderbare Gabe schon an vielen Orten Quellen aufgeschlossen hat, wo Techniker und Gelehrte ihre Hilfsmittel versagen sahen.

Vor dem Einschlafen vergegenwärtigte ich mir alle mir bekannt gewordnen Züge des vielgewandten Grafen, die Vorstellungen verzerrten sich, ich sah das Gesicht des herrlichen Mannes wie in einem Hohlspiegel und schlief ein. Als ich am andern Morgen das allgemeine Frühstückszimmer betrat, traf ich den, mit dem sich meine Seele die Nacht über beschäftigt hatte, behaglich bei Kaffee und Butterbrötchen sitzend. Ich hatte mich eines leisen Schauers der Beklemmung und Erwartung zu erwehren. Mit dem Grafen in einem Zimmer allein zu sein, hatte etwas beseligendes und zugleich beängstigendes für mich. Aber alles machte sich leichter, als ich gedacht hatte.

Auf meinen höflichen Morgengruß antwortete der Graf mit seiner sonoren Stimme und ohne jede Spur eines doch berechtigten Überlegenheitsgefühls, sodaß meine Befangenheit rasch zu schwinden begann. Der Kellner trug das Kaffeegeschirr für mich so auf, daß ich dem Grafen gegenüber zu sitzen kam. So konnte ich das durchgeistigte und doch so menschenfreundliche Antlitz aus nächster Nähe studiren, und es kam leicht ein Gespräch in Gang, um so leichter, als ich vielleicht als die einzige Schwäche des Grafen die herausfand, sich gern reden zu hören und sich in einer fast lehrhaften Weise über seine Gegenstände zu verbreiten. Ich bedauerte beinahe, mich nicht in einer verwickelten Lage zu befinden, ich hätte dann des Grafen Rat in Anspruch nehmen und mich so auf die ungezwungenste Art einführen können. So mußte ich sehen, ob mein harm- und schuldloses Wesen dem hochgebornen Seelenarzt Interesse genug einflößen würde, sich mit mir abzugeben.

Der Kaffee, der mir gebracht wurde, gab ihm Anlaß, sich über den Stand dieses Kolonialartikels auf dem Weltmarkte zu verbreiten. Ich lauschte voll Anteil seinen Ausführungen. Ich gab zwar nicht besonders acht auf den Gedankengang, da ich nicht einen Faden von Spekulantennatur an mir habe, aber ich war wie bezaubert von den seelenvollen Augen des Grafen, deren Blick auch das etwas gewöhnliche Gesprächsthema adelte.

Während er noch im besten Gange war, die trüben Aussichten der Kaffeeproduzenten darzulegen, wurde ein Dr. Iffert aus Thüringen, wie sich nachher ergab, ein junger Apotheker, gemeldet, der des Grafen Rat begehrte. Ich wollte mich entfernen, um die vielleicht vertraulichen Mitteilungen des jungen Mannes nicht zu beschränken, aber der Graf hielt mich zurück.

Bleiben Sie ruhig sitzen, wo Sie sind, sagte der Graf mit seiner göttlichen Ruhe; was ich zu sagen haben werde, scheut nicht die Öffentlichkeit, und die Angelegenheiten des jungen Mannes sind in unsern Augen — ich bemerkte wohl den feinen Zug, der darin lag, daß er mich durch das „in unsern Augen" sich gleichstellte — unter der Masse der Erfahrungen Bagatellen, für die es lächerlich wäre, Diskretion in Anspruch zu nehmen. Die Herzensgeschichten Ihres Kutschers — ich war so kindlich, mich über die irrtümliche Vorstellung, die der Graf von meinem Hausstande haben mußte, zu freuen — haben nur typisches Interesse. Sie werden sich nicht scheuen, wenn er Sie Ihnen anvertraut hat, davon in Ihrem Kreise zu sprechen, da es keinem Menschen einfallen wird, die Sache zum Gegenstande des sogenannten Klatschs zu machen. Diskretion können Sie nur gegen Gleichgestellte üben. In unserm Falle, wo es sich um einen Fremden handelt, ist die Frage überhaupt gegenstandslos. Diskretion ist die Tugend der Gesellschaft, die eine kann nicht ohne die andre bestehen. Der junge Mann gehört nicht zu Ihrer Gesellschaft;

ergo, der junge Mann ist für Sie ein Typus. Wenn es Sie daher interessirt, so bleiben Sie ruhig!

Ich blieb also. Der junge Mann wurde hereingeführt und stellte sich mit den deutlichen Zeichen hilfloser Befangenheit vor.

Treten Sie näher, junger Freund, sagte der Graf mit unnachahmlicher Leutseligkeit, setzen Sie sich und zünden Sie sich diese Cigarre an: sie ist gut. Ich habe den Tabak auf meinen Plantagen selbst anbauen lassen. Und nun erzählen Sie mir Ihren Fall.

Der Aufgeforderte erzählte, indem er allmählich seine Verlegenheit überwand und so vollendeter Gelassenheit gegenüber Mut faßte, seine Geschichte. Sie war einfach genug. Als junger Provisor hatte er die Tochter seines Prinzipals liebgewonnen und war mit ihr eins geworden. Auch die Eltern duldeten stillschweigend das unausgesprochne Einverständnis, sodaß die öffentliche Verlobung nur eine Frage der Zeit war. Da sollte eine grausame Fügung das schöne Verhältnis zerstören. Der angehende Verlobte hatte, wohl infolge seiner allen Liebenden eignen Zerstreutheit, einen ganzen Kessel voll zukünftigen Himbeersaftes unachtsamerweise verderben lassen. Ein Bruch mit dem Prinzipal war bei dessen genauer Denkungsart unvermeidlich, alle Beteuerungen, in Zukunft durch verdoppelte Bemühungen den Schaden wieder einzubringen, halfen nichts. Dem jungen Apotheker wurde gekündigt, von einer Verlobung konnte keine Rede mehr sein.

Es lag in dieser Begebenheit die bescheidne Tragik kleinstädtischer Verhältnisse. Aber die wunderbare analytische Begabung des Grafen, seine kühle Besonnenheit und, fast möchte ich sagen, sezirende Weise bewährte sich auch ihr gegenüber. Vielleicht lag der Fall zu niedrig für seine Größe. Aber der Adel seines Wesens erlaubte ihm nicht, die Sache leicht zu nehmen, wenn auch die Lösung der Schwierigkeit für ihn nur eine Spielerei war. Das Köstliche war, daß er auf eine beinahe unmerkliche Art den jungen Mann selbst das Mittel finden ließ, seine Lage zu beherrschen. Als ein andrer Sokrates öffnete er ihm die Augen und lehrte ihn die schwere Kunst, sich selbst zu entbinden.

Die Stadt, in der Sie gelebt haben — so etwa begann er —, ist schön gelegen, ich kenne sie, wie ich denn auf meinen Reisen und in den Tagen meiner Jugend — dabei strich er mit einem Anflug von Wehmut, doch ohne jede Spur von Pose mit der feingepflegten Hand über die ergrauenden Schläfen — fast alle Orte der bewohnten Erde kennen gelernt habe. Ihr Beruf ist sehr nützlich und schön, auch ist Himbeersaft ein erquickendes und labendes Getränk, zumal in dieser heißen Sommerzeit. Würden Sie wohl imstande sein, mir die Methode anzugeben, nach der Sie den Extrakt darzustellen pflegen?

Es war das ein überaus feiner Zug. Er gab dem jungen Unglücklichen Gelegenheit, sich über eine Sache, die er genau verstand, auszusprechen und dadurch in seinen eignen Augen zu wachsen. Mit sichtlicher Befriedigung kam der junge Apotheker der Aufforderung nach und ging so ins Einzelne, daß es fast den Anschein gewann, als ob er eigens zu dem Zwecke nach Berlin gekommen wäre, als Sachverständiger über die Darstellung von Himbeersaft Auskunft zu geben.

Der Graf erreichte zweierlei: erstens hob er das Selbstgefühl seines Klienten, da er sich uns in einem Fach überlegen zeigte, sodann überzeugte er sich von seinem Berufseifer.

Ich schätze, so fuhr er fort, als der Provisor geendet hatte, jede ernsthafte Bemühung, sei sie auch auf minder wertvolle Dinge gerichtet, als die sind, denen Sie Ihr bestes Wollen und Können gewidmet haben. Nun sind wir noch in der

besten Himbeerzeit. Jeder Fehler muß auf demselben Gebiete wieder gut gemacht werden, auf dem er begangen worden ist. Ich werde sofort Auftrag geben, zwei Zentner Himbeeren zu beschaffen. Sie verstehen ihre Sache; Sie werden daher aus diesem Quantum eine möglichst große und ausgiebige Menge Saft in dem Laboratorium eines mir bekannten und ergebnen Chemikers darstellen und mit dem Erzeugnis Ihren frühern Prinzipal und — fügte er mit einem unnachahmlich liebenswürdigen Lächeln hinzu — zukünftigen Schwiegervater überraschen. Ich werde dann dafür sorgen, daß eine Menge von Bestellungen gerade auf Himbeersaft aus den angesehensten Kreisen in dem kleinen Landstädtchen eintrifft, mit Beziehung, versteht sich, auf Ihre Leistungen, und die Versöhnung wird — dabei zog er eine reichverzierte goldne Uhr aus der Tasche — heute über vierzehn Tage durch eine Bowle gefeiert werden. Zur Hochzeit laden Sie mich ein.

Von Dankbarkeit fast überwältigt erhob sich der junge Provisor. Gestatten Sie mir, sagte er bescheiden, mich auf irgend eine Weise erkenntlich zu zeigen; sagen Sie mir, wie ich das vermag.

Nun, so schicken Sie mir, entgegnete der Graf, indem er in einen fast geschäftsmäßigen Ton verfiel, eine Schachtel echter Brandtscher Schweizerpillen.

Während sich der junge Mann unter wiederholten Verbeugungen entfernte, wandte sich der Graf mit einem wundervollen Leuchten seiner schönen Augen an mich, der ich wohl ein etwas erstauntes Gesicht machen mochte, und sagte: Ich pflege auf diese Weise, durch Annahme einer sinnigen Gabe, die nur symbolischen Wert haben soll, den Dankbarkeitsdrang meiner Klienten zu entlasten. Ich könnte Ihnen höchst seltsame Sachen zeigen.

Eben wollte mir der Graf, in dem ich immer mehr eine Art deus ex machina verehren mußte, von einigen Beispielen aufrichtiger Dankesbethätigung erzählen, als der Pastor Heffterdingk, aus Ostpreußen, seiner Heimat, durch den indischen Diener gemeldet wurde.

Ah, mein verehrter Freund, rief der Graf dem Eintretenden entgegen, indem er sich halb erhob und in seiner vornehm lässigen Art, die ihn so schön kleidete, uns mit einander bekannt machte. Sie hätten mir heute Morgen keine größere Freude machen können!

Wollte Gott, begann der Pfarrer sehr ernst, ich könnte einen so guten Gesellschafter abgeben, wie Sie voraussetzen. Mich führen dringende Angelegenheiten nach Berlin, der Hauptzweck meiner Reise war, Sie zu sehen. Ich bin kein Vergnügungsreisender, die Genüsse der Residenz locken mich nicht.

Sie haben Glück, sagte der Graf, denn morgen hätten Sie mich nicht mehr getroffen, da mich ein fast verzweifelter Fall nach Wien ruft. Aber heute stehe ich vollkommen zu Ihrer Verfügung.

Obgleich ich nicht wußte, ob typische oder rein persönliche Angelegenheiten zur Sprache kommen würden, ich also bleiben dürfte oder mich zurückziehen müßte, blieb ich doch sitzen. Die bewunderungswürdige Persönlichkeit des Grafen hatte mich so sehr gefangen genommen, daß ich selbst die gewöhnlichsten Gesellschaftsregeln außer Acht ließ, nur um nicht so bald von dem gewaltigen Manne scheiden zu müssen. Gleichsam zur eignen Beruhigung sagte ich mir, daß das Frühstückszimmer immerhin neutraler Boden und nicht das Sprechzimmer des Grafen sei. Aber der Graf schien über so kleinliche Bedenken weit erhaben zu sein und zugleich meine innersten Seelenvorgänge zu erraten. In seiner einfachen und gewinnenden Weise sagte er: Wenn Sie nichts zu versäumen haben, bleiben Sie in meiner Gesellschaft, so lange es Ihnen gefällt. Wir, der Pastor und ich, sind gleichsam

von derselben Natur und lieben in gleicher Weise und aus gleichen Gründen die Öffentlichkeit. Wir haben nichts zu verbergen, und was wir wissen, sagen wir, müssen wir sagen nach dem uns innewohnenden Gesetz. Darum bedürfen wir auch beide des Publikums, heute sollen Sie es sein. Ist es nicht so, mein lieber Pastor? Nicht wahr, wir sind Verwandte?

Sie haben vollkommen Recht, teuerster Graf! Wir sind beide auf einem Stamme gewachsen, wenn auch Ihr Zweig mehr in die Lüfte ragen darf und freie Umschau hält, während sich meiner in bescheidner Verborgenheit wiegt. Doch, wenn es Ihnen beliebt, kommen wir zu meiner Angelegenheit, es ist die der Familie des verstorbnen Oberstleutnants Schwartze.

Ah so! Ist der Vogel wieder ausgeflogen aus dem heimatlichen Neste? fragte der Graf.

Leider, entgegnete der Pastor. Es war ein Unglück, daß sie nach Hause kam. Wenn ich an die ganze Geschichte zurückdenke, erscheint mir die Heimat in der düstersten Beleuchtung. Ich begreife nicht, daß ich der Entfremdeten einen Augenblick Recht geben konnte. Ich glaube, die ganze Fragestellung war verkehrt. Ich bin selbst mit schuld daran.

Lassen Sie sich, warf der Graf ein, durch diese nachträglichen Bedenken nicht niederdrücken. Ihre halbe Unterstützung der Sängerin und Ihre Herzensbeziehungen machten die Sache zwar recht pikant, aber dergleichen Herzensirrtümer, wenn ich es so nennen soll, können auch unsereinem begegnen. Ich will selbst für mich nicht gut sagen, obgleich es die deklassirte Sängerin wohl nicht fertig brächte, mich zu beirren. Doch was ist es, das Sie jetzt beunruhigt?

Der junge Verlobte der Schwester will die versprochne Kaution von der jetzt in seinen Augen entarteten nicht annehmen, und es droht darüber ein neuer Zwiespalt zu entstehen, da die Braut seinen Standpunkt nicht teilt.

Schreiben Sie oder sagen Sie dem jungen Manne, sagte der Graf gelassen, daß er die nötige Summe bei meinem Bankier jeden Tag erheben kann. Machen Sie ihm die Annahme dieser Gewährung möglichst leicht. Ich liebe es nicht, wenn sich junge Leute so ohne weiteres etwas schenken lassen sollen. Es kränkt das das Selbstgefühl und verdirbt es. Und doch kommen wir nicht ohne das aus. Es ist möglich, daß der junge Mann an meinem schlichten Abschied Anstoß nähme, und daß wir ihm also auch nicht helfen könnten. Merkwürdig, fügte er hinzu, indem er sich mit schmerzlicher Wehmut an mich wandte, daß wir schließlich doch auch nur mit dem Gelde helfen können. Auch meine Stellung in der Welt beruht im Grunde nur darauf. Selbst in dem Falle des guten Robert Heinecke hätte ich ohne Geld nichts ausgerichtet.

Der Graf war im Begriff, diesen Gedanken noch ausführlicher zu entwickeln, als er durch das Eintreten eines stattlichen Herrn mit Vollbart unterbrochen wurde. Der Graf und der Pastor erhoben sich wie auf Befehl.

Meine guten Kinder, rief ihnen der Ankömmling zu, da treffe ich euch ja gleich beisammen! Wären noch Sellentin und Röcknitz da, wäre ich ganz glücklich.

Guter Alter, sagte Trast, den beiden geht es ganz gut. Die hast du auf so robuste Beine gestellt, daß es schon schlimm kommen muß, wenn du dich um sie sorgen müßtest. Aber sieh hier unsern Leviten, dem hast du neben seinem klaren Verstande das Herz so weich und wächsern gemacht, daß er sich noch nachträglich allerlei Heimatsbedenken macht. Er hat einen moralischen, glaub ich.

Hat er nicht nötig, sagte der Angeredete; alles meine Sache. Aber mit mir selbst will es nicht mehr recht vom Flecke.

Ja, warum redest du auch jetzt auf einmal so viel, entgegnete Trast. Das Verkündigen von schönen Theorien überlaß uns.

Das verstehst du nicht, mein Sohn, sagte der andre, den ich immer noch nicht kannte.

Ich sollte etwas nicht verstehen? rief Trast unmutig. Aber sogleich fiel er wieder in seine schöne Gelassenheit zurück.

Will das Ei klüger sein als die Henne? fragte der andre.

Ich will dir etwas sagen, begann Trast, mit einem eignen Lächeln auf den Lippen; du hast selbst die Kinder den Eltern gegenüber los und ledig gesprochen. Also wundre dich nicht, wenn ich von deiner Lehre Gebrauch mache und ohne den schuldigen Respekt zu verletzen mir eine Bemerkung erlaube. Unser geheimnisvolles Verhältnis, das die Welt niemals verstehen wird, berechtigt mich dazu. Ich glaube Erstgeburtsrechte beanspruchen zu können, wenn auch die Geschlechtstafel dagegen sprechen mag. Und in diesem Sinne glaube ich mitreden zu dürfen, wo es das Ansehen des Hauses, deines Hauses, verlangt. Ich will nicht, daß ich mich schließlich unter einer endlosen Reihe von zweifelhaften Blutsverwandten verliere, so sehr ich sonst über Geburtsstolz erhaben bin, wie du selbst am besten weißt.

Aber, lieber Gott, was willst du denn eigentlich?

Du sollst die Schmetterlingsausflüge unterlassen. Du verdirbst dir das Konzept. Auch in Winkeln sollst du nicht herumkriechen, da hast du nichts zu suchen.

Trast! Besinne dich, diese Sprache mir gegenüber!

Du kennst dich selbst nicht. Du weißt nicht, was dir am besten liegt. Nachdem du mich einmal mit dieser Fülle der Einsicht, ich darf wohl sagen der Intuition und Lebenserfahrung, mit beidem zusammen, ausgestattet hast, mußt du mich auch gewähren lassen. Du selbst hast es so gewollt, daß ich mehr und tiefer sehe als die Menge. Und dich sollte ich doch wohl verstehen, da ich mein Bestes von dir habe.

Komm zur Sache!

Nun gut. Wodurch ist mein Ruhm, mein Ansehn begründet? Dadurch, daß ich Geld habe? Gewiß. Dadurch, daß ich Graf bin? Auch gewiß. Aber vor allem doch dadurch, daß ich beides, Graf und reich bin und heimlicher Bourgeois und rücksichtslos. Dieser Mischung verdanke ich alles. Darin liegt der Treffer. Oh, ich habe meine Vorfahren, ich kenne sie wohl. Ich meine nicht meinen Vater, der wünschte, daß ich mich erschösse. Der könnte mir in der Welt nichts helfen. Ich meine die ältern Treffbuben. Du mußt dem Publikum einen verständlichen, sinnenfälligen Übermenschen vorführen, wie mich, nicht einen Nietzschischen. Den glauben die guten Philister, die ihn kennen lernen, zu verstehen, ja gar in einer schwachen Stunde verstohlen in sich selbst zu entdecken. Aber mit so etwas mußt du dich im Ernst nicht abgeben. Kennst du Felix Dahn? Na gut, da hast du deinen Cethegus aus dem Kampf um Rom. Aber um Gottes willen, bleib in Berlin, da weißt du wenigstens Bescheid. Und Berlin packt, wenigstens für zehn, zwanzig Jahre noch. Aber behalte den Cethegus im Auge; solche Leute haben die jungen Mädchen gern und die Studenten, die mit ihnen tanzen, das ist viel wert. Da ist ferner Gustav Freytags Fritz Fink. Auch den behalte im Auge. Kavalier, Kaufmann und rücksichtslos. Der liegt uns und unsern Verhältnissen schon näher. Das ist kein römischer Ritter. Da haben wir wenigstens schon moderne Bourgeoisie. Ebenso mußt du auch immer an Spielhagens problematische Naturen denken; in der Mischung liegt das Geheimnis, nicht nur der alten Mamsell. Deine Ehre muß es immer

bleiben, aufzuregen und die Gefühle der Menschen wie ein Klavier zu behandeln. Die hohen und tiefen Töne liegen dir nicht, du mußt in der Mitte bleiben. Die Instinkte hast du mit richtigem Instinkt — verzeihe das Wortspiel, aber du liebst ja selbst zuweilen dergleichen — nicht selten getroffen. Die adlichen Leute liebst du am meisten, am liebsten wärest du selber adlich, gerade wie Spielhagen. Ich würde dir gern meine Grafenkrone abtreten, aber das geht nun einmal nicht. Aber dabei bleibe nur: alle Menschen möchten am liebsten Grafen oder dergleichen sein, und jedes Mädchen tanzt lieber mit einem Freiherrn als mit einem Schulamtskandidaten, und jede Leserin hört gern von den unbekannten Verhältnissen eines alten Geschlechts. Nun sind aber, wie du selbst schon richtig gefühlt hast, deine besten Kunden nicht Grafen, Baronessen und dergleichen, sondern die zahlungsfähigsten Zeitgenossen, die Leute von Besitz und Bildung. Die wohnen in Berlin und sonstwo. Darum mußt du mit denen auch stets in Fühlung bleiben. Du kannst, ja mußt sogar ihrem Interesse schmeicheln mit Vorführung adlicher Kraftnaturen oder Lumpen, aber innerlich Recht geben darfst du denen nicht. Das hast du ja auch bis jetzt selten gethan. Du hast dich redlich bemüht, zu zeigen, daß auch diese Kreise innerlich überwunden seien von der Aufklärung, dem Geldsack und dem Schwindel.

Lieber Trast, sagte hierauf mit Unwillen der Dichter — denn dafür mußte ich nun den Fremden halten — du wirst langweilig, ja was schlimmer ist, du wirst lehrhaft.

Wenn du mir nichts übleres vorzuwerfen hast, erwiderte der Graf, so bin ich beruhigt, da du es selbst bist, der mich dazu gemacht hat. Soll ich dir eine Geschichte aus Indien erzählen? Oder ist es nicht besser, ich fahre fort in Berlin und in der Heimat? Sieh, ich selbst habe Fräulein Mühling aus dem Hause ihres Vaters fortgeführt, aber ich konnte ihr mindestens eine Million in Aussicht stellen mit dem guten Robert, die Verhältnisse waren also geordnet. Aber hier sitzt unser Pastor und weiß sich nicht zu helfen. Den alten Bramarbas hast du glücklich totgeärgert, wenn es auch Gottlob nicht zum Schlimmsten gekommen ist. Aber wie ist nun die Geschichte?

Aber, bester Trast, rief der Dichter, ich kann doch unmöglich alle meine Gestalten in eine Lebens- oder Unfallversicherungsgesellschaft einkaufen.

Gewiß, das mußt du, sagte mit bewunderungswürdiger Ruhe der Graf. Gerade dazu bist du verpflichtet. Die Adlichen kannst du meinetwegen entgleisen lassen, aber die andern mußt du sicher stellen, das will dein Publikum. Aber nicht darum in erster Linie handelt es sich, wenn du auch immer darauf bedacht sein mußt, das Glück des Geldbesitzes zu schildern. Es giebt kein Glück im Winkel! Das behalte im Auge. Du hast dich zwar redlich bemüht, das Glück des Rektors mit der halbwegs geretteten Frau recht problematisch zu machen, sodaß ihn kein Mensch beneidet. Du hättest zum Schluß noch einen Lotterieboten einführen können, der den Gewinn des großen Loses verkündigt hätte. Aber darüber will ich nicht mit dir rechten.

Aber um Gottes willen, Trast, rief der Dichter aufspringend, du entpuppst dich ja als ungeschminkten Anhänger der kapitalistischen Weltanschauung!

Meinst du, sagte der Graf, du hättest mir ungestraft Millionen gegeben? Glaubst du etwa, du wärest es nicht? Gut, daß du „ungeschminkt“ sagst. Also du schminkst doch! Das ist aber das Göttliche an dir, daß du es nicht weißt. Übrigens nimm Platz, es ist gemütlicher, im Sitzen zu plaudern. Du hast mich unterbrochen. Was ich sagen wollte: Ja, die Gartenlaubenluft hat doch etwas an

sich. Sie weht noch heute und bezaubert immer. Nur komisch, daß sich die Leute nie gern darauf anreden lassen. Ich selbst gehörte doch, weiß Gott, von Gott und Rechts wegen in die Gartenlaube. Aber sie muß von Zeit zu Zeit neu dekorirt werden. Ich will dir eins sagen, mein lieber Sudermann, laß dich nie auf die soziale Frage im engern Sinne ein, denn die verstehst du nicht. Sie liegt dir nicht. Du lebst noch vollkommen in dem Gegensatze zwischen der alten Aristokratie und der Bourgeoisie, die thatsächlich schon halb und halb dieselben Interessen hat wie jene. Das hast du noch nicht bemerkt. Du bist noch immer so eine Art Spielhagenscher Oldenburg, der den Kampf ausfechten will zwischen Adelsurkunde, Doktordiplom und Staatspapier. Guter Alter, du hast dich allmählich auf die Seite der Staatspapiere und Konsols geschlagen, mit Vorbehalt, versteht sich, maßvoller Sympathien für die alten Erinnerungen. Dieser Kampf ist ja noch immer lehrreich, und was früher die Kaufmannstöchter empfanden, empfinden jetzt die Schneidermamsells. Darum wirst du immer Glück haben; wenn du nur die jüngste Schicht, die Berliner Kaufleute, deine besten Kunden, mit deinen Schmetterlingen und dergleichen in Ruhe läßt. Diese deine besten Freunde wollen geschont sein, und du mußt es dir angelegen sein lassen, sie im großen und ganzen in ihren Ansichten zu bestärken; Kleinigkeiten und Auswüchse darfst du preisgeben, namentlich Auswüchse. Denn jeder gestrafte Auswuchs hat etwas beruhigendes für die Menge und den Durchschnitt. Laß dir nur um Gottes willen nicht einfallen, positive Religiosität an irgend einem Vertreter anzuerkennen, denn ein Verstoß gegen die religiöse Aufklärung wird dir nie verziehen, eher noch ein Lapsus, ein Abirren von der stillschweigenden Übereinkunft in politischen Dingen. Du bist Massenschriftsteller, dessen mußt du stets eingedenk bleiben!

Mir wurde heiß und kalt bei diesen Ausführungen des hochgebornen Philosophen; aber ich war doch geneigt, dem unvergleichlichen Manne Recht zu geben, so wenig Pietät auch seine schonungslosen Ratschläge und Ermahnungen verraten mochten. Auch der Dichter schien durch die Unterhaltung, bei der er eigentlich nur leidender Teil war, in hohem Grade mitgenommen zu werden, denn er sagte mit einem schwachen Anflug von Sarkasmus: Wirst du endlich aufhören, mich zu meistern, oder soll es mir gehen, wie dem Goethischen Zauberlehrling?

Genau wie dem, sagte der Graf seltsam lächelnd, und wenn der Pastor Hefftерdingk Lust hat, lasse ich mich dir zuliebe auch noch spalten und mir von ihm im Zutragen guter Ratschläge helfen.

Um Gottes willen nicht! rief der Dichter; ein aufgeklärter Geistlicher mag ganz gut in Familienschwierigkeiten zu gebrauchen sein, unser einem vermag er nicht beizuspringen.

Da mögen Sie Recht haben, verehrungswürdiger Mann, sagte der Geistliche; in der Litteratur sind wir nicht bewandert genug. Eine ars poetica à la Trast erlassen Sie mir.

Was wollen Sie, lieber Pastor, fiel der Graf ein. Sollen etwa die Dichter die Gesetze der Kunst aufstellen? Wer die Ware bezahlt, hat das Recht, die Sorte zu bestimmen. Ich lasse auf meiner Plantage genau den Kaffee anbauen und pflegen, nach dem die meiste Nachfrage ist. Diesem Grundsatze verdanke ich meine Erfolge. So ist es überall in der Industrie und im Handel, so ist es auch in der Litteratur. Das Publikum ist der Herr. Man kann ihm ja durch aufsehenerregende Reklame hin und wieder funkelnagelneue Absonderlichkeiten aufnötigen. Aber im Grunde liegt da die Neuheit nur in der Aufmachung, in der Verpackung, in der Etikette und dergleichen. Bei Lichte besehen sind es meist alte

Bekannte. Genau so ist es in der Litteratur. Mein lieber Alter, du täuschest dich, wenn du glaubst, völlig neue Wege zu gehen, und auch die exaltirten jungen Herren irren sich hinsichtlich ihrer angeblich blitzneuen Eingebungen. Selbst ihr Irrtum ist nicht neu. Ich habe ja nichts dagegen, wenn du diesem Irrtum ein wenig schmeichelst, aber du darfst ihn nicht wirklich mitmachen. Diese Reden und Expektorationen ex cathedra in euern Versammlungen führen zu nichts, denn du wirst stets überholt werden, du magst sagen, was du willst. Du solltest schweigen und das Raisonniren uns überlassen. Dein Programm muß sein, zu schreiben, was am meisten verlangt wird. Überlegne Menschen mit verständlichen Instinkten, immens reiche self-made men, brutale, aber doch nicht ganz unsympathische Junker, verkrachende, infolge von übermäßigem Luxus verkrachende Agrarier, herzlose Büreaukraten, verknöcherte und halb blödsinnige Professoren, hochstrebende, aber verkannte Zierden der Wissenschaft, liberale Kavaliere, hochmütige Reserveoffiziere, orthodoxe kartenspielende Pastoren — das alles empfehle ich dir, soweit du nicht schon selbst darauf gekommen bist. Deine aristokratischen oder konservativen Anwandlungen benutze mit weiser Mäßigung. Ab und zu mögen sie nützlich sein; aber die Herrlichkeit der Gegenwart muß immer durchschimmern, und nie darfst du vergessen, daß du zu einer vielköpfigen Menge sprichst, die besser rechnen als denken, kräftiger verdauen als fühlen kann und sich lieber kitzeln und gruselig machen als erschüttern läßt.

Willst du mir nicht auch noch, fragte der Dichter, der einen Versuch machte, sich durch Spott aus der unangenehmen Rolle des Schülers zu befreien, willst du mir nicht auch noch einen Rat hinsichtlich des schönen Geschlechts geben?

Der Graf schien den spitzen Ton der Frage nicht zu bemerken und sagte heiter: Eben wollte ich darauf kommen. Damit kommen wir ja zur Hauptsache. Du mußt dich mit Maß der Frauenemanzipation verschreiben und darfst daher die göttlichen Geschöpfe nicht in den Teich schicken oder in die öde Schulbude zurückführen. Es giebt noch andre Verwendungen für geistreiche und hübsche Mädchen und Frauen. In der Magda, siehst du, hast du solch ein Prachtexemplar aufgestellt, dem zuliebe gewiß schon mancher Backfisch seinem Vater eine Szene gemacht hat. Das war ein guter Griff!

Graf, rief der Pastor, spotten Sie nicht meinen heiligsten Gefühle!

Ach was, heiligste Gefühle! Hier handelt es sich um wichtigeres. Aber, was sehe ich? Da ist ja Fräulein Magda selbst. Oder soll ich sagen: Frau Magda? lassen Sie sie selbst entscheiden, lieber Pastor.

Wir alle, außer dem Grafen, hatten nicht bemerkt, daß eine stolze weibliche Erscheinung aus einem Nebenzimmer kommend den Raum betreten und möglicherweise schon länger unserm Gespräche zugehört hatte. Mit dem feinen Wahrnehmungsgefühl des Rassemenschen hatte der Graf sogleich die Nähe des verwandten Wesens gewittert. In der That, da stand sie vor uns, von der soeben die Rede gewesen war: Magda.

Befehlen Sie Kaffee oder Schokolade, meine Gnädigste? rief der Graf, der sich nach der allgemeinen Erhebung, Begrüßung und Vorstellung am ehesten gefaßt hatte.

Gemischt natürlich, lieber Graf; ich dächte, das sollten Sie doch wissen.

Wir sprachen eben über die Frauencharaktere der Gegenwart.

Ich weiß es; wenn die Herren unter sich sind, sprechen sie immer von uns.

Fällt uns gar nicht ein, rief der Graf jovial; wir sind eben erst auf das Kapitel gekommen.

Das Schlußkapitel ist immer das gedrängteste und wichtigste.

Wird aber meist übers Knie gebrochen. Doch Scherz beiseite! Ich will und muß leider zugeben, daß die Frauen im Begriffe sind, uns zu überflügeln; und darauf muß sich unser guter Alter und gemeinsamer Freund natürlich einrichten.

Hat er das denn nicht schon längst gethan, lieber Graf? rief Magda mit komischem Erstaunen. Hat er mir nicht vollkommen Recht gegeben? Habe ich nicht den feilen Landrat entlarven dürfen, den alten und jungen Damen von der innern Mission ordentlich Bescheid sagen können und das ganze Nest auf den Kopf gestellt? Leider hat es meinem Vater das Leben gekostet. Der gute alte Mann! Aber im Frühlingsturm einer neuen sich ankündigenden Weltanschauung stürzen meist einige alte Eichen oder Pappeln, die doch über kurz oder lang hätten fallen müssen.

Sehr wahr, sehr wahr, sagte der Graf sinnend, wenn sich nur nicht unser guter Alter auch einmal bei einem solchen Sturme als alte Pappel umlegt; denn eine Eiche ist er doch wohl nicht. Freilich auch noch nicht gar zu alt; ein paar Modestürme überlebt er schon noch, wenn er sich an das Wesentliche hält und nicht bei jedem neuen Frühling zu jugendlich mitthut und zu oft aus dem Häuschen gerät bei jedem neuen Lockrufe.

Mein lieber Trast, sagte der Dichter mit verhaltenem Zorn, ich habe dich nun lange genug reden lassen; aber in Magdas Gegenwart lasse ich mich nicht länger von dir zum besten halten.

Ruhig Blut, Kinder! unterbrach ihn die Sängerin; es wäre doch zu schade, wollten wir unser Wiedersehen durch Mißtöne stören lassen.

Ich darf wohl, nahm der Pastor das Wort, hier eine Bemerkung einschalten, die ich nicht gut zu unterdrücken vermag. Unserm verehrungswürdigen Dichter, dem wir uns in schuldiger Pietät verpflichtet fühlen, geht es wie einem an willigen Gehorsam gewöhnten Vater. Er vermag nicht gut anzuhören, was der weltkluge und menschenkundige Trast nach dem ihm nun einmal verliehenen Charakter sagen zu müssen glaubt. Und doch meint es der so gut, und ich denke mir, er sieht im ganzen richtig, wenn das Niveau auch nicht gerade sehr hoch sein sollte, auf das er den Dichter, sich und uns alle stellt.

Es ist das Niveau, sagte der Graf, ohne sich im mindesten durch die letzte Bemerkung gekränkt zu zeigen, über das sich alle klugen Leute geeinigt haben, und das unser guter Alter nicht zu verlassen trachten sollte. Wie sich der Handelsherr aus dem Kurszettel täglich über den Stand des Marktes unterrichtet, so kannst du dich über die Stimmung des Publikums, also über den Stand deines Marktes, unterrichten, wenn du dir die Abonnentenzahlen der hauptsächlichsten Zeitungen ansiehst. Nichts menschliches bleibe dir fremd, aber vor allem nicht diese Betrachtung! Und hinsichtlich der Frauenzimmer — Sie verzeihen mir wohl diesen Ausdruck, meine Gnädigste — brauchst du dich nur bei den Pensionsdamen zu erkundigen, welchen Typus ihre jungen Zöglinge am meisten bewundern. Das ist immer der sicherste. Nimm Goldelsen, heroische Lehrerinnen, Sportskomtessen, unglückliche Kommerzienrätinnen, Malerinnen, Russinnen, was du willst, laß sie streben, sterben, heiraten, kurz, thu, was du nicht lassen kannst, aber behalte immer Fühlung mit der höhern Töchterschule. Nicht in dem Sinne, daß du dich vor verfänglichen Situationen in acht nehmen müßtest, das nicht, da würdest du den Geschmack gründlich verfehlen. Aber diese jungen Kunstrichterinnen sind eine respektable Macht in der Litteratur; sie selbst tragen immer den Namen der Lieblingsheldin ihrer Mütter, diese eine Thatsache kann dich auf den richtigen Weg weisen. Du kannst

an den Geburtsregistern unsrer Standesämter den ganzen Gang der deutschen Litteratur verfolgen.

Lieber Graf, sagte die Sängerin lächelnd, man kann Ihnen nicht böse bleiben, obgleich man es sollte. Habe ich mich nach dem Geschmack der Backfische gebildet?

Mehr als Sie es wissen und — entschuldigen Sie — ich hätte beinahe gesagt leider — bilden Sie Ihrerseits sie wieder weiter.

Sie werden unhöflich und zugleich rätselhaft.

Offenheit gegen Offenheit, sagte der Graf mit seinem unwiderstehlichen Lächeln. Und ich denke doch, unter uns sollte es keine Geheimnisse geben, auch keine Zurückhaltung. Offen gestanden, würde ich, wenn das überhaupt in meiner Anlage läge — dabei sah er den Dichter fragend an —, im Falle ich mich zu einer Ehe entschließen sollte, an Sie nicht denken, so schätzbar mir auch Ihre Eigenschaften und Ihre großartige Natur sind. Aber Sie sind nicht für die Ehe geschaffen, und die denkt sich jeder Mann, folglich auch ich, unwillkürlich noch nach altmodischem Zuschnitt, so vorurteilsfrei er auch sonst sein mag. Und darum darf auch hier unser gemeinsamer Freund mit der Frauenemanzipation nur sehr vorsichtig verfahren.

Der Graf holte wieder zu einer weitläufigen Auseinandersetzung aus, als der Oberkellner, der schon länger eine Gelegenheit erspäht hatte, sich bemerkbar zu machen, an ihn herantrat und ihm etwas zuflüsterte.

Verzeihung, meine Teuern! rief der Graf. Ich muß die interessante Sitzung abbrechen. Mein Weinhändler ruft mich, ich muß die letzten Anordnungen treffen. Dir, teurer Alter, werde ich, wenn alles in Ordnung ist, den Stoff schenken. Da ist Milieu, da ist Geld, da ist Niveau, etwas Emanzipation und eine schwache Spur von Arbeiteratmosphäre, da sind intime Konflikte, da ist eine Sammetjacke und eine Künstlermähne, ein Soupçon von Decadence, kurz, was sich das Herz nur wünschen kann. Adieu, Adieu! Ich habe die Ehre! —

Mit dem Fortgehen des Grafen war der verbindende Geist aus unsrer Gesellschaft gewichen. Ich war der, der das, mit Grund, am drückendsten empfand, da ich ja in diesen durch die zartesten und unbegreiflichsten Beziehungen zusammenhängenden Kreis nicht hineingehörte. Ich empfahl mich daher schnell und weiß deshalb auch nicht, was die Zurückbleibenden noch weiter angefangen haben.

Als ich auf der Straße angekommen war, schien mir alles ganz traumhaft. Ich mußte mir ordentlich Mühe geben, mich zurechtzufinden. Das mußte ich sagen, daß der Dichter seine Leute zu beleben verstanden hatte, wenn ich auch froh war, daß ich nicht immer unter ihnen zu leben verurteilt war. Immer hatte ich das Gefühl, als wären die mir Begegnenden alle von derselben Abstammung, als wäre das Röcknitz, das der alte Kaufmann aus dem Fächergeschäft, das der alte Heinecke mit seinem verstümmelten Arm, das Sellentin und jene junge Frau da gar die junge Schmetterlingsmalerin. Dabei schienen sie mir alle so eigentümlich zu lächeln, aber ohne innern Anlaß, so geisterhaft unbeteiligt, kalt und tot, trotz des Sonnenscheins, daß ich nicht mehr wußte, ob die Gestalten oben bei dem Dichter in dem Frühstückszimmer auf der Behrenstraße die Lebendigen seien oder diese gleichgiltigen Leute auf der Straße.

Aber es lag wohl an mir, daß ich zweifelte. Ich kam eben aus einer besondern Welt, die nur obenhin mit der wirklichen, die mich umgab, Ähnlichkeit hatte. Ich verlegte die Eindrücke aus dem Frühstückszimmer des Grafen, wo sein Dreifuß gestanden hatte, auf die Straße und that den Lebenden Unrecht.

Zur Duellfrage

Der Reichstag hat am 20. April einstimmig beschlossen, „die verbündeten Regierungen zu ersuchen, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dem mit den Strafgesetzen in Widerspruch stehenden Duellwesen mit Entschiedenheit entgegenzutreten." Der Einstimmigkeit des Beschlusses entsprach nicht eine Einmütigkeit darüber, was geschehen solle, und wie es zu geschehen habe. Die Erklärung vom Regierungstisch sagte darüber gar nichts, sie sagte überhaupt nichts. Wie aber die Verhältnisse liegen, konnte dieser Verlauf niemand überraschen. Der Reichstag hat einer Anstandspflicht genügt, zur Lösung der Duellfrage hat er nichts beigetragen. Das deutsche Volk hat nicht mehr von ihm erwarten können; auch in dieser Frage, mehr noch als in vielen andern, kann das deutsche Volk seine Hoffnung nur auf den deutschen Kaiser, auf die deutschen Fürsten setzen.

Es ist in der That recht eigentlich eine Aufgabe des deutschen Kaisers und der deutschen Fürsten, dem Rechts- und Sittlichkeitsgefühl des deutschen Volkes in der Duellfrage Genugthuung zu verschaffen.

Adel und Offizierstand sind die Hauptträger der Unsitte des Zweikampfs. Der deutsche Edelmann will noch heute sein Waffenrecht behaupten. Das Faustrecht, die bewaffnete Selbsthilfe erscheint ihm trotz aller grundsätzlichen Zugeständnisse und aller Unterwürfigkeit gegenüber den Forderungen der christlichen Kirche unentbehrlich. Er ist — wie es scheint — noch überzeugt, daß es — um mit Professor Teichmann in Holtzendorffs Handbuch des deutschen Strafrechts zu reden — „gerade edeln Naturen eigen zu sein pflege, am schwersten ein Beleidigung zu verzeihen und es als süßeste Rache zu empfinden, mit eigner Hand sich rächen zu können." Dagegen hat es wenig oder nichts vermocht, wenn der adliche Theologe von Oettingen in seiner Christlichen Sittenlehre schrieb: „Es bleibt das Duell für die christlich-soziale Kulturstufe ein Anachronismus, gegen den nicht nur das christliche Gewissen, sondern auch das einfache Rechtsbewußtsein entschieden Protest einlegen muß."

Und doch hat der deutsche Adel in seinen höchsten Schichten, in dem Kreise, dem zu dienen, dem nachzueifern er auch heute noch für seine erste Pflicht erklärt, in den deutschen Fürstenhäusern, das leuchtende Beispiel vor sich, daß, um den Ehrenschild des deutschen Edelmanns rein zu halten, es heute nicht mehr des Faustrechts, der Rache mit eigner Hand bedarf. Die Mitglieder der deutschen regierenden Häuser, soweit sie Männer sind, sämtlich als Offiziere die Waffe führend, kennen den Zweikampf schon längst nicht mehr. Die Händel, die Beleidigungen — denn solche fehlen unter Menschen niemals vollständig — werden in diesem Kreise ohne Zweikampf „ausgetragen," und kein deutscher Edelmann wird behaupten wollen, daß die Ehre der Mitglieder unsrer regierenden Häuser darunter leide. Und sehr selten ist es auch, Gott sei Dank, vorgekommen, daß es ein adlicher oder bürgerlicher Ehrenmann hat beklagen müssen, einen deutschen Prinzen nicht vor die Pistole

fordern zu können. Das Noblesse oblige verleiht den Anhängern jenes Kreises fast ausnahmslos das vornehme Taktgefühl, das den äußerlich minder Hochgestellten vor Beleidigungen besser schützt, als das Recht des Zweikampfs. Bei diesem höchsten „Adel deutscher Nation“ sollen die Leute, die ohne Duell Ehre und Anstand im Verkehr unter ihresgleichen nicht aufrecht erhalten zu können meinen, in die Schule gehen. Für die deutschen Fürsten und ihre Häuser aber kann es keine edlere, zeitgemäßere Aufgabe geben, als in dieser Beziehung Lehrmeister zu werden. Und daß sie das mit Erfolg können, daran wird niemand zweifeln, der den Einfluß der deutschen Fürstenhöfe auf die ganze Gesellschaftsklasse, um die es sich hier handelt, kennt. Ganz besonders ist es angesichts der heutigen Zeitläufte Pflicht der deutschen Fürsten, in dieser Frage dem deutschen Kaiser zur Seite zu stehen. Nicht der deutsche Reichstag, nicht diese oder jene Partei, nicht dieser oder jener in materiellem Interessenkampfe sich zusammenschließende Stand kann dem Kaiser den hier mehr als irgendwo erwünschten Rückhalt im Kampfe mit tief eingewurzelten Vorurteilen und einer vielleicht weitgehenden Entartung geben. Die deutschen Fürsten müssen das thun.

In erster Linie steht unzweifelhaft die Beseitigung des Zweikampfs als einer nicht nur geduldeten, sondern geradezu unter ehrengerichtlichem Zwang aufrecht erhaltnen Einrichtung im Offizierstande. Daß dieser Zwang in aller Form besteht, das wird hoffentlich heute niemand mehr leugnen, wenn auch in den Linienoffizierkorps bis jetzt, trotz der langen Friedenszeit, eine bedenkliche Überhandnahme des Duells nicht nachzuweisen ist. Aber wenn unter den Reserve- und Landwehroffizieren diese bedenkliche Erscheinung bis jetzt mehr in die Augen springt, so tragen daran doch die Einrichtungen die Schuld, die im Offizierstande bestehen. Professor Paulsen hat durchaus Recht, wenn er sagt (System der Ethik, Berlin, 1894): „Der Zweikampf hat gegenwärtig seinen eigentlichen Sitz im Heere. Würde er hier unterdrückt, was die Regierung ohne Zweifel in der Hand hätte — die Strafe der Dienstentlassung würde allein dazu ausreichen —, so würde er in kurzem überhaupt verschwinden.“

Daraus geht am besten hervor, welche Aufgabe der Kaiser zu lösen hat. Paulsen hält diese Aufgabe für sehr schwer, aber er hält sie für zu schwer. Unter seinen Bedenken gegen die sofortige vollständige Beseitigung des Duells im Heere steht namentlich folgendes. Im Dienst finde notwendig absolute Unterordnung statt. Damit sei für beide Seiten eine Gefahr verbunden, „die Gefahr einer Entartung des Charakters im Sinne despotischer Launenhaftigkeit und schmeichlerischer Unterwürfigkeit.“ Dem entgegen zu wirken scheine nun der Zweikampf „nicht ganz ungeeignet.“ Die bloße Möglichkeit halte beiden Seiten beständig gegenwärtig, daß es neben dem Dienst ein Gebiet gebe, wo die Unterordnung nicht gelte, wo auch der jüngste Offizier das Recht und die Pflicht habe, sich als Gleichen zu fühlen und die Anerkennung dieser Gleichheit vorkommenden Falls zu fordern.

Ganz gewiß konnte das Duellwesen unter Umständen diese Wirkung üben, aber für den Sittlichkeitsstand im heutigen Offizierkorps wäre das ein testimonium paupertatis schlimmster Art. So steht es im Offizierstande denn doch nicht, wenigstens sicherlich nicht in den Linienoffizierkorps. Hier beugt schon die fest und alt organisirte Kameradschaft jener Gefahr der Charakterentartung viel mehr vor als in andern Ständen, in Beamtenkreisen, unter Kaufleuten und Industriellen. Die schmeichlerische Unterwürfigkeit, die sogenannte „Schusterei,“ kommt in den Linienoffizierkorps ja auch vor, aber der kameradschaftliche Geist brandmarkt hier den „Schuster“ viel zu nachdrücklich und unmittelbar, als daß man ein Gegen-

mittel wie den Zweikampf für unentbehrlich ansehen dürfte. Überdies kann man beobachten, daß jene Charakterentartung oft in gleichem Schritt mit dem Duellunfug zunimmt, daß Raufbold und Speichellecker sich sehr gut in einer Person vereinigen lassen.

Weiter sagt Paulsen: „In den untern Gesellschaftsschichten werden Beleidigungen mit der Faust oder auch mit dem Messer ausgeglichen. Ob nicht in den obern Klassen der Revolver eine ähnliche Rolle übernehmen würde?“ Aber wenn jetzt selbst in den untern Gesellschaftsschichten der Revolver — nicht nur Faust und Messer — eine bedenkliche Rolle zu spielen anfängt, ist daran das Beispiel der gebildeten Welt nicht schon zum guten Teil schuld? Hat die höhere Bildung noch irgend ein Recht auf die Achtung der Massen, wenn diese Verteidigung des Duells im Recht ist? Paulsen sagt selbst, daß die Zeitläufte für die europäischen Völker und im besondern für die Klassen, die das Duell bisher festhalten, so ernsthaft werden dürften, daß ihnen der „Trieb zu diesem innern Kleinkriege“ vergehen werde. Die Zeitläufte sind schon ernsthaft genug, allen den vollsten sittlichen Ernst und die vollste Wahrhaftigkeit in der Duellfrage zur Pflicht zu machen, die zu den gebildeten Ständen gerechnet werden wollen.

Die Geschichte der Duellpraxis seit dreißig Jahren lehrt, daß der Zweikampf als ehrengerichtliche Einrichtung aufhören kann und aufhören muß, auch in der Armee. Wer diese Geschichte kennt, weiß, daß ein großer Teil der Ursachen, die zum Zweikampf führen, ursprünglich nicht der Rede wert ist. Unüberlegtheiten, Unvorsichtigkeiten, schlimmsten Falls Ungezogenheiten sind meist der Anfang. Herrscht wahre Kameradschaft, d. i. christliche Liebe, im Kreise der zunächst Beteiligten, der Zeugen und Mitwisser, so ist es selbstverständlich, daß der Streit aus der Welt geschafft wird, und jeder Ehrenrat, wie er sein soll, rechnet es sich, wenn die Sache bis zu ihm gelangt, zur Ehrenpflicht und zur Ehre, dahin zu wirken. Aber wer die Geschichte der Duellpraxis kennt, der weiß auch, wie Ungeschick, Taktlosigkeit, auch leider wohl manchmal schlimmeres im Kreise der Wissenden den kleinen Funken leicht zum Brande schüren kann, und dann wird der Kampf auf Leben und Tod in bester Ordnung und nach allen Regeln der Sitte erzwungen. Der Tod des Menschen und Kameraden, der Jammer der Angehörigen, die ganze sündhafte Thatsache wird hingenommen, als ob es so sein müßte; es war ja ein ehrengerichtlich „sanktionirter Akt.“ Und doch wird niemand mit gesunden Sinnen bestreiten, daß dieser „Akt“ in solchem Falle ein heller Unsinn war und völlig unnötig, wenn Ehrenrat und Kameraden wirklich ihre Pflicht thaten. Vielleicht mag die Zuständigkeit und das Verfahren der Ehrengerichte einer Umgestaltung bedürfen, aber als nötig zur Erhaltung von Anstand und Zucht kann, Gott sei Dank, im deutschen Offizierkorps der Zweikampf auf Tod und Leben dieser äußerlichen, übereilten, fahrlässigen Beleidigungen wegen ganz gewiß nicht bezeichnet werden.

Aber wenn nun die Beleidigung inhaltlich und von vornherein eine tötliche ist? Wenn jemand von seinem Genossen dessen bezichtigt wird, dessen Herr von Kotze von irgend wem bezichtigt worden sein soll? Wir geben unbedingt zu, daß der gesetzliche Rechtsschutz in solchen Fällen kläglich unzureichend ist. Aber warum ist er nicht zu verschärfen, um wenigstens etwas besser zu genügen? Und ist der ehrengerichtlich gebilligte, d. h. erzwungne Zweikampf in solchen Fällen eine vernünftige, sittlich zulässige Ergänzung? Nimmermehr; fast noch weniger als der formloseste Kampf auf Tod und Leben, mit irgend welcher gelegentlichen Waffe und mit vollständig zu erduldender strafgesetzlichen Ahndung selbst unter Wegfall des ganzen Zweikampfabschnitts des Strafgesetzbuchs. Der Wert eines ehren-

gerichtlichen Verfahrens auch in solchen Fällen wird dadurch gewiß nicht beeinträchtigt, vielmehr erst ganz zur Geltung gebracht. Wenn ein Ehrengericht in unserm Beispiel feststellte, daß die Bezichtigung richtig und dem Bezichtiger erwiesen war, und daß die Beweggründe zur Bezichtigung keine unlautern waren, dann hatte es das auszusprechen, und der Beleidigte war damit gerichtet, wie er es verdiente. An ein Duell konnte er nicht mehr denken, wenn er auch nach § 212 des Strafgesetzbuchs zum Totschläger werden konnte. Wenn aber die Bezichtigung in diesem Falle als nicht erwiesen festgestellt wurde, wenn sie auch nur fahrlässig ausgesprochen worden war, so verdiente doch wahrlich auch der Beleidiger eine ehrengerichtliche Verurteilung, die ihm die Möglichkeit des Duells nahm und dem Beleidigten die denkbar größte Genugthuung gewährte. Eine solche ehrengerichtliche Praxis stellt freilich höhere Anforderungen an Ernst und Ehrgefühl der Richter, aber daß es daran in der deutschen Armee fehlen könnte, wenn nur einmal das jämmerliche Auskunftsmittel des Zweikampfs als ehrengerichtliche Einrichtung endgiltig beseitigt wäre, das glauben wir nicht.

Gegen das, was der Kaiser durch Beseitigung des Zweikampfs im Offizierstande thun kann, steht zwar die in Aussicht zu nehmende gesetzgeberische Thätigkeit an praktischer Bedeutung weit zurück. Aber diese darf trotzdem unter keinen Umständen unterlassen oder auf die lange Bank geschoben werden. Der Reichstag wird zu beweisen haben, wie weit es seiner Mehrheit Ernst ist mit dem Kampfe gegen das Duellwesen; der Hinweis auf strengere Geltendmachung der bestehenden Gesetze genügt den Ansprüchen unsers nationalen Sittlichkeits- und Rechtsgefühls nicht mehr. Es wird vor allem in Erwägung zu ziehen sein, ob nicht der ganze Zweikampfsabschnitt im Strafgesetzbuch überflüssig sei. Die Zubilligung mildernder Umstände durch den Richter kann und wird, wenn der Abschnitt ganz wegfällt, die etwa zu befürchtenden Härten wesentlich abschwächen, und vor allen Dingen ist das Begnadigungsrecht der Krone hier zur Vertretung der Billigkeit gegenüber dem Buchstaben des Gesetzes berufen. Es kann nicht genug dagegen protestirt werden, daß ein einseitiges Demagogentum dieses Recht dem Volke als ein Recht willkürlicher, unbilliger Begünstigung vorzustellen versucht und einzelne Gnadenakte in diesem Sinne ausbeutet. Gerade in der Duellfrage, gerade bei recht energischer Durchführung der zur Beseitigung des Zweikampfs unerläßlichen Maßregeln ist das Begnadigungsrecht unentbehrlich. Sollte es irgendwo den Zweck dieser Maßregeln durch mißbräuchliche Anwendung gefährden, dann hätten die parlamentarischen Körperschaften ganz gewiß nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, solche Mißbräuche zu erörtern, und man thäte nicht gut daran, das einem skandalsüchtigen Demagogentum zu überlassen.

Als weitere Aufgabe der gesetzgeberischen Thätigkeit kommt, und darin scheint man so ziemlich einer Meinung zu sein, die Verschärfung der Strafen für Beleidigungen in Betracht. Die geltenden Strafbestimmungen reichen auf keinen Fall aus, noch weniger der Gebrauch, den die richterliche Praxis von ihnen gemacht hat. Es ist wohl zu hoffen, daß darin bald Wandel geschafft werde.

Vor einer Verquickung der ganzen Duellfrage mit der Frage einer anderweitigen Regelung der Militärgerichtsbarkeit ist im Interesse einer energischen Lösung der Duellfrage dringend zu warnen, so wichtig auch die zweite Frage ist. Auch die Frage der Studentenmensuren liegt in der Hauptsache auf einem andern Gebiete. Es ist zu bedauern, daß der Blick vieler „alten Herren" in dieser Frage so getrübt erscheint, daß sie als alte Leute diesen närrischen Unfug, den eine verhältnismäßig kleine, aber besonders großthuende Gruppe in der deutschen Studenten-

schaft, auch schon an den technischen Hochschulen, in neuerer Zeit wieder mit den Mensuren treibt, nicht gebührend beurteilen. Es ist zu hoffen, wenn diese „Pauksimpelei“ in den Kreisen der alten Herren etwas nachläßt, daß dann vernünftiger „Sport“ an Stelle des unvernünftigen tritt und seine pädagogische Wirkung gewinnt. Es ist eine große volkspädagogische Aufgabe, die in der Duellfrage zu lösen ist, und es wäre sehr verkehrt, durch Hineinziehen unwesentlicher Nebenfragen den Erfolg der großen Aufgabe zu gefährden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wasch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß! Die Politik ist heute besonders darum so unerfreulich, weil man die Kernfragen nicht auszusprechen, ja gar nicht zu berühren wagt; aus diesem Grunde verlaufen auch die Debatten in Parlamenten wie in der Presse meistens ergebnislos. Wir haben das schon oft gesagt, und Vorkommnisse der letzten Tage fordern uns auf, wieder einmal daran zu erinnern. Die Duelle sind an sich eine ganz unbedeutende Angelegenheit. Moden im Ehrenpunkt gehören wie die Kleidermoden nicht ins Parlament, sondern ins kulturhistorische Feuilleton und in die Witzblätter. Zudem können wir mit den heutigen Moden noch leidlich zufrieden sein. Am Hofe Ludwigs XIV. und XV. waren die Duelle strengstens verboten. Aus den Briefen der Liselotte, der Mutter des Regenten, erfahren wir, daß der Sonnenkönig keins verzieh, und am 29. November 1715 schreibt sie: Mein sohn hat den ganzen morgen ahngewendt, leütte zu accomodiren, so sich haben schlagen wollen, daß hir gar nicht erlaubt ist. Dafür galt es für bürgerlich, d. h. des Edelmanns unwürdig, mit seiner Frau zu leben und keine Mätressen zu haben, und was sonst noch schlimmres in Frankreich, England, Italien und teilweise auch in Deutschland zur vornehmen Mode gehörte, das mag, wer sich darüber unterrichten will, in den Briefen der trefflichen Frau nachlesen. Nur dann ist es gerechtfertigt, Moden zum Gegenstande der Gesetzgebung zu machen, wenn sie gemeinschädlich sind. Das ist bei den Duellen nicht der Fall. Sie kosten kaum einem Dutzend Menschen im Jahre das Leben, während die Luxusmoden in den ihnen dienenden Gewerbebetrieben tausende von Opfern erfordern. Und daß das Vaterland an den Leuten, die im Duell fallen, etwas verlöre, wird doch niemand behaupten wollen; wie kämen wir dazu, die Duellnarren höher einzuschätzen, als sie sich selbst einschätzen, indem sie ihr Leben um einer Lappalie willen aufs Spiel setzen? Da wäre die Mode des Schnürmieders, die die Gesundheit eines Teiles unsrer Nachkommenschaft gefährdet, ein weit würdigerer und wichtigerer Gegenstand für die Politik. Oder auch die Mode, neubackne Semmeln zum Frühstückskaffee zu essen. Der Bundesrat hätte die Nachtarbeit im Bäckereigewerbe verbieten sollen, anstatt nur die Dauer der Arbeitszeit zu beschränken. Kein einzelner hat das Recht, um eines bischen Wohlgeschmacks willen das tormentum insomnii, das in der Blütezeit des Henkertums manchmal abwechselnd mit Folter, Daumschrauben und Brennfackeln gegen Hexen, Ketzer und politische Gegner angewandt wurde, über viele tausend Bäcker, darunter einige tausend junge Leute zwischen 14 und 20 Jahren, zu verhängen; und hat kein einzelner dieses

Recht, so hat es auch die Gesamtheit nicht. Von altbacknen Semmeln stirbt niemand, sie sind im Gegenteil gesünder als die frischen. Es war, nebenbei bemerkt, am 22. und 23. April hübsch, zu sehen, wie die Konservativen Arm in Arm mit Eugen Richter marschierten, und wie der Minister von Berlepsch zu dieser Schwenkung der Antimanchesterleute verdutzt dreinschaute. Die Feindschaft gegen das laissez faire, laissez aller gilt eben bloß für gewisse Fälle, für andre ganz und gar nicht. Es gereicht der Regierung zur Ehre, daß der Reichstag, je nach den Interessen, um die es sich handelt, bald bevormundungssüchtiger, bald manchesterlicher ist als sie.

Also das Duell ist das harmloseste und gleichgitigste Ding von der Welt. Was aber ganz und gar nicht gleichgiltig ist, das sind zwei damit verknüpfte Umstände. Erstens wird bei uns das Duell von derselben Gesellschaftsklasse für unentbehrlich erachtet, die die unhaltbare Fiktion vom christlichen Staat — wie wir es in Heft 13 genannt haben — mit aller Gewalt aufrecht erhalten will. Zweitens widerspricht sowohl die Gesetzgebung über das Duell als die Anwendung dieser Gesetzgebung dem Grundsatze von der Gleichberechtigung aller Bürger in so auffälliger Weise, daß sich auch diese Gleichberechtigung als eine unhaltbare Fiktion enthüllt. Indem nun die „Staatserhaltenden," die die Rechtsungleichheit wollen, diesen Willen zu verbergen streben und daher den Widerspruch nicht zu sehen vorgeben, die Parteien der Linken ihn aber in allem Ernst aufheben und dadurch die völlige Rechtsgleichheit, die eine Utopie ist, verwirklichen wollen, sind die Debatten über solche Strafrechtsfragen zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Die Sache würde nicht besser, sondern noch schlimmer werden, wenn nach dem Antrage des Grafen Bernstorff das Duell abgeschafft und dafür eine härtere Bestrafung von Beleidigungen beschlossen würde. Denn natürlich ist damit nicht gemeint, daß z. B. ein Wirtschaftsinspektor strenger bestraft werden soll, der einen Ackerknecht Lumpenhund schimpft oder die jungfräuliche Ehre einer Kuhmagd antastet, oder ein Beamter, der einen gemeinen Mann durch übereilte Beschuldigung oder Haft in den unverdienten Ruf eines Verbrechers bringt. Sollte eine solche Verschärfung nächstens einmal beschlossen werden, so müßten die Richter, um einem neuen Odium, das sie sich sonst zuziehen würden, vorzubeugen, ganz entschieden fordern, daß der Gesetzgeber genau angebe, bei welchem Rang und Titel und bei welcher Stufe der Einkommensteuer die Ehre anfängt, die des Schutzes durch strenge Bestrafung des Beleidigers würdig erachtet wird. Die Grenzboten haben diese Schwierigkeit vor zwei Jahren in den Laienbetrachtungen über unsre Strafrechtspflege ausführlich behandelt; wir gehen deshalb heute nicht näher darauf ein, sondern wollen nur an das dort gesagte erinnert haben.

Wie in den Rechtsfragen, so wird in den wirtschaftlichen, namentlich in den Agrarfragen Maskenball gespielt. Nur hie und da guckt einmal durch ein Loch der Patriotentoga, oder was man sonst für eine Verkleidung wählt, die echte Haut des Trägers heraus. So in einem Artikel der Kölnischen Zeitung (Nr. 363) über die Zuckerfrage. Nach den üblichen Klagen über den Reichstag und einer Musterung der Parteien heißt es da, falls die Vorlage abgelehnt würde, so würde dadurch nicht allein die Lage Deutschlands auf dem Weltmarkte sehr schwierig werden, sondern auch „im eignen Lande ein rücksichtsloser Kampf ums Dasein entbrennen, wenn keine Kontingentirung den Schwächern Schutz gegen die Stärkern gewährt. Die Stärkern sind aber die großen Fabriken des Ostens, die sich stetig ausdehnen und rücksichtslos weiter wachsen. Sie können bei billigen Grundpreisen und vorzüglichen Rüben, bei niedrigen Arbeitslöhnen und billigem Betrieb in großen Unternehmungen

unbestreitbar billiger produziren als die Fabriken am Rhein und in Süddeutschland, wahrscheinlich auch billiger als viele Teile von Sachsen, Anhalt, Hannover, Braunschweig und Schlesien. Und wenn man in diesen alten Heimstätten der Rübenkultur, wo man seit einem Menschenalter die Kauf- und Pachtpreise, die ganzen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse auf den Weiterbestand dieser wichtigen landwirtschaftlichen Nebenindustrie eingerichtet hat, die Kultur vernichtet, so so würde ein landwirtschaftlicher Notstand in diesen bisher noch begünstigten Teilen Deutschlands eintreten, der weit schlimmer wäre als der durch die sinkenden Fruchtpreise anderswo hervorgerufne. Viele Kapitalien, zahlreiche Existenzen würden vernichtet." Also: weil die Rübenkultur in Mittel- und Westdeutschland die Bodenpreise und die Arbeitslöhne in die Höhe getrieben hat, so müssen die Grundbesitzer des Ostens, mögen sie auch noch so guten Rübenboden haben, durch die Gesetzgebung gehindert werden, den westlichen Brüdern durch billigere Zuckerproduktion Konkurrenz zu machen. Da haben wir den Kern des Agrariertums: Verhinderung oder Vernichtung konkurrirender Produktionen, mögen sie in- oder ausländische sein, zum Schutze der Grundrente. Der Staat soll also gewissen Familien ihren Besitz für ewige Zeiten garantiren und den Übergang des Reichtums von den einen zu den andern hindern; eine Zumutung, die, wie schon Dante eingesehen hat, der nun einmal bestehenden Weltordnung widerspricht. Gott hat nach ihm die Glücksgöttin zur Schaffnerin der irdischen Schätze bestellt,

> Damit zu rechter Zeit die eiteln Güter
> Von Volk zu Volk, von Stamm zu Stamme wandern,
> Trotz allem Widerstand der Menschenklugheit.

Jahrelang haben die Nationalliberalen diesen Widerstand der Menschenklugheit gegen unabänderliche Notwendigkeiten, den die Konservativen leisten, unterstützt; nun sehen sie sich gedrängt, ihn im eignen Interesse *gegen* die Konservativen zu leisten und gleichzeitig über die „Beraubung" der Städte zu Gunsten der ländlichen Bevölkerung durch das Lehrerdotationsgesetz zu klagen. Wäre man allerseits aufrichtig und gäbe man das, was sich auf keine Weise retten läßt, dem Untergange preis, so würden sich für das, was sich noch halten läßt, auch leichter die Mittel und Wege zur Erhaltung finden.

Auch in Österreich und Österreich gegenüber hat sich die Scheu, den Kern der Dinge zu berühren und jedes Ding mit seinem richtigen Namen zu benennen, wieder einmal recht auffällig bemerkbar gemacht, bei der Regierungsvorlage wegen Verstaatlichung der Nordwestbahn und bei mehreren damit zusammenhängenden Angelegenheiten; nur die Antisemiten und die Sozialdemokraten haben von der Leber weg geredet. Die Klerikalen haben diplomatisch gesprochen, die Deutschliberalen haben diplomatisch geschwiegen, unsre reichsdeutschen Nationalen aber haben diese Sachen mit rücksichtsvoller Kürze abgethan, obwohl das Bündnis eines polnischen Ministeriums mit einem Börsenkonsortium ein Gegenstand ist, der, sollte man meinen, die Schleusen ihrer Beredsamkeit auf mehrere Wochen öffnen müßte.

Die Kornhausvorlage der preußischen Regierung. Der dem preußischen Abgeordnetenhause am 5. April zugegangne Gesetzentwurf, „betreffend die Erweiterung des Staatseisenbahnnetzes und die Beteiligung des Staates an dem Bau von Privateisenbahnen und von Kleinbahnen, sowie an der Errichtung von landwirtschaftlichen Getreidelagerhäusern" ist in erster Lesung bereits angenommen worden. Für die Eisenbahnbauten — im ganzen achtzehn auf Rechnung des Staats

auszuführende und zu erhaltende kleine Nebenbahnen und zwei staatlich zu unterstützende Privatbahnen — werden 69321000 Mark beansprucht, für die Errichtung von landwirtschaftlichen Getreidelagerhäusern 3000000 Mark. Der ganze Betrag ist aus Anleihen zu decken. Die geplanten Bahnlinien sind mit verschwindender Ausnahme in rein landwirtschaftlichem Interesse begründet. Neun Zehntel der dafür beanspruchten Geldmittel sind thatsächlich als eine neue Zuwendung an den landwirtschaftlichen Grundbesitz der verhältnismäßig eng begrenzten Bezirke zu buchen, die durch die neuen Nebenbahnen unmittelbar und mittelbar berührt werden. Auch wenn man die Ergänzung des preußischen Staatseisenbahnnetzes durch staatliche Nebenbahnen und unterstützte Kleinbahnen an sich billigt, wird man sich doch ernster Bedenken nicht erwehren können angesichts einer so ausgesprochen von der augenblicklichen Notlage ländlicher Grundbesitzer eingegebnen Maßregel der preußischen Eisenbahnpolitik, die scharf absticht von dem Mangel verfügbarer Mittel zur Abstellung der schreiendsten Notstände auf andern Gebieten des öffentlichen Lebens. Wie sehr diese dazu angethan ist, die Begehrlichkeit andrer agrarischer Kreise zu einem Umfange zu steigern, dem die Regierung, wie sie ist, nicht widerstehen wird, das lassen die Verhandlungen der ersten Lesung bereits erkennen. Der für die Eisenbahnbauten geforderten Summe gegenüber erscheint der für die Getreidelagerhäuser in Aussicht genommene Aufwand von 3000000 Mark zunächst gering. Es ist unzweifelhaft ein gesunder Gedanke, in den Gebieten, die einen Überschuß an Getreide erzeugen, also vor allem in den Ostprovinzen, die bisher sehr im argen liegende Überleitung des Korns in Handel und Verbrauch durch die Einrichtung von Lagerhäusern zu verbessern. Es ist auch nur zu billigen, daß die preußische Regierung in der Begründung zum Gesetzentwurf recht nachdrücklich erklärt hat, der Staat werde sich keineswegs darauf einlassen können, selbst „Träger" — dieser unbestimmte Ausdruck ist jetzt sehr zu Mode gekommen — der Kornhausverwaltung zu werden und den Betrieb auf seine Gefahr und Rechnung zu übernehmen, sondern die Kornhäuser sollten nur aus staatlichen Mitteln, möglichst in Übereinstimmung mit den Wünschen der Beteiligten, erbaut und dann gegen Entgelt an leistungsfähige Körperschaften zur Benutzung und zur Verwaltung überlassen werden. Aber leider zeigt die Vorlage mit ihrer Begründung ebenso wie die Verhandlungen in beängstigender Weise, daß es die Regierungsvertreter, man möchte fast meinen, geflissentlich vermeiden, sich über die praktische Verwertung der Kornhäuser eine eigne Meinung und einen eignen Plan zu bilden, geschweige denn zu äußern. Hierüber ist in der ganzen Vorlage nur das eine gesagt, daß die Landwirte selbst noch gar nicht einig darüber seien, und die Verhandlungen haben das nur zu sehr bestätigt. Auch nicht mit einer einzigen landwirtschaftlichen Genossenschaft und auch nicht über ein einziges Kornhaus ist man bezüglich der Verwertung bisher ins Klare gekommen. Und doch handelt es sich hier um Handelsunternehmungen von der größten Bedeutung. Mit Recht schrieb Buchenberger schon vor mehreren Jahren: „Die für die Landwirtschaft zweckmäßigste Lösung der Sache würde allerdings darin bestehen, daß die Kornhäuser, wie in Amerika, als Unternehmung des Handels, also nicht in der Form genossenschaftlicher Unternehmungen der Produzenten selber, ins Leben treten; es dürfte aber überhaupt, wegen der Größe der in der Unternehmung zu verwendenden Kapitalien und des damit verknüpften geschäftlichen Risikos, die Bildung von Genossenschaften zur Errichtung von Kornhäusern nur in den Gegenden des mittlern und größern Grundbesitzes Aussicht auf Verwirklichung haben, nicht aber in den Gegenden des bäuerlichen Besitzes, dessen Angehörige am besten thun, spekulativen Handelsgeschäften, denen sie in ihrer überwiegenden Mehr-

zahl doch nicht gewachsen sind, zu entsagen." Hier sind die Schwierigkeiten, mit denen der wirksame Betrieb der Kornhäuser, und zwar auch in den Gegenden des Großgrundbesitzes verbunden sein wird, nicht minder treffend gezeichnet als die Bedeutung, die sie erlangen könnten. Die überschuldeten Landwirte der Ostprovinzen sollen selbst „spekulative Handelsgeschäfte," die großes Kapital brauchen und mit großem Risiko verbunden sind, in die Hand nehmen, noch dazu Handelsgeschäfte in Getreide, die ganz besondre großkaufmännische Kenntnis und Übung verlangen. Man braucht wahrlich nicht für die „Ethik" im modernen kaufmännischen Leben viel übrig zu haben, um es bei dieser Gelegenheit als einen verhängnisvollen Mangel zu erkennen, daß die heutige preußische Wirtschaftspolitik den agrarischen Vorurteilen gegenüber so ganz und gar die Fähigkeit verloren hat, dem Handel die seiner berechtigten volkswirtschaftlichen Bedeutung entsprechende Stellung zuzuweisen. Der Gedanke an eine Teilnahme des berufsmäßigen Handels an dem Kornhausunternehmen liegt der Regierung heute so fern, daß er auch nicht mit einem Worte erwähnt worden ist, und doch kann es nur eine Frage der Zeit sein, die viel Lehrgeld kosten wird, daß gerade die Einrichtung der Getreidelagerhäuser den Handel zu Hilfe rufen muß, um im Interesse der Landwirtschaft eine wirklich segensreiche Thätigkeit zu entfalten. Zunächst freilich wird die Landwirtschaft diese Aussicht wohl nur dazu benutzen, vom Staat die Hergabe des Betriebskapitals wie die Übernahme des geschäftlichen Risikos und der Verantwortlichkeit für die ganze Einrichtung zu verlangen. Und leider giebt die Haltung der Regierung trotz der ausgesprochnen guten Vorsätze keine Gewähr, daß sie diesem Verlangen den nötigen Widerstand leisten wird.

Es ist ein Schauspiel traurigster Art, wenn man sieht, wie jetzt in Preußen die maßgebenden Kreise unter Führung eines kaufmännisch so außerordentlich begabten Mannes, wie es Miquel doch ohne Zweifel ist, sich einer im äußersten Maße übertriebnen Mißachtung des Handels hingeben, die man kaum dem Vorurteil eines hinterpommerschen Junkers ältesten Schlages zutrauen sollte. Aus einem Extrem gehts ins andre, als ob es in Preußen nicht möglich wäre, die Ausartung der kaufmännischen Gewinnsucht zu verurteilen, ohne sich sofort dem agrarischen Unverstand in die Arme zu werfen. Was treibt denn in Preußen eigentlich die nationalökonomische Wissenschaft? Was macht Herr Schmoller und seine doch durchweg so tüchtigen Schüler?

Verhältnisse im Handwerk. Das kaiserliche Statistische Amt hat den in den Grenzboten schon besprochnen frühern Veröffentlichungen über die Ergebnisse der im Sommer 1895 veranstalteten „Erhebung über Verhältnisse im Handwerk" jetzt eine Fortsetzung (Heft 3) folgen lassen. Es sind wieder sieben Bogen Tabellenwerk und drei Bogen Text und zwei ansehnliche Tafeln mit graphischen Darstellungen. Was überhaupt aus dem durch die Erhebungen gewonnenen Material zu machen war, das, sollte man meinen, hat der Berufsstatistiker jetzt daraus gemacht, jedenfalls ist auf die Herstellung dieser Tabellenmassen ein unsäglicher Fleiß verwendet worden.

Die Erhebung hatte den Zweck, der Regierung ein Urteil über die „thatsächliche Durchführbarkeit einer allgemeinen lokalen Organisation des Handwerks" zu verschaffen, indem sie in einem ausgesuchten, aus Bezirken der verschiedensten Teile des Reichs bestehenden Erhebungsgebiete durch genaue Zählung Anzahl, Umfang und örtliche Verteilung der Gewerbebetriebe feststellte, die „für eine allgemeine korporative, in erster Linie mit der Fürsorge für die Ausbildung von Lehrlingen und Gesellen im Handwerk zu betrauende Organisation des Handwerks

in Betracht kommen könnten." Abgesehen von zwei bestimmt bezeichneten Nebenfragen — die fachmännische Vorbildung der Lehrherren und die Spezialitätenbetriebe bei den Schlossern, den Schmieden und den Schreinern betreffend —, war die Erhebung streng auf diese Punkte eingeschränkt, und es lag deshalb dem statistischen Amte in den eingegangnen Zählungsergebnissen zwar ein außerordentlich zuverlässiges, aber im Vergleich mit der Menge auf dem Gebiete der Handwerkerfrage vorliegenden wichtigen und nur durch eine Erhebung hinreichend aufzuklärenden Fragepunkte doch ziemlich mageres Material zur Verarbeitung vor. Auch der Bienenfleiß der Bearbeiter hat daraus nichts andres als ein mageres Ergebnis herausaddiren und -dividiren können. So sehr man sich darüber freuen muß, daß die Statistik des Handwerks als amtliche Aufgabe der deutschen Reichsstatistik durch die Erhebung anerkannt worden ist, und daß die Erhebung die Möglichkeit und Berechtigung einer besondern Handwerksstatistik unzweideutig erwiesen hat, so muß man es doch als eine Unterlassungssünde beklagen, daß diese mit verhältnismäßig großen Geldmitteln und technisch vorzüglich durchgeführte Erhebung „über Verhältnisse im Handwerk" nicht zu einer gründlichen Erhebung über „die" Verhältnisse im Handwerk benutzt worden ist. Namentlich lag es doch nahe, über das Lehrlingswesen die allbekannten, dringend nötigen Fragen zu stellen — Herkunft, Vorbildung, Unterkunft, Kost, Lehrgeld und Lohn der Lehrlinge, Lehrverträge, Einschreibung, Lossprechung, Lehrlingsprüfung, Schulbesuch usw. — und wenigstens darnach zu fragen, ob der Meister Mitglied einer Innung, eines Gewerbe- oder andern Vereins, einer Kredit- oder andern Wirtschaftsgenossenschaft sei. Nichts von alledem hat man zu wissen verlangt, und die Reichsstatistiker hatten natürlich nur darauf zu antworten, wonach das Reichsamt des Innern und vielleicht der preußische Handelsminister fragten. Das ist wohl auch in dem strammen Dienstbetrieb der preußisch-deutschen Büreaukratie nicht anders möglich, aber ob es der Bedeutung der Reichsstatistik entspricht, ist doch zweifelhaft. Die gerügte Unterlassungssünde ist jedenfalls ein Zeichen eines Organisationsfehlers, den die Zukunft hoffentlich beseitigen wird. Vorläufig wird man den Schluß nicht zurückweisen können, daß sowohl das Reichsamt des Innern wie der preußische Handelsminister kein Interesse an einer gründlichern Klärung der Verhältnisse im Handwerk gehabt hat, sondern in der Handwerkspolitik von andern Gesichtspunkten aus urteilen zu müssen glaube. Es ist auch nicht anzunehmen, daß sich etwa der Reichstag für die Veröffentlichungen des Statistischen Amts über die Erhebung besonders interessiren wird. Wahrscheinlich wird man sich gar nicht im Ernst darum kümmern. Die Reichstagsabgeordneten brauchen doch erst recht für ihre Abstimmung keine genauere Kenntnis der Verhältnisse im Handwerk. Zentrum und Konservative sind auf den Innungszwang eingeschworen, sogar auf den Prüfungszwang. Der Freisinn aber kann aus einer Handwerksstatistik, die für ihn an sich ein Unding ist, natürlich nichts machen. Seine Unterstützung der Regierung in der Abwehr des extremen Zünftlertums wäre auch gerade soviel wert wie seine Unterstützung gegen die Agrarier; die Position des Unterstützten würde dadurch nur geschwächt werden. Aber möge es mit der vom Reichskanzler in seinem Rundschreiben vom 27. Mai 1895 gewünschten alsbaldigen Verwertung der Erhebungsergebnisse für Zwecke der Gesetzgebung noch so unerfreulich aussehen, die Arbeit des Statistischen Amts verdient auch, so wie sie vorliegt, die Beachtung aller, die für die deutsche Handwerkerfrage Verständnis und Interesse haben.

Das Statistische Amt hat im dritten Hefte zwei Fragen behandelt, erstens die Aussichten der Innungsbildung unter Einbeziehung der allein arbeitenden Meister

im Vergleich mit den Aussichten bei Einschränkung des Innungszwangs auf die Personal beschäftigenden Meister, wie dies bei den Berechnungen in Heft 1 und 2 durchweg angenommen war, und zweitens das Vorkommen und die Wirkung der Lehrlingszüchterei.

Die erste Frage ist eigentlich von geringem Interesse. Es liegt auf der Hand, daß die Aussichten, in einem Bezirk die zur Bildung einer Berufsinnung erforderliche niedrigste Zahl von Meistern desselben Handwerks zusammenzubringen, dann größer ist, wenn man die allein arbeitenden Meister mitzählt, als wenn man sie wegläßt; ist doch ihre Zahl im allgemeinen größer als die der Meister mit Personal. Das Statistische Amt hat nun jetzt herausgerechnet, daß bei einer niedrigsten Mitgliederzahl von 20 Meistern, einschließlich der allein arbeitenden, und unter Annahme des „Zählbezirks“ als Innungsgebiet (Radius im Durchschnitt etwa 7 Kilometer, abgesehen von Städten mit mehr als 10000 Einwohnern) von den 98 Handwerkszweigen und Spezialitäten, für die an eine Innungsbildung überhaupt gedacht wird, nur für 43 die Innungsbildung möglich ist. Nimmt man als niedrigste Mitgliederzahl 10 an, so würden für 52 Handwerkszweige Zählbezirksinnungen gebildet werden können, für 46 müßte man die Innungsbildung mit größern Innungsgebieten („Kreisinnungen,“ Radius 13 Kilometer) versuchen. Das würde noch bei 8 weitern Handwerkszweigen möglich sein, für den Rest müßte das Innungsgebiet noch größer genommen werden. Nach den Erfahrungen im Erhebungsgebiet würden aber selbst Regierungsbezirksinnungen bei weitem nicht ausreichen, um alle Handwerkszweige unterzubringen. Aber je größer der Radius des Innungsgebiets, um so geringer ist die Aussicht, alle Mitglieder an den Innungseinrichtungen teilnehmen zu lassen. Der Radius von 7 Kilometern muß jedenfalls die Regel, die Kreisinnung schon die Ausnahme bilden. So ist nun auch in Heft 3, d. h. bei Einbeziehung der allein arbeitenden Meister, die Frage, ob eine allgemeine örtliche Organisation des Handwerks durchführbar sei, eigentlich mit „nein“ beantwortet, aber leider kann das „Nein“ des dritten Heftes keinen größern Eindruck machen als das der beiden frühern, da eben überall von der Annahme ausgegangen ist, daß man nur „Berufsinnungen,“ d. h. solche, deren Mitglieder alle demselben Handwerk angehören, zu bilden vorhabe. Wenn auch diese Berufsinnungen das Ideal sind und die Regel bilden müssen, so war schon nach den österreichischen Erfahrungen von vornherein nicht daran zu denken, daß man in Deutschland ohne die sogenannten „Innungen verwandter Gewerbe“ werde auskommen können, und thatsächlich sind diese denn auch, wie verlautet, in dem Innungsgesetzentwurf vorgesehen, ja es ist darüber hinaus — was auch nicht zu vermeiden war — noch auf Organisationen für Angehörige gar nicht mit einander verwandter Gewerbe Bedacht genommen. Es wäre interessant gewesen, wenn das Statistische Amt auch auf die Bildung der Innungen „verwandter“ Gewerbe seine Berechnungen ausgedehnt hätte, obwohl bei der wirklichen Innungsbildung alle diese Berechnungen sehr wenig Verwertung finden werden.

An sich lehrreich ist entschieden folgende Berechnung über die wahrscheinliche Zusammensetzung der Berufsinnungen mit und ohne Einbeziehung der allein arbeitenden Meister. Eine Zählbezirksinnung, die nur aus Personal beschäftigenden Meistern besteht mit der niedrigsten Mitgliederzahl 10, wird durchschnittlich wie folgt aussehen:

4,7 Meister ohne Lehrlinge, aber mit Gesellen und andern Hilfspersonen,
4,6 Meister mit mäßiger Lehrlingshaltung,
0,7 Meister mit „übermäßiger“ Lehrlingshaltung.

Eine Zählbezirksinnung dagegen, mit der niedrigsten Mitgliederzahl 20, in der auch die allein arbeitenden Meister vertreten sind, hat folgende Durchschnittsmitgliedschaft:

11,1 allein arbeitende Meister,
4,2 Meister ohne Lehrlinge, aber mit Gesellen und andern Hilfspersonen,
4,1 Meister mit mäßiger Lehrlingshaltung,
0,6 Meister mit „übermäßiger“ Lehrlingshaltung.

Für den Unbefangnen sind diese Zahlen gewiß wertvoll genug bei Beurteilung der hochgepriesenen Selbstverwaltung der Zwangsinnungen auf dem Gebiete der Lehrlingserziehung. Die guten Lehrherren werden dabei arg in die Minderheit geraten, die der Lehrlingserziehung sich entschlagenden oder sie mißbrauchenden Meister werden die Mehrheit haben, ganz abgesehen von der Allgewalt des geschäftlichen Egoismus, der doch auch bei einem guten Teile der Meister mit „mäßiger“ Lehrlingshaltung das große Wort sprechen wird. Man mag für Zwangsinnungen und zünftige Selbstverwaltung schwärmen, aber wo das Geschäftsinteresse der Einzelnen ins Spiel kommt, wie beim Lehrlinge halten, da darf sich die Staatsgewalt heute am wenigsten der Aufsicht und Verantwortlichkeit entziehen. Und sie hat in den Gemeindebeamten dazu brauchbare Hilfsorgane, namentlich in den Bürgermeistern der Mittel- und Kleinstädte, die noch gar nicht genügend für soziale Aufgaben mobil gemacht sind. Auch darüber können diese Zahlen nicht im Zweifel lassen, daß die Fürsorge für die Lehrlingserziehung in der Hand von Gewerbevereinen, wie sie z. B. im Großherzogtum Hessen organisirt sind, viel besser aufgehoben ist als in der Hand von so zusammengesetzten Innungen.

Wir kommen nun zu der zweiten Frage, zur Lehrlingszüchterei oder, wie das Statistische Amt sagt: der „übermäßigen“ Lehrlingshaltung.*) Die Statistik mußte hier eine äußerliche Regel aufstellen, wonach sie beim Zählen die „mäßige“ von der „übermäßigen Lehrlingshaltung“ unterscheiden konnte. Das ist in der Weise geschehen, daß man jedesmal dann eine „übermäßige,“ für die technische Ausbildung des Lehrlings nachteilige, „Lehrlingshaltung“ angenommen hat, wenn der Zahl der Lehrlinge nicht mindestens eine ebenso große Zahl erwachsener Handwerksgenossen (Gesellen, Werkmeister und Meister zusammengerechnet) in dem Betriebe gegenüberstand. An das Lehrtalent und die Pflichttreue des Lehrherrn, die Erziehertüchtigkeit des ausgelernten Personals und die Einrichtung des Betriebes, lauter Dinge, von denen es sehr wesentlich abhängt, ob die Lehrlinge etwas Ordentliches lernen oder nicht, daran kann sich die Statistik nicht halten.

Von den im Erhebungsgebiet gezählten 14349 Meistern mit Lehrlingen hatten eine „übermäßige Lehrlingshaltung“ 12,6 Prozent, dagegen litten unter einer „übermäßigen Lehrlingshaltung“ ganze 22,1 Prozent der Lehrlinge. Für das ganze Reich berechnet das Statistische Amt die Zahl der so benachteiligten Lehrlinge auf 90000, den wirtschaftlichen Nachteil des Lehrlings, der als junger Arbeiter, Laufbursche u. dergl. ausgenutzt wird, ohne doch, weil er eben formell als Lehrling eingestellt ist, dessen Lohn vollständig zu erhalten, auf 100 Mark jährlich, sodaß die Gesamteinbuße dieser gerade aus den ärmsten Familien stammenden unter der Lehrlingszüchterei leidenden Lehrlinge 9000000 Mark betragen würde. Wenn auch solche Zahlen auf mehr oder weniger unsichern Schätzungen beruhen, so enthalten sie doch eine ernste Mahnung an alle Eltern und Vormünder, bei der Wahl der Lehrherrn für Kinder und Mündel endlich mit der

*) Gemeint ist überall das Lehrlinge halten. Die „Lehrlingshaltung“ ist Sache der Turnstunden.

sträflichen Gleichgiltigkeit zu brechen, die heute üblich ist. Es ist hier aber auch ein Feld segensreichster Einwirkung für Geistliche, Lehrer und viele andre gegeben, die Herz und Auge offen haben für die Verwahrlosung unsers gewerblichen Nachwuchses. Verstärkt wird der Eindruck dieser Zahlen noch durch folgende Ausführungen des Statistischen Amtes. Wenn 30000 untüchtig ausgebildete junge Gesellen von etwa 17 Jahren jährlich ins Erwerbsleben treten, was man bei einer Durchschnittslehrzeit von 3 Jahren annehmen muß, so wird unter Berücksichtigung der Absterbeordnung eine Anzahl von 750000 gleichzeitig lebenden Erwerbsthätigen „als aus diesen 30000 hervorgegangen“ anzunehmen sein, die durch die Lehrlingszüchterei in ihrem Erwerb gegenüber dem wirklich ausgelernten Gesellen herabgedrückt ist. Der ungelernte Arbeiter verdient im Durchschnitt z. B. in Berlin 330 Mark 20 Pfennige weniger im Jahre als der ausgelernte Geselle. Nimmt man die Einbuße jener durch Lehrlingszüchterei schlecht ausgebildeten 750000 frühern Lehrlinge nur mit 150 Mark jährlich für den Mann an, so ergiebt sich eine jährliche Gesamteinbuße für diese Arbeiterklasse von 112500000 Mark. Die Reichsstatistik sagt selbst, daß das nur Schätzungen seien, aber es ist dankbar zu begrüßen, daß sie mit solchem Nachdruck den schweren aus der Lehrlingszüchterei hervorgehenden Schaden an die große Glocke hängt, umsomehr, als sie dies in gewissem Sinne außerhalb des Rahmens der ihr büreaukratisch genau aufgegebnen Fragen thut.

Ganz besondern Dank aber verdient die Reichsstatistik für den Satz, mit dem sie ihre ganze Arbeit abschließt: „Eine gediegne Handwerksbildung liegt nicht nur im Interesse des Handwerks, sondern in hohem Grade auch in dem der Großindustrie; im Handwerk muß diese eine der Hauptwurzeln ihrer Kraft erblicken.“ Nach den Ergebnissen der Erhebung kamen auf 100 beim Handwerk gebliebne Gesellen über 200, deren Hauptmasse zu der Arbeiterschaft der Fabriken überging, während ein kleiner Teil den Beruf wechselte oder auswanderte. Diese Beleuchtung wenigstens einer der vielen wichtigen Beziehungen, die das Handwerk und die Großindustrie wirtschaftlich mit einander verknüpfen, wird hoffentlich einige unsrer Großindustriellen und Ingenieure endlich ahnen lassen, daß es auch für sie eine Handwerkerfrage giebt. Es thut dies der preußischen Großindustrie ganz besonders not, vollends angesichts des preußischen Vorschlags einer völligen Absonderung des Handwerks von der Industrie in ihren Vertretungskörpern.

Litteratur

Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Ein Vortrag von Wilhelm Victor. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1895

So gut wie wir eine gemeine deutsche Schriftsprache haben, so gut ist auch das Streben nach einer einheitlichen Aussprache des Deutschen für jeden höhern geistigen Verkehr innerhalb des Vaterlandes berechtigt. Der Schule fällt in erster Linie die Aufgabe zu, dieses Streben zu unterstützen (unsre klassischen Dichtungen hat sie z. B. die Schüler möglichst dialektfrei vortragen zu lassen), aber auch manches Haus wird ihnen gern nachhelfen. Die vorliegende, in zweiter Auflage erschienene

Schrift des Marburger Phonetikers wird dabei überall gute Dienste thun. Nur ganz weniges darin ist vielleicht etwas zu unbedingt hingestellt worden, so der Satz, daß die Diphthonge in freien, Frauen aus a + i, a + u bestünden (in der That liegt der zweite Bestandteil des Diphthongs in den überwiegenden und damit also den Ausschlag gebenden Teilen Deutschlands dem e und dem o näher als dem i und dem u), oder die Empfehlung des Verfassers, jedes lange e, ee, eh geschlossen, jedes lange ä, äh offen zu sprechen. So wahrscheinlich die moderne Lautentwicklung diesem Ziele zutreibt, für so wenig ratsam halten wir es doch, dem allmählichen, unendlich vielfach verschlungnen organischen Werden mit einem Gewaltsprung voraneilen zu wollen.

Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne, 1767 bis 1779. Dreizehn Jahre aus der Entwicklung eines deutschen Theaterspielplans (so!). Von Rudolf Schlösser, Privatdozenten an der Universität Jena. (Theatergeschichtliche Forschungen XIII.) Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1895

Der Inhalt dieses Büchleins ist wichtiger, als sein Haupttitel auf den ersten Blick vermuten läßt: es stellt die Geschichte des Repertoires der bedeutendsten Schauspielertruppe ihrer Zeit dar, Ekhofs und seiner Leute. Konrad Ekhof selbst hat diese Darstellung ermöglicht: er interessirte sich lebhaft für die Geschichte seiner Kunst, hat lange daran gedacht, sie selbst zu erzählen, und zu diesem Zwecke keine Mühe gescheut, den Stoff aus seinen Tagen so vollständig wie möglich zusammenzubringen. Die von ihm aufgespeicherten Theaterzettel und seine handschriftlichen Notizen, die Schlösser hier verarbeitet, zeigen, wie innerhalb jener dreizehn Jahre die französische Alexandrinertragödie abstirbt, am Ende ersetzt durch Hamlet, Emilia Galotti, Julius von Tarent und Clavigo, wie das dem bürgerlichen Nationalismus entsprechende Schauspiel das Repertoire durchdauert, wie auch im Lustspiel die Franzosen von Deutschen (namentlich Lessings Minna), Engländern und Italienern verdrängt oder ihre Stücke doch deutsch-bürgerlich umgebildet werden, und endlich die Oper in Monodram und Singspiel merkwürdige und entschiedne Anläufe nimmt.

Der Verfasser ist so sehr bemüht, den Stoff „flott" vorzutragen, daß man die Absicht merkt. Den kleinen stilistischen Witz, einen persönlichen Dramentitel im Satze als eine Person zu behandeln („dagegen war »Nanine« trotz ihrer achtundzwanzig Jahre eine Neuheit," Seite 21, „dreimal schleppte sich Gellerts »Kranke Frau« in ihrer ganzen Langweiligkeit über die Bühne," Seite 24, „während Gellerts »Kranke Frau« eines sanften Todes entschlief" Seite 35 usw.) hat er mit viel Behagen ausgebeutet, Gottsched und seine Frau heißen nur „die seligen," statt sehr schreibt er „bodenlos," statt nie „in aller Ewigkeit nicht," statt seltner werden „Spuren der Schwindsucht zeigen." Über die seltsame Verwendung des Wortes „Spielplan" für Spielvorrat haben sich die Grenzboten schon vor einiger Zeit ausgesprochen.

Viktor Hehn. Ein Lebensbild von T. G. Schiemann. Mit Porträt. Stuttgart, J. G. Cotta, 1894

Italien. Ansichten und Streiflichter von V. Hehn. Fünfte Auflage, mit Lebensnachrichten über den Verfasser (von G. Dehio). Berlin, Gebr. Bornträger, 1896

Ein allumfassender, feiner, freier, eigenartiger Geist war es, der am 21. März 1890 still und einsam aus der Welt ging. Die Zahl der Werke V. Hehns ist für ein so langes und arbeitsames Leben nicht groß, aber sie sind alle klassisch

und in Inhalt wie in Form dauernde Zierden unsrer wissenschaftlichen Litteratur. Um so willkommner ist das „Lebensbild“ aus der Feder eines seiner tüchtigsten baltischen Landsleute. Der Ton liegt hier, wie es bei einem Gelehrten natürlich ist, durchaus auf der innern Entwicklung, aber wir verfolgen mit Spannung und Teilnahme, wie aus dem stillen Pfarrhause im weltentlegnen Livland, mitten unter fremdsprachigen Stämmen und unter dem alles erstickenden Druck des Despotismus eines Nikolaus I., ein so freier und vielseitiger Denker, ein so begeisterter deutscher Patriot und ein so warmer Verehrer Goethes und Bismarcks hervorging. Die Sehnsucht nach freier, humaner Bildung, die das Ideal unsrer Klassiker war, das Heimweh fast aller tiefer angelegten deutschen Naturen nach den sonnigen alten Kulturländern am Mittelmeer, vor allem nach Italien, die eine Ergänzung des nordischen Wesens bieten, sie haben V. Hehn aus seiner trotz alledem warm geliebten nordischen Heimat hinweg nach Deutschland und nach dem Süden geführt, bis er ein freiwilliger Bürger des neuen deutschen Reichs wurde. Aber diese Heimat ist es doch auch gewesen, die seinen Blick für fremdes Volkstum geschärft und ihn in die zahllosen Wechselwirkungen der Völker und Länder, denen er in seinen Werken so feinsinnig nachgegangen ist, zuerst eingeführt hat. Den acht Kapiteln Schiemanns über das Leben Hehns sind noch zwei dankenswerte Beigaben angefügt: „Ein Blick auf die auswärtige Politik des Kaisers Nikolaus I.“ (vom März 1857) und „Briefe an Verwandte und Freunde“ (aus den Jahren 1860 bis 1883).

Daß Hehns Buch „Italien,“ das zuerst 1864 erschien, noch sechs Jahre nach des Verfassers Tode eine fünfte Auflage erlebt, ist ein gutes Zeichen für das Buch wie auch für die Lesewelt. Es muß doch in Deutschland noch genug Leute geben, die nicht mit dem Spießbürgersinn der Frau Wilhelmine Buchholz in das Land reisen, wo die Citronen blühen, um sich dort über alles aufzuhalten und zu ärgern. Das Buch enthält bekanntlich nichts weniger als eine Reisebeschreibung, sondern eine Reihe von Gedanken über Italien und die Italiener, die unter bestimmte Gesichtspunkte geordnet sind, übrigens keineswegs darauf ausgehen, alle Beziehungen zu behandeln und auch aus verschiednen Zeiten (die letzten vom Jahre 1878) stammen. Von Kunst und Kunstwerken ist, ein so feinsinniger Kenner V. Hehn auch war, verhältnismäßig nicht viel die Rede; dafür um so mehr von der Landschaft, der Tier- und der Pflanzenwelt („Niederlande,“ Felsboden, Vegetation, Landschaft, Architektur und Gärten, Tiere) in Schilderungen, die in der Schärfe des Blicks für das Charakteristische und in dem weiten Umfange des Interesses überall den Verfasser der „Kulturpflanzen und Haustiere“ zeigen. Ausführlichere Schilderungen einzelner Örtlichkeiten und Landschaften bieten nur die beiden schönen Kapitel „Rom“ und „Sizilien,“ beide von 1878, beide ausgezeichnet durch die Anschaulichkeit der gebotnen Bilder wie durch die volle Beherrschung der geschichtlichen Beziehungen, die durch alle Jahrhunderte bis in die Gegenwart in ihrem Zusammenhange verfolgt werden. Eben weil Hehn alle diese Verhältnisse übersah, konnte er ein so warmherziges und gerechtes Kapitel schreiben, wie das in seiner Art berühmte und seiner Zeit viel angefochtne Pro populo Italico (vom Jahre 1864), zu dem das „erste Nachwort“ vom September 1866 und das „zweite Nachwort“ von 1878 Ergänzungen bilden, geistvolle Betrachtungen über die neueste Geschichte Italiens, die der Verfasser mit warmer Sympathie begleitet. Für den Kenner und Freund des Italienischen bietet das Kapitel „Sprache“ eine geistvolle Skizze ihrer Bildungsgeschichte und ihrer Eigentümlichkeiten, und sehr beherzigenswert für alle, die das Land besuchen wollen, sind einige „Ratschläge, die nicht

im Bädeker stehen" (in frühern Auflagen das Vorwort). Sie laufen darauf hinaus: wer nicht vorurteilsfrei genug ist, Italien und die Italiener zu nehmen, wie sie sind, und nicht gebildet genug, das Land als das Ergebnis einer mehr als zweitausendjährigen Kulturarbeit zu begreifen, der bleibe zu Hause, denn er wird vieles vermissen, was er zu Hause hat, und manches finden, was ihn abstößt. Aber für jeden Nordländer, der in der humanen Geistesbildung eines Goethe etwas höheres sieht, als in dem Hetzen und Jagen nach Genuß und Gewinn, für den ist eine nicht zu spät unternommne und verständig durchgeführte, also nicht zu eilige Reise nach Italien ein unersetzliches und unentbehrliches Bildungsmittel, und für solche wird dieses Buch immer ein anregender und geistvoll orientirender Wegweiser bleiben.

Gedanken eines Einsamen. Aphorismen von A. Berger. Dresden und Leipzig, E. Pierson, 1896

Einsame Leute sind in unserm Herdenzeitalter eine Seltenheit, sowohl solche, die sich noch äußerer Einsamkeit freuen können, wie solche, die sich innerlich vereinsamt fühlen. Der Verfasser dieser Aphorismen will wohl in diesem doppelten Sinne für einsam gelten; das Gefühl innerlicher Vereinsamung ist es aber vor allem, was seinen Gedankengängen das Gepräge giebt. Im Gegensatz zu der Herdenmeinung der großen Menge faßt Berger in knappen Sätzen seine Urteile über unser öffentliches Leben, über sozialen Streit und Militarismus, über moderne Volksbildung, besonders aber über Menschenbildung überhaupt zusammen, wobei er immer die Notwendigkeit zu einer Erziehung zu reiner, tiefer Menschlichkeit betont.

Wenn auch gewiß recht viel davon schon irgendwo einmal gesagt worden ist, so kann doch manchen gerade die Form, die Berger einem Gedanken ergiebt, erfreuen und ihn zu regem Weiterdenken und zu rechtem Handeln ermuntern. Drum hier ein paar Proben: Für den Bessern ist der Schmerz der Ritterschlag Gottes. Er erhebt ihn zum Adelsmenschen. — Die roten Propheten sagen: Den Knoten, den Liebesmangel geschürzt, lösen wir mit Haßvermehrung. — Die Mehrzahl richtet ihr Thun nach dem, was „die Leute dazu sagen." So wird immer einer der Aufpasser des andern und verhindert, daß etwas vernünftiges geschieht. — Jeder soll seine Meinung über die wichtigsten politischen Fragen an der Wahlurne äußern. Der Grundsatz wäre schon gut, wenn man nur wüßte, wer eine Meinung besitzt [hat!] und wer nicht. — Ein gutes Buch sollte der Verständige loben und wieder loben, denn das Publikum liest zwar schlechte, aber nie gute Bücher ohne Empfehlung. — Wenn man sieht, trauernd sieht, was die große Menge des Volkes liest: elende Schundromane und vergiftende Hetzschriften, billige, aber verdummende Zeitungen, dann möchte man fast bedauern, daß sie lesen kann. — Es gilt heute, das Volk aus der Geisteigenschaft der schlechten Presse, die schlimmer und verderblicher als die Leibeigenschaft ist, zu befreien.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Zeitungen, die das Vaterland lieben

Als im Anfange dieses Jahres der venezuelische Grenzstreit zwischen Nordamerika und England erörtert wurde, haben wir den deutschen Zeitungen gut zugeredet, sie möchten sich bei ihren Ansichten oder doch wenigstens bei der Äußerung dieser Ansichten nicht gar so sehr lehrhaft, weise und rechtswissenschaftlich geberden. Langatmige Rechtsauseinandersetzungen und Wortklaubereien über Staatsverträge anzuhören, dazu hat heutzutage kein Mensch mehr Geduld. Die Hauptsache für jede deutsche Zeitung bleibt immer die Frage: Was nützt dem deutschen Reiche am meisten?

Leider hat die Ermahnung nicht viel genutzt. Jetzt bei der Beurteilung der deutschen Staatskunst zum Feldzug Ägyptens und Englands nach Dongola wird die Sachlage wieder so kurzsichtig aufgefaßt und beredet, namentlich von einer größern schlesischen Zeitung, daß wir abermals das Wort ergreifen müssen zu einer Strafpredigt an die deutschen Tageszeitungen, die das Vaterland lieben.

Wie ein blinder Gaul im Göpelwerk, so laufen diese deutschen Tageszeitungen emsig um den einen Gedanken herum, Deutschland habe seine Zustimmung zu der Verwendung ägyptischer Staatsgelder für den Sudanfeldzug gegeben, um den Italienern in Abessinien durch den englischen Flankenangriff eine Erleichterung zu verschaffen. Dann folgen deutliche Winke, die deutschen Staatsmänner hätten sich geirrt; England verfolge nur seinen eignen Vorteil, und Italien werde nicht einmal nebenbei die Früchte des englischen Feldzugs mit genießen, sondern wahrscheinlich das Nachsehen, wenn nicht geradezu Schaden davon haben.

Dieser Gedankengang der Zeitungen läßt, wir müssen es leider sagen, auf einen bedenklichen Mangel an Scharfsinn schließen. Man vermißt aber

auch das weltmännische Gefühl für das Richtige und Schickliche. Denn es ist doch mindestens sehr unvorsichtig, wenn ein Laie die Vermutung ausspricht, der Sachverständige habe die Punkte bei einer Streitfrage übersehen, die der Laie sieht. In dieser Lage befinden sich jene Zeitungen; denn sie sind die Laien, und die deutschen Staatsmänner sind die Sachverständigen. Und nun fragen wir eine unbeteiligte Zuhörerschaft dieser Auseinandersetzung: Ist es nicht kurzsichtig und voreilig, den im Geschäft ergrauten deutschen Staatsmännern zuzutrauen, sie wären so unbekannt mit der englischen Geschichte, so unbekannt mit der Geschichte überhaupt, so ununterrichtet über die letzten von jenen Staatsmännern selbst herbeigeführten Ereignisse in Südafrika, daß sie nicht wüßten, England unternehme den Sudanfeldzug nur zum eignen Nutzen, und zwar zur Befestigung seiner Stellung in Ägypten? Und England werde selbst zufällige, für Italien vorteilhafte Nebenwirkungen zu vermeiden suchen, wenn nicht die gute Meinung Italiens als Gegenwert genügend erscheine?

Keine vaterlandstreue Zeitung darf dem Auslande gegenüber die Behauptung aufstellen, daß die deutsche Staatskunst so offen daliegende Dinge nicht zu erkennen vermöge. Das aber haben jene Zeitungen gethan. Es wäre ihrem Ansehen förderlicher gewesen, wenn sie sich bemüht hätten, ihre Urteilskraft etwa in folgender Weise arbeiten zu lassen.

Nehmen wir an, Deutschland und mit ihm die beiden andern Dreibundsmächte hätten ihre Zustimmung zu der Verwendung der ägyptischen Staatsgelder versagt. Wäre dadurch die thatsächliche Verwendung der Gelder verhindert worden? Diese Frage ist keineswegs ohne weiteres mit Ja zu beantworten. Die Einkünfte jener unter englischer Verwaltung stehenden ägyptischen Kasse sind zur Deckung ägyptischer Schuldenzinsen bestimmt; bei der Verwaltung der Kasse wirkt eine europäische Kommission mit. Unzweifelhaft dürfen die Bestände der Kasse nicht zu anderen Zwecken angegriffen werden, solange sie zur Deckung der Schuldenzinsen nicht ausreichen oder damit nur eben im Gleichgewicht stehen. Wie aber, wenn sie diese Grenze überschreiten? Ist dann überhaupt die Zustimmung der europäischen Kommission notwendig, obwohl diese Kommisssion zu dem Schutze der europäischen Gläubiger Ägyptens eingesetzt war und zur Sicherung gegen die Gefahren aus der Gewährleistung, die auch Deutschland für gewisse ägyptische Anleihen übernommen hatte? Es ist hier ein Rechtsverhältnis gegeben, das, wie völkerrechtliche Abmachungen überhaupt, nicht allzusehr nach dem Wortlaute entschieden werden darf. Man wird einwenden, England habe das Entscheidungsrecht der Kommission selbst zugestanden, indem es bei ihr den Antrag stellte. Ist man aber dieser Schlußfolgerung so sicher? Hat nicht England schon viel verwunderlichere Bocksprünge vor dem gemeinen Menschenverstande gemacht, als den, erst die Zustimmung der fremden Mächte nachzusuchen und dann diese Zustimmung für überflüssig zu erklären, wenn sie versagt wird? Ist die Erklärung, der Mehrheitsbeschluß

genüge, und die Einstimmigkeit sei nicht erforderlich, nicht schon der Anlauf zu einem solchen Bocksprunge?

Und wie nun gar, wenn sich England nach Empfang jenes ablehnenden Beschlusses in offnem, zugestandnem Rechtsbruch darüber hinweggesetzt hätte, recht um vor allem seine Weltmacht und insbesondre die Macht in Ägypten zu zeigen? Nach den jüngsten englischen Großthaten anderwärts muß man das für möglich halten. Was dann? Dann hätte Deutschland, um seine Würde aufrecht zu erhalten, die Verwendung der Gelder mit Gewalt verhindern müssen, oder es war gezwungen, den Rückzug anzutreten. Frankreich hat sich anscheinend, trotz großer Worte, mutig für den Rückzug entschieden. Das ist seine Sache und für uns kein Vorbild. Wir aber, konnten wir es vernünftigerweise wünschen, daß Deutschlands Ehre für eine Sache in die Wagschale geworfen wurde, bei der wir ganz unbeteiligt waren? Denn die deutschen Gläubiger blieben unbeschädigt, und die Gewährleistung blieb vor Rückgriffen geschützt, auch wenn jene Überschüsse, rechtswidrig, wenn man so will, aus der Kasse gezogen wurden. Diese Fragen möchten wir einmal von den deutschen Zeitungen, denen wir diese Strafpredigt halten, beantwortet haben.

Und weiter: nehmen wir an, die Verwendung des Geldes wäre durch den Widerspruch des Dreibundes thatsächlich verhindert worden; wäre dadurch auch der Sudanfeldzug verhindert worden? Man mache sich doch klar, wie geringfügig die Summe war, um die es sich handelte, und gleichzeitig, mit welchem Überschuß der englische Staatshaushalt abschließt, und wie leicht die Gelder für diesen Feldzug vom Parlament auch aus englischen Taschen zu erlangen gewesen wären, ohne daß es England mehr als einen Mückenstich gefühlt hätte! Ja man muß es geradezu als eine unbegreifliche Verblendung der englischen Staatsmänner, entsprungen aus einer Art von Geiz, ansehen, daß sie die mangelnde Einstimmigkeit der Kommission nicht in dieser Weise benutzt haben. Sie konnten, großmütig erscheinend, mit Nachdruck erklären, daß der Feldzug unvermeidlich sei, und also nun auf englische Rechnung geführt werden müsse. Das wäre in Wahrheit ein Beweisgrund für ihr längeres Verweilen in Ägypten gewesen, während sie jetzt in den Augen der Welt nichts andres sind, als die gehorsamen Beamten Ägyptens. Die Engländer hatten eine Gelegenheit, sich den Mantel der Uneigennützigkeit umzuhängen, ohne daß die Heuchelei nachgewiesen werden konnte. Das hätte bei England einen überraschenden Eindruck gemacht und doch nicht viel gekostet. Aber dies Wenige war den Krämerseelen zu viel. Sie haben die Gelegenheit vorübergehen lassen. Die Krämerseelen werden es bereuen. Von Deutschland aber wäre es nicht klug gewesen, wenn es den Schleier wegziehen half. Denn die Engländer sind unsre Feinde, und wir haben sie gern so verblendet, als sie nur immer sein mögen. Auch wäre es von Deutschland nicht klug gewesen, wenn es in einer nebensächlichen Frage, wo Deutschland nicht wirklich beteiligt war, England

Strohhalmhindernisse in den Weg gelegt hätte. Dadurch wäre die Reinheit des deutschen Schildes in den andern Streitsachen mit England getrübt worden, und der Eindruck wäre unvermeidlich gewesen, daß Deutschland die Dinge nicht mehr kühl nach ihrer wahrer Bedeutung beurteile, sondern in blindem Hasse überall als Englands Widersacher auftrete, wo es nur könne. Diesen Eindruck hätte die Welt haben müssen. Das wäre nun freilich nicht besonders wichtig gewesen, aber denselben Eindruck hätte wahrscheinlich auch das deutsche Volk selbst gewonnen. Und man weiß, von welchem gewaltigen Wert im Streite das Vertrauen des Volks auf seine gute Sache ist. So lautete denn die Antwort an England, in das Volkstümliche übersetzt: „Da hast du, reiches England, auch noch die paar Kupferpfennige, nach denen du begierig bist. Glaube aber nicht, daß wir darum in andern Dingen vor dir zurückwichen."

Eine Antwort dieser Art zu erteilen oder die Abgabe der Stimme in der Kommission überhaupt abzulehnen, weil die Zustimmung der Kommission nicht erforderlich sei — nur zwischen diesen beiden Wegen konnte Deutschland verständigerweise wählen. Wenn es den zweiten Weg nicht wählte, so geschah es vielleicht mit Rücksicht auf Italien, das, wie es scheint, Deutschland um seine Zustimmung ersucht hat. Wir scheuen uns nicht, damit Italien gegenüber einzugestehen, daß Deutschland mit seiner Zustimmung nicht eigentlich ein Opfer gebracht hat, außer durch die Raschheit und Unbedenklichkeit seiner Erklärung. Wir schulden der immer enger werdenden Bundesgenossenschaft auch hierin vollkommne Offenheit. Für die Wahl des ersten Weges sprachen aber noch andre Gründe. Es ist bekannt, daß infolge der ostasiatischen Vorgänge in der öffentlichen Meinung mehrfach der Argwohn auftauchte, Deutschland befinde sich im Schlepptau russisch-französischer Politik, obwohl die richtige Sachlage keineswegs so war. Hier nun, bei der Abstimmung über die Gelder der ägyptischen Kasse, bot sich eine günstige Gelegenheit, aller Welt und namentlich den vielleicht etwas mißtrauisch gewordnen Bundesgenossen zu zeigen, daß Deutschland keinerlei Rücksicht auf russisch-französische Zettelungen nehme. Frankreich hatte augenscheinlich den Wunsch, Deutschland als Mauerbrecher gegen England zu gebrauchen. Aber Deutschland ließ sich nicht darauf ein und brachte vielmehr durch seine Abstimmung in der Kommission die französische Regierung vor die unangenehme Wahl, entweder gewaltsam gegen England aufzutreten oder die Demütigung hinzunehmen, daß über ihren Widerspruch einfach hinweggegangen wird. Das Ergebnis dieser Wahl kann für uns nicht anders als angenehm ausfallen. Wir können behaglich zusehen, wie der Feind am Scheidewege steht und sich entweder demütigen oder mit einem andern Feind in Streit geraten muß. Daß sich die Spannung zwischen Deutschland und Frankreich hierdurch steigern kann, indem uns das französische Volk für die diplomatische Niederlage seiner Regierung verantwortlich machen könnte, glauben wir nicht. Denn eine Steige-

rung ist hier wohl kaum möglich. Wir werden vielmehr an Achtung gewinnen, auch beim Feinde, wegen der diplomatischen Überlegenheit unsrer Regierung.

Diese Beurteilung der politischen Lage macht keineswegs Anspruch darauf, sich in allen Winkeln und Seiten mit der Wirklichkeit zu decken. Denn der Wortlaut der diplomatischen Schriftstücke ist nur den Beamten bekannt, die sich damit zu befassen haben. Und noch viel mehr entziehen sich die ungeschriebnen Erwägungen der Staatsmänner der Kenntnis aller Mitlebenden. Aber es ist auch gar nicht Sache des vaterlandsliebenden Zeitungsmannes, hiernach zu forschen. Möge er das den Bedientenseelen überlassen, die hinter den Thüren horchen. Der Zeitungsmann soll, so lange nicht offenbare und allgemein bekannte Vorgänge geradezu im Wege stehen, die Dinge so darstellen, daß er das Ansehen des Vaterlands steigert. Und darüber kann wohl kein Zweifel bestehen, daß unser Ansehen nicht geschädigt wird, wenn wir den deutschen Staatsmännern die hier dargestellten Beweggründe unterlegen, während sich die Mitwelt mit Recht nicht des Lächelns würde enthalten können, wenn sie in der That jene kindlich unschuldige Ansicht von der Uneigennützigkeit Englands gehabt hätten.

Wir wollen keiner guten deutschen Zeitung das Recht oder die Pflicht absprechen, ihren getreuen deutschen Abonnenten und Bierphilistern die ungeschminkteste Wahrheit zu sagen und alle Handlungen der Staatsregierung, auch in den auswärtigen Angelegenheiten, aufs freimütigste zu untersuchen. Aber dem Auslande gegenüber muß eine große deutsche Zeitung, die das Vaterland liebt, imstande sein, schlimmstenfalls auch einmal das zu sagen, was sie selbst nicht glaubt, oder auf deutsch: zu lügen und sich so auszudrücken, daß es ein Ausländer in einer bestimmten irreführenden Richtung mißverstehen muß. Diese Doppelzüngigkeit ist keineswegs so schwierig, als ihre Empfehlung hier klingt. Freilich bedarf es dazu der Leute an der Spitze der Zeitung, die ein feines Gefühl dafür haben, was der Deutsche halb gesagt oder zwischen den Zeilen versteht, während es der Ausländer anders auffassen muß. Solch ein geschickter Zeitungsmann muß z. B. nicht so unhöflich sein, eine fremde Meinung, etwa die einer andern Zeitung, zu widerlegen, wenn er die Gegenbeweise in der Hand hat; sondern er muß die Unrichtigkeit bestehen lassen, wenn sie dem Vaterlande Vorteil bringt.

Ein amerikanischer Beurteiler deutscher Verhältnisse beschwerte sich einmal darüber, wie langweilig die deutschen Tageszeitungen wären. Und er hat Recht; sie sind wirklich durchgängig recht langweilig. Langweilig ist ihr schlechter unleserlicher Druck, ihr elendes Papier, vor allem aber ihr erstaunlich spießbürgerlicher, schulmeisterhafter, philiströser Inhalt. Man denke nur an die mit der langweiligen Regelmäßigkeit festgehaltene Einteilung der Zeitung, an die ewig gleichen Artikelüberschriften, an die geradezu einschläfernde Wirkung gewisser Nachrichten, z. B. der Ordensverleihungen, einer Sache, die fast von allen

Zeitungen breitgetreten wird und Deutschland vor dem Auslande lächerlich macht. Das Schlimmste aber sind die kleinlichen Zeitungsstreitigkeiten. Irgend eine Zeitung hat irgend eine gleichgiltige Nachricht gebracht, z. B. der König von Serbien beabsichtige zu heiraten. Sofort findet sich eine andre Zeitung, die der ersten etwas am Zeuge flicken will, und aus sicherer Quelle „konstatirt,“ daß der König von Serbien nicht zu heiraten beabsichtige, daß aber der Exkönig Milan seinen Sohn an eine amerikanische Erbin verheiraten wolle. Dieser jämmerliche Zeitungsklatsch, diese bedientenhafte Neugier nach den Geheimnissen gekrönter oder entkrönter Häupter, diese kleinliche Rechthaberei ist im hohen Grade lästig und langweilig. Wenn sich doch endlich einmal eine deutsche Tageszeitung fände, die es sich zur Aufgabe machte, für eine vornehm denkende Zuhörerschaft die Zeitereignisse lediglich unterhaltend darzustellen! Vielleicht giebt es noch einige sonderbare Schwärmer, die das Theater für eine moralische Anstalt halten. Aber kaum ein einziger Schwärmer dürfte sich unter welterfahrnen Leuten finden, der aus einer Tageszeitung die Wahrheit zu erfahren glaubt, und nun gar die doppelt und dreifach gepanzerte geschichtliche Wahrheit. Anregend, wirksam für das Wohl des Vaterlands soll eine Tageszeitung sein; mit der Wahrheit hat sie nichts zu schaffen, wenn die Wahrheit nicht nebenbei auch anregend ist, oder vielmehr wenn das Anregende nicht nebenbei auch wahr ist. Dazu muß aber der Zeitungsmann ein Weltmann sein, der die Sprache so beherrscht, daß er die Dinge nur halb zu sagen braucht und dennoch des Verständnisses seiner Leser gewiß ist, nicht aber ein langweiliger Schulmeister, der seine Weisheit bis auf die Hefe ausgießt und selbst in kleinen Dingen auf einer unnötigen Folgerichtigkeit besteht. Eine vornehm denkende, von einem Weltmann geleitete Zeitung kann mit Leichtigkeit dem Auslande gegenüber jene Doppelzüngigkeit, jene Staatskunst zweiter Klasse üben, die zuweilen eine sehr empfehlenswerte Eigenschaft ist für solche, die das Vaterland lieben.

Der Tuchmacherstreik in Kottbus

Unter den Arbeiterausständen der letzten Zeit hat der über acht Wochen dauernde Streik der Textilarbeiter in Kottbus in besonderm Grade die Aufmerksamkeit derer auf sich gelenkt, die sich mit der Arbeiterbewegung zu beschäftigen pflegen, und zwar verdient er nicht nur Beachtung wegen der großen Zahl der Streikenden — es waren etwa 5000 —, sondern auch wegen der Art, wie der Streik geführt worden ist. Man sollte meinen, die lange Arbeitslosigkeit so

vieler Menschen müßte tumultuarische Auftritte zur Folge gehabt haben, ein nervöses Auf- und Abwogen der Menge in den Straßen, überhaupt eine leidenschaftliche Erregung der Gemüter. Aber davon war kaum etwas zu merken. Die Streikenden besuchten ihre Versammlungen, gingen pflichtmäßig in die Wirtshäuser, um ihre Streikkarten abstempeln zu lassen und ein wenig zu plaudern, und lebten sonst in stiller Zurückgezogenheit. Nachdem anfänglich einige Übertretungen der gesetzlichen Ordnung, sogar einige blutige Zusammenstöße zwischen den Arbeitern selbst stattgefunden hatten, übten sie später, wie es scheint, selbst Polizeidienste aus und nahmen sich auch mit freundlicher Teilnahme der Betrunknen an, indem sie sie nach Hause brachten und sie daran hinderten, in ihrem der Ermahnung unzugänglichen Zustande Szenen heraufzubeschwören, durch die ihr Ruhm, sich musterhaft betragen zu haben, Einbuße erlitten hätte. Ihre Haltung während des Streiks, auf die sie selbst stolz sind, verdient auch ohne Zweifel alles Lob, wenngleich nicht vergessen werden darf, daß ihnen sowohl durch scharfe Richtersprüche über ihre ersten Ausschreitungen wie durch die Entfaltung einer großen Polizeigewalt die Wichtigkeit des Satzes, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei, deutlich gemacht worden war. Der Anblick eines halben Hunderts von Gendarmen, meist mächtiger und imponirender Gestalten, die man neben den gewöhnlichen Polizeibeamten langsam und ernst durch die Straßen patrouilliren sah, war geeignet genug, zum Nachdenken anzuregen; aber an deren Anwesenheit lag es sicher nicht allein, daß die Ruhe der Stadt ungestört blieb, und daß selbst die Aufregung einer nächtlichen Feuersbrunst, das Begräbnis des ehemaligen sozialdemokratischen Vertrauensmannes und das bunte Jahrmarktstreiben ohne Versuchung vorübergegangen ist. Nach außen hin bot also die Stadt während des Streiks ein Bild der Ruhe und des Friedens. Reiner als sonst wehte die Luft über Dächern und Rauchschloten, hell leuchtete die Sonne über dem frischen Grün der ausschlagenden Bäume, und lustig wie sonst spielten die Kinder auf allen Straßen; man konnte es fast vergessen, daß Tausende von Menschen brotlos waren und sorgenvoll in die Zukunft blickten, daß eine blühende Industrie in Gefahr geraten war, für längere Zeit, vielleicht für immer geschädigt zu werden.

Bis in die achtziger Jahre bestand in Kottbus nur die Streichgarnindustrie, dann kam die Kammgarnweberei auf, deren Einführung es nötig machte, fremde Arbeiter aus Sachsen und Österreich herbeizuziehen, da die einheimischen zuerst der neuen Industrie wenig Neigung entgegenbrachten. Das wurde anders, als sie sahen, daß von der neuen Weberei nicht nur ein goldner Strom in die eisernen Schränke der Fabrikanten floß, sondern daß auch die dabei beschäftigten Arbeiter höhere Löhne, zuweilen doppelt so hohe Löhne als die bisher üblichen nach Hause brachten. Während aber vorher, wo die Löhne allgemein niedriger gewesen waren, Zufriedenheit geherrscht hatte oder wenigstens ernstliche Zerwürfnisse nicht vorgekommen waren, setzte sich jetzt in ihren Herzen ein Stachel

fest. Man ertrug es unwillig, daß bei gleicher Arbeitsdauer und vielleicht gleicher Geschicklichkeit die Arbeiter, die in den Fabriken mit der alten Streichgarnweberei beschäftigt waren, mit weit geringern Löhnen zufrieden sein mußten als ihre glücklichern Genossen vom Kammgarn, daß vielleicht der junge Sohn oder die Tochter mehr verdiente als der Vater, der auf dem alten Webstuhl geblieben war. Diese Unzufriedenheit zu beachten und sie nicht in der Luft verpuffen zu lassen, sondern sie ihren politischen Zwecken dienstbar zu machen, erkannte die Partei für ihre Aufgabe, deren Programm es ist, die Arbeiterinteressen vor der Welt zu vertreten. Mit der gewohnten Energie und der Klugheit, die ihr von einer gütigen Fee als Angebinde in die Wiege gelegt zu sein scheint, begann sie ihr Werk; sie untersuchte die Verhältnisse der Arbeiter, organisirte die tausendköpfige Menge, reihte sie nach militärischem Muster in Korporalschaften ein, sammelte Gelder und brachte nicht nur die politischen Gesinnungsgenossen, sondern auch alle übrigen, auch die, denen die Politik so gleichgiltig war wie der Kaiser von China, dahin, daß sie sich gedrungen fühlten, ihr Scherflein beizutragen und in der kleinen wöchentlichen Steuer den Zauberstab zu sehen, der Tausende und Abertausende von unbekannten Menschen nah und fern zu ihrem Schutz und zur Verfechtung ihrer Interessen herbeizurufen vermöchte. Dieses Traumbild zukünftiger Größe, die man nicht für sich allein, sondern nur in der Gesamtheit und allein durch sie zu finden hoffen darf, erweist sich für immer als mächtig genug, viele Tausende dahinzubringen, daß sie nur noch einen Willen haben, geduldig bleiben, wenn es verlangt wird, und unzufrieden erscheinen, wenn der Befehl dazu gegeben ist. Jede Truppe verliert jedoch an Selbstbewußtsein und an Kraft, wenn ihr keine Gelegenheit gegeben wird, ihre Macht zu erproben. Diese Machtproben sind die Streiks, sowohl die, die sich durch die Notlage der Arbeiter rechtfertigen lassen, wie die andern, von denen man sagt, sie wären vom Zaune gebrochen, und es scheint so, als sähe man einen Streik schon für gelungen an, wenn nichts von dem Boden verloren worden ist, den man vorher inne hatte. Denn die Hauptsache ist ja die, daß bei den Genossen das Gefühl der Gemeinsamkeit durch einen kräftigen Frühlingsregen aufgefrischt wird, und daß den der Führung fernstehenden Arbeitern das Verständnis aufdämmert, daß sie für sich allein lauter Nullen sind und erst durch den Anschluß an die Organisation irgend welche Bedeutung erhalten.

Im Jahre 1889 war das erste Gefecht geliefert. Wir gebrauchen absichtlich dieses Kriegsbild, weil es sich bei den Arbeitern selbst der Beliebtheit erfreut hat. Der strategische Plan bestand darin, daß man das Feuer nicht auf der ganzen Linie eröffnen, sondern versuchen wollte, einen Betrieb nach dem andern lahm zu legen, mit den kleinsten beginnend und allmählich zu den großen fortschreitend, oder, wie man sich gräßlicherweise ausdrückte: man wollte die Fabrikanten einzeln abschlachten. So geschah es denn auch bei drei Fabriken,

und es gelang, eine Einigung herbeizuführen und einen Frieden zu schließen, der den Arbeitern einige Vorteile brachte, andrerseits aber auch eine Frucht zeitigte, an die man nicht gedacht hatte. Auch die Fabrikanten, denen die ihnen zugedachte Operation keine Freude bereitete, beschlossen, sich zu organisiren und gründeten den Verein zur Wahrung der gemeinsamen Interessen der Tuchfabrikanten. Die 55 Betriebe der Vereinsmitglieder, die sich durch Festsetzung von Konventionalstrafen noch fester zusammengeschlossen hatten, als sie schon durch ihre gemeinsamen Interessen verbunden waren, ließen sich durch eine Kommission von 13 Mitgliedern vertreten, von denen eins ein Jurist sein sollte, und gaben dieser Kommission die Befugnis, im Namen der übrigen verbindliche Beschlüsse zu fassen und unter anderm im Falle der Boykottirung einer der Ringfirmen die Kündigung sämtlicher Arbeiter der 55 Betriebe auszusprechen. Eine wichtige und zugleich erfreuliche Bestimmung der Vereinssatzungen war die, daß zur Annahme von arbeiterfreundlichen Anträgen schon fünf Stimmen genügen, dagegen neun Stimmen erforderlich sein sollten, um Anträge zum Beschluß zu erheben, die sich gegen die Arbeiter richteten. Es ist klar, daß man mit dieser Bestimmung selbstsüchtigen Regungen begegnen wollte, die ja unter dem Schutze des starken Verbandes ins Kraut schießen konnten.

So war denn auf beiden Seiten gerüstet worden, um stark in den bevorstehenden Kampf zu gehen. Aber alles blieb ruhig bis zum Jahre 1895. In diesem Jahre machte eine große Fabrik den Versuch, zweiunddreißig Jacquardstühle in raschern Gang zu bringen, deren Brauchbarkeit in Frage gestellt worden war, weil sie zu teuer arbeiteten, und teilte, als der Versuch gelang, den Webern vor Beginn der Saison mit, daß sie sich eine Lohnverminderung von fünf Prozent gefallen lassen müßten. Da die Mehrleistung der Webstühle aber bei ihrem neuen Gang sieben Prozent betrug, so bedeutete diese Verminderung für die Arbeiter keinen Lohnausfall, sondern eine kleine Vermehrung ihres Einkommens, wogegen sie nur etwas mehr Aufmerksamkeit auf ihre Arbeit zu verwenden hatten. Sie erklärten sich einverstanden, legten aber doch nach einem Vierteljahr die Arbeit nieder und beachteten auch nicht die Mahnung, doch von dem vertragsmäßigen Kündigungsrechte Gebrauch zu machen, wenn sie für den verabredeten Lohn nicht weiterarbeiten wollten. Ihre Abordnungen wurden nun des Kontraktbruchs wegen von dem Fabrikanten nicht empfangen, was auch die übrigen Weber, etwa 160 Personen, veranlaßte, die Sache der 32 Ausständigen zu der ihrigen zu machen und ihre Webstühle zu verlassen. Dann wurde die Fabrik durch Arbeiterposten gesperrt. Jetzt trat die Kommission aus ihrer Verborgenheit hervor und drohte, die allgemeine Kündigung auszusprechen, wenn die Boykottirung der Fabrik, worin die Arbeits- und Lohnverhältnisse übrigens sehr günstig waren, nicht innerhalb einer Woche aufgehoben würde. Das Vorgehen der Vereinigung wurde in der

Bürgerschaft mit geteilten Empfindungen aufgenommen. Da man die Arbeiterschaft noch nicht in geschlossener Phalanx hatte aufmarschieren sehen, so beklagten es viele, daß durch die Drohung, die so vielen Unschuldigen galt, eine unnötige Schärfe in den Streit gebracht worden wäre. Der Oberbürgermeister der Stadt, der die Bürgerschaft vor schwerem Schaden bewahren wollte, suchte zu vermitteln und bemühte sich, das aufgeregte Meer wieder zu beruhigen, und die damaligen Vertrauensmänner der Arbeiterschaft betrachteten wohl auch die Gewitterwolke, die sich so finster über ihnen allen zusammengezogen hatte, mit banger Scheu. Alles drängte zum Frieden. Die Fabrikanten zeigten sich entgegenkommend, und damit ein voller, durch keine trübe Erinnerung gestörter Friede geschlossen werden könnte, gaben sie ihre Absicht auf, den fünf Rädelsführern der Bewegung die Wiederaufnahme zu versagen. Eine große Arbeiterversammlung in der städtischen Turnhalle nahm die letzten Berichte der Vertrauensleute entgegen, die das Lob der Fabrikanten wiederholt verkündigten, und beschloß dann, die Arbeit zu den alten Bedingungen aufzunehmen. Alle atmeten erleichtert auf, und in der ganzen Stadt, in der man der Entwicklung der Dinge mit Sorge gefolgt war, begrüßte man die Beilegung des Streits mit freudiger Teilnahme. So war denn wieder Ruhe in den Fabriken.

Aber bald ahnte man, daß der Friede nur ein Waffenstillstand sein sollte, und im November 1895 wußte man es mit Bestimmtheit, daß der Frühling des Jahres 1896 die Erneuerung des Streits bringen würde. Inzwischen scheint sich nämlich in der Organisation der Arbeiter eine Wandlung vollzogen zu haben. Während sie vorher dem großen Gewerkschaftskartell angehört hatten, schlossen sich jetzt viele einer neugebildeten Organisation an, dem Verband der Textilarbeiter, der natürlich dieselben Ziele verfolgte, nur anscheinend mit größerer Schärfe und mit weniger Bedenklichkeit. Der bisherige Arbeitervertreter, der seine ganze Kraft für den Frieden eingesetzt hatte, trat still beiseite, und er ist auch während des gegenwärtigen Streiks, an dem er sich nicht beteiligt haben soll, als ein stiller Mann zu Grabe getragen worden. Die neue Leitung aber arbeitete mit frischer Kraft und traute sich die Fähigkeit zu, das Heer der Arbeiter zum Sieg und zum Erfolg zu führen.

Am 1. Januar erhielten die Fabrikanten von dem Vorsitzenden des Textilarbeiterbundes ein Rundschreiben, worin die Forderungen aufgezeichnet waren, die die Arbeiter an ihre Brotherren zu richten beschlossen hatten. Die Kommission lehnte es ab, mit dem Unterzeichner des Rundschreibens, der kein Arbeiter, sondern ein Schenkwirt war, zu unterhandeln. Im Februar begann nun die Streikbewegung. Man ging zunächst gegen einige Betriebe vor, die dem Ring der Fabrikanten nicht angehörten. Die Forderungen der Arbeiter (bessere Behandlung, eine anderthalbstündige Mittagpause, Abschaffung der Nacht- und Sonntagsarbeit) wurden nicht eben fein zurückgewiesen. Ein Fabrikant behauptete, gar nichts davon zu wissen, daß in seiner Fabrik des

Nachts und am Sonntag gearbeitet worden sei. Die anderthalbstündige Mittagspause lehnte er mit der Begründung ab, daß er als Pächter Raum und Kraft für die Zeit von 6 bis 12 und von 1 bis 7 Uhr zu bezahlen habe, also den Verlust der halben Stunde nicht zu ertragen vermöchte. Die Art, wie er die Arbeiter abfertigte, brachte auch die Hoffnung zum Schwinden, daß wenigstens eine bessere Behandlung zu erwarten sein würde. Dies führte zu einer Verbitterung der Leute und schließlich zu einem Prozeß, worin einer der Streikführer zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt wurde, andrerseits sich aber auch Gelegenheit fand, den Fabrikanten wegen Übertretung der Gewerbeordnung zur Rechenschaft zu ziehen. Trotz alledem kam bei dieser Fabrik bald eine Einigung zu stande, und es ereignete sich das Merkwürdige, daß sie und überhaupt die außerhalb des Rings stehenden Fabriken in Thätigkeit blieben, während die zur Vereinigung gehörigen Betriebe stehen blieben, obwohl in ihnen großenteils die Forderungen der Arbeiter schon längst erfüllt waren.

Die Flut des Streiks nahm nun ihre Richtung nach den Fabriken der Vereinigung. Die Arbeiter begnügten sich nicht damit, ihre Forderungen zur Erwägung vorzulegen, sondern gaben ihren Wünschen von vornherein durch die Drohung, die Arbeit niederzulegen, den gehörigen Nachdruck, und um diese Drohung zu veranschaulichen, hörten alle Arbeiter mit dem Augenblick auf zu arbeiten, wo eine Deputation an den Fabrikanten abgesandt worden war; feiernd erwartete man den Bescheid. In der Fabrik, die sich zuerst von den Fabriken des Rings mit ihren Leuten auseinanderzusetzen hatte, legten sämtliche Arbeiter mit Ausnahme eines einzigen die Arbeit nieder, als ihre Wünsche nicht sofort erfüllt wurden. Doch kam es noch im Laufe des Vormittags zu einer Einigung, und man glaubte, daß die Gefahr beseitigt sei: da verlangten die Ausständigen, daß der eine treugebliebne Mann entlassen werden sollte. Als das der Fabrikant ablehnte, war der Streik fertig. In einer andern Fabrik erklärte der eine ihrer Besitzer, er wäre in Abwesenheit seines Geschäftsteilhabers nicht berechtigt, auf die Anträge zu verfügen, die Arbeiter möchten sich bis zu dessen bevorstehender Rückkehr gedulden. Darauf wurde geantwortet, daß man nicht warten könne. Die Arbeiter verließen die Fabrik, kamen jedoch aus unbekannten Gründen am andern Tage wieder.

Es hat keinen Zweck, die Ausdehnung des Streiks im einzelnen weiter zu verfolgen. Jeden Tag sah man zu ungewohnter Stunde große Züge von Arbeitern die Straßen füllen, die meisten siegesgewiß, einige aber auch mit bedenklichen Gesichtern. Anfangs scheinen sie auch nicht völlig über ihre Wünsche im klaren gewesen zu sein, denn sie sollen an einigen Stellen Lohnforderungen erhoben haben, deren Genehmigung ihnen eine Herabsetzung ihrer bisherigen Löhne gebracht haben würde. Genug, bald standen sechzehn Fabriken still, ihre Zugänge wurden wie gewöhnlich bewacht, um Zuzug abzuhalten und treulose Genossen aufzuschreiben.

Jetzt trat die Fabrikantenkommission wieder in Thätigkeit und stellte die Entlassung sämtlicher in den Betrieben des Rings beschäftigten Arbeiter in Aussicht, wenn die Arbeit nicht innerhalb einer bestimmten Zeit wieder aufgenommen würde. Hierauf legten mit Ausnahme von etwa tausend Leuten, die sich teils von vornherein nicht an der Streikbewegung beteiligt hatten, teils sich aber auch nach und nach wieder an ihrem Platze einfanden, alle übrigen die Arbeit endgiltig nieder, ohne die vertragsmäßige Kündigungszeit einzuhalten. Das geschah am 22. Februar. Die Fabrikanten konnten diesmal die Androhung einer allgemeinen Kündigung mit dem Hinweis auf das geschlossene Zusammenwirken der gesamten Arbeiterschaft rechtfertigen. Sie hatten den klaren Beweis dafür in den Händen. Es mögen nur zwei Vorkommnisse erwähnt werden, die erkennen lassen, wie fest das Band war, das die Arbeiterschaft umschloß. Ein Färbereibesitzer hatte, als er von dem Streik überrascht wurde, eilig noch einiges Garn zu färben und wandte sich in seiner Verlegenheit an einen Berufsgenossen, dessen Betrieb ungestört geblieben war. Aber dieser mußte ihm erklären, er könne ihm nicht helfen, da sich seine Arbeiter weigerten, die Arbeit zu übernehmen. Ferner hatten einige Fabrikanten, deren Arbeit nicht von ihren eignen Webstühlen bewältigt werden konnte, an andre weniger beschäftigte Berufsgenossen Ketten zum Weben gegen Lohn abgegeben, und von der Vereinigung war ihnen auch gestattet worden, daß diese Lohnwebstühle, die sich in verschiednen Städten, zum Beispiel in Aachen befanden, vorläufig noch im Gange blieben. Da erhielten sie die Nachricht, daß es sich auch die dortigen Weber nicht hatten versagen können, ihr Einverständnis mit ihren Kottbuser Genossen zu bekunden, indem sie sich geweigert hatten, ihre Arbeit weiter zu verrichten. Die Fabrikanten sahen sich also einer weit verzweigten und vorzüglich organisirten Macht gegenüber, und ihr gemeinsames Vorgehen wurde diesmal anders beurteilt als im Jahre 1895. So feierten denn nach und nach alle Betriebe. In den mächtigen Gebäuden mit ihren himmelragenden Schornsteinen wurde es ganz still. Eine Zeit lang sah man noch die treugebliebnen Arbeiter darin herumhantiren, aufräumen und reinigen, dann beobachtete man, wie sie ungewohnte Gartenarbeit verrichteten, endlich war auch das vorbei. Melancholisch saßen nun die Pförtner in ihren Häuschen, und zu bestimmten Stunden ging wohl noch die bewaffnete Macht vor den Fabrikeingängen auf und nieder.

Es ist eine alte Weisheit, daß sich die menschliche Arbeit nur dann zum sittlichen Beruf erhebt, wenn in ihr das persönliche Streben des Menschen Befriedigung findet. Die Zeiten, wo die Arbeit selbst einen größern Teil der Menschheit geistigen Gewinn bot, scheinen nun freilich vorüber zu sein. Die meisten Menschen müssen es sich um des lieben täglichen Brotes willen gefallen lassen, daß ihr Beruf sie mehr oder weniger zur Schablone macht, von der man nicht mehr verlangt als immer wieder dasselbe Bild; es sind

immer nur wenige Menschen, unter deren Händen das Dasein fort und fort schöne lebendige Blumen hervorbringt. Am wenigsten wird sich von der Fabrikarbeit sagen lassen, daß in ihr ein persönliches Streben gekrönt wäre, obwohl es übertrieben wäre, wenn man ganz allgemein behaupten wollte, der Fabrikarbeiter stehe seinem Werk ohne alle Freude, ja in geheimem Zorn gegenüber. Auch er freut sich seiner Arbeit, ist sich seiner Geschicklichkeit mit Stolz bewußt, und überdies liegt ja zwischen dem einfachen Handlanger und zum Beispiel dem geübten Weber ein weiter Raum. Es ist aber wahr, daß jede Vervollkommnung der Maschine, jeder Triumph des menschlichen Geistes die Arbeit leerer und ärmer macht. Die Maschine arbeitet allmählich nicht nur, sie denkt auch für den Menschen und versagt ihm dafür den geistigen Gewinn, der einst ein Teil seines Lohnes war. Findet also der Fabrikarbeiter in der Arbeit selbst nicht mehr seine Befriedigung, so muß er sie in dem Erfolg seiner Arbeit suchen, in dem klingenden Lohn, den sie ihm bringt. In der Arbeit selbst Gewinn zu suchen, das scheinen die Arbeiter mehr und mehr aufzugeben. Wenige haben noch Lust, einen Beruf zu wählen, der sie jahrelang zum Schüler macht, sie ziehen eine Thätigkeit vor, in der sie schnell zum Meister werden, und worin der neunzehnjährige Sohn so viel zu leisten und zu verdienen vermag wie sein Vater, der in seinem Berufe grau geworden ist. Um so eifriger ist dafür ihr Streben, ihre äußere Lage zu verbessern, mehr freie Zeit und mehr Geld zu gewinnen, um der freien Zeit froh zu werden.

Wie steht es nun um die äußere Lage der Tucharbeiter in Kottbus? Eröffnet sich uns da wieder der Blick in menschlichen Jammer, wie vor kurzem, als die Verhältnisse der Berliner Konfektionsarbeiter vor der Öffentlichkeit bloßgelegt wurden? Ich glaube nicht. Was verlangen die Streikenden, um ihre Lebenslage zu verbessern?

Sie verlangen zunächst die elfstündige Arbeitszeit. Die Erfüllung dieser Forderung kann aber nur einem Teil der Arbeiter etwas neues bringen, da die elfstündige Arbeitszeit in den Fabriken des Rings, die etwa neun Zehntel aller Kottbuser Tucharbeiter beschäftigen, größtenteils schon eingeführt war. Sie ist jetzt, was gleich gesagt werden soll, überall angenommen worden. Ferner verlangen die Arbeiter eine anderthalbstündige Mittagspause, und wir können es ihnen nachfühlen, wenn sie Wert darauf legen, ihr Mittagsmahl in Ruhe genießen zu können; aber auch diese Forderung ist schon in einer Anzahl von Fabriken erfüllt gewesen. Allerdings nur in den Sommermonaten, im Winter dauerte die Mittagspause nur eine Stunde, weil man von dem wichtigen Tageslicht so wenig wie möglich verlieren wollte. Da die Fabrikanten jetzt das Versprechen gegeben haben, überall die anderthalbstündige Pause einzuführen, so können die Streikenden hiermit einen Erfolg verzeichnen. Endlich wünschen sie Lohnerhöhungen für die Stundenarbeiter, deren Lohn nicht nach ihren Leistungen, sondern nach der von ihnen angewandten Arbeitszeit bemessen

wird. Die Stundenarbeiter haben nun, wie man hört, im Streik keine Rolle gespielt und jedenfalls den Streik nicht veranlaßt, obwohl sie in ungünstigern Verhältnissen waren als die übrigen Tucharbeiter. Ein Teil der Stundenarbeiter hat auch nach dem Streik eine Lohnerhöhung erhalten, was man übrigens schon wochenlang vorher vermutete, da die Fabrikanten ihre Geneigtheit dazu mehrfach ausgesprochen haben sollen. Obwohl nun in einer der letzten Versammlungen gesagt worden war, daß der ganze Streik der Stundenarbeiter wegen unternommen worden sei, hat man doch auch eine Erhöhung der Weberlöhne erreichen wollen. Diese Forderung ist aber von den Fabrikanten als ungerechtfertigt und unerfüllbar von vornherein zurückgewiesen worden. Und zwar haben sich die Fabrikanten zur Begründung ihrer Ablehnung darauf berufen, daß die Kottbuser Tucharbeiter, wie sich herausgestellt hätte, Löhne erhielten, die um 25 bis 30 Prozent höher wären als die in den Nachbarstädten gezahlten, höhere auch als die der rheinischen Textilarbeiter, deren Lebensunterhalt doch viel kostspieliger sei. In einer andern Veröffentlichung gaben sie eine Statistik, der wir folgende Angaben entnehmen. In der Streichgarnweberei lagen die durchschnittlichen Wochenverdienste (die Woche zu 65 Stunden gerechnet) zwischen 12,50 und 19,90 Mark, und zwar hatten

1	Betrieb			12,50	Mark	Durchschnittsverdienst
2	Betriebe	13	bis	14	"	"
8	"	14	"	15	"	"
5	"	15	"	16	"	"
7	"	16	"	17	"	"
8	"	17	"	18	"	"
2	"	18	"	19	"	"
1	"	19	"	20	"	"

Die Durchschnittsverdienste der schwächsten Weber, meist kränklicher oder bejahrter Personen, die nur noch an den alten langsam laufenden Stühlen arbeiten konnten, lagen zwischen 10,90 und 11,95 Mark, die Durchschnittsverdienste der besten Weber zwischen 20,95 und 24 Mark.

In der Kammgarnweberei lagen die Durchschnittsverdienste zwischen 17,50 und 26,30 Mark, und zwar hatten

6	Betriebe	17	bis	18	Mark	Durchschnittsverdienst
3	"	18	"	19	"	"
1	"	19	"	20	"	"
3	"	20	"	21	"	"
1	"	21	"	22	"	"
1	"	22	"	23	"	"
2	"	25	"	26	"	"
1	"	26	"	27	"	"

Die Durchschnittsverdienste der schwächsten Weber in sechs Betrieben lagen zwischen 15 und 16,50, die der besten zwischen 15,10 und 28,50 Mark. Da

die Unterlagen zu dieser Statistik der königlichen Gewerbeinspektion zur Verfügung gestellt waren, kann man annehmen, daß sie mit voller Sorgfalt ausgearbeitet worden ist.

Diese Löhne sind für die Kottbuser Verhältnisse zweifellos auskömmlich zu nennen. Bedenkt man noch, daß in vielen Familien Mann, Frau und Kinder arbeiteten, wobei sich die Frau zuweilen durch ein Dienstmädchen oder eine Wartefrau im Hause vertreten ließ, so wird man jedenfalls zugeben, daß von einer Notlage der Weber nicht geredet werden konnte. Sie haben auch nach den Zeitungsberichten ihre Forderungen ohne großen Kummer allmählich in der Versenkung verschwinden lassen, und nie haben sie sich als notleidende Menschen geberdet. Im Gegenteil: geht man durch die Straßen, wo sie zu Hause sind, so freut man sich an ihren hübschen, freundlich gehaltenen Wohnungen, die schon äußerlich einen gewissen Wohlstand bekunden, und vertieft man sich in die Veröffentlichungen der Gastwirte, so erkennt man, daß es ihnen nicht an Gelegenheit zu mannichfacher Erholung gefehlt hat; und daß sie diese Gelegenheit auch nicht ungenutzt haben vorübergehen lassen, ist kein Geheimnis. Auch die stark verminderten Einnahmen der Fleischer während des Streiks bezeugen, daß sie sich nicht mit einer ungesunden und unzureichenden Nahrung zu begnügen gehabt haben, sie sind gute Abnehmer aller Geschäftsleute gewesen und auch als regelmäßige Zahler geschätzt worden. Die Fabrikarbeiterinnen haben auf gute, anständige Kleidung gehalten, manche trägt auch eine goldne Uhr, ohne sich, wie es einmal hieß, des Lebensunterhalts wegen preisgeben zu müssen. Der Verdienst reichte eben auch zu diesem kleinen Luxus hin, wie er dazu ausreichte, daß sich die meisten Arbeiterfamilien, ohne Gewissensbisse zu fühlen, nach der sauern Arbeitswoche eine Erholung gönnen und sich am Sonntag nach ihrem Geschmack vergnügen konnten. Daß die Verhältnisse nicht bei allen gleich waren, daß sich der eine versagen mußte, was dem andern ein leichtes war, daß Krankheiten, viele Kinder und Familiensorgen, wie sie nirgends ausbleiben, manchen auch das Leben verbittert und das Brot knapp gemacht haben, ist wohl selbstverständlich. Die hiesigen Sparkassen sollen, wenn man zusammenrechnet, was während des Streiks weniger eingezahlt und mehr ausgezahlt worden ist als sonst, einen Ausfall von 70000 bis 80000 Mark gehabt haben. Doch mag das bloßes Gerücht sein. Jedenfalls ist der Streik nicht durch die Notlage der Weber verursacht worden, er ist nur dadurch möglich gewesen und darum so hartnäckig festgehalten worden, weil sich die Kottbuser Tucharbeiter einer Lage erfreuten, in der sie auch einen Lohnausfall für einige Wochen ertragen konnten. Freilich, daß die Betriebe so lange stillstehen würden und der Ring der Fabrikanten so fest geschmiedet wäre, das haben sie nicht erwartet, sie hofften vielmehr, daß sich die kleinen Fabrikanten von den großen trennen und bald unterwerfen würden, und das wäre vielleicht auch geschehen, wenn die größern nicht den kleinern ihren Bei-

stand versprochen hätten. Die Lohnerhöhungen sind also, wie gesagt ist, im Verlaufe des Streiks allmählich in die Ecke geraten, sie verloren, wie sich aus den Reden der letzten Versammlungen ergiebt, für die Streikführer alle Wichtigkeit, und ihretwegen hätte man sicher nicht so lange ausgehalten. Zuletzt drehte sich alles nur um die Frage, deren Beantwortrng besonders für die Führer der einzelnen Fabriken von Wichtigkeit war: Werden alle Ausständigen wieder nach Beilegung des Streiks angenommen werden, oder muß sich eine Anzahl darauf gefaßt machen, daß ihnen die Aufnahme versagt bleibt? Die Fabrikanten erklärten, daß sie die ihnen gefährlich gewordnen Personen, etwa fünfzig an der Zahl, unter keiner Bedingung wieder bei sich beschäftigen würden. Auch darein haben sich die Arbeiter schließlich gefunden.

Überblicken wir nun noch die Folgen des Streiks Die Arbeiter haben große Opfer gebracht, an Lohn wird ihnen während der acht Wochen des Streiks fast eine Million entgangen sein, und wenn sie auch wirklich ein paar Hunderttausende dafür an Unterstützung erhalten haben, so ist doch dadurch ihr Schaden nicht viel kleiner geworden, denn der größte Teil der gespendeten Summen lastet nun als eine Schuld auf ihrem Haupte, die sie sich wieder absparen müssen. Dabei sind die Unterstützungen nur einem Teil von ihnen zugefallen, die Arbeiter aus den Dörfern sollen gleich abgeschoben und auf Landarbeit verwiesen worden sein. Zuerst haben sie gehofft, daß sich von ganz Deutschland her segenbringende Wolken über Kottbus sammeln würden, dann hieß es, selbst die Engländer wollten ihre Geldsäcke ausschütten, und auch von der Schweiz werde ein Goldregen kommen. Auch als die Streikgelder immer geringer wurden, ließen sie sich ihre Hoffnung nicht nehmen; die wunderlichsten Gerüchte tauchten auf und wurden geglaubt, z. B. daß Geld genug dawäre, aber die Reichsbank könnte die großen Scheine nicht wechseln oder verlange zu hohe Provisionen. Und selbst als sich diese Hoffnungen als Seifenblasen erwiesen, hielten die Arbeiter noch den Kopf hoch. Sie richteten sich ein, wie es eben ging, sie haben sicherlich gedarbt und vielleicht im geheimen gehungert, aber sie ließen es sich nicht merken. Fehlte der Tabak, so rauchte man das Pfeifchen kalt, und verlor auch das Wirtshaus an Reiz, so lachte draußen die Sonne, und es war für die Fabrikarbeiter, die ihre meiste Zeit in geschlossenen Räumen zuzubringen gewohnt sind, reizvoll und angenehm, Tag für Tag in der Frühlingsluft herumzugehen, zwischen sprossenden Feldern, am Ufer der Spree zu sitzen und sich das Gesicht in der Sonne bräunen zu lassen. Es liegt etwas rührendes in ihrem stillen Aushalten und in ihrer Unterwerfung unter ihre Autoritäten. Es war ihnen gesagt worden, man müsse jetzt für ein „Prinzip" kämpfen, und sie kämpften dafür, vielfach gegen ihre Überzeugung; es war ihnen gesagt worden, daß der Einzelne der Gesamtheit Opfer bringen müßte, und sie brachten diese Opfer und fühlten sich dabei innerlich durch das Bewußtsein erhoben, daß ihre Zuversicht, ihr Dulden und ihr festes Ausharren

in der ganzen Welt Anerkennung und Ehre finde. Wieviel könnten bürgerliche Kreise von ihnen lernen, muß man sich dabei sagen! Inzwischen war es mit ihnen rückwärts gegangen, die Ersparnisse waren aufgezehrt, und es waren auch Schulden gemacht worden. Die Hausbesitzer sollen zahlreiche Mieten haben stunden müssen, und ähnlich mag es auch Kaufleuten, Bäckern und Fleischern ergangen sein. Seltsame Geldstücke sind da wieder in Umlauf gekommen, alte Thaler, an denen wohl eine schöne Erinnerung haftete, und die seit langer Zeit sorgsam aufbewahrt worden waren, oder die die Frau wohl als Brosche getragen hatte. Besonders anerkennenswert ist es, daß sich die Leute nicht, verführt durch Langeweile und um die am Herzen nagende Sorge zu vergessen, auf die leichte Seite gelegt haben. Muß man daher auch den Streik als eine große Thorheit bezeichnen, die leichtsinnig begonnen und starrköpfig festgehalten wurde, an dem Verhalten der Arbeiter selbst während des Streiks war nichts auszusetzen.

Die Fabrikanten sind natürlich ebenfalls schwer von dem Streik mitgenommen worden. Sie haben eine „Saison" größtenteils verloren und sind der Gefahr kaum entgangen, auch noch eine zweite zu verlieren. Und selbst wenn ihre bisherigen Abnehmer treu zu ihnen halten, sind ihnen doch durch das Stillstehen der Maschinen große Verluste erwachsen, die sie nicht so bald wieder einbringen werden. Manchen ihrer Kunden werden sie für immer verloren haben, denn einmal verlorner Boden ist schwer wiederzugewinnen. Noch lange Zeit werden sie an diesen Streik denken, und immer mit bittern Gefühlen. Und in diesem Bodensatz von bittern Erinnerungen wird die schlimmste Folge des Streiks bestehen. Die Fabrikanten haben gute Löhne gezahlt, weil sie tüchtige und zuverlässige Arbeiter hatten, sie sind jetzt dahin belehrt worden, daß alle Bande, die durch ein jahrelanges Zusammensein und durch mancherlei Wohlthaten geknüpft waren, auf den Wink von irgend einer Seite her rücksichtslos zerrissen werden. Das Verhältnis zwischen Fabrikanten und Arbeitern wird kälter werden statt wärmer, wie man es doch wünschen muß. Die vereinigten Fabrikanten haben in diesem Streik, um zu zeigen, daß ihnen die Treue etwas wert sei, gegen tausend Personen erhalten, indem sie ihnen zuerst ihren gewöhnlichen Lohn und nachher Beträge zahlten, die ungefähr den höchsten Streikgeldern entsprochen haben sollen, und sie haben daran festgehalten, obwohl sie wußten, daß sie dadurch mittelbar dem Streik neues Blut zuführten. Es konnte auf diese Weise eine ganze Familie streiken, bis etwa auf ein Familienglied, und das eine war imstande, mit dem Gelde des Fabrikanten die übrigen notdürftig über Wasser zu halten. In Zukunft sollen aber die Arbeiter ohne vertragsmäßige Kündigungsfrist angenommen werden, da sie ja von ihnen selbst nicht beobachtet wird. So wird auch die Treue nichts mehr gelten. Ferner hatten die Fabrikanten verschiedne Leute beschäftigt, die kaum noch etwas leisten konnten, die entweder schon das Gnaden-

brot erhielten, oder die doch nur noch mitgeschleppt und ihren Leistungen entsprechend niedrig bezahlt wurden. Daß auch diesen Alten und Schwachen der Arbeitsplatz hinfort gesperrt werden wird, ist leider zu befürchten, weil sich die Fabrikanten scheuen werden, Löhne zu zahlen, um deretwillen ihnen von Leuten, die die Sachlage nicht kennen, ein Vorwurf gemacht werden könnte. Endlich herrschte in Kottbus ein lebendiger Wohlthätigkeitssinn; die Fabrikanten haben Arme und Notleidende gern unterstützt, es klopfte so leicht niemand vergeblich bei ihnen an. Ihren Arbeitern besonders haben sie zum Weihnachtsfest und auch an andern Festen reiche Geschenke zukommen lassen. Es ist zu befürchten, daß auch dieser Wohlthätigkeitssinn durch die Erfahrungen des Streiks eine schlimme Wunde erhalten hat. Doch wir wollen nicht zu schwarz sehen. Die Zeit wird vieles wieder heilen, und dann wird der Blick wieder heller und das Herz wieder wärmer werden. Es wäre schlimm, wenn sich die Menschen, die auf einem Stück Erde zusammenleben, hinfort kalt und fremd gegenüberstehen wollten, als gehörten sie verschiednen Welten an.

Am 19. April hat der Streik sein Ende gefunden, etwa 1700 Personen haben für Wiederaufnahme der Arbeit gestimmt, allerdings auch 900 noch dagegen. Daß es so kommen würde, war nach den letzten Versammlungen vorauszusehen, da nun auch die bisher so kampfesfrohen und siegesbewußten Führer das Verlangen nach Frieden in ihren Reden durchklingen ließen. Obgleich die Mühlhäuser Weber ihre eignen, mindestens nicht schlechter begründeten Wünsche bereitwillig zurückgestellt hatten, um den Kottbuser Genossen nicht ihre künstlichen Kreise zu zertreten, war die Goldquelle am Versiegen, Hilfe war von keiner Seite mehr zu erwarten, und die große Masse der Streikenden ließ sich nicht länger zusammenhalten. Man mußte Luft geben, wenn man die Organisation nicht auseinandersprengen wollte. Nur so läßt sich der Wechsel in der Stimmung der Führer verstehen, die jetzt auch einen Frieden für ehrenvoll und annehmbar hielten, den sie vermutlich wenige Tage zuvor noch von sich gewiesen, vor Wochen aber als ein schimpfliches Abkommen angesehen haben würden.

Irren ist menschlich, und seine Irrtümer zu verbessern ist immer ehrenvoll und gut, aber daß man auf Irrwegen gewandelt sei, das wird schwerlich eingestanden werden. Nun blieb nichts andres übrig, als die durch den Streik erlangten kleinen Vorteile nach Möglichkeit herauszuputzen, um die Niederlage vor der Menge zu verbergen. Aber wie das so zu geschehen pflegt, da war der Führung plötzlich ein Fähnlein der Zielbewußtesten erstanden, das ihr nun selbst zuletzt mit frischem Kampfesmut zuleibe ging. Dieses Fähnlein, das sich in die Gedankengänge der vergangnen Tage wacker hineingefunden hatte, vermochte sich nicht so schnell umzudenken, ihm wollte es nicht verständlich werden, weshalb mit einemmale der Himmel bis auf einige unbedeutende Wölkchen so blau erscheinen sollte, da es ihn doch noch ebenso fand wie vor Tagen und Wochen.

Der Wortführer dieses Fähnleins, das sich durch die vom Frieden ausgeschlossenen und deren Anhang verstärkte, gab in der vorletzten Versammlung seiner Verwunderung Ausdruck, indem er beinahe ein geflügeltes Wort kopirend ausrief, hier liege ein diplomatischer Kniff vor, er sehe ihn zwar nicht, doch müsse einer vorliegen. Und nun gab er den Streikführern allerlei bittre Pillen zu verschlucken und nannte sie, den Zeitungen nach, Europens übertünchte Höflichkeit verachtend, schmähliche, elende Verräter. Er, den die letzte Versammlung der Streikenden zu ihrem Vorsitzenden gewählt hatte, beschuldigte die sozialdemokratische Partei, den Streik elend verpfuscht zu haben, weil sie Geld für ihre politischen Zwecke brauche. Jetzt hieße es mit einemmale, Unterstützungen würden nicht mehr einlaufen, und vor wenigen Tagen hätte man noch gesagt, die Arbeiterschaft von ganz Deutschland, ja der ganzen Welt stünde hinter ihnen. Darauf kam die unerwartete Erklärung, daß die sozialdemokratische Partei mit diesem Streik gar nichts zu thun gehabt hätte. Wäre diese Erklärung doch früher gekommen, sie hätte erleuchtend gewirkt! Denn es ist zweifellos, daß die Arbeiter fest daran geglaubt haben, daß der mächtige Einfluß der ganzen sozialdemokratischen Partei hinter ihnen stehe, und es giebt Leute in Kottbus, die noch heute glauben, daß es der Fall gewesen sei. Die Führer im Streik waren jedenfalls sozialdemokratische Agitatoren oder Redakteure sozialistischer Blätter. Thatsächlich aber hat sich die offizielle sozialdemokratische Parteileitung in diesem Streik keine Blöße gegeben. Einmal sollte Bebel in Kottbus reden, aber heiser geworden, mußte er noch in der letzten Stunde abtelegraphiren, was nicht überall für harmlos gehalten wurde. Der Abgeordnete von Elm kam nach Kottbus offenbar im Auftrage der Partei, und er redete zum Frieden und mahnte zur Versöhnung, ja er mutete sogar den Streikenden, denen die Fabrikanten keinen Frieden gewähren wollten, zu, sich um der Gesamtheit willen in ihr Schicksal zu finden. Man ist ihm nicht gefolgt, und die sozialdemokratische Partei kann deshalb die Schuld dieses Streiks von sich abschieben.

Die Führer des Streiks, die so lange zum Sturm geblasen hatten und in den letzten Tagen so schnell die Friedenspfeife erklingen ließen, sagen zur Rechtfertigung ihrer Schwenkung, es werde jetzt etwas geboten, was zwar nicht allen Wünschen genüge, aber immerhin anzunehmen sei. Es sei der Friede zweier gleichen Armeen, durch dessen Abschluß zwar nicht alles erreicht, aber auch nichts verloren worden sei. Komme der Friede jetzt zustande, dann werde die Organisation erstarken und somit eine weitere Errungenschaft aus diesem Kampfe zu verzeichnen sein. Werde dagegen weitergestreikt, dann müsse die Organisationsfrage in Verfall kommen, die Fabrikanten hätten gesiegt und würden dann ihre Bedingungen aufheben. Die Vorführung der beiden Armeen hat die Stimmung ein wenig gehoben und der Hinweis auf die Erstarkung der Organisation tröstete darüber, daß so wenig erreicht worden war.

Worin bestehen nun die Errungenschaften des Streiks? In folgendem. Ein Teil der Stundenarbeiter hat eine Lohnerhöhung erhalten. Eine Anzahl der frühern Arbeiter soll von der Wiederaufnahme ausgeschlossen bleiben, eine sogenannte schwarze Liste jedoch nicht verbreitet werden. So lange sich in Kottbus kein Mangel an Arbeitskräften bemerkbar macht, sollen keine auswärtigen Arbeiter herangezogen werden. Die elfstündige Arbeitszeit und die anderthalbstündige Mittagspause werden allgemein eingeführt. Das sind die Zusicherungen der Fabrikantenvereinigung. Ein großer Teil von dem aber, was hier versprochen wird, war schon längst gewährt, und daß das andre gewährt werden würde, wußte man schon lange. Das alles hing schon wie reife Früchte am Baum, man hätte den Baum schütteln sollen, aber man fing an, ihn abzusägen. Mit andern Worten, das alles hätte sich ohne solche Opfer erreichen lassen, und ohne so große Schädigungen.

In einer Beziehung können aber die Streikführer doch zufrieden sein: sie haben ihren Einfluß auf die Menge in glänzender Weise gezeigt, sie haben den Beweis geliefert, wie stark und gewaltig die Macht ihrer Organisation ist. Während der Textilarbeiterbund vor dem Streik in Kottbus nur einige hundert Angehörige gehabt haben soll, ist er jetzt wohl auf eben so viel tausende angewachsen. Nach den schmerzlichen Erfahrungen, die in diesen Wochen gemacht worden sind, könnte nun jemand auf die Vermutung kommen, daß sich ein Teil der Arbeiter, wenn er erst wieder in die nüchterne Alltagsstimmung zurückgekommen ist, vielleicht die Frage vorlegen werde: War dieser Streik gerechtfertigt, und war die Führung so geschickt, daß man ihr auch künftig vertrauen kann? Wirklich sieht es sich gegenwärtig so an, als ob eine große Anzahl von Arbeitern starke Neigung verspürte, die Zügel, an denen sie sich von ihren Führern so lange haben gängeln lassen, unmutig zu zerreißen. Selbst als sich die Zahl derer, die zunächst nicht wieder aufgenommen werden konnten, als größer herausstellte, als man geglaubt hatte, ließen sich die übrigen dadurch nicht weiter aufregen. Es war kein Feuer mehr in ihnen und dem entsprechend zeigten die Versammlungen, die dann noch abgehalten wurden, eine gähnende Leere, obgleich die Einladungen dazu noch immer in der alten schneidigen Form abgefaßt waren: Jeder Arbeiter und jede Arbeiterin hat zu erscheinen. Man könnte sich daher zu der weitern Vermutung verleiten lassen, daß das stolze Mauerwerk der Organisation schließlich doch noch einen Riß bekommen werde. Aber nein, daran ist nicht zu denken. Die Führer werden schon mit ihrer Hoffnung Recht haben.

Die Lage des türkischen Staates

Von Karl Kannenberg*)

Vor etwa hundertzwanzig Jahren gab Goethe der Herzensstimmung des deutschen Philisters mit den Worten Ausdruck:

> Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
> Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
> Wenn hinten weit in der Türkei
> Die Völker auf einander schlagen.

Seitdem haben sich die Zeiten gewaltig geändert. Jetzt ist uns die Türkei nicht mehr fern und fremd, im Gegenteil durch so manches Band mit uns verbunden. Wurzeln doch Moltkes erste große Erinnerungen in ihr; hat doch Bismarcks staatsmännische Kunst auf dem Berliner Kongreß die orientalischen Wirren geordnet; hat doch auch neuerdings (1889) unser Kaiser dem Sultan einen denkwürdigen Besuch abgestattet; ist doch vor allem die neue Organisation des türkischen Heeres ein Werk deutscher Offiziere, und ist es doch auch deutsche Thatkraft gewesen, die den Ausbau der anatolischen Bahnen ins Werk gesetzt hat, ein Unternehmen von der größten Bedeutung für die Zukunft, in militärischer wie in wirtschaftlicher Beziehung; wird doch selbst einer deutschen Kolonisation in der Nähe der anatolischen Bahn seit einer Reihe von Jahren von ernsten Männern das Wort geredet; nicht zu vergessen die epochemachenden Erfolge deutscher Gelehrten auf diesem altklassischen Boden, vor allem Schliemanns Ausgrabungen in Troja und Humanns Aufdeckung von Pergamon!

Anders als vor hundert Jahren blicken wir daher jetzt auch in Deutschland auf die Dinge, die eine Zeit lang wieder die Augen ganz Europas, ja der ganzen Welt auf die Türkei gelenkt haben, die armenischen Befreiungskämpfe. Nach und nach hat sich ein Rajahvolk nach dem andern von der osmanischen Zwingherrschaft befreit. Sollte dies der armenischen „Nation" (türkisch millet), wie sie sich stolz nennt, nicht auch gelingen können? In ganz Europa hat sich ja in unserm Jahrhundert, wohin man blickt, trotz Kosmopolitismus und Internationale ein gesunder und kräftiger nationaler Zug Bahn gebrochen, aus dem ja auch die deutsche Einheit geboren wurde. Zwar die

*) Premierleutnant im Thüringischen Feldartillerieregiment Nr. 19.

Armenier haben seit dem Untergang der glanzvollen Arsacidenherrschaft nur wenig staatenbildende Kraft bewiesen — woran die vielfachen grausamen Unterdrückungen und die dadurch veranlaßte Zersprengung und Zerstreuung der Bewohner die Hauptschuld tragen mag —, aber ihr bis jetzt erfolgreicher Widerstand in Zeitün mag ihnen die Hoffnung geben, daß auch für sie einmal die Stunde der Befreiung schlagen wird; mußte doch nach und nach fast die ganze türkische Armee mobil gemacht werden, um dem armenischen Aufstand entgegenzutreten.

So gerät denn nun auch Kleinasien ins Wanken, das größte und stärkste noch übrige Bollwerk des Türkentums, wohin, wie in das rettende Boot eines sinkenden Schiffes, nun schon seit dreißig Jahren unausgesetzt Scharen von mohammedanischen Flüchtlingen (Muhadschyrs) von den unsichern Grenzlanden des Reichs zusammenströmen. Es gewinnt fast den Anschein, als sollte der türkische Name in dem Lande einmal zu Grabe gehen, wo einst vor einem halben Jahrtausend die Wiege seines Ruhmes stand: in Kleinasien bei Eskischehr gründete Ertograul, der „Männerzerstückler," den „Sultan önü"*) als Grenzmark gegen die Byzantiner, und von seinem Sohne Osman erhielt das neue Reich den Namen, der dann Jahrhunderte hindurch der Schrecken Europas wurde.

Jetzt ist die Macht des Halbmonds für immer gebrochen. Längst schon blickt Rußland begehrlich nach Konstantinopel. „Wer dort herrscht, der ist der wahre Herr der Welt," sagt das Testament Peters des Großen. Nur führt leider, wie es heißt, der Weg nach Konstantinopel durch das Berliner Thor,**) und am Goldnen Horn würden den Zaren englische Panzerschiffe begrüßen. Die Eifersucht der Mächte fristet allein noch das Dasein des „kranken Mannes."

Vergebens sucht man bei den heutigen Türken die Nachkommen der heldenhaften Osmanly, der schrecklichen Serbenbezwinger, der furchtbaren Ungarnsieger, der Türken vor Wien. Als „ein gar elend, weibisch Volk" erschienen sie schon dem biedern Dernschwam***) die Türken. Adamlár var, adám yok, Menschen, aber keine Männer gebe es in der Türkei, sagte zu Professor Hirschfeld†) ein alter Muhadschyr. Man fragt sich, was ist die Ursache dieses überraschenden Niederganges? Kann ein Volk entarten, altern, sich überleben? Meist wird ja die Frage mit dieser herkömmlichen, unverstandnen und unver-

---

*) d. h. „vor dem Sultan" oder „Grenzmark des Sultans," nämlich des Sultans der Seldschuken, dessen Markgraf Ertograul war.

**) Graf Caprivi im deutschen Reichstag am 16. März 1894. Der Dreibund verpflichtet sich ausdrücklich in dem Vertrage vom 7. Oktober 1879 (damals noch Zweibund) dazu, „den durch die Berliner Stipulation geschaffnen europäischen Frieden zu konsolidiren."

***) Hans Dernschwams Orientalische Reise. 1553 bis 1555. Aus Handschriften im Auszuge mitgeteilt von H. Kiepert. Globus, 1887.

†) Ein Ausflug in den Norden Kleinasiens. Deutsche Rundschau X, 4.

ständlichen Phrase abgethan. Ein geistvoller Aufsatz von G. de Lapouge, „Leben und Sterben der Völker“ (übersetzt von Otto Ammon, 1894),*) zeigt, wie wir uns derartige in der Geschichte so vieler Völker zu beobachtende Vorgänge zu erklären haben. Die Türken traten als ein Erobererovolk in die Geschichte ein, stolz, tapfer, zum Herrschen geboren; aber nur wenig zahlreich war ihr Stamm, unter Ertograul nicht mehr als vierhundert oghusische Familien. Die Blüte der Männerkraft blieb auf den Schlachtfeldern ihrer zahlreichen Eroberungszüge. Die Überbleibenden bildeten ein verschwindendes Häuflein gegenüber der Zahl der beherrschten Völker, sie vermischten sich mit diesen wie kaum ein andres Eroberervolk und füllten ihre Harems mit Frauen der verschiedensten unterworfnen Völker an, Circassierinnen, Georgierinnen, Armenierinnen, Griechinnen, Slawinnen. So verfielen sie unrettbar schnell dem Schicksal aller Eroberervölker, ihre Rasse ging nach dem Gesetz der „rückschreitenden Auslese“ unter. In der That giebt es heute in der Türkei keine Türken mehr. Die heutigen Bewohner haben — was sie allerdings nur verschönern kann — kaukasische, armenische,**) griechische, slawische Züge, nur nicht türkische, und selbst im osmanischen Stammland, in Kleinasien, trifft man jetzt wieder, wie vor Alters, nur noch friedliche, ackerbauende Phrygier, Lydier, Syrer —

Die fremden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

Haben aber die Türken ihre alte kriegerische Stärke eingebüßt, so sind sie in Werken des Friedens der überlegnen europäischen Kultur erst recht nicht gewachsen; sie werden niemals deren Wettbewerb aushalten können. Aber auch dazu, daß sie von ihr lernen, ist wenig Aussicht vorhanden. Die modernen Errungenschaften der abendländischen Kultur und so vieles, was uns unentbehrlich dünkt, erscheint ihnen verächtlich — man weiß nicht, ob man sie wegen ihrer Bedürfnislosigkeit bewundern oder wegen ihrer Gleichgiltigkeit und Trägkeit verachten soll. Wie der fünfhundertjährige Aufenthalt in den Heimatlanden der hellenischen Kultur spurlos an ihnen vorübergegangen ist, so bleiben sie auch allen tiefern Einwirkungen der europäischen Kultur völlig unzugänglich. Wenn man die Summe ihres ganzen Wirkens zieht, so wird die Wagschale ihrer Schuld niedergeschnellt durch die Thatsache, daß von ihrer ganzen Eroberung nichts zurückgeblieben ist, als die Öde und die Verwüstung. Sie haben niedergerissen, aber nichts neues aufgebaut. Nicht allein die Kulturschöpfungen ehemals hochzivilisirter Völker sind vernichtet worden, sondern auch diese Völker selbst sind durch eine lange, barbarische Schule geistig so gesunken, daß sie heute denken und fühlen wie Türken und Tataren.

---

*) In der Täglichen Rundschau vom 18. November 1894.

**) Ausgesprochen armenische Züge hat z. B. merkwürdigerweise der jetzige Sultan.

In all diesem Niedergang, den der türkische Name gebracht und erlitten hat, hat nur eine Macht ihre Stärke bewahrt: der Islam. Er bleibt ungeschwächt die größte geistige und moralische Kraft, die das türkische Reich noch zusammenhält. Wie einst jahrhundertelang die Türken die grüne Fahne des Propheten von Sieg zu Sieg trugen, so ist jetzt wieder der Islam der starke Schutz und Schirm des türkischen Namens durch die gewaltige moralische Kraft, die er noch immer auf die Gemüter seiner Anhänger ausübt, und durch die Eroberung so vieler fremden Volkskraft, die er für das Türkentum gewonnen hat. „Im Orient ist Glaube Nationalität," sagt A. zur Helle*) treffend. Durch den bloßen Übertritt zum Islam wurde der Anatolier, der Grieche, der Slawe auch zum Türken, nahm türkische Kleidung und Sprache an, dachte und fühlte als Türke. Diese Umwandlung ist so stark und nachhaltig gewesen, daß sie die Rassenunterschiede in der Türkei fast völlig zurückgedrängt und verwischt hat; die wichtigste Einteilung ist nicht die in Rassen, sondern die in Moslem und Rajah. Der augenfälligste Beweis dafür, wie tief diese Scheidung geht, ist der, daß nur der Moslem im türkischen Reiche für würdig erachtet wird, das Vaterland zu verteidigen und Heeresdienst zu leisten, aber nicht der Rajah, der Christ (Armenier, Grieche) oder der Jude; diese werden nicht zum Heeresdienst herangezogen, sondern haben nur eine Wehrsteuer zu zahlen (jährlich 36 Piaster = 6 Mark 50 Pfennige, von der Geburt bis zum sechzigsten Lebensjahre).

Über das wahrhaft babylonische Völkergemisch des türkischen Reichs einen Überblick zu gewinnen, ist nicht leicht. Auf diesem Völkermarkt hat sich eine wahre ethnographische Musterkarte der verschiedensten Rassen, Typen und Trachten zusammengefunden. In Anatolien allein kann man mehr als fünfzig verschiedne Sprachen zählen. Dabei ist es eine „jedenfalls unerwartete Thatsache, daß in dem Reiche des buntesten Völkergemisches die Abschließung der verschiedenartigen Menschengemeinschaften gegen einander strenger ist als irgendwo anders. Der Osmanly verachtet den Turkmenen und verabscheut den Kysylbash, der Kurde haßt den Türken, der Armenier den Kurden, der Araber den Türken, der Jude den Christen." Alle die verschiednen Nationen wohnen ganz unvermittelt neben einander, in den Städten in besondern Stadtvierteln, auf dem Lande stets in besondern Dörfern, niemals wohnen verschiedne Rassen und Religionen in ein und demselben Dorfe zusammen.

Die Nachkommen der osmanischen Türken nennen sich, obwohl sie wenig mehr mit ihren ruhmreichen Vorfahren gemein haben, noch immer stolz Osmanly, um sich mit diesem Ehrennamen von ihren türkischen Stammesvettern zu unterscheiden, die an der ruhmreichen Gründung des osmanischen Reiches keinen Anteil haben: von den jetzt meist schon seßhaft gewordnen Turkmenen und den

*) Die Völker des osmanischen Reichs. Wien, 1877.

nomadischen Jürüken (d. i. Wanderer, von jürümek, wandern), Götschebehs (d. i. Nomaden, von götschmek, umherziehen) und Tataren. Man darf keinen Osmanly „Türke" nennen; dies gilt ihm als Schimpfwort und gleichbedeutend mit „grob," „bäurisch." Doch haben die von den Osmanly verächtlich „Türk" genannten nomadischen Stammesvettern den türkischen Typus besser bewahrt als die Osmanly. Besonders die anatolischen Turkmenen bilden heute den besten Teil des türkischen Heeresersatzes.

Neben diesen der ural-altaischen Rasse angehörigen türkischen Stämmen gehören zur islamitischen Bevölkerung des türkischen Reiches von andern Rassen (der indo-germanischen und der semitischen) noch die Kurden, Lasen, ein Teil der kleinasiatischen Griechen, die Syrer und die Araber. Aber auf alle diese Völkerschaften kann das türkische Reich im Falle der Not nicht mit Sicherheit zählen. Die Kurden bereiten der türkischen Regierung durch ihre räuberischen Überfälle und ihre Unbotmäßigkeit immerfort Verlegenheiten und die Araber haben sich erst kürzlich wieder offen empört.

Zu diesem bunten Völkergemisch sind nun in Anatolien in neuerer Zeit noch die verschiednen zahlreichen Muhadschyrs (Flüchtlinge, Auswandrer) gekommen. Das sind 1. kaukasische Muhadschyrs: die von den Russen aus ihrer kaukasischen Heimat vertriebnen mohammedanischen Tscherkessen, Abchasen und Georgier, die in zwei großen Fluten (1858 bis 1865 und 1877 f.) die Halbinsel überschwemmten; 2. europäische Muhadschyrs: mohammedanische Flüchtlinge aus den Grenzländern der europäischen Türkei: Bosniaken, Pomaken (d. s. mohammedanische Bulgaren), Arnauten (d. s. Albanesen), türkische Bauern aus Rumelien und Tataren aus der Dobrudscha. Die ununterbrochne geräuschlose Völkerwanderung der Muhadschyrs nach Kleinasien scheint nicht eher aufhören zu wollen, als bis der letzte mohammedanische Bauer das christliche Europa verlassen hat. Die Auswanderung hat schon einen Umfang angenommen, daß sie von historischem Interesse und von politischer Bedeutung für die Zukunft geworden ist. Diese Muhadschyrs, die in Anatolien jetzt stellenweise ganze Bezirke einnehmen (besonders an der anatolischen Bahn), sind fast ausnahmslos fleißige und tüchtige Bauern, die von der türkischen Regierung gern aufgenommen und angesiedelt wurden und einen Geist des Fortschritts und der Betriebsamkeit in das halberstorbne Land gebracht haben. Von den anatolischen Türken stechen sie auch in ihrer Gestalt auffallend ab: es ist ein schöner, großer, breitschultriger Menschenschlag, selbst die wirklichen Türken unter ihnen haben viel arisches Blut in ihren Adern, blonde, blauäugige Gesichter sind keine Seltenheit, aber alle sind gute Türken und fromme Mohammedaner, ein vorzügliches Menschenmaterial, ein vortrefflicher Heeresersatz.

Christlich geblieben, sogenannte Rajah, sind nur: 1. völlig die Armenier. 2. zum Teil die Griechen (die der Türkei werden von den Türken Urum oder Rum, d. i. Romäer, Ῥωμαῖοι, Angehörige des oströmischen Reichs genannt,

die des Königreichs [Jünanistan] dagegen Jünanly, d. i. Jonier). Von den kleinasiatischen Griechen kann man leider nicht behaupten, daß sie sich ihren nationalen Stolz zu bewahren gewußt hätten, sie haben ihn im Gegenteil fast überall dem materiellen Vorteil geopfert und sind teils zum Islam übergetreten, teils haben sie ihre Sprache aufgegeben, teils beides zugleich. Nur in einzelnen großen, vorwiegend griechischen Städten, wie Smyrna und Trapezunt, haben sie sich Glauben und Muttersprache bewahrt. Doch beginnt auch bei ihnen neuerdings der nationale Sinn wieder zu erwachen, und in vielen pontischen Küstenstädten entstehen griechische Schulen. 3. Die vereinzelten Giaurköi („Ungläubigendörfer") in Westkleinasien, bewohnt von Levantinern, Genuesen oder Franken, die, wenn sie nach ihrer Nationalität befragt werden, sich meist als „Katholiken" bezeichnen.

Es giebt ein türkisches Sprichwort, das die verschiedenartigen Eigenschaften der wichtigsten Völkerschaften kurz und treffend bezeichnet: „Die Schönheit gehört den Tscherkessen, Handel und Reichtum den Griechen und Armeniern, die Wissenschaft den Europäern, die Majestät (saltanat) den Osmanen." So stolz urteilen die Osmanen von sich selber. In der That kann nicht geleugnet werden, daß den echten Osmanly, der freilich heutzutage selten geworden ist, ein würdevoller Stolz, Edelmut, Rechtschaffenheit, wahrhaftige Frömmigkeit, Mildthätigkeit und Gastfreundschaft in hohem Maße auszeichnen. Diese schönen Züge des türkischen Volkscharakters wird jeder Reisende, besonders unter der Landbevölkerung, bestätigen können. Ich will nur anführen, daß ich auf meiner Reise durch Kleinasien mit wenigen Ausnahmen in den Türkendörfern immer die bereitwilligste Gastfreundschaft gefunden habe und alle Gepäckstücke sorglos herumliegen lassen konnte, ohne daß mir je der geringste Gegenstand abhanden gekommen wäre, während gleich im ersten Griechendorfe, wo ich übernachtete, der Pope, der christliche Geistliche (!), mir und meinen Kameraden erst spät abends und nur aus Gewinnsucht ein Obdach gewährte und uns überdies noch bestahl! Zu den weniger guten Eigenschaften des Osmanly gehört vor allem sein maßloser Stolz auf die Gründung des osmanischen Reichs, sein geringer Sinn für alles Höhere und Ideale, für Kunst und Wissenschaft, ferner seine Trägheit und Gleichgiltigkeit, die ihn verächtlich herabsehen läßt auf alle Errungenschaften unsrer modernen Kultur, die uns Europäern das Leben verschönern, und die uns unentbehrlich erscheinen, endlich sein gänzlicher Mangel an Unternehmungs- und Spekulationsgeist, der ihn zur leichten Beute der Griechen und Armenier macht, deren überlegner Handelstüchtigkeit und Schlauheit er nichts entgegenzusetzen hat als fanatischen Haß, der sich von Zeit zu Zeit, wie jetzt wieder, in grausamen Ausbrüchen Luft macht. Das Interesse des „Frenki" für die Altertümer seines Landes, das so viele antike Kunstschätze birgt, daß man es ein Altertumsmuseum im großen nennen könnte, ist in den Augen des Türken ein unschädlicher Sport, und gegen die traurigen

Trümmer, die der Fanatismus seiner Vorfahren davon noch übrig gelassen hat, hegt selbst der heutige Türke noch einen grenzenlosen Haß und tiefe Verachtung.*) Das Ideal jedes Türken ist die Erlangung eines einträglichen Staatsamts. Das Bild, das sich unsre Phantasie von einem „Pascha" entwirft, kann als das typische Ideal des ganzen türkischen Volks gelten. Wenn sich der Türke beim Tschybuk oder Nargileh in süßem Nichtsthun dem träumerischen Zustand des Kêf hingiebt, so gaukelt ihm seine Phantasie ein „Paschaleben" als das höchste begehrenswerte Ziel vor Augen.**) Wie oft sieht man nicht Türken in den Städten vor ihren Häusern den ganzen Tag faulenzend, Cigaretten rauchend und Kaffee schlürfend am Boden hocken. Daher gehört es denn auch zu den Seltenheiten, daß sich ein Türke aus eigner Thatkraft durch Handel oder Industrie ein Vermögen erwirbt. Meist ist der genügsame Osmanly zufrieden, wenn er so viel erworben hat, wie er zu seinem bequemen Lebensunterhalt nötig hat. Wegen der Zukunft macht er sich keine Gedanken, mögen die Kinder für sich selber sorgen. Handel und Gewerbe ruhen deshalb überwiegend in den Händen der Griechen und Armenier, mit deren angebornem Handelsgenie selbst die Juden nicht konkurriren können. Ich möchte nach berühmten Mustern folgende Stufenleiter aufstellen: ein Jude ist schlauer als zwei Türken, ein Grieche schlauer als zwei Juden, und ein Armenier schlauer als zwei Griechen.

Den griechischen und armenischen Kaufleuten ist es zu verdanken, daß sich der Levantehandel neuerdings wieder zu hoher Blüte entwickelt hat, seitdem mildere Gesetze eine freie Entfaltung der Kräfte ermöglichen. An der handelsreichen Westküste Kleinasiens ist die türkische Bevölkerung in einem unaufhaltsamen Zurückweichen vor dem überlegnen Griechentum. Es läßt sich statistisch verfolgen, wie hier die türkischen Ortschaften immer mehr zusammenschrumpfen, ja ganz und gar aussterben und verschwinden, die griechischen dagegen immermehr zunehmen, an Boden gewinnen und weiterschreiten. Die Türken werden mehr und mehr von der Küste in das Innere zurückgedrängt und bilden die große Masse der Landbevölkerung. Auf der anatolischen Hochebne hat sich das türkische Volkstum noch am unvermischtesten erhalten, hier wurzelt noch am kräftigsten die türkische Volkskraft, und von hier rekrutirt sich der Kern des türkischen Heeres.

Wenn ich aber auch die Abneigung des Türken gegen die Küste, das Meer und den Handel hervorgehoben und den binnenländischen Charakter des Türkentums betont habe, so muß ich doch der Vorstellung entgegentreten, als

*) Vgl. Pischon, Der Einfluß des Islam, S. 83 f.

**) A. Boué berichtet, daß es Türken gebe, die ein Aufstoßen bei Tisch — das durchaus nicht für unanständig, sondern im Gegenteil als ein Kompliment für den Wirt gilt — mit einem Wunsche begleiten, z. B. „Pascha zu sein."

ob das türkische Volk nun ein hervorragend ackerbautreibendes Volk wäre. Diese Vorstellung wäre grundfalsch. Schon der hohe Steuerdruck muß jedes Aufblühen der Landwirtschaft im Keime ersticken. Die Regierung erhält den Zehnten von allen Bodenprodukten, aber durch die gewissenlosen Erpressungen der Steuerpächter, die die gesetzliche Bestimmung ausbeuten, daß die Ernte so lange auf dem Dreschplatz zu lassen ist, bis die Steuer eingeschätzt und abgeholt ist, wird sie noch um reichlich 3 Prozent hinaufgeschraubt. Aber die Türken sind auch von Natur kein ackerbautreibendes Volk. Der Ackerbau ist ihnen immer etwas fremdes, ihren Neigungen widersprechendes geblieben. Sie haben ihn bei der Eroberung des Landes von den unterworfnen Völkerschaften angenommen und seitdem nicht einen einzigen Fortschritt, nicht eine einzige Verbesserung gemacht. Ihr Pflug ist ein geradezu vorsündflutliches Ackergerät. Dernschwam hat ihn auf uralten kleinasiatischen Grabsteinen abgebildet gefunden. Dieser Pflug ritzt den Boden nur oberflächlich auf und ist völlig ungeeignet, die Ertragsfähigkeit des Landes auszunutzen. Wenn trotzdem der Boden dem anatolischen Bauer seine geringe Mühe überreich lohnt, so ist das nur ein Beweis für die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes. Ist es doch einst die Kornkammer des römischen Kaiserreichs gewesen! Von einer vernünftigen Bodenkultur, von einer Steigerung der Ertragsfähigkeit durch Düngen ist keine Rede; im Innern Anatoliens ist das Düngen so gut wie unbekannt. Gedroschen wird in der Weise, wie wir es von den jüdischen Erzvätern aus der Bibel kennen, wo geschrieben steht: „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden!“ Als Erntewagen dient ein zweirädriger Büffelkarren, wie ihn wahrscheinlich schon die Stammväter der Türken vor Jahrtausenden in den asiatischen Steppen mit sich geführt haben. Jetzt haben die Türken zwar längst ihr asiatisches Nomadenleben aufgegeben und sind ansässig geworden, aber ein gewisser nomadenhafter Zug ist diesen Söhnen der Steppe immer geblieben, dieses überkonservative Volk ist mit seinen tief eingewurzelten Neigungen ein Hirtenvolk geblieben. Ihre Herden sind ihr Reichtum und ihr Stolz, sie geben ihnen Nahrung und Kleidung, sie sind ihr alles. Ihrer Herden wegen ziehen die anatolischen Türken — besonders die Turkmenen — großenteils noch heute, wie ehedem in Asien, im Sommer fröhlich hinauf in ihr Bergdorf und erst zum Winter wieder herab in das geschützte Thaldorf, wo sie sich mit Weben und Spinnen beschäftigen. So ist in gewissem Sinne auch heute noch das anatolische Hochlandleben der Türken halbnomadisch. In ununterbrochnem Wechsel wogt es auf und nieder, regelmäßig wie die Ebbe und Flut des Meeres. So gering aber bei den Türken Neigung und Verständnis für den Ackerbau sind, so groß ist ihre Freude am Gartenbau. Mit liebevollem Fleiß und vieler Mühe wissen sie in sonst wüsten und kahlen Gegenden wahre Oasen hervorzuzaubern. Oft genug hat der Reisende Gelegenheit, ihre kilometerlangen Wasserleitungen zu bewundern, und am Kysyl Irmak und andern

Flüssen trifft man allerorten jene sinnreichen Schöpfräder an, die das Wasser fortdauernd über das hohe Flußufer hinweg in die Gärten leiten.

Das soziale Leben der Türken ist vor allem durch ihre Religion beeinflußt und gestaltet worden; denn der Islam ist, wie kaum eine andre Religion, auch eine ausgesprochne soziale Gesetzgebung. Es muß anerkannt werden, daß der Koran in vieler Beziehung und in hohem Maße veredelnd eingewirkt hat, besonders auf die Rechtschaffenheit, die Mildthätigkeit und die Gastfreundschaft. Aber andrerseits hat er doch auch die schlimmsten sittlichen Schäden großgezogen, besonders in einem Punkte, in der sozialen Stellung der Frauen. Während im ganzen übrigen Europa die Stellung der Frauen an sich schon ungleich höher war und in neuerer Zeit wieder große Fortschritte gemacht hat, bleibt das Leben der türkischen Frauen, von alledem unberührt, in dem Sumpfe der alten sklavischen Abhängigkeit, unwürdigen Unfreiheit und wahrhaft bedauernswerten Bildungsarmut stecken. Es ist das ein Punkt, der auch schon von vielen vorurteilsfreien und aufgeklärten Türken schmerzlich empfunden und anerkannt wird, der geradezu ein Notstand geworden ist, und an dem ein künftiger Reformator vor allem den Hebel ansetzen müßte. Die Frau ist ein bloßer Handels- und Luxusartikel, von dem sich der Reiche mehr und schönere Exemplare zulegen kann, der Arme weniger, sie gilt als ein tief unter dem Manne stehendes Geschöpf, das nur zur Befriedigung seiner Sinnlichkeit geschaffen ist, mit dem der Mann weder zusammen speisen noch zusammen ausgehen kann, und das nach dem Koran sogar keine unsterbliche Seele hat, die der himmlischen Freuden teilhaftig werden kann. Die durch den Koran gestattete Vielweiberei ist, weil sie wegen ihrer Kostspieligkeit nur selten vorkommt, nicht die verderblichste Seite der türkischen Frauenfrage, sondern das Hauptübel ist die Leichtigkeit der Ehescheidungen. Das eine Wort Dachlák!, d. i. „deinen Rücken (will ich sehen)!“ genügt, und jeder Kady scheidet nach Ablauf der Bedenkzeit für 40 Piaster (7 Mark). Mit dieser Erlaubnis (die jedoch nur dem Manne zusteht) wird ein weit verbreiteter und in seinen Folgen geradezu entsittlichender Mißbrauch getrieben. „Unter den Türken giebt es Männer, die sich fünfzehn- bis zwanzigmal nach einander verheiraten.“ Erst wenn die Frau ihrem Manne einen Sohn geboren hat, ist sie einigermaßen gegen eine Ehescheidung gesichert. Um das traurige Gemälde zu vollenden, sei auch noch die Kinderlosigkeit der türkischen Ehen erwähnt, die ein wahrhaft erschreckendes Aussterben der türkischen Bevölkerung, besonders an den Küsten, zur Folge hat. „Keinem Reisenden in der Türkei, sagt Pischon, kann der Abstand zwischen der Menge fröhlicher Kinder in griechischen, bulgarischen, syrischen, armenischen Städten, Quartieren und Dörfern und der geringen Anzahl der Türkenkinder entgehen.“ Als Ursachen sind anzusehen die Entnervung der Männer durch das Haremsleben und durch die Häufigkeit der Eheschließungen, sowie die Abneigung der Eltern gegen die Sorgen eines zu reichen Kindersegens; nach

Humann gehören Abortivmittel zur Hausapotheke jedes türkischen Hauses! Sind das nicht Anzeichen eines absterbenden Volkes, das sich selber aufgegeben hat? Besonders seit dem letzten russisch-türkischen Kriege scheint ein Druck auf den Gemütern zu lasten, der sich selbst bei den an Selbstbeherrschung gewöhnten und sonst alles so gleichmütig als Kismet tragenden Türken bemerkbar macht, und es ist wohl mit die Verzweiflung über das Unglück von außen und das Elend im Innern ihres Landes, über die Mißwirtschaft und den Steuerdruck, die dem Laster der Trunkenheit jetzt eine so erschreckende Verbreitung in der Türkei verschafft. Unser sonst so ehrlicher und braver Saptieh Hussein, der meinen Kameraden und mir auf unsrer ganzen Reise die treuesten Dienste leistete, scheute, wenn er in unsern Packtaschen eine Flasche mit Raky- oder Mastixschnaps vermutete, selbst vor einem Diebstahl nicht zurück (etwas sonst unerhörtes bei der ehrlichen anatolischen Bevölkerung), und als wir ihm bei unsrer Rückkehr nach Angora seinen wohlverdienten, reichlichen Lohn auszahlten, ergab er sich sofort einem ganz unmäßigen Alkoholgenuß, sodaß er für die nächste Zeit überhaupt unbrauchbar war.

Daß im türkischen Beamtentum und in der hauptstädtischen Bevölkerung viel Fäulnis steckt, ist zur Genüge bekannt, aber daß auch die Bevölkerung in hohem Maße und in vieler Hinsicht davon ergriffen ist, wird den meisten unbekannt sein. Leider ist es nicht anders, und es würde schlimm um die Zukunft des morschen türkischen Staatswesens stehen, wenn ihm nicht durch deutsche Thatkraft eine neue Stütze geschaffen worden wäre, die vielleicht noch einmal berufen ist, seine Rettung aus höchster Not zu werden: die Heeresreorganisation und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.

Im Jahre 1886 entwarf Freiherr von der Goltz Pascha den Reformplan, der die Grundlage der modernen türkischen Heeresverfassung bildet. Darnach ist jeder wehrfähige Mohammedaner — die Rajah sind ausgeschlossen — vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Lebensjahre wehrpflichtig, und zwar im stehenden Heere drei Jahre aktiv und drei Jahre in der Reserve, in der Landwehr acht Jahre und im Landsturm sechs Jahre. Die Armee wird durch eine Territorialeinteilung, die mit der politischen Landeseinteilung zusammenfällt und dadurch die Mobilmachung ungemein vereinfacht, in sieben Armeebezirke eingeteilt: 1. Gardekorps, Konstantinopel, 2. Korps, Rumelien, 3. Albanien, 4. Anatolien, 5. Syrien, 6. Mesopotamien, 7. Arabien. Jeder Bezirk stellt im Kriege vier Armeekorps auf, die gleiche Einteilung haben und sich nur durch das Alter der Mannschaften unterscheiden: ein aktives, dessen Stämme schon im Frieden bestehen, zwei Landwehrkorps und ein Landsturmkorps. Die erstern bilden die Nummern 1 bis 7, die zweiten die Nummern 8 bis 19, die letzten die Nummern 20 bis 25, sodaß die ganze mobile Armee 25 Armeekorps zu je 26000 bis 27000 Mann zählt, in Summa 700000 Mann.

Zur Bewaffnung der Infanterie sind — ein schwerer Übelstand — sechs

verschiedne Gewehrsysteme vorhanden (Snider, Winchester, Remington, Peabody-Martini und Mauser M. 87 und 90; die letztgenannten sind erst vor kurzem durch einen Erlaß des Sultans endlich an die Armee ausgegeben worden); die Feldartillerie ist mit Kruppschen Geschützen ausgerüstet, aber leider nur sehr wenig kriegsmäßig ausgebildet, da Schießübungen nur sehr selten und vereinzelt stattfinden.

Unser Kaiser soll bei seinem Besuch in Konstantinopel den Ausspruch gethan haben, die Soldaten, die er beim Selamlik*) gesehen habe, seien die schönsten Soldaten der Welt. In der That muß der Ersatz der türkischen Armee immer noch als ganz vorzüglich bezeichnet werden. Zwei Eigenschaften sind es vor allem, die den türkischen Soldaten auszeichnen, einerseits seine Genügsamkeit und seine Zähigkeit, die ihn die größten Entbehrungen und Strapazen zu ertragen befähigen, andrerseits sein religiöser Fanatismus, der ihn vor keiner Gefahr zurückschrecken läßt, da nach den Lehren des Islam jedem Menschen sein unabänderliches Schicksal schon im voraus bestimmt ist, und da ihm der Tod auf dem Schlachtfelde die Thore öffnet zu den ewigen und unvergleichlichen Freuden seines Himmels. Noch im letzten russisch-türkischen Kriege hat die türkische Armee durch ihre Leistungen die Welt in Erstaunen gesetzt, und eine achtunggebietende Macht, mit der gerechnet werden muß, wird sie seit ihrer Reorganisation erst recht bleiben. Durch die regelmäßigen zahlreichen Abkommandirungen nach Deutschland ist ein Stamm von türkischen Offizieren geschaffen worden, die vollkommen auf der Höhe der modernen Kriegskenntnis stehen, und in der Türkei selber arbeitet seit langem eine ganze Reihe bedeutender preußischer Offiziere an der Vervollkommnung des türkischen Heerwesens.

Ein künftiger russischer Angriff wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht in dem Maße wie früher wieder auf europäischer Seite erfolgen, sich wenigstens nicht auf sie beschränken — denn hier ist ihm Österreich in der Flanke, Rumänien und Bulgarien im Wege, der Donau- und Balkanübergang zu überwinden —, sondern wird voraussichtlich noch mehr, als das im letzten Feldzuge versucht wurde, seinen Weg durch Kleinasien nehmen, da hier ein ungehinderter Anmarsch möglich ist, Armenien ein zuverlässiger Verbündeter sein, vor allem aber die türkische Mobilmachung in ihren wichtigsten Gebieten gestört, das ganze türkische Reich in zwei Teile zerrissen und die syrischen Streitkräfte ganz abgeschnitten werden würden. Es ist nicht anzunehmen, daß sich die russische Heeresleitung die außerordentlichen Vorteile eines asiatischen Angriffs in einem zukünftigen Kriege entgehen lassen wird, wenn auch das Hauptobjekt, Konstantinopel, von dieser Seite schwerlich erreichbar ist.

*) Das Selamlik ist das allwöchentlich stattfindende Freitagsgebet des Sultans in der Hamidiémoschee (Freitag ist der türkische Sonntag) mit Parade. Das Ganze, mit dem großartigsten Gepränge ausgeführt, ist eins der glänzendsten Schauspiele, die man sich denken kann.

Nächst der festern Durchführung der Heeresreform und der allgemeinen Wehrpflicht müßte eine Erneuerung des türkischen Staats vor allem bestehen in der Einführung der längst versprochnen, aber bisher immer unterdrückten konstitutionellen Regierungsform, wodurch der Günstlingswirtschaft und den Palastintriguen ihre Schädlichkeit genommen werden würde; ferner in der unbedingten politischen Gleichstellung der christlichen (Rajah-) Bevölkerung mit der moslimischen, da sich sonst dieser durch seine Handelstüchtigkeit für die Finanzen des Staates unentbehrliche Bestandteil früher oder später doch losreißen wird; sodann in dem Ausbau der anatolischen Bahnen, durch den der Wohlstand des Volkes und die Finanzen des Staates einen ungeahnten Aufschwung nehmen könnten, und durch den die Beschleunigung der Mobilmachung ganz bedeutend gewinnen würde; endlich in einer sozialen Reform, die sich vor allem auf die Stellung der Frau zu erstrecken hätte.

Aber wo ist in der Türkei der Mann, so umfassende und gewaltige Aufgaben durchzuführen, und wo sind die Anzeichen, daß man dergleichen von der Zukunft erwarten könnte? Und ist es nicht bereits zu spät? Ist nicht die kostbare Zeit, die zu Gebote stand, bereits nutzlos verstrichen? Ist das türkische Volk überhaupt fähig und reif für die gewaltigen Kulturaufgaben, die gerade seinen Landen in unsrer Zeit bevorstehen? Es ist eine seltsame Laune der Weltgeschichte gewesen, die das asiatische Steppenvolk der Türken nun schon ein halbes Jahrtausend hindurch zu Herrn des Ländergebietes im Herzen und in der Mitte der drei Erdteile der alten Welt gemacht hat, des Ländergebietes, das die Wiege der ältesten Kultur und der Urgeschichte des Menschengeschlechts gewesen ist, und das jetzt wieder durch den Gang der Handelswege einer neuen und glänzenden Zeit entgegengeht. Wenn das türkische Volk nicht imstande ist, die Kulturaufgabe selber zu lösen, die seinen Landen in nicht allzuferner Zukunft zufallen muß, so wird es unfehlbar und bald durch den Ansturm thatkräftigerer und befähigterer Völker hinweggefegt werden, die dann an seiner Stelle die zwar mühevollen, aber auch einen glänzenden Preis verheißenden Aufgaben übernehmen werden. Der Ansturm hat schon begonnen: von Norden drängt Rußland herein, um den Besitz von Ägypten streiten sich England und Frankreich, und selbst in das Zentrum, in Kleinasien, hält schon, wenn auch vorläufig erst auf friedlichem Wege, durch den Bahnbau das europäische Wesen mit Riesenschritten seinen Einzug, hier rühmlich voran die Deutschen. „Haben denn die Frenkis Kleinasien erobert?" soll eine alte Türkenfrau in Eskischehr halb erstaunt, halb erzürnt gefragt haben, als sie zum erstenmale die Eisenbahn mit all dem fremdartigen Leben und Treiben sah. Kleinasien nimmt einen eignen Platz in der Weltgeschichte ein: inmitten der drei Erdteile der alten Welt gelegen, ist es seit Urzeiten die große Völkerbrücke, das Bindeglied zwischen dem Morgen- und dem Abendland gewesen. Seine nach zwei Weltteilen ausschauende Lage versinnbildlicht schon der auf uralten hethitischen

Denkmälern hier aufgefundne Doppeladler. In gewaltigem Wellenschlag flutete hier die Weltgeschichte hinüber und herüber. Westwärts in unzähligen Scharen zogen einst die Perserheere, aber die Überzahl der asiatischen Barbaren erlag der Heldenkraft des Griechenvolkes, und alsbald eroberte Alexander die asiatische Welt hellenischer Kultur und Gesittung. Sein Werk setzten die Römer fort. Ein volles Jahrtausend herrschte griechische Sprache und Kultur in Kleinasien, als — ein neuer Strom aus Asien — die Türken über das Land hinfluteten und auf den Trümmern des morschen Byzantinerreiches ihre nun schon fünfhundertjährige Herrschaft in Europa gründeten. Jetzt aber scheint in rückflutender Bewegung wieder das Abendland seinen Siegeseinzug in Asien antreten zu sollen. Hoffentlich folgt auf die fünf Jahrhunderte asiatischer Barbarei und türkischer Trägheit eine mindestens gleich lange, gesegnete Zeit europäischer Bildung und Gesittung.

Die Türkenherrschaft hat einst die Verbindung zwischen dem Morgen- und dem Abendlande jäh und gewaltsam unterbrochen. Durch das Machtwort Muhammeds des Eroberers wurden zwei Kontinente auf Jahrhunderte von einander getrennt, und der blühende Handel der Genuesen und Venezianer nach Indien vernichtet. Bei dem Versuch, einen westlichen Seeweg nach Indien zu finden, wurde drei Jahrzehnte später Amerika entdeckt und der ganze Erdkreis der menschlichen Forschung erschlossen. Es erscheint wie das Walten einer höhern Macht, die selbst das Böse zum Guten zu führen weiß, daß sich die europäischen Völker, von ihrer einseitigen Richtung nach Osten durch das Dazwischentreten des Türkenvolks abgelenkt, dem Westen zuwenden mußten, um hier mit dem Zeitalter der Entdeckungen einen neuen Abschnitt der Weltgeschichte zu eröffnen, wenn man überhaupt vorher von einer Weltgeschichte reden kann. Hierzu den Anstoß gegeben zu haben, scheint der geschichtliche Beruf des Türkenvolkes gewesen zu sein. Nun er vollendet ist, tritt es wieder von der Weltenbühne zurück.

Heinrich von Treitschke

Der Mensch versteht nur, was er liebt

Am 28. April ist Heinrich von Treitschke allzu früh, im Alter von noch nicht 62 Jahren, der deutschen Wissenschaft und wir dürfen sagen der deutschen Nation entrissen worden. Unter den Historikern unsrer Zeit nahm er eine völlig eigenartige Stellung ein, und nach dem Hinscheiden Rankes und Sybels in Deutschland ohne alle Frage die erste. Jetzt ist dieser Platz leer, und er wird so bald

nicht wieder besetzt werden, sicher nicht mit einem Manne dieser Prägung. Denn ein Mann wie Treitschke konnte nur erwachsen in einer Umgebung und in einer Zeit wie der seinigen. Er war ein Typus des obersächsischen Stammes, und zwar jener Art, die, wie Lessing, Fichte und Körner, die „warmherzige Männlichkeit" vertritt, im merkwürdigen Gegensatze zu jener sinnigen Weichheit, die sich etwa in Ludwig Richter und Ernst Rietschel verkörpert hat und die die häufigere Eigenschaft ist. Er war weiter der Sprößling eines alten sächsischen Adelsgeschlechts, das den Dienst im Heere als eine selbstverständliche Pflicht ansah, und ein militärischer, waffen- und kampfesfreudiger Zug tritt auch in ihm hervor.

Aber bedeutende Naturen entwickeln sich nicht nur im Einklange mit ihrer Umgebung und durch sie, sondern ebenso sehr und zuweilen noch mehr durch den Gegensatz zu ihr. So war es bei Treitschke. Die Überlieferungen und die Gesinnungen seiner Familie wiesen ihn in eine streng sächsisch-partikularistische Richtung, auf die entschiedenste Abneigung, das tiefste Mißtrauen gegen Preußen, und seine bildsamsten Jugendjahre fielen in die häßlichste Zeit der Reaktion, wo der nationale Gedanke als Hochverrat galt und sein berufner Träger, Preußen, nachdem es ihn selber von sich gewiesen hatte, mißachtet beiseite geschoben war. Und dieses „Dresdner Kind" wurde, als es sich kaum aus den engen Verhältnissen der Heimat losgerissen hatte, zum flammenden Herold des deutschen Berufes der Hohenzollern, gerade deshalb, weil Treitschke den Unsegen deutscher Zerrissenheit als Angehöriger eines kleinen Staates tiefer empfand als ein geborner Preuße. Es ziemt sich nicht, davon zu reden, wie ihn dies innerlich auf lange Zeit von seiner Familie, auch von seinem geliebten Vater trennte; aber in spätern Schilderungen von ihm, wie in der von Lessings Verhältnis zum Pfarrhause in Kamenz, meint man das eigne schwere Leid des Verfassers durchzittern zu hören.

So betrat er als blutjunger Privatdozent der Geschichte zuerst in Leipzig das Katheder. Nur wer diese Jahre dort miterlebt hat, kann ganz verstehen, was er hier gewirkt hat. Die Geschichte war damals in Leipzig hauptsächlich vertreten durch den greisen Wachsmuth, der vor wenigen Zuhörern zu Hause im Lehnstuhl las, und durch den fanatischen großdeutsch-österreichischen Demokraten Wuttke, der durch die gehässige Parteilichkeit seiner Auffassung viel mehr abstieß als anzog. Dafür drängten sich Hunderte von Studenten aller Fakultäten zu Treitschkes Vorlesungen über die neueste Geschichte; sie füllten den größten Hörsaal des Augusteums bis auf den letzten Platz und horchten voll Spannung und mit einer Art von Andacht auf jedes Wort des jungen Redners mit dem dunkeln, dichten Haar und dem starken Schnurrbart in dem kräftigen, scharfgeschnittenen Gesicht, dessen hohe Gestalt straff aufgerichtet dastand, den Arm leicht auf das Pult gestützt, den Kopf etwas zurückgeworfen, und aus dunkeln Augen wie befehlend und beherrschend über die Menge zu seinen Füßen

blickte. Er sprach völlig frei mit tiefer, klangvoller Stimme, die entscheidenden Stellen mit einem eigentümlichen Nicken des Kopfes wie bekräftigend, in scharf abgerundeten Sätzen, zuweilen auch in wuchtigen, rollenden Perioden, in einer eigentümlichen, kraftvollen Ausdrucksweise voll tiefem und doch niemals ermüdendem Pathos, scharf und anschaulich schildernd, rückhaltlos und oft genug schroff urteilend; aber immer empfand man, daß alles, was er sagte, aus tiefster Überzeugung und aus einem energischen, begeisterten Patriotismus floß. Es waren keine Vorlesungen zum Nachschreiben, ein gutes „Heft" zum Einpauken fürs Examen bekam man nicht bei ihm, denn die Bedeutung seiner Vorträge lag nicht allein in den mitgeteilten Thatsachen, sondern vor allem in der Art ihrer Mitteilung und in der Durchdringung des Stoffes mit dem Hauche der ganzen mächtigen Persönlichkeit des Redners. Beides war ein unzertrennliches Ganze, und beides wirkte unwiderstehlich. Die jungen Leute da vor ihm kamen meist zu ihm noch ohne politisches Urteil, befangen in engen, vorgefaßten Meinungen oder unsicher schwankend zwischen sehr verschiednen Anschauungen. Und nun trat ihnen ein Lehrer entgegen, jeder Zoll ein Mann und ein Deutscher, mit fest gegründeter, unerschütterlicher Überzeugung. Da fühlte sich mancher zuerst verwirrt und das Oberste in sich zu unterst gekehrt, aber bald wurde er unwiderstehlich gepackt, und wenn er von ihm ging, dann hatte er eine politische Überzeugung gewonnen und hielt sie fest für sein ganzes Leben.

Als Treitschke im Sommer 1863 den Ruf als ordentlicher Professor nach Freiburg erhielt, nachdem er auch weitern Kreisen in der glänzenden Rede zum Andenken der Leipziger Schlacht beim dritten deutschen Turnfeste die Wucht seiner Beredtsamkeit gezeigt hatte, da ging eine stürmische Aufregung durch die Kreise seiner jugendlichen Zuhörer, und sie unterzeichneten in Scharen ein Gesuch an das sächsische Kultusministerium, den geliebten und verehrten Lehrer in Leipzig festzuhalten. Kluge Leute lächelten über diesen Schritt, und sie hatten Recht, aber die andern ließen es sich dann doch nicht nehmen, dem Scheidenden einen stattlichen Fackelzug zu bringen, dem die schwarzrotgoldnen Fahnen der Leipziger Burschenschaften voranwehten. Das Jahr 1866 vertrieb ihn aus Baden, denn er wollte einem Staate, der mit Preußen im Kriege war, nicht dienen. Der Sieg Preußens aber führte ihn nach der soeben wiedergewonnenen Nordmark, nach Kiel auf Dahlmanns Lehrstuhl, den er aber schon 1867 wieder mit dem Häussers in Heidelberg vertauschte. Seit 1874 hat er dann in Berlin gelehrt, in der Hauptstadt des neuen Reichs, dessen begeisterter Prophet er geworden war.

Das aber wurde er, weil er das verband, was freilich Ranke einmal als unvereinbar bezeichnet hat, den Politiker und den Historiker. Denn seine „warmherzige Männlichkeit" konnte sich nicht damit begnügen, die Dinge der Vergangenheit zu betrachten und zu schildern, sondern er mußte eingreifen in

den Streit des Tages. Das that er als Reichstagsabgeordneter — er vertrat siebzehn Jahre lang den Wahlkreis Kreuznach —, vor allem aber als einer der glänzendsten Publizisten aller Zeiten. Da gab es keine große Frage der nationalen Politik, zu der er nicht das Wort ergriffen hätte, vor allem in den Preußischen Jahrbüchern, die er lange Jahre hindurch leitete. Jede Frage beleuchtete er vom nationalen Standpunkt aus, und stets sprach in diesen Aufsätzen nicht nur der Verstand, sondern vor allem das warme Herz; es war oft, als ob das nationale Gewissen aus ihnen redete. Es lag etwas kriegerisches, kampfesfreudiges in ihm, und die tiefe Leidenschaft, die in ihm lebte, führte ihn oft zu harten, schroffen, ungerechten Urteilen, die manchen verletzt haben und ihm selber lange das Verhältnis zu seiner Heimat verdarben; aber er stand im Kampfe für sein höchstes Ziel, die Einigung Deutschlands unter den Hohenzollern, und auch als dies erreicht war, da wirkte die Erregung noch nach. Allmählich drangen seine Äußerungen seltner in die Öffentlichkeit, aber noch bei der Jubelfeier des großen Jahres 1870 hat er als Festredner der Berliner Universität herrliche Worte gefunden. Und mochte er als Liberaler und als „radikaler Unitarier" begonnen haben, einer Parteischablone hat er sich niemals gefügt, er bekannte ehrlich, wenn er sich geirrt hatte, er sah mit lebhafter Freude, wie das von ihm oft hart genug beurteilte Haus Wettin dem neuen Reiche einen seiner ersten Feldherrn stellte, er wurde ein überzeugter Verfechter des deutschen Bundesstaats und sprach in der Debatte des Reichstags über die neue Münzordnung für die Beibehaltung der landesfürstlichen Bildnisse neben dem Reichswappen, denn in dieser Verbindung komme das Wesen des neuen Reichs getreu zum Ausdruck, und er schloß mit dem alten schönen Satze: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.

Seine Größe als Publizist hat ihm denn auch niemand bestritten, aber viele haben gemeint, er sei auch als Historiker wesentlich Publizist und also Parteimann gewesen, und selbst in akademischen Kreisen wurde er nicht so ohne weiteres zu den „zünftigen" Historikern gerechnet, um dies häßliche, aber bezeichnende Wort zu brauchen. Gewiß, von der kühlen Objektivität eines Ranke war nicht eine Ader in ihm; seine Kunst war nicht eine Geschichtschreibung des Verstandes, sondern des Herzens, der innern persönlichen Erfahrung. Er meinte nicht nur mit Recht, das politische Urteil des Historikers bleibe dilettantisch, so lange er nicht thätigen Anteil an dem politischen Leben seiner Zeit genommen habe, was ohne Beteiligung des Gemüts nicht abgeht, sondern er konnte gar nicht anders als subjektiv, mit flammender Leidenschaft und tiefem Pathos schildern, denn er empfand Leid und Glück des Vaterlands auch in der Vergangenheit wie eignes, selbsterlebtes Leid und Glück. Der Grundsatz des Tacitus: Sine ira et studio, „den niemand weniger befolgt hat als sein Urheber," galt ihm nichts; „gerecht soll der Historiker reden, freimütig, unbekümmert um

die Empfindlichkeit der Höfe, ungeschreckt durch den Haß des Pöbels.“ Freimütig und ehrlich in dem Aussprechen dessen, was er in angestrengter Forschung als Wahrheit erkannt hatte, ist er immer gewesen, gerecht nicht immer, er nimmt Partei für und wider, aber doch nur in der Weise, daß er Partei ergreift gegen alles und alle, die der Größe und dem Glücke seines Vaterlandes im Wege standen. Wenn er dabei allzu einseitig für Preußen einzutreten scheint, so war das ein notwendiger und heilsamer Rückschlag gegen die Verkennung und Verketzerung der frühern Zeit.

Diese subjektive Auffassung lag in seinem Wesen, aber sie hing auch mit der Wahl seines Stoffes zusammen, die freilich wieder aus seinem Wesen entsprang. Ein Mann wie er konnte nicht alte oder mittelalterliche Geschichte schreiben, so gut er die Alten kannte, und so hoch er sie schätzte. Die neueste deutsche Geschichte ist von Anfang an nicht sein einziges, aber sein bevorzugtes Feld gewesen, und auch wenn er einen scheinbar ihr fern liegenden Gegenstand behandelte, wie in seinem ersten schönen Aufsatze über das deutsche Ordensland Preußen, er setzt ihn doch mit der Gesamtgeschichte seiner Nation in Zusammenhang und bringt ihn durch seine herzliche Teilnahme auch dem Leser nahe. Endlich schloß sich alles zusammen zu seinem Lebenswerke, der „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert,“ die er nun unvollendet hinterlassen hat, und die unvollendet bleiben wird, weil es niemanden giebt, der sie fortsetzen kann. Wer noch zweifeln konnte an der Gründlichkeit und Schärfe seiner Forschung, der mußte vor diesen Bänden eingestehen, daß sie ebenso solid gearbeitet seien, wie irgendein Buch über das sechzehnte oder siebzehnte Jahrhundert, nur daß die Arbeit schwieriger war, weil der Stoff ein wahrhaft ungeheurer, zersplitterter und fast noch ungesichteter ist. Und mit welch souveräner Beherrschung hat er ihn zusammengefaßt und gestaltet! Er war immer der schlichten Meinung, daß der eigentliche und wichtigste Gegenstand der Geschichtschreibung der Staat und seine Wandlungen sei, und daß diese auf dem Wirken der sittlich verantwortlichen Menschen und nicht unpersönlicher Kräfte beruhen, unter der selbstverständlichen und niemals bestrittnen Voraussetzung, daß sich diese Menschen auf dem Boden und in den Schranken ihrer Zeit bewegen. Daher hat er denn auch diese Menschen in ihrem tiefsten Wesen erfaßt und geschildert in einer Reihe prächtiger Porträts mit der kraftvollen Zeichnung und Farbengebung eines Lenbach. Niemals sind die großen deutschen Feldherrn der Befreiungskriege wahrer und packender vor Augen gestellt, niemals ist die im tiefsten Grunde tragische Gestalt Friedrich Wilhelms IV. verständlicher und erschütternder gezeichnet worden. Und doch liegt es ihm völlig fern, nur Haupt- und Staatsaktionen darzustellen; er faßt das Dasein des Volkes als ein unzertrennliches Ganze, er läßt den Leser auch hineinblicken in das Leben des kleinen Mannes, und manche seiner glänzendsten Kapitel sind dem geistigen und wirtschaftlichen Leben gewidmet. Mit allen diesen reichen Mitteln aber

wollte er keineswegs bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen oder warum es so geworden ist; belehren wollte er, ermahnen und warnen, mit einem Worte erziehen für die Gegenwart, für das Leben, erziehen zu jener thatkräftigen und begeisterten Vaterlandsliebe, die ihm selbst im Herzen glühte. In diesem Sinne ist er unter den deutschen Historikern der größte Erzieher der gebildeten deutschen Jugend und nicht nur der Jugend geworden.

Alle Vergleiche haben ihr Mißliches, aber wenn man Umschau hält unter den Historikern des Altertums, die Treitschke so sehr verehrte, so steht ihm in vieler Beziehung einer am nächsten: Cornelius Tacitus. Denn dieselbe Subjektivität einer festen, geschlossenen Persönlichkeit, dasselbe Pathos, dieselbe Glut der Empfindung für das Vaterland, dieselbe Pracht der Farbengebung, dieselbe Eigenart der Sprache charakterisiren auch den Römer. Nur daß der Deutsche glücklicher war als der Römer. Denn wenn diesem beschieden war, eine sinkende Zeit zu schildern mit dem vollen Bewußtsein eines unaufhaltsamen Niederganges, des ruere in exitum, so war es dem Deutschen vergönnt, in einem aufsteigenden Volke zu stehen und seine Größe nicht nur vorauszusehen, sondern auch zu erleben.

Nun ist sein beredter Mund verstummt, die Feder ist ihm aus der Hand gesunken, gerade als er sich anschickte, die Schwelle der neuesten Zeit, das Jahr 1848, zu überschreiten. Wir werden die Geschichte dieser verworrnen und doch so hochstrebenden Jahre in seiner fortreißenden Sprache und in der Farbenpracht seines Pinsels nicht vor uns ausgebreitet sehen, und nicht das Zeitalter Wilhelms I. und Bismarcks, das die Vorhersagungen seines begeisterten Propheten herrlicher erfüllte, als er geahnt hatte; wir müssen uns in schmerzlicher Entsagung begnügen mit dem, was er uns hinterlassen hat. Aber wir wollen hoffen, daß aus oder auch neben der Schar von Spezialisten, die unsre historischen Seminarien erziehen, in nicht zu langer Zeit ein Geschichtschreiber großen Stils auftauche, der Treitschkes Werk wieder aufnimmt, weil er von sich sagen kann:

Deines Geistes
Hab ich einen Hauch verspürt.

Erfahrungen eines Patienten

Fällt mir eine medizinische Kasuistik in die Hände, so denke ich: wie ganz anders würde das lauten, wenn der Arzt besorgen müßte, daß ihm die Kranken dreinreden könnten. Allzu oft nämlich wird das „Beobachtungsmaterial“ gebogen und gewendet, hier ein Umstand verdunkelt oder unterdrückt, dort einer unters Vergrößerungsglas gebracht — je nach dem Bedürfnis des Herrn Verfassers, der sein Licht leuchten lassen möchte. Man erinnere sich nur des Widerstreits der Meinungen beim Aufkommen eines neuen Heilmittels.

Wie wäre es, wenn der Patient einmal den Spieß umkehrte und eine Kasuistik seiner Ärzte zu liefern versuchte? Das Recht dazu würde man ihm um so weniger bestreiten können, als er der Auftraggeber des Arztes ist, und jede Leistung sich gefallen lassen muß, auf ihren Gehalt angesehen zu werden.

Allerdings ist es dem Laien nicht leicht, dem Fachmanne gerecht zu werden. Während dieser als Herr der Lage auftritt, muß er erst den Faden suchen, der ihm durch den Wirrwarr der Thatsachen hindurchhelfe. Ich werde zu diesem Zweck die Maßnahmen meiner verschiednen Ärzte mit einander vergleichen, wobei ich mir bewußt bin, daß es nicht bloß auf die Ausführung einer logischen Operation, sondern auch auf die Geltendmachung einer gewissen Sachkenntnis ankommt, weil der Verlauf der Krankheit und mit ihm die Therapie schwanken kann. Ob ich, als ehemaliger Medizinaldroguist, mir diese Vorbildung zusprechen darf, bleibe dahingestellt; nötigerweise wird mich der Fachmann eines bessern belehren.

Dank meiner stetigen Lebensweise bin ich nie in die Lage gekommen, den Arzt wegen eines ernstlichen Leidens aufsuchen zu müssen, aber öfter habe ich mich an den Zahnarzt wenden müssen, und Ende vorletzten Sommers wegen einer unschuldigen Entzündung der Augenbindehaut (Konjunktivitis) auch an den Augenarzt.

Nach Angabe der mich behandelnden Ärzte trat vorvorigen Sommer an meinem damaligen Wohnort, einer norddeutschen Großstadt, die Konjunktivitis epidemisch auf, obwohl das Wetter feuchtkühl, also der Entwicklung von Hitze und Staub nicht günstig war. Die Krankheit erreichte bei mir in etwa acht Tagen ihren Höhepunkt. Vorher hatte ich mehrere Tage fruchtlos mit Zinkwasser gekühlt.

Ich begab mich zu einem praktischen Arzt. Dieser wußte nicht, was er aus dem rotgeäderten Auge machen sollte, und verordnete, ohne den Augenspiegel oder die Lupe zu Rate gezogen und ohne das obere Augenlid umgeschlagen zu haben, Atropineinträufelungen, dreimal täglich.

Da ich recht gute Augen zu haben meine und das Innenauge offenbar nicht in Frage kam, so ging ich am folgenden Tage zu einem Spezialisten. Dieser fand „körnige Konjunktivitis“ (conjunctivitis granulosa). In Wirklichkeit war es, wie der Verlauf der Krankheit zeigte, nur die follikuläre Konjunktivitis (conjunctivitis folliculosa), die im Anfang allerdings der ungleich gefährlichern körnigen zum Verwechseln ähnlich sehen kann. Wie ich nachträglich einem Lehrbuch der Augenheilkunde ent=

nehme, unterscheidet sich die follikuläre Augenbindehautentzündung von der gewöhnlichen (conjunctivitis simplex) unter anderm durch das Auftreten von stecknadelkopfgroßen Bläschen, die namentlich im äußern Augenwinkel sowie in den obern Partien der Übergangsfalte sitzen, im ganzen aber nur spärlich vorhanden zu sein pflegen. Das obere Augenlid bleibt gewöhnlich verschont. Das Leiden kann sich viele Monate hinziehen und neigt zu Rückfällen. Die Behandlung beider Formen ist ziemlich dieselbe, etwa davon abgesehen, daß sie bei der follikulären Form entschiedner sein kann.

Von dem Spezialisten wurde das Atropin als entschieden schädlich verurteilt und Acidum boricum und Cocainum muriaticum zu gleichen Teilen in zweiprozentiger Lösung verschrieben, ein Tropfen stündlich. Bleiwasserausschläge wandte ich ohnedies an. Die milde Borsäure sollte wohl zur Reinigung des Auges dienen; vielleicht handelte es sich noch um die Sicherung der Diagnose. Am nächsten Tage lautete die Verordnung auf einprozentiges Plumbum aceticum, täglich dreimal einen Tropfen. Das von mir in Anregung gebrachte Touchiren mit Höllenstein widerriet der Arzt als eine „barbarische" Maßregel, die den Gang der Heilung kaum zu beschleunigen vermöge und unausgesetztes Kühlen des Auges nötig mache (wozu ich keine Zeit hatte).

Richtig war diese Angabe kaum, denn wie ich später an mir selber erfahren habe, ist das Ätzen, von geübter Hand ausgeführt, schmerzlos, und die etwas brennende Nachwirkung hält kaum eine halbe Stunde an, wonach sich auf einen bis anderthalben Tag ein Nachlassen des lästigen Übels zeigt, bis zu dem Grade, daß man seiner zeitweilig vergessen könnte. So war es wenigstens in meinem Falle. Möglich, daß mein Arzt für den Fall häufiger Wiederholung der Prozedur Recht behalten hätte. Sein Wesen schmeckte etwas nach Krankenkassen- und Armenpraxis. Er sprach sein Mißfallen aus, als ich ihm nach acht Tagen mitteilte, ich hätte von der Bleiessiglösung täglich vier statt drei Tropfen gebraucht: das Auge müsse auch Ruhe haben. Wie mechanisch doch diese Ärzte verfahren! Erstens kommt es bei einem schwachen äußern Mittel wie diesem auf 1/4 bis 1/2 Prozent von wirksamem Mehrgehalt sicherlich nicht an; zweitens giebt es große und kleine Tropfen; drittens ist der Tag des fleißigen und des trägen Menschen nicht gleich lang — nötigenfalls müßte zur Erzielung eines sehr genauen Verfahrens die Tageszeit festgesetzt werden —, und viertens paßt die Ängstlichkeit in Betreff des Bleiessigs schlecht zu der mehr als reichlichen Verordnung von Cocain, einem hier wohl um so weniger gleichgiltigen Mittel, als es unmittelbar auf das Atropin folgte.

Es waren vier oder fünf Wochen vergangen, ohne daß sich das Bild der Krankheit wesentlich geändert hätte — das Sehfeld blieb fortgesetzt trübe —, als, wie gewöhnlich, das zweite Auge mit ergriffen wurde. Mein Arzt hatte mich auf dieses Vorkommnis vorbereitet und mir für den Fall der gleichzeitigen Erkrankung beider Augen Arbeitsunfähigkeit in Aussicht gestellt. Es war mir daher lieb, ihn bei einem abermaligen Besuch nicht anwesend zu finden. Ich ging nun zu einem andern Spezialisten, der ebenso wie der erste seit längerer Zeit im Fache thätig ist. Nach dem Publikum des Wartezimmers zu urteilen, gehörte seine Kundschaft mehr den bessern Ständen an.

Dieser Arzt hielt mein Leiden nur für eine gewöhnliche Konjunktivitis. Er bediente sich nicht einmal der Lupe, während sein Vorgänger die Sache dadurch feierlicher zu machen gesucht hatte, daß er mich jedesmal (!) vor den Augenspiegel postirte, obwohl er meiner gleich anfänglich gemachten Bemerkung, daß mein Gesicht scharf sei, zugestimmt hatte. Das essigsaure Blei wurde nun als zu schwach beiseite gesetzt und schwefelsaures Zink verschrieben (Zincum sulfuricum 0,05, Cocainum

muriaticum 0,1, Aqua destillata 10,0); täglich vier (!) Tropfen. Ein Wechsel des Medikaments empfahl sich deshalb, weil bekanntlich bei längerm Gebrauch desselben Mittels Gewöhnung eintritt. Viermal wurde zum Höllensteinstifte gegriffen. Das hatte den Erfolg, daß sich das zweite Auge, das sich bereits schlecht genug anließ, rasch besserte. Bei dem zuerst erkrankten Auge aber war die Besserung nicht nachhaltig. Nun meinte auch der Arzt, daß es sich um die follikuläre Form handle; die habe sich aber erst mittlerweile ausgebildet! Ich darf freilich nicht verschweigen, daß ich, des Hin- und Herziehens müde, unter der Behandlung des letzten Arztes das Arbeiten bei künstlicher Beleuchtung wieder aufgenommen hatte, wodurch sich die Aussichten auf raschen Heilerfolg bedeutend verringerten.

Auf weitern ärztlichen Beistand verzichtete ich; eine kurze Luftveränderung nützte mehr als die gesamte Arzneibehandlung. Der Vollständigkeit wegen will ich noch nachtragen, daß ich gelegentlich auch bei einem nach dem Naturheilverfahren arbeitenden Mediziner gewesen bin, nachdem ich vorher probeweise für je eine Nacht eine kalte und eine warme Kompresse aufgelegt und dadurch lediglich eine größere Verflüssigung der Absonderung und weitere Verschlechterung des Sehfelds herbeigeführt gehabt hatte. Der Naturarzt (Dr. med.), der eine Badeanstalt leitete, war selbstverständlich für die Behandlung des Gesamtkörpers, „da es keine örtlichen Krankheiten giebt“; die Augenbindehaut sei hier lediglich als locus minoris resistentiae aufzufassen. Da konnte ich ihm nun doch erwidern, daß sich das nacherkrankte Auge unter rechtzeitiger entschiedner Behandlung ganz anders als der zuerst erkrankte „Locus“ verhalten habe, und daß die engbenachbarte Schleimhaut der Nase von Entzündung (Schnupfen) ganz verschont geblieben sei.

Eine einfachere, leichter zu erkennende und leichter zu behandelnde Krankheit als die besprochne giebt es wohl kaum. Finden sich selbst da die Ärzte nicht zusammen, belästigen sie den Kranken gar mit einem so giftigen, die größte Lichtscheu hervorrufenden Mittel wie dem Atropin, wie mag es da erst in Fällen hergehen, die selbst dem gewiegten Diagnostiker weiten Spielraum lassen? Dazu kommt, daß die Belehrung des Kranken über die Anwendungsweise der Heilmittel manchmal sehr ungenügend ist. Mein zweiter Arzt — der, der den viermaligen Gebrauch der schwachen Bleiessiglösung rügte — sagte mir bei meinem letzten Besuch: „Das Auge kann ordentlich überschwemmt werden.“ Das heißt doch: es kommt auf einen Tropfen mehr nicht an. So was zu wissen ist für den Kranken ganz und gar nicht gleichgiltig; denn wenn ihm etwa der vorgeschriebne eine Tropfen durch ungenügendes Einbringen ins Auge zum Teil verloren geht, so trägt er vielleicht Bedenken, von dem in so geringer Dosis verordneten, also anscheinend sehr gefährlichen Mittel etwas mehr auf das Auge zu bringen. Bei einem ungeschickten Kranken kann dieser Umstand genügen, den Heilerfolg, wenn nicht ganz in Frage zu stellen, so doch sehr zu verzögern. In dem erwähnten Handbuche der Augenheilkunde las ich, daß man nicht kurz vor dem Schlafengehen einträufeln solle. Auch das hatten mir meine Ärzte nie gesagt. Einem jüngern Spezialisten den ich über das späte Einträufeln befragte, war zwar die Unzweckmäßigkeit an sich bekannt, aber nicht der Grund. Bei Unthätigkeit des Auges fehlt der Lidschlag; daher wird die unter dem Einfluß der Metallsalzlösung geronnene Absonderung nicht in den innern Augenwinkel und also nicht nach außen abgeführt. Selbst eine so einfache Sache wie das Kühlen kann gut oder schlecht gemacht werden. Man drückt den angefeuchteten Lappen nicht zu stark aus und gebraucht ihn zweckmäßigerweise zehn bis fünfzehn Minuten in Rückenlage. Einsichtige Kranke verfallen auf dergleichen vielleicht von selbst; bilden sie aber die Mehrzahl? Kleinigkeiten und

doch unendlich wichtige Dinge wie diese sind es meistens, die dem Kurpfuscher gegen die wissenschaftliche Medizin Waffen liefern.

Die Ärzte, die so gern einer den andern kritisiren, sind gegen Laienkritik sehr empfindlich. Vielleicht in den meisten Fällen geschieht ihnen Unrecht, weil der Laie den Zusammenhang der Thatsachen nicht genügend versteht oder wohl auch böswillig leugnet. Aber hinter der Masse des Irrtums muß doch ein gutes Stück Wahrheit stecken, sonst könnte sich das Ungehörige unmöglich so allgemein breit machen, und es wäre schwer zu verstehen, daß trotz aller Gegenwirkungen von Schule und Obrigkeit die dummdreisteste Kurpfuscherei fortwuchert. Hätte ich mir nicht vorgenommen, mich auf die Wiedergabe eines persönlichen Erlebnisses zu beschränken, so könnte ich von Freunden vernommene Fälle anführen, wo ein Hausmittel oder ein kleiner Handgriff lebenbedrohende Zustände beseitigte, gegen die der Arzt die Rüstkammer seiner Arzneien vergebens aufgeboten hatte.

Zahnärzte sowohl wie Zahntechniker haben mir übereinstimmend von dem geringen Verständnis des Durchschnittsmediziners für ihr Fach berichtet. Es soll etwas gewöhnliches sein, daß es der Mediziner verabsäumt, dem Ursprung eines in der Zahngegend entstandnen Übels genau nachzuforschen. Zahnwurzeln werden mit abgestorbnen Knochenstücken verwechselt, oder man verabsäumt es, kranke Zähne zu entfernen, die so locker sind, daß man sie fast mit dem Finger herausnehmen kann. Ein auf dem Lande angestellt gewesener Beamter teilte mir mit, sein Hausarzt habe ihm im Laufe mehrerer Jahre einen Wangenabszeß wiederholt geöffnet. Als er in die Stadt versetzt worden sei und dort den Zahnarzt aufgesucht habe, sei die Geschwulst nicht wiedergekehrt. Wie in dem Falle der Atropinverordnung hat man es auch hier weniger mit Untüchtigkeit in diesem oder jenem besondern Falle der Heilkunde, als mit einem Mangel an allgemeiner ärztlicher Umsicht zu thun.

Wäre ich Augenarzt, so würde ich bei dem häufigen Vorkommen der Konjunktivitis dem Kranken die Verhaltungsmaßregeln gedruckt zustellen, sowohl um Zeit zu ersparen, als auch um nicht infolge der geisttötenden Wiederkehr desselben Gegenstandes — die Schattenseite des Spezialismus — in der Ausübung der Berufsthätigkeit zu erlahmen. Wie sich der Weichensteller allmählich an die Gefahr gewöhnt und zuletzt vom Bahnzug überrannt wird, so erliegt der Arzt mit der Zeit der abstumpfenden Einwirkung des ewigen Einerlei seines Thuns.

Die Kostenberechnung meiner Ärzte fiel höchst ungleich aus. Der Atropinarzt schickte keine Rechnung. Ich hätte sie auch nicht bezahlt. Von den beiden Spezialisten hatte ich den einen dreimal, den andern fünfmal in Anspruch genommen. Dem einen waren, wenn man von dem Brimborium des Augenspiegels absieht, keinerlei Umstände erwachsen, der andre, der mich geätzt hatte, hatte sich jedesmal einige Zeit mit mir bemühen müssen; gleichwohl berechneten beide fünfzehn Mark. Den Höllensteinarzt bezahlte ich sofort beim Abgange. Der Augenspiegelarzt hatte seine Bücher nicht zur Hand. Als später seine Rechnung kam, fragte ich an, wieviel Besuche gemeint wären. Zugleich gab ich eine kurze Übersicht über den Verlauf der Krankheit und das, was dagegen geschehen war. Hierauf ist nie eine Antwort gekommen.

Ein an Konjunktivitis erkrankter Mitbewohner unsers Hauses, Teilnehmer an einer Beamtenkrankenkasse, hatte für fünfunddreißig Besuche neunundzwanzig Mark zu zahlen. Nachdem er den Arzt gewechselt hatte, machte einmalige Höllensteinätzung seinem langwierigen Leiden ein Ende.

J. S.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Französisches. Von unsrer Prophezeiung in Heft 16 ist die erste Hälfte mehr als erfüllt: Bourgeois hat sich nicht allein mit dem Senat vertragen, sondern vor ihm kapitulirt; die Erfüllung der zweiten aber, daß der Riegel, den die vorübergehende Herrschaft der Linken panamistischen Gelüsten vorgeschoben hat, eine Zeit lang halten werde, wird nicht ausbleiben; die Erklärung Mélines zeigt deutlich, daß die starke demokratische Strömung der letzten Monate den leitenden Herren einen heilsamen Schrecken eingejagt hat, und daß sie beflissen sind, jedem Verdacht plutokratischer Absichten vorzubeugen. An eine blutige Umwälzung ist weniger als je zu denken. Auf dem Haupte des sanftmütigen Philisters, dessen Händen die Zügel der Regierung jetzt anvertraut worden sind, eines Mannes, der mitten im tollen Paris der Gewohnheit treu geblieben ist, um neun Uhr zu Bett zu gehen, verliert die Jakobinermütze alle ihre Schrecken. Es ist wahr, die Sozialisten und die Radikalen wüten, aber doch nur in Worten, und eben die unbeschränkte Rede- und Preßfreiheit Frankreichs, deren Ausartung in Frechheit von den Anstandsdamen der Republik, wie dem Journal des Débats, so bitter beklagt wird, bildet die beste Bürgschaft für die Aufrechterhaltung der Ordnung, denn das Gift, das in Worten herausfahren kann, braucht keine Verkörperung in Dynamitbomben zu suchen. Starke Worte sind nach dem Sprichwort, chien qui aboie, ne mord pas, gewöhnlich ein Beweis dafür, daß der Schimpfende zu feig oder zu gutmütig oder zu ohnmächtig ist, seine Leidenschaften in Thaten umzusetzen. Daher pflegt die Stärke der Worte im umgekehrten Verhältnis zur Thatbereitschaft zu stehen. Wenn Benvenuto Cellini einem seiner Gesellen sagte, daß er ihm etwas unangenehmes zufügen wolle, so wußte der Mann, daß ihn der Meister totzuschlagen beabsichtige; wenn dagegen einer unsrer Bierphilister sagt: ich schlage den Kerl tot, so bedeutet das nur, daß er ihn bei der nächsten Begegnung mit einem noch etwas tiefern Katzenbuckel als gewöhnlich grüßen werde. Und gar die Franzosen! La nation française, pflegte der Kardinal Mazarin zu sagen, est la plus jolie du monde; ils crient et chantent*) contre moi et me laissent faire; et moi, je les laisse crier et chanter et fais ce que je veux. Man wird vielleicht einwenden, daß eben heute kein Mann an der Spitze stehe, der den Mut habe, unbekümmert um das Geschrei der Menge, zu thun, was er will. Nun, daß die heutigen Machthaber hübsch vorsichtig jeden Schritt dreimal überlegen, ehe sie ihn thun, anstatt gleich den Staatsmännern des ancien régime mit der Unbesorgtheit des Kindes lustig dem Abgrund zuzurennen, darin liegt nichts weniger als eine Bedrohung der Ruhe Europas.

Einige Pariser Korrespondenten reichsdeutscher Blätter haben auch diesmal der Versuchung nicht widerstehen können, die Krisis zu einer Stärkung unsrer monarchischen Gesinnung zu verwerten; sie pflegen bei solchen Gelegenheiten zu schildern, wie unglücklich doch die Franzosen durch den Verlust der Monarchie geworden seien. Es ist merkwürdig, wie man so ungeschickt sein kann, bei einem Volke von der Bildung des deutschen ein so ungeeignetes Mittel anzuwenden. Wenn man einen Menschen, der von der französischen Geschichte auch nur das Hauptsächlichste kennt, einladet, den Wert der verschiednen Regierungsformen an den Schicksalen Frankreichs zu prüfen, so kommt der natürlich zu dem Ergebnis, daß die Republik der

*) Schon damals wurde jede politische Person und jedes politische Ereignis von den Franzosen in zahllosen Spottversen kritisirt.

Monarchie bei weitem vorzuziehen sei. Frankreich hat als Republik fünfundzwanzig Jahre des ungestörten äußern und innern Friedens genossen. Findet sich denn in der französischen Geschichte von Franz I. bis Ludwig XVI. ein fünfundzwanzigjähriger Zeitraum, wo nicht in innern oder äußern Kriegen Bürgerblut geflossen wäre? Wie sieht denn das Glück aus, das die Franzosen unter der Monarchie genossen haben? Was sind denn harmlose Straßenaufläufe und Arbeiterstreiks mit einigen blutigen Köpfen gegen die furchtbaren Religionskriege und Schlächtereien des sechzehnten und die Fronde des siebzehnten Jahrhunderts? Was wollen unblutige Ministerstürze bedeuten gegen die offnen Empörungen des Adels, bei denen bald Prinzen von Geblüt, bald Herzöge, die sich den Bourbonen ebenbürtig dünkten, bald im Bunde mit Spanien, bald im Bunde mit Holland und England gegen ihren König und ihr Vaterland Krieg führten? Fallen nicht in die Zeit des höchsten Glanzes der Monarchie die Dragonaden und der Kamisardenaufstand? Und waren etwa die unaufhörlichen Ränke am Hofe moralisch schöner als das heutige Geschimpfe der Parteien auf einander? Oder hat sich das französische Volk seiner Präsidenten, die bis jetzt ohne Ausnahme ein bürgerlich ehrbares Familienleben geführt haben, zu schämen bei einem Vergleich mit der Mätressenwirtschaft am Hofe der Valois und der Bourbonen? Die Finanzen, es ist wahr, lassen in Frankreich zu wünschen übrig, aber wie stand es denn damit unter den Königen? Niederlagen wurden unter Ludwig XIV. vom Volke mit Freuden begrüßt, weil sie das Ende aussaugender Kriege verkündigten; was kann uns retten, schrieb Fénélon einmal, wenn wir aus diesem Kriege ohne eine gänzliche Demütigung hervorgehen? War nicht das französische Landvolk wegen seines grenzenlosen Elends revolutionär gesinnt, während es heute als unerschütterliches Bollwerk dasteht gegen einen etwaigen Versuch einer Proletarierrevolution? Hat sich nicht die absolute Monarchie durch die Berufung der Notabelnversammlung von 1787 und der Reichsstände 1789 feierlich für bankrott erklärt, nachdem sie durch büreaukratische Zentralisation die Grundlagen der ständischen Monarchie zerstört und so die Revolution unvermeidlich gemacht hatte? Und sind nicht die gloire, das Eroberungsgelüst und die Kriegsschulden, an denen Frankreich jetzt noch leidet, die Hinterlassenschaft der Monarchie?

Nichts kann thörichter sein, als in dem heute allgemein verbreiteten hellen Lichte der historischen Einsicht die monarchische Gesinnung dadurch fördern wollen, daß man die Monarchie als die an sich beste Regierungsform empfiehlt oder sie gar mit einer mystischen Glorie umgiebt und auf Gottes Wort gründet, da doch Samuel im Auftrage Gottes vor der Einsetzung des Königtums gewarnt und Christus sehr despektirlich von Herodes gesprochen hat. Die Monarchie hat wie jede andre Regierungsform und wie alle Dinge in der Welt ihre zwei Seiten, und ob die gute oder die schlechte überwiegt, das hängt von ihren Trägern und von den Umständen ab. Preußen ist eine Schöpfung seiner Könige, die Hohenzollerndynastie hat fünf Jahrhunderte hindurch einen außerordentlichen Grad von Tüchtigkeit bewährt, einige Sprossen dieses kerngesunden und dauerhaften Stammes sind Lieblinge des Volkes geworden, in zwei glorreichen Kriegen, 1813 bis 1815 und 1870, hat ein gemeinsames Geschick die Interessen und die Herzen aller Deutschen mit denen der preußischen Könige zusammengeschmiedet, und das preußische Königtum ist so zum Rückgrat des neuen Reiches geworden. Aus diesen ganz realistischen Gründen, und nicht aus irgend einem abstrakten Grunde oder aus mystischem Aberglauben, ist die große Mehrzahl der Deutschen so monarchisch gesinnt, daß ein Mensch, der in Deutschland die Republik ausrufen wollte, allgemein für einen Narren gehalten würde. Also nicht weil die Monarchie an sich das bessere oder monarchische Gesinnung eine religiöse Pflicht wäre, sind wir Deutschen monarchisch gesinnt, sondern

weil uns die Monarchie paßt, die wir haben. Den Franzosen würde die Wiedereinführung der Monarchie so wenig nützen, wie ihnen die Monarchien genützt haben, die sie früher hatten. Würden sie von Hohenzollern regiert, so würden die wohl den Panamaschwindel verhütet und den wahnsinnigen Krieg von 1870 entweder gar nicht oder anders geführt haben; aber was sollten ihnen Bourbonen, Orleans oder Bonapartes nützen, die alle, samt ihrem Hofgezücht, in wahnsinnigen Kriegen, in Finanzschwindel und Volksausbeutung das höchste geleistet haben? Und hat man eine Bürgschaft dafür, daß die Cavaignacs oder irgend eine andre neue Familie Hohenzollern sein würden?

Konservative Politiker in Frankreich beklagen die Gleichgiltigkeit der französischen Bürger gegen die Politik, den Widerwillen und Ekel, der alle erfaßt und sie so entnervt habe, daß sie es sich ruhig gefallen lassen würden, wenn eines Tages ein Diktator oder eine gewaltthätige Partei die Gewalt an sich risse. Diese Gleichgiltigkeit ist doch sehr zu entschuldigen, denn sie entspringt aus der Erfahrung, daß Änderungen der Staatsform nicht viel für das Volkswohl zu bedeuten haben. Der Staat wird vorzugsweise als eine Last, als ein notwendiges Übel empfunden, und der Bürger, der Bauer, der Geschäftsmann ist froh, wenn er nichts mit ihm zu schaffen hat. Das arbeitende Frankreich, sagt Méline, ist der Agitation müde. Die Leute wollen nicht durch Staatsumwälzungen und durch Sorgen für den Staat in der Arbeit und im Genuß gestört werden, und darin liegt am Ende eine stärkere Bürgschaft des Friedens und der Ordnung, als wenn sich alle diese friedlichen Spießbürger plötzlich in übereifrige Staatsretter verwandelten. Und zudem: wie sollten sies denn anfangen, den vermeintlich bedrohten Staat zu retten? Wird das Vaterland von außen bedroht, oder soll es durch Eroberung vergrößert werden, dann weiß der Patriot ja ungefähr, was er zu thun hat. Aber die dreihundertjährige Periode der französischen Eroberungskriege und der daraus entspringenden Gefahren fürs französische Vaterland ist durch 1870 abgeschlossen worden, und nur innere Fragen sind es, mit denen sich die französische Politik zu befassen hat. Es sind der Hauptsache nach dieselben wie überall und wie auch bei uns; kommt doch auch bei uns die Frage nach dem richtigen Verhältnis der gesetzgebenden Gewalten zu einander und nach dem besten Wahlrecht nicht zur Ruhe. Diese Fragen sind nun deswegen höchst unerfreulich, weil sie nicht von staatsmännischer Weisheit, sondern nur von den zukünftigen Ereignissen gelöst werden können; die Schwierigkeiten, die sich aus ihrer vorläufigen Unlösbarkeit ergeben, sind also weder etwas spezifisch französisches noch etwas spezifisch republikanisches. Wie der notleidenden Landwirtschaft und dem Handwerk zu helfen, wie die Gerechtigkeit im Steuerwesen herzustellen, wie das Interesse der Produzenten mit dem der Konsumenten in Einklang zu bringen sei, wie der Handel am besten organisirt und wie das Verhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern am besten geordnet werden könne, mit alle dem wissen sich unsre monarchischen Regierungen gerade so wenig Rat, wie die einander ablösenden republikanischen in Frankreich. Und die zuletzt erwähnte, die gewöhnlich für die gefährlichste gehalten wird, dürfte gerade in Frankreich weniger gefährlich sein als anderswo, da dort, wie es scheint, die Zahl der kleinen Besitzer verhältnismäßig größer und die Zahl der besitzlosen Lohnarbeiter kleiner ist als in jedem andern der europäischen Großstaaten.

Spielhölle oder Börse? Frauen müssen nicht nur tugendhaft sein, sondern auch scheinen. In diesem abgedroschnen Grundsatz liegt eine Wahrheit, die niemand ungestraft außer Acht lassen darf Die Börse hat in einem Hochmut, der sich wohl nur aus ihrer vermeintlichen Unentbehrlichkeit erklären läßt, viel zu lange

gesäumt, sich vor den Augen der Welt als eine achtbare und nützliche Einrichtung zu zeigen. Sie hat es sich und ihrem Gebahren selbst zuzuschreiben, wenn alle gegen sie ergriffnen Maßregeln in den weitesten Kreisen volkstümlich sind, wenn man in ihr nichts andres als eine Spielhölle im großen Stile sieht, in der mühelos und ohne produktive Arbeit auf Kosten der arbeitsamen Mitbürger die größten Reichtümer gewonnen werden. Es liegt in der Art des Menschen, jedem Berufsstande etwas anzuhängen, dem gelehrten wie dem ungelehrten. Bald sind die Mediziner als Pflasterkasten, die Juristen als Perücken mit Advokatenkniffen, bald die Schuster und Schneider, bald irgend ein andrer Stand das Ziel seines Spottes, und selbst der jetzt von allen Seiten so viel umworbne und verhätschelte Bauer entgeht nicht dem Schicksal, daß man auch gelegentlich mit seinem ehrsamen Namen einen verächtlichen und beschimpfenden Sinn verbindet. Die Börse mag es für nichts schlimmeres gehalten haben, wenn sie sogar von ministerieller Seite als Giftbaum bezeichnet wurde. Sie hat sich aber über den Ernst des gegen sie herrschenden Unwillens bitter getäuscht. In der augenblicklichen Notlage wird das versäumte so viel wie möglich nachgeholt. Die börsenfreundlichen Blätter suchen unermüdlich in allen Tonarten immer von neuem darzuthun, daß die Börsenspekulationen wenigstens in gewissen Grenzen nützlich und unentbehrlich seien. Man ist klug genug, Mißstände einzuräumen, aber kaum anders als von dem Gedanken aus: was nicht mißbraucht werden kann, taugt nichts. In diesen Kunstreden wird von der Börse als dem Herzen wirtschaftlicher und finanzieller Thätigkeit gesprochen und mit den Ketten gerasselt, in die der deutsche Handel und Verkehr geschlagen werden soll. Wie so häufig bei volkswirtschaftlichen Fragen drängt sich auch hier dem Unbeteiligten der Eindruck auf, als ob nur die Wahl bliebe zwischen einer Bevormundung, die nicht weise ist, und dem freien Spiel der Kräfte, durch das dem gegeben wird, der da hat, und dem genommen wird, der nichts verlieren kann, ohne dem Elend preisgegeben zu werden. Von der andern Seite werden aber die Geschäfte der Börse nach wie vor als Übel betrachtet, das man bedauerlicherweise nicht ganz ausrotten könne, aber zum Heil der Gesamtheit möglichst eindämmen müsse. So hat sich denn der Streit, von dessen Ausgang die Gestaltung der Börsenreformgesetze abzuhängen scheint, zu einer rein akademischen Frage zugespitzt, und es fehlt bisher die Betrachtung, ob sich denn die Gesetze, selbst wenn man die Gefährlichkeit der Börse der einer Spielhölle gleichstellen will, volkswirtschaftlich rechtfertigen lassen, ob sie nicht vielmehr volkswirtschaftliche Nachteile mit sich bringen, und uns unsre außerordentlich schöne Schwärmerei Millionen unsers sauer erworbnen Geldes kosten wird. Mit dem Spielteufel ist es eine eigne Sache, wir haben Prozesse erlebt, die zeigen, daß wir ihn nicht auszutreiben vermögen, wir haben es aber durch unsre dem Idealen zustrebende Gesetzgebung dahin gebracht, daß wir uns nur gegenseitig ausbeuten oder unser Geld in fremde Länder tragen. Die Statistik kann nachweisen, wieviel Millionen Monte Carlo alljährlich verschlingt, aber sie weist nicht nach, wieviel deutsches Kapital dort geopfert wird. Wer nur ein wenig ins Ausland geblickt hat, weiß sehr wohl, daß die Leute dort, selbst wenn sie die öffentlichen Spielhöllen abgeschafft haben, es nicht so pedantisch genau wie die Deutschen nehmen. Wie wird der Ausländer in Montreux und Interlaken durch das harmlos scheinende Pferdchenspiel und durch die weniger harmlosen Hazardspiele, die nur offiziös, nicht offiziell betrieben werden, gerupft! Was haben wir von jenen heimlichen und nicht minder gefährlichen Höllen in Ostende und Spaa lesen müssen, in denen auch hauptsächlich die Ausländer und nicht zum wenigsten die Deutschen geblutet haben! Spielhöllenkonventionen sind so edel wie Konventionen über den Achtstundenarbeitstag und die Genfer Konvention: Spielverbote einseitig aufrecht

erhalten zu wollen ist aber ein kostspieliger Idealismus, der nichts andres bedeutet, als die materielle Schädigung des Vaterlandes zu Gunsten fremder Staaten. Gesetzt, die Börse wäre in der That nur eine Spielhölle, was würde denn nun das glänzende Ergebnis aller gegen sie ergriffnen Maßregeln sein? Die unausrottbare Spielsucht der Deutschen, die schon zu Tacitus Zeiten eine so verhängnisvolle Rolle spielte, würde ins Ausland gedrängt werden, und während bei uns jetzt die Spekulation nur einen Wechsel der Glücksgüter unter den Inländern bedeutet, würde sie nachher ein Opfern vor dem goldnen Kalb auf fremden Altären sein. Unsre Nachbarstaaten können sich einmal wieder ins Fäustchen über den idealen deutschen Michel lachen, den fürsorgliche Gesetze zwingen, wenn er verschwenden will, es nicht zu Hause, sondern im Auslande zu thun. Diese Verbannung der Spekulation ins Ausland wird weit schwerere Folgen haben als die Schließung aller Spielhöllen; mögen wir nicht zu spät bereuen, von der goldnen Internationale gerade den Teil, der das Geld hat, die Bankwelt, die die Kroupiers an den Spieltisch der Börse stellt, mit ihren Milliarden ins Ausland gedrängt und damit die Auspauverung (ein Bismarcksches Wort) des eignen Landes herbeigeführt zu haben.

Es ist richtig, daß der Terminhandel oft auch nicht mittelbar Bedürfnisse zu befriedigen bestimmt ist. Oft genug wird er nur die Ausnutzung von Preisschwankungen bezwecken, sodaß nicht nur verkauft wird, was der Verkäufer nicht hat, sondern auch gekauft wird, was der Verkäufer nicht haben will. Dennoch ist auch der Terminhandel keine bloß willkürliche Erscheinung des hochentwickelten Wirtschaftslebens; es erscheint vielmehr willkürlich und gewagt, ihn unterdrücken zu wollen. Die Agrarier verlangen aber stürmisch ihr Opfer, und doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie, wenn man ihnen in diesem Falle zu Willen wäre, sehr bald enttäuscht sein und nur noch stürmischer für ihre andern Forderungen auftreten würden. Bei jedem Terminhandel stehen sich immer zwei Parteien gegenüber, von denen die eine für die Preishaltung zu kämpfen interessirt ist. Vorübergehend und im einzelnen können Blankoverkäufe Preisstürze herbeiführen, immer aber bleibt die Verkäuflichkeit der Ware durch den Terminhandel jederzeit gesichert, und es wird durch den lebhaften Umsatz die Nachfrage gesteigert, denn auch jeder Blankoverkäufer ist doch zu einem Deckungskauf genötigt, und die Steigerung der Nachfrage muß notwendig, obwohl dies den Wünschen und Bemühungen der Blankoverkäufer widerspricht, eben durch die Nachfrage einen auf die Preisentwicklung günstigen Einfluß üben. Dies ist die theoretische Betrachtung, von deren praktischer Richtigkeit sich jeder überzeugt hat, der etwas andres als dem Terminhandel unterworfnes zu ungünstiger Zeit zu verkaufen genötigt war. Grundstücke und Kostbarkeiten, die man verkaufen muß, werden oft zu einem Spottpreise zugeschlagen, und im Vergleich zu solchen Preisstürzen, die mitunter an Unverkäuflichkeit grenzen, erscheinen die Preisschwankungen des Getreides geradezu unbedeutend. Auch der Eifer gegen den Terminhandel beruht auf einem agrarischen Rechenfehler.

Goldwährung und Warenpreise. Zu der schwierigen und trotz aller litterarischen und parlamentarischen Kämpfe der jüngsten Vergangenheit nicht um einen Schritt näher zur Lösung gediehnen Währungsfrage hat neuerdings Professor Conrad in Halle in den von ihm herausgegebnen Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik das Wort genommen in einem Beitrage: „Die Preisentwicklung im Jahre 1895 und den Vorjahren.“ Ob Goldwährung, Doppelwährung oder Silberwährung schlechthin den Vorzug verdiene, darüber will Conrad als wissenschaftlich gewissenhafter Forscher kein absprechendes Urteil fällen, aber für die Beurteilung

der Währungsfrage für jetzt und für das deutsche Reich sind seine schlichten, dem gesunden Menschenverstande verständlichen Ausführungen von um so höherm Wert, als das sogenannte gebildete Publikum sich zwar immer allgemeiner für die Frage interessirt und zu ihr Stellung nimmt, aber sich doch fast ausschließlich von vorgefaßten Meinungen und unverstandnen, aber gläubig angenommnen Parteiphrasen aus sein Urteil oder vielmehr sein Vorurteil bildet. Es ist deshalb wohl am Platze, auch hier die Schlußfolgerungen, zu denen Conrad auf Grund unantastbarer statistischer Thatsachen kommt, einem weitern Leserkreise etwas näher zu bringen.

Conrad wird zu seinem Urteil in der Währungsfrage veranlaßt einerseits durch die Thatsache, daß die Goldgewinnung in den letzten Jahren gewaltig zugenommen hat, und eine bisher unerhörte Anhäufung von Goldvorräten vorhanden ist, andrerseits durch die ebenso unzweifelhaft erwiesene Erscheinung, daß trotzdem die Warenpreise nicht nur keine Steigerung erlitten haben, sondern bis in die neueste Zeit herein zurückgegangen sind. Die Freunde des Bimetallismus und auch Conrad selbst haben das Sinken der Preise früher auf die Verteuerung des Goldes zurückgeführt. Die Goldverteuerung aber wurde aus der Abnahme der Goldgewinnung bei Erweiterung der Nachfrage nach Gold und der daraus hervorgegangnen „Goldknappheit" erklärt. Nach den soeben erwähnten Erscheinungen auf dem Gebiete der Goldgewinnung und der Warenpreisentwicklung kann sich nun auch Conrad der Schlußfolgerung nicht entziehen, „daß, wenn diese Umgestaltung in der Goldproduktion und der thatsächlich reiche Vorrat an Gold gar keinen ersichtlichen Einfluß auf die Preise auszuüben vermocht hat, auch nicht die früher unbedeutende Abnahme in der Goldgewinnung die Ursache der Preissenkung gewesen sein kann." Ferner sei klar, daß die Entwertung des Silbers nicht eine Folge der Goldknappheit sei, sondern der übermäßigen Silberproduktion. „Alle die Aufstellungen der extremen Bimetallisten fallen damit in sich zusammen. Da ferner die verminderte Zufuhr an Weizen aus Indien ergeben hat, daß Indien trotz des niedrigen Silberstandes eine erhebliche Bedeutung auf dem europäischen Getreidemarkt nicht mehr bei den jetzigen niedrigen Preisen zu bewahren vermochte, so liegt für Deutschland jetzt absolut kein Grund vor, durch irgend ein Opfer den Übergang zum Bimetallismus zu erstreben. Deutschland hat durch die Aufgabe [das Aufgeben!] der Goldwährung jetzt nichts zu gewinnen, wohl aber sehr viel zu verlieren." Wenn die Parteiführer trotz der gänzlich veränderten Lage keine Änderung in ihrer Haltung haben eintreten lassen, so sei klar, daß die Währungsfrage für sie nur Mittel zum Zweck, folglich Agitationsmittel sei, weiter nichts.

Es ist erfreulich, daß die verbündeten Regierungen für ihre wenigstens in der Währungsfrage eingenommne feste Haltung diese Anerkennung von berufner, unparteiischer Stelle finden. Ob Conrads Stimme in den im Banne der agrarischen Parteiagitation befangnen Kreisen Gehör finden wird, müssen wir abwarten. Gerade Conrad, der mit den Leiden der ostdeutschen Landwirtschaft besonders vertraut ist und die Interessen des ostelbischen Großgrundbesitzes seit langem warm vertritt, verdiente das entschieden. Wenn einer der Paten des preußischen Agrariertums, Herr von Bülow auf Cummerow, im Jahre 1814 davor warnte, in Zeiten der Not leeres Stroh zu dreschen, so mag sich das die deutsche Landwirtschaft auch heute mit Rücksicht auf die Währungsfrage gesagt sein lassen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Vorbildung für den höhern Verwaltungsdienst in Preußen

In dem neuesten Hefte der Preußischen Jahrbücher ist der Vorbildung für den höhern Verwaltungsdienst in Preußen ein Aufsatz gewidmet, der nicht bloß angesichts der zur Zeit schwebenden „Assessorenfrage,“ sondern auch wegen seines ganzen Inhalts und Zwecks die ernsthafteste Beachtung verdient. Wenn, wie der Verfasser versichert, in den maßgebenden preußischen Verwaltungskreisen die Notwendigkeit einer Neuregelung der Vorbildung für den höhern Verwaltungsdienst anerkannt wird und im Ministerium des Innern bereits Beratungen über diesen Gegenstand stattfinden, so wird die preußische Regierung gut thun, den vom Verfasser vorgezeichneten Weg in der Hauptsache zu dem ihrigen zu machen, nicht nur im Interesse des höhern Verwaltungs-, sondern auch des höhern Justizdienstes. Allerdings sollte man, wenn es der preußischen Regierung mit der Reform Ernst ist, annehmen, daß sich der Minister des Innern und der Justizminister schon jetzt zu gemeinsamem Vorgehen entschlossen hätten, um, wie der Verfasser verlangt, endlich nicht mehr „bloßes Flickwerk, sondern ganze Arbeit“ zu machen. Leider ist aber nach allgemeiner Überzeugung in Deutschland der Beruf zu „ganzer Arbeit“ zur Zeit nirgends weniger zu suchen als in Berlin. Nur wenn die öffentliche Meinung dem Verlangen nach der Reform bis zur gemeinsamen Spitze der Regierung hinauf Gehör und Verständnis verschafft, ist in Berlin auf „ganze Arbeit“ zu rechnen, und diese wird dann nur darin bestehen können, daß man, wie es der Verfasser verlangt, endlich auch in Preußen die besondre Vorbildung für den Verwaltungsdienst aufgiebt.

Etwas ganz neues ist dieses Verlangen auch in Preußen nicht. Schon im Jahre 1868 legte die preußische Regierung dem Landtag einen Gesetzentwurf

über die juristischen Prüfungen und die Vorbereitung zum höhern Justizdienst vor, worin vorgeschlagen war, daß von den auf vier festzusetzenden Vorbereitungsjahren eins zur Vorbereitung im Verwaltungsdienste verwendet werden sollte, und der damalige Justizminister Leonhardt erklärte im Herrenhause ganz offen, daß man es durch dieses „Verwaltungsjahr" ermöglichen wolle, eine besondre Vorbildung für den Verwaltungsdienst wegfallen zu lassen. Hauptsächlich an diesem Verwaltungsjahre scheiterte damals die Reform rücksichtlich des Verwaltungsdienstes. Der Erklärung Bismarcks, die Regierung lege hohen Wert darauf, daß der Richter die Verwaltung und der Verwaltungsbeamte die richterliche Praxis kennen lerne, trat die Fraktionspolitik mit den wirkungsvollen Phrasen entgegen, man könne auf diese Weise dahin kommen, daß die Justiz „administrirt" und nicht mehr „gesprochen" werde, man dürfe den Richter nicht „in die Schule des Ermessens verweisen," man müsse ihn fernhalten „von jeder Berührung mit der Willkür" usw. So kam das Gesetz vom 6. Mai 1869 über die besondre Vorbildung für den Justizdienst ohne „Verwaltungsjahr" zustande, und erst am 11. März 1879 folgte das besondre Gesetz über die Befähigung zum höhern Verwaltungsdienst. Nach den zur Zeit geltenden Bestimmungen wird nun für die Justizbeamten ein dreijähriges „Rechtsstudium," für die Verwaltungsbeamten ein dreijähriges „Studium der Rechte und der Staatswissenschaften" verlangt. Die erste Prüfung ist auch für die künftigen Verwaltungsbeamten die „erste juristische," deren Gegenstand nach dem Gesetz von 1869 das öffentliche und das Privatrecht und die Rechtsgeschichte, sowie die „Grundlagen der Staatswissenschaften" bilden sollen. Zur zweiten Prüfung — der großen Staatsprüfung, dem „Assessorexamen" — ist bei den richterlichen Beamten eine Vorbereitung von vier Jahren im praktischen Justizdienst, für die höhern Verwaltungsbeamten eine Vorbereitung von wenigstens zwei Jahren bei den Gerichtsbehörden und von wenigstens zwei Jahren bei den Verwaltungsbehörden erforderlich. Die große Staatsprüfung selbst ist bei den Juristen darauf zu richten, ob sich der Kandidat „eine gründliche Kenntnis des gemeinen und des in Preußen geltenden öffentlichen und Privatrechts" erworben habe, während sie sich bei den Verwaltungsbeamten auf „das in Preußen geltende öffentliche und Privatrecht, insbesondre das Verfassungs- und Verwaltungsrecht, sowie auf die Volkswirtschafts- und Finanzpolitik" erstrecken soll.

Weder für den Justizdienst noch für den Verwaltungsdienst hat sich dieser Zustand bewährt. Namentlich die theoretische Durchbildung der angehenden Justizbeamten hat sich als durchaus mangelhaft erwiesen, wie dies der Präsident der Justizprüfungskommission noch in seinem letzten Bericht in den schärfsten Ausdrücken gerügt hat. Es sei unglaublich, bis zu welchem Grade die Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit der Prüflinge in dieser Beziehung gehe. Über die Erfahrungen im Verwaltungsdienst äußert sich der Verfasser

des Aufsatzes in den Preußischen Jahrbüchern folgendermaßen: „Nach sechzehnjähriger Geltungsdauer dieses Gesetzes (vom 11. März 1879) erneuern sich die niemals ganz verstummten Klagen über unzureichende Vorbildung der Verwaltungsbeamten mit solcher Dringlichkeit, daß sich die Staatsregierung wiederum in die Notwendigkeit gestellt sieht, eine Reform der bestehenden Vorschriften ins Auge zu fassen. Heute wie damals zeigt sich bei vielen Beamten die Erscheinung, daß sie zwar allerlei wissen, aber nicht imstande sind, in den innern Zusammenhang des Wissens einzudringen. Sie kennen eine Menge gesetzlicher Bestimmungen, aber es fehlt ihnen die Fähigkeit, deren Zweck und Bedeutung zu erfassen und sie auf die vielgestaltigen Verhältnisse des praktischen Lebens anzuwenden. Wenn man also den Baum an den Früchten erkennen soll, so wird man einräumen müssen, daß sich die besondre Vorbildung der Verwaltungsbeamten nicht bewährt hat. Erwägt man aber weiter, daß gerade das, was bei diesen vielfach vermißt wird, anerkanntermaßen durch die juristische Ausbildung besonders gefördert wird, nämlich Klarheit der Auffassung, Schärfe des Urteils und die Fähigkeit, sich auf den verschiednen Gebieten des öffentlichen Rechts ohne Mühe zurecht zu finden, so wird man zu der Überzeugung gedrängt, daß das Heilmittel für die bezeichneten Übelstände in der Einrichtung einer gemeinsamen Vorbildung für Juristen und Verwaltungsbeamte zu suchen ist."

Es ist in hohem Grade erfreulich, daß hier von augenscheinlich sachkundiger Seite einmal gegenüber der bis zum Überdruß gehörten, zum guten Teil gedankenlos nachgesprochnen Klage über den sogenannten „Assessorismus" und gegenüber der sich breit machenden Mißachtung der Rechtswissenschaft überhaupt der unersetzliche Wert der rechtswissenschaftlichen Vorbildung für den Justiz- wie für den Verwaltungsdienst aufs nachdrücklichste betont wird. Nicht daß man „Assessoren," d. h. juristisch vorgebildete Leute, zur Verwaltung verwendet, ist zu beklagen, sondern daß man ungenügend juristisch vorgebildete „Assessoren" verwendet, ganz abgesehen davon, daß unpraktische, dumme Menschen eben unpraktisch und dumm bleiben, mögen sie das Assessorexamen oder die Baumeisterprüfung bestanden haben. Mit Fug und Recht legt der Verfasser auf die „formale Schulung des Geistes, wie sie durch das Studium der Jurisprudenz und die Bekanntschaft mit der juristischen Praxis gewonnen wird," einen so hohen Wert, daß er sie auch „als die Grundlage und den Angelpunkt der Verwaltungsvorbildung" ansieht. „Gerade jetzt — so führt er treffend aus — wo auf ökonomischem, sozialem und politischem Gebiet eine früher nicht geahnte Rührigkeit entfaltet wird, wo die Öffentlichkeit in alle Bahnen des Wirkens eindringt und die Gesetzgebung viel verwickelter geworden ist, bedarf die ganze Thätigkeit der höhern Verwaltungsbehörden mehr als früher einer juristischen Grundlage. Alle bedeutenden Verwaltungsfragen gewinnen jetzt eine juristische Seite, und diese scharf zu be-

urteilen, fühlt sich der Verwaltungsbeamte nicht imstande, bei dessen Vorbildung die Jurisprudenz nur die Rolle des Aschenbrödels gespielt hat. Nur ein juristisch geschulter Kopf vermag die schwierigen Probleme, die der immer heftiger werdende Interessenkampf aufwirft, in ihrer grundsätzlichen Bedeutung zu erfassen und auf ihre Verträglichkeit mit der allgemeinen Rechtsordnung hin zu untersuchen. Nichts lehrt besser als die juristische Wissenschaft, die Erscheinungen und Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens in ihren rechtlichen Beziehungen zu verstehen. Diese Kunst ist es, die dem Wirken des Verwaltungsbeamten erst die nötige Sicherheit, seiner praktischen Befähigung erst ihren Wert giebt, denn sie zeigt ihm die Schranken, die seinem Handeln durch die Gesetze oder durch entgegenstehende Rechte gesetzt sind; ohne sie tappt er bei seinen Maßregeln im Dunkeln und gleicht einem steuerlosen Schiffe, das jeden Augenblick auf Untiefen und Klippen geraten kann."

Das sind in der That goldne Worte, für die im deutschen Volke wieder das volle Verständnis zu erwecken — denn seit einem Menschenalter etwa hat dieses Verständnis bedenklich abgenommen — die Pflicht aller ist, die dazu beitragen können. Nur wenn das gelingt, wird das deutsche Beamtentum die ihm gebührende Stellung und Einwirkung wieder gewinnen, nur dann wird es befähigt sein, den Fels von Erz zu bilden, an dem sich die hochgehenden Wogen des Interessenkampfs unsrer kritischen Tage brechen und in gesunde Bahnen einlenken.

Aber wie man dem Verfasser darin zustimmen muß, so muß man ihm auch Recht geben in Bezug auf die Forderungen, die er für die zweckmäßige Ausgestaltung der gemeinsamen Vorbildung für den Justiz- und den Verwaltungsdienst aufstellt.

Vor allen Dingen verlangt er Schutz gegen das „Versimpeln" der besten Jahre des Lebens und das „ruchlose Verlottern der Semester," wie es vor allen andern den Studenten der Jurisprudenz vorgeworfen werde. Um diesem Unwesen wirksam zuleibe zu gehen, müsse namentlich die erste Prüfung so eingerichtet werden, daß alles sogenannte Einpauken vergebens werde. Am besten, meint der Verfasser, würde die Einführung einer Zwischenprüfung nach der ersten Hälfte des auf vier Jahre bemessenen Universitätsstudiums geeignet sein, das nie wieder gut zu machende „Verbummeln" der ersten Studienjahre zu verhindern. Nachdem der Staat einmal erkannt habe, daß die unzulängliche Befähigung eines großen Teils der höhern Beamten auf den Mangel einer gründlichen theoretischen Vorbildung zurückzuführen sei, habe er auch die Pflicht, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln diesem Mangel abzuhelfen. Wenn er aber das Übel nicht an der Wurzel anfasse und vor allen Dingen nicht ein planmäßiges Studium auf der Universität erzwinge, so werde im wesentlichen alles beim alten bleiben, möge man sonst reformiren, so viel man wolle. Mit Recht fordert der Verfasser ferner, daß das Studium und die

Prüfungen durchweg neben rechtswissenschaftlichen Gebieten auch ernsthaft auf die Staatswissenschaft ausgedehnt werde. Er weist dabei nachdrücklich das Bedenken zurück, als ob dadurch die Gefahr der Vielwisserei mit daraus folgendem Nichtswissen entstehen müßte. Es sei einer der größten Fortschritte der neuern Jurisprudenz, daß der unlösbare Zusammenhang des formellen Rechts mit dem wirtschaftlichen Leben der Nation mehr und mehr erkannt und ausgebildet werde. Der Jurist, dem nicht durch eine ernsthafte Beschäftigung mit Nationalökonomie und Finanzwirtschaft die Kenntnis des wirklichen Lebens erschlossen sei, sei in seiner praktischen Berufsthätigkeit ebenso hilflos wie der Verwaltungsbeamte, der nicht durch das Studium der Rechtswissenschaften juristisch denken gelernt habe. Seine Lage wäre trostlos, wenn ihm nur die Wahl bliebe zwischen Einseitigkeit in dem einen oder Vielwisserei im andern Falle. So liege die Sache aber keineswegs, wenn es darauf ankomme, in einem vierjährigen Studium sich neben den rechtswissenschaftlichen Lehrgebieten die Grundlagen und Grundlehren der Staatswissenschaften — um die es sich ja doch immer nur handle — zu eigen zu machen.

Für den praktischen Vorbereitungsdienst muß, wenn er für die angehenden Justiz- und Verwaltungsbeamten der gleiche sein soll, das sogenannte „Verwaltungsjahr" natürlich eingeführt werden, und man kann dem Verfasser nur zustimmen, wenn er gerade auch für die Ausbildung der richterlichen Beamten von dieser Neuerung einen großen Vorteil erwartet. Ob seine Vorschläge in allen Einzelheiten unanfechtbar sind, soll hier nicht untersucht werden. Die Verkürzung des praktischen Vorbereitungsdienstes auf drei Jahre wird wohl manche Anfechtung erfahren, so sehr der Verfasser mit Recht davor warnt, die Referendare länger als unbedingt notwendig im Vorbereitungsdienste festzuhalten.

Man sieht, wie eng sich die vorliegende Frage mit der „Assessorenfrage" in Preußen berührt, ja daß es sich hier eigentlich um einen Teil der Assessorenfrage handelt. Es wäre dringend zu wünschen, daß, nachdem der Gesetzentwurf betreffend die Regelung der Richtergehalte und die Ernennung der Gerichtsassessoren im Abgeordnetenhause eine so wenig glimpfliche Behandlung erfahren hat, die ganze Assessorenfrage unter Einbeziehung der Reform der Vorbildung für Justiz und Verwaltung sofort neu in Angriff genommen würde. Die Regierung könnte so die Schlappe, die sie jetzt bei dem einseitigen Vorgehen nicht unverdient erlitten hat, am besten wieder gut machen. Sollte dies nach der Veröffentlichung einer so sachkundigen und eindringlichen Mahnung, wie sie der Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern enthält, nicht geschehen, so müßte man annehmen, daß trotz aller Gesetzentwürfe und Kommissionsberatungen in Berlin das „Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß" unverändert die Losung, und der Verfall des preußischen Beamtentums zum Unheil Deutschlands unaufgehalten bleibt.

G. B.

Duell und Holzkomment

Nicht die wahren, sondern nur die dunkeln Ehrenmänner haben ein Interesse an der Aufrechterhaltung der Duellpraxis. Diesen vollkommen zutreffenden Satz hat ein Mitglied des deutschen Adelstags im Deutschen Adelsblatt (Jahrgang 1895, S. 214) auszusprechen den Mut gehabt. Es ist aber eine bekannte Thatsache, daß für die Aufrechterhaltung einer schlechten Einrichtung sehr oft nicht bloß die eintreten, die ein wirkliches Interesse daran haben, sondern auch solche, die aus mangelnder Einsicht, aus Schwäche, aus falscher Gutmütigkeit, Liebe zum Herkommen, Trägheit, Politik, Berechnung oder einem verwandten Beweggrunde an die Änderung des Bestehenden nicht die Hand legen wollen. So verhält es sich auch mit dem Duell. Es wird keineswegs bloß durch die „dunkeln Ehrenmänner" gestützt. Diese sind bei uns glücklicherweise nicht zahlreich genug, es allein zu stützen. Die Hauptstützen sind die, die aus irgend einem jener schwachen Beweggründe das Duell zu beseitigen unterlassen oder es gar verteidigen.

Der Schwäche einer solchen Position entspricht regelmäßig die Schwäche ihrer Beweisgründe. Etwas vernünftiges weiß man nicht vorzubringen. Aber man malt allerlei Gespenster an die Wand, die erscheinen würden, wenn man es wagen sollte, die Einrichtung zu beseitigen. Bei der Verteidigung des Duells ist es hauptsächlich ein solcher lahmer Beweisgrund, der immer wieder hervorgeholt wird, um die fehlenden zu ersetzen: es wird behauptet, der Holzkomment werde aufkommen, wenn man das Duell beseitige. Dieser Grund ist so oft vorgebracht und mit solcher Bestimmtheit geltend gemacht worden, daß sich ihm auch manche Personen zugänglich gezeigt haben, die sich sonst von jenen schwächlichen Beweisgründen nicht leiten lassen. So meint z. B. Professor Ziegler, der im übrigen dem Duellunwesen kräftig zuleibe geht (Der deutsche Student am Ende des neunzehnten Jahunderts, 5. Auflage, S. 95): „Ich sehe die Gefahr ein, daß uns die plötzliche Aufhebung des Duells in der Studentenschaft mit dem sehr unerfreulichen Holzkomment bedrohen könnte."

Demgegenüber behaupte ich, daß die Aufhebung des Duells die gefürchtete Wirkung durchaus nicht haben würde, daß vielmehr die Holzereien, die jetzt unter den Gebildeten vorkommen, gerade im Duellwesen ihre Hauptstütze haben, also mit der vollständigen Beseitigung des Duellwesens auch, wenn nicht vollständig, so jedenfalls im wesentlichen verschwinden würden.

Für die Richtigkeit meiner Ansicht kann ich mich zunächst auf Ziegler selbst berufen. Er widerlegt sich selbst, indem er zu dem eben angeführten Satze die Einschränkung hinzufügt: „Obwohl der Holzkomment meines Wissens doch auch unter jungen Kaufleuten so ziemlich verschwunden ist." Das trifft vollkommen zu. Im Verkehr der gebildeten jungen Kaufleute herrscht ein Ton vollendeter Höflichkeit; daß es hier kein Duell giebt, ruft den Holzkomment durchaus nicht hervor. Und so ist es auch in andern nicht studentischen Kreisen: die Malerakademien z. B. kennen das Duell nicht, haben aber auch nicht den Holzkomment. Ebenso verhält es sich mit den Mitgliedern der fürstlichen Häuser Deutschlands: Duell und Holzkomment halten sie gleichmäßig für unter ihrer Würde. Aber warum geht Ziegler nicht auf die studentischen Kreise näher ein? Warum fragt er nicht, wie es sich mit dem Holzkomment in den studentischen Kreisen verhält, die vom Duell keinen Gebrauch machen? Die Korps, die studentischen Korporationen, die als die duellirenden par excellence bezeichnet werden, machen bekanntlich nur einen kleinen Teil der gesamten Studentenschaft aus. München z. B. weist von allen deutschen Universitäten die größte Zahl der Korpsstudenten auf. Sie beträgt aber selbst hier nur 300, während im ganzen etwa 3700 Studenten in München sind. In Kiel (mit 750 Studenten) giebt es nur 15 Korpsstudenten. Die Korpsstudenten sind die eigentlichen Duellanten. Ihnen gliedern sich dann freilich noch die Burschenschaften, die Landsmannschaften und einige andre verwandte Korporationen an, die auch viel duelliren. Aber die Zahl ihrer Mitglieder ist wesentlich geringer als die der Korpsstudenten. Diesen Gruppen steht die große Masse, der eigentliche Kern der Studentenschaft, die studirende Studentenschaft gegenüber. Sie setzt sich zusammen aus Korporationen, die wohl „unbedingte Satisfaktion" geben, aber nicht die Bestimmungsmensur kennen, und deren Mitglieder sich nur zum kleinsten Teil duellirt haben; aus Korporationen, die das Duell grundsätzlich verwerfen (ihre Mitgliederzahl wird an Stärke die Zahl der Korpsstudenten wohl etwas übertreffen; teils sind es katholische, teils evangelische, teils „progressistische" Verbindungen); aus Korporationen, denen das Duellwesen mehr oder weniger farcimentum ist, die das Duell teils nicht schlechthin verwerfen, teils für etwas zu unbedeutendes halten, um dazu bestimmte Stellung zu nehmen; endlich aus Studenten, die keinem Verband angehören, und die teils grundsätzliche Gegner des Duells sind, teils sich aus ihm nicht viel machen; von diesen widmen sich nur sehr wenige dem Duellsport. Es wäre nun interessant, zu wissen, welchen Anteil die verschiednen Kreise an den Holzereien haben, die ja bekanntlich — trotz des sie angeblich verhindernden Duellwesens! — auf den Universitäten eine ziemliche Rolle spielen. Leider liegen darüber keine statistischen Erhebungen vor. Das preußische Kultusministerium hat vor einigen Jahren eine Erhebung über den Frühschoppen veranstaltet, aber den Duellen und Holzereien hat es, wie es scheint, noch keine nähere

Aufmerksamkeit gewidmet. Man kann daher einstweilen nur auf Grund privater Beobachtungen urteilen. Ich glaube nun hier mitsprechen zu können. Ich habe zwei Semester in Königsberg, eins in Berlin und sechs in Bonn studirt und bin jetzt bereits an der dritten Hochschule akademischer Lehrer; ich bin also ziemlich in der Welt herumgekommen. Nach meinen Beobachtungen haben an den Holzereien verhältnismäßig und — ich glaube — auch absolut den stärksten Anteil die sogenannten „schlagenden" Verbindungen. Dieser Name kommt ihnen in doppeltem Sinne zu, indem sie nicht bloß die „blanke Waffe," sondern auch die Faust und den Stock gebrauchen. Ich bin in Bonn Mitglied eines wissenschaftlichen Vereins gewesen. Zu meiner Zeit ist in diesem und ebenso in den verwandten Vereinen, deren Verhältnisse mir bekannt waren, weder ein Duell noch eine Holzerei vorgekommen. Wenn ein Fall vorlag (ich erinnere mich nur eines einzigen), der anderswo vielleicht zu einem Duell geführt hätte, so hatten wir bessere Mittel, einen solchen Fall beizulegen. Wir waren zu vornehm, zu der mode barbare zu greifen, wie Friedrich der Große das Duell nennt. Wie gesagt, das sind meine Privatbeobachtungen. Aber sie können gewiß von jedem andern bestätigt werden. Alle Beobachtungen werden wohl das Ergebnis liefern, daß zwar auch andre als duellirende Studenten an Holzereien Anteil haben, daß aber in der Mehrzahl der Fälle die studentischen Holzereien unmittelbar oder mittelbar durch die „schlagenden Couleuren" hervorgerufen werden.

Die Holzereien werden nach meiner Auffassung gerade durch das Duellwesen hervorgerufen. Zunächst nämlich dadurch, daß die „schlagenden" Verbindungen den ihnen nicht gleichartigen die Anerkennung versagen. In A. v. Sommerfelds Schrift: „Mensur, Duell und Verruf," Seite 13, findet sich folgendes Urteil: „Die meiste Achtung haben mir noch einige nützliche wissenschaftliche Vereine eingeflößt, wo ich das echte Studentenleben noch in seiner harmlosen, deutschen Art vorfand. Diese kennen die unerquicklichen Stänkereien, das kindische Beistecken der schlagenden Couleuren nicht." Die „unerquicklichen Stänkereien," dieser „sinnlose Hader" (Sommerfeld, S. 16) machen einen Hauptteil des Lebens der „schlagenden Couleuren" aus. Wie helfen sich nun ihre Mitglieder, wenn sie mit Mitgliedern andrer Korporationen in Streit geraten? Zum Teil läßt es sich so machen, daß eine Herausforderung zum Duell erfolgt. Zum Teil aber wird auch geholzt. Namentlich wenn der andre grundsätzlich Gegner des Duells ist, wird mit wahrem Vergnügen eine Holzerei aufgeführt. Man sieht also, das Duellwesen ruft hier die Holzerei hervor. Weil der „schlagende" Couleurstudent den einseitigen Duellstandpunkt einnimmt und gar keine andre Art der Erledigung eines Ehrenhandels kennt, greift er, wenn das Duell nicht anwendbar ist, zu dem rohen Mittel der Prügelei. Ein zweiter Weg, wie das Duellwesen zur Holzerei führt, ist folgender. „Man möchte — heißt es bei A. v. Sommerfeld, S. 13 — einmal eine Mensur schlagen und geht mit

dem Vorsatz von Hause fort, eine Schlägerforderung zu provoziren." Und Seite 8: „Man provozirt oft eine schwere Forderung." Also: man beleidigt, um sich duelliren zu können! Der Grund, weshalb man sich duelliren will, ist bei den Studenten meist nur der Wunsch, mit dem Duell renommiren zu können. In andern Kreisen wird aber manchmal ein Duell auch aus sehr niedrigen Gründen provozirt. Nun ist es jedoch nicht ganz leicht, mit Worten gleich so stark zu beleidigen, daß daraus unbedingt ein Duell folgen müßte. Es giebt aber ein Mittel, das unbedingt zu erreichen: das ist die Prügelei. Denn wie es in den „Konventionellen Gebräuchen beim Zweikampf" heißt: „Die schärfste Beleidigung ist die durch einen Schlag." Prügelt nur einen — sagt der sogenannte „Ehrenkodex" —, so dürft ihr mit Sicherheit auf ein Duell hoffen.

Man sieht also, daß das Duellwesen auf den genannten beiden Wegen mit Notwendigkeit zur Holzerei führt. Ich glaube aber, daß noch ein tieferer Zusammenhang zwischen Duell und Holzerei besteht. Beide sind als Schößlinge aus einer Wurzel zu betrachten. Das Duell ist nur die durch feste Regeln bestimmte Schlägerei. Wie ein paar Metzgergesellen ihren Wortstreit in einer einfachen Schlägerei fortsetzen, so setzen „satisfaktionsfähige" Personen ihren Wortstreit in der Form des Duells fort; hier wie dort steht man auf dem Standpunkt, man dürfe sich „nichts gefallen lassen," sondern müsse den Streit bis zum Exzeß fortführen. Der Unterschied ist nur der, daß das Duell, seinem donquixotischen Ursprung entsprechend, vor der einfachen Schlägerei den Vorzug der Verdrehtheit hat — wie ein Korse sagte*): das Duell ist „nichts andres als eine verfeinerte Vendetta, mit der größten Dummheit gepaart." Die innere Verwandtschaft zwischen Duell und Schlägerei wird aber die Duellanten immer geneigt machen, gelegentlich auch zur Holzerei zu greifen. Eine solche Prügelei wie die, die vor einigen Wochen in Königsberg schließlich zur Erschießung eines armen Artillerieleutnants führte, kommt in den gebildeten Kreisen, die nicht auf dem Duellstandpunkte stehen, schwerlich vor. Übrigens ist es nicht unmöglich, daß hier wieder einmal geprügelt wurde, um ein Duell zu provoziren.

Was sich uns eben aus der Betrachtung der Gegenwart ergeben hat, lehrt aber auch die geschichtliche Entwicklung.

Das Duell ist aufgekommen in einem Zeitalter des Meuchelmords.**) Wie man zur Verteidigung des Duells geltend macht, daß es den Holzkomment ausschließe, so rühmt man auch von ihm, daß es im Gegensatz zum Meuchelmord stehe. Aber das Duell kann dieses Lob gar nicht in Anspruch nehmen. Der elende Heinrich III. von Frankreich, der das Duell schützte und pflegte,

*) Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim, Erinnerungen alter und neuer Zeit, Band II (1887), Seite 153.

**) Vgl. meine Schrift: Das Duell und der germanische Ehrbegriff, Seite 44.

ist zugleich einer der berüchtigtsten Meuchelmörder. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts kam das Duell aus den romanischen Ländern nach Deutschland. Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert ist die Blütezeit des Studentenduells in Deutschland. Man kann sagen, daß es damals die Universitäten beherrschte, während es heute doch auf engere Kreise beschränkt ist. Man sollte nun annehmen, daß es damals, wo fast das ganze Universitätsleben unter seinem Zeichen stand, alle die schönen Wirkungen geäußert habe, die ihm nachgerühmt werden, daß damals kein ungeregelter Mord, keine Holzerei vorgekommen, daß die Studenten von einem hohen und hehren Ehrgefühl erfüllt gewesen seien. Aber wie stand es in Wirklichkeit? Neben den sehr zahlreichen Duellen — so wird uns in dem bekannten Buche der Gebrüder Keil über die Geschichte des Jenaischen Studentenlebens erzählt — waren auch sonstige „Konflikte und Raufereien" durchaus nichts ungewöhnliches, und diese — d. h. ungeregelten! — Raufereien hatten oft genug einen traurigen Ausgang. Die Verfasser zählen viele Fälle auf, wo Studenten ganz ungeregelt „erstochen" wurden. Weiterhin teilen sie mit, daß sich seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Jena die „schimpfliche Sitte" verbreitet habe, daß die Studenten mit Stöcken und Hetzpeitschen auf den Stuben wie auf offner Straße einander überfielen, wodurch gewöhnlich Duelle provozirt wurden. Schon in den sechziger Jahren des Jahrhunderts wird der Jenaer Student, mit der Hetzpeitsche umgürtet, den Schläger in der Hand, abgebildet. Wundervolle Symbole: Schläger und Hetzpeitsche! Fast in keiner andern Zeit finden wir so viele strenge Verordnungen gegen das Tumultuiren der Studenten, die nächtlichen Unruhen usw. als im achtzehnten Jahrhundert. Ich füge noch hinzu, was der alte Meiners über die „Kunst, sich in Avantage zu setzen" (d. h. den Gegner in die Notwendigkeit zu setzen, herauszufordern) sagt: „Die verschiednen Grade der Avantage sind edelmütiger Menschen so wenig würdig, daß man ohne Widerwillen nicht davon reden kann. Ein Studirender, der von einem andern beleidigt zu sein glaubt, ahndet die empfangne Beleidigung dadurch, daß er seinen Beleidiger einen dummen Jungen nennt. Wer einen dummen Jungen erhalten hat, ist in Desavantage und muß seinen Widersacher entweder fordern oder ihm eine Ohrfeige beibringen. Der Empfänger einer Ohrfeige erhält wieder die Oberhand, wenn er seinem Gegner einen Schlag mit der Hundepeitsche giebt. Ein Schlag mit der Hundepeitsche bringt die Avantage, in welcher bisher der Gegner war, auf die Seite des letzten Beleidigers. Wenn der Geschlagne den verlornen Vorteil wieder gewinnen will, so bleibt ihm nach der schlechten Sitte einiger hohen Schulen nichts weiter übrig, als denjenigen, welcher ihn geschlagen hat, mit dem Nachttopf zu beschütten oder ihm das Nachtgeschirr an den Kopf zu werfen." Und ein etwas älterer Zeitgenosse von Meiners sagt: „Lieber eine Niederträchtigkeit begangen, lieber sich à la mode der Gassenjungen herumgebalgt, als den Vorteil und die Ehre der Avantage aus den

Händen gelassen!“ Alles in maiorem gloriam des sogenannten „Ehrenkodex,“ des point d'honneur, wie man früher sagte! Ja, was will man denn? Das „Standesbewußtsein“ und das „Ehrgefühl“ dürfen sich doch wohl zur Geltung bringen!

Heute steht es ja nun anders auf den Universitäten. Wodurch ist aber die Änderung herbeigeführt worden? Man spricht von dem Fortschritt der „Bildung und Kultur.“ Ganz richtig! Aber einen wesentlichen Bestandteil des Fortschritts der Bildung auf den Universitäten macht auch die Einschränkung des Duellwesens aus. Der Frühlingshauch eines erhöhten Geisteslebens, der am Ende des vorigen Jahrhunderts durch Deutschland ging, der Aufschwung der Wissenschaft, der Deutschland in unserm Jahrhundert dem Auslande überlegen macht, sie sind untrennbar verbunden mit einer Einschränkung des Duellwesens auf den Universitäten, ja beruhen zum großen Teil darauf. Heute sind Hetzpeitsche und Nachttopf aus dem Verkehr der Studenten verschwunden, und das Duell beherrscht die Universitäten nicht mehr. Die Sitten sind wahrlich nicht schlechter, sondern ganz wesentlich besser geworden, seitdem das Duell von seinem Throne gestürzt worden ist. Und was uns die Betrachtung der Geschichte und der Gegenwart lehrt, hat schon ein witziger alter Korpsstudent treffend ausgesprochen. Der verstorbne Oberpräsident von Ernsthausen sagt in seinen Erinnerungen (S. 41) mit feiner Ironie, indem er die Nachsicht des akademischen Senats in Heidelberg gegen die Paukereien erwähnt: „Der Senat glaubte wohl an das geltende Dogma, daß ohne Mensuren der Holzkomment einreißen würde.“ Ja, in der That, es giebt solche „Dogmen,“ an die man glaubt, weil es so bequem ist. Die Korsen haben auch das „Dogma“ gehabt, daß alles aus Rand und Band gehen müsse, wenn die Vendetta abgeschafft würde. Und viele nehmen es ja auch sehr ernst mit dem „Dogma,“ daß jemand ein um so braverer Mann sei, je mehr Räusche er habe.

Man hat aber nicht bloß behauptet, daß das Duell den Holzkomment ausschließe, sondern auch, daß es die Zahl der Beleidigungen vermindere. Das will ich in einer gewissen Beschränkung zugeben. Es giebt Beleidigungen, die nicht der Berechtigung entbehren. Es ist berechtigt, öffentliche Schäden mit einem scharfen Wort zu belegen, das oft erst dann wirkt, wenn es beleidigend ist. Vollkommen feste Charaktere werden sich auch dann nicht scheuen, ein solches Wort auszusprechen, wenn ihnen von dem Verbrecher die Pistole entgegengehalten wird. Aber es giebt andrerseits Männer, denen man zwar auch Charakter nicht absprechen kann, die aber dennoch, wenn ihnen der Verbrecher mit der Pistole droht, lieber über das Verbrechen schweigen. Also wird das Duell in der That manches kräftige Wort verhindern. Ob das jedoch wünschenswert ist? Ich denke, darauf giebt uns der oben angeführte Satz aus dem Deutschen Adelsblatt die rechte Antwort. Das Duell kann

ferner wohl auch manche leichtfertige Beleidigung verhindern. Jedenfalls ist aber unbedingt zu bestreiten, daß das Duell dazu dienen könne, die Zahl der Beleidigungen überhaupt zu vermindern. Ich behaupte im Gegenteil, im großen und ganzen vermehrt es sie. Den Beweis dafür hat ja soeben Graf Bernstorff im Reichstage gebracht, indem er darauf hinwies, daß in dem duelllosen England der Ton besser sei als in den Ländern mit Duell. Man erinnere sich ferner der Länder mit parlamentarischem Duell, Frankreichs, Italiens, Ungarns: hier giebt es Duelle, Prügeleien und Beleidigungen in größter Zahl; so viel und so schwere Beleidigungen wie hier kommen in den deutschen Parlamenten, die das Duell nicht kennen, nicht vor. Würde aber das parlamentarische Duell in Deutschland üblich werden, so würde sich auch der ganze Ton wesentlich verschlechtern. Es ist ganz natürlich: dieselbe Gewaltthätigkeit, die das Duell hervorbringt, wird sich auch in Worten äußern. Sodann ist es für gewisse Leute außerordentlich angenehm, daß sie durch das Duell vollkommen die Erörterung über die Frage abschneiden können, ob der Beleidigung ein berechtigter Kern zu Grunde liege. Ferner werden, was ich schon in anderm Zusammenhange hervorgehoben habe, viele Beleidigungen ausgesprochen, weil man ein Duell provoziren will. Ich entnehme endlich noch ein Beweismittel den studentischen Verhältnissen. Es ist bekannt, daß von Rempeleien im allgemeinen der Student frei bleibt, der in dem Rufe eines „guten Schlägers" steht. Wer dagegen diesen Ruf nicht genießt, der muß sich auf Rempeleien gefaßt machen. Die Duellanten haben die mit wahrer Ritterlichkeit doch nicht vereinbare Sitte, den durch Beleidigungen zum Duell zu nötigen, dessen Waffen sie nicht glauben fürchten zu müssen.

Ein bekannter Philosoph will das berechtigte Duell nicht beseitigt sehen; nur das „frivole" Duell müsse fallen. Als ob nicht alle Duelle „frivol" wären! Zur Verteidigung des Duells leistet sich dieser Philosoph folgenden Satz: „Die Ehrenkränkungen sollen aufhören; dann werden die Duelle von selber nachfolgen." Nichts ist unrichtiger als das! Ich will den Satz nicht vollständig umkehren; aber der Wahrheit wenigstens näher käme man, wenn man behauptete: „Die Duelle sollen aufhören; dann werden die Ehrenkränkungen von selber nachfolgen."

Im vorstehenden habe ich vorzugsweise die Verhältnisse der Universitäten als Beweismittel verwertet. Ich will mit meinen Bemerkungen aber gar kein allgemeines Urteil über die verschiednen Korporationen und ihre Berechtigung, über den Wert der Bestimmungsmensuren und ihr Verhältnis zu den ernsten oder, richtiger gesagt, lebensgefährlichen Duellen abgegeben haben. Ich wollte nur nachweisen, daß das Duell keineswegs die Kraft hat, den Holzkomment auszuschließen, und daß mit der Beseitigung des Duells keineswegs der Holzkomment auftauchen würde. Ich habe u. a. nachgewiesen, daß die „schlagenden Couleuren" ziemlich viel holzen. Nun, vielleicht ist das nicht so schlimm.

Vielleicht findet ein kasuistischer Philosoph, daß das für die Bewährung echter Männlichkeit unentbehrlich sei.

Ein Freund des studentischen Duells bin ich natürlich nicht. Aber daß ich das studentische Duell nicht für das gefährlichste ansehe, ergiebt sich schon aus meinen Ausführungen über den Rückgang des studentischen Duells. Das gefährlichste Duell ist heute das Zwangsduell, dem die aktiven Offiziere und auch — darin liegt die Hauptgefahr — die Offiziere des Beurlaubtenstandes unterworfen sind.

Münster i. W. G. v. Below

Die arischen Religionen und das Christentum

Um zu verstehen, wie die Religionen geworden sind, muß man das unverfälschte Kinderbewußtsein kennen. Dessen Ergründung ist freilich nicht ganz leicht. Das Bewußtsein der ersten zwei bis drei Jahre ist so sehr nur ein Augenblicksbewußtsein, daß der Erwachsene von den innern Zuständen seiner frühesten Kindheit keine Erinnerung hat. Von der Zeit an aber, wo das Gedächtnis wirksam wird und in die auf einander folgenden Bewußtseinszustände Zusammenhang bringt, greift die Belehrung so kräftig ein, daß ein gewecktes vierjähriges Kind bei uns schon viel mehr weiß und die Naturvorgänge teilweise richtiger beurteilt als der Erwachsene bei einem vom Verkehr abgesperrten Naturvolke. Doch so viel wissen wir heute, daß das Kind, ehe es das perspektivische Sehen erlernt hat, nichts sieht als eine farbige Fläche, auf der die bewegten Gegenstände hin und her huschen oder sich (beim Herannahen) wunderlich vergrößern, daß es den Unterschied zwischen belebten und unbelebten Gegenständen anfangs nicht kennt, daher, wenn es den Begriff „belebt" hätte, alle Gegenstände für belebt halten würde, die es in Bewegung sieht, daß es die Gegenstände liebt, die ihm angenehme Empfindungen verursachen, und daß es, nachdem es auch unangenehme Empfindungen kennen gelernt hat, die von außen verursacht werden, die Urheber dieser Empfindungen fürchtet und haßt. Es ist also eigentlich keine poetische Phantasiethätigkeit, wenn der Knabe einen Stecken als Pferd gebraucht, wenn das Mädchen die Puppe als ein lebendes Wesen behandelt und im Notfall mit einem Holzscheit als Puppe vorlieb nimmt; vielmehr ist die Annahme, daß alle Dinge in gleicher Weise lebendig oder beseelt seien wie die Menschen und Tiere, das natürliche und ursprüngliche, und mit diesem Animismus stellt sich von selber auch der Fetischismus ein. Auch unsre Kinder würden fliegende Steine, fallende Balken und zuckende Blitze schön

bitten, ihnen nichts zu thun, wenn man sie nicht vom ersten Augenblick an, wo sie laufen lernen, in der Kunst unterwiese, die von leblosen Dingen und von Tieren drohenden Gefahren ohne Gebet zu meiden und sich die nützlichen Dinge ohne deren Zustimmung nutzbar zu machen. Was unsre Kinder in ein paar Jahren lernen, dazu haben die Völker Jahrtausende gebraucht. Man kann sich leicht vorstellen, wie die scheinbare Erhörung einer solchen Bitte die zufällige Form, in der sie ausgesprochen worden war, zur Zauberformel werden ließ, und wie sich zu den Sprüchen nach und nach auch wirkungskräftige Geberden und Handlungen fügten. Wenn wir alle die Dinge, die von kindlichen Menschen als gefürchtete oder als segenspendende Wesen angeredet werden, Götter und dieses Gemisch von unrichtigen Vorstellungen und Zauberei Religion nennen, so tragen wir unsre Anschauungen unberechtigterweise in die Anschauungen des Kindheitsalters hinein. Von Religion und von Göttern darf man eigentlich erst sprechen, wenn die vielen außer- und übermenschlichen Mächte auf eine einzige alles beherrschende Weltmacht bezogen und mit ethischem Gehalt erfüllt werden, wenn der Aberglaube durch hinzutretende Metaphysik und Ethik veredelt wird.

Auf der Kindheitsstufe, wo diese Veredlung anfängt, steht die Religion der Veden,*) die Hermann Oldenberg, dessen Werk über Buddha in letzter Zeit vielfach erwähnt worden ist, in einem vor kurzem erschienenen Buche sehr anschaulich und vollständig dargestellt hat. In den Gebeten, Liedern, Zaubersprüchen, Erzählungen der ältesten heiligen Schriften der Inder erscheinen noch alle Dinge, auch die zum Opfer erforderlichen Werkzeuge, beseelt; die Götter sind zu einem Teile noch nichts andres als beseelt gedachte Bestandteile der Natur, so die Wassergöttinnen, die „heilsam zu trinken" sind, teils sind sie schon Personen, denen die körperlichen Naturwesen nur noch sozusagen als Gewand dienen, und bei einzelnen ganz vergeistigten Göttern ist ihr Ursprung aus einer Naturerscheinung schon vergessen. Und da den Indern der Drang zur Klarheit, die Selbstbeschränkung und die Hilfe der bildenden Kunst gefehlt haben, denen die Griechen ihre deutlich unterscheidbaren Göttergestalten verdankten, so fließt in den Veden alles traumartig in einander; alles wandelt sich in alles; Indra und Agni thun dasselbe; die Kühe sind bald wirkliche Kühe, bald Wolken, bald Göttinnen, und eine mehr kindische als kindliche Phantasie bringt es fertig, das Weltall auf einem einbeinigen Ziegenbock ruhen zu lassen.

Die vedische Religion ist so sehr noch einfacher Naturdienst, daß es falsch ausgedrückt wäre, wenn wir den Agni die interessanteste Gestalt in dem indischen Pantheon nennen wollten, denn er hat eben keine Gestalt und wohnt weder im Olymp noch in einem Tempel, sondern überall. Eben darauf beruht

*) Die Religion des Veda. Von Hermann Oldenberg. Berlin, Wilhelm Hertz.

das Interesse, das er erregt. Zweigeburtig wird er genannt, da er sowohl — als Blitz und Sonnenglut — vom Himmel stammt, wie auch durch Reibhölzer und Feuersteine auf der Erde von Menschen erzeugt wird. Er ist eben nichts andres als das Feuer selbst. Zur Sonne und zum Blitz, die mehr andern Göttern zugehören, bringt man ihn selten in Beziehung, öfter wird seines irdischen Ursprungs und seiner irdischen Wohnung gedacht. Zahlreich sind Anrufungen wie folgende: „Der Wasser Sproß, der Wälder Sproß, des Stehenden Sproß, des Beweglichen Sproß; selbst ein Stein ist deine Wohnung." Der Wasseragni ist, wie Oldenberg nachweist, nicht etwa der aus den Wasserwolken zuckende Blitz, sondern eins mit dem Pflanzenagni, dem aus dem Reibholz gewonnenen Feuer; da die Bäume ohne Wasser nicht wachsen können, wird der Ursprung des Feuers bis ins Wasser zurückverfolgt. „Die Götter fanden Agni, den Herrlichen, in den Wassern, im Schoße der Schwestern. Die sieben Jungfrauen (die Ströme des Pendschab) hatten den Gesegneten großgezogen, der weiß zur Welt kommt, den roten, in seiner Größe. Sie liefen zu ihm wie Stuten zum neugebornen Füllen. Die Götter bestaunten Agni bei seiner Geburt. Er ist zu ihnen gegangen (in der Opferflamme emporgestiegen), die nicht essen und doch nicht Schaden nehmen, zu des Himmels jungen Töchtern, die sich nicht kleiden und doch nicht nackt sind. Da empfingen die alten, die jungen, die einem Schoß entstammenden, die sieben Töne (des beim Opfer gesungnen heiligen Liedes) eine Leibesfrucht. Ausgebreitet wurden seine allgestaltigen geballten Massen im Mutterschoß der Butter, im Strom der Honigtränke (das heißt an der Opferstätte, wo Butter und süßer Opfertrank fließt). Dorthin traten die strotzenden Milchkühe. Des Wunderkräftigen Eltern sind die beiden einander zugekehrten großen Welten. Der du getragen wardst im Mutterschoß, Sohn der Kraft, du hast aufgeleuchtet, helle gewaltige Wundergestalten annehmend. Es triefen die Ströme von Honigtrank, von Butter, wo der Stier herangewachsen ist an Weisheit." Die unvollkommne Naturerkenntnis der Priester fügt Agni in den Kreislauf des Wassers ein: „Dasselbe Wasser geht hinauf und herab im Lauf der Tage; die Erde schwellen die Regengüsse, den Himmel schwellen die Flammen Agnis." Weil Agni die Opfergaben zum Himmel emporträgt, ist er ein priesterlicher Gott, ja selbst der erste und höchste Priester. Dazu haben ihn die Götter eingesetzt, nachdem sie den in Wassern und Pflanzen versteckten gefunden; ein Zwiegespräch zwischen Agni und Varuna, dem Wortführer der Götter, erzählt diese Einsetzung. Varuna spricht u. a.: „Komm her. Der Mensch ist fromm; er begehrt zu opfern. Genug hast, Agni, in der Finsternis du geweilt. Mach die Götterpfade gangbar. Günstigen Sinnes bring uns die Opferspeisen." Im Hause spielt Agni dieselbe Rolle, wie bei den westlichen Ariern die weibliche Gottheit Vesta. Als Schützer des Hauses und der Familie wird er bei allen Gelegenheiten angerufen. „Sei der Versammler von Gütern. Thu uns kein Leid, nicht dem

Alten noch dem Knaben. Bringe Heil dem Menschen und dem Vieh." Bei der Hochzeit opferte man dem Agni und betete für die Braut: „Möge Agni sie schützen! Möge er ihre Nachkommen zu hohem Alter führen; gesegneten Schoßes sei sie, lebender Kinder Mutter, Freude ihrer Söhne möge sie schauen." Nach der Geburt eines Kindes lautet die Bitte: „Wie ein Vater den Sohn, so bewache dies Kind." Der von der Reise heimkommende Hausherr begrüßte sein Herdfeuer mit den Worten: „Dieser Agni ist uns gesegnet, dieser ist uns hochgesegnet. In seiner Verehrung mögen wir nie zu Schanden werden. Er lasse uns obenanstehen." Der nie verreisende, große Hausherr wird er genannt; zu ihm „kehren heim die Milchkühe, kehren heim die schnellen Renner, heim die eignen kräftigen Rosse, bei ihm kommen zusammen die freigebigen Hochgebornen."

Schon aus diesen wenigen Proben, deutlicher noch aus den vielen andern, die man bei Oldenberg findet, ist dreierlei zu erkennen. Erstens wie mit der Religion zugleich die Naturwissenschaft entsteht. Das Nachdenken verfolgt die Feuererscheinungen vom Entstehen bis zum Vergehen und sucht ihr Wesen zu ergründen; wie falsch auch die ersten Deutungen und Schlüsse ausfallen mögen, der Weg, der endlich zu den richtigen führen muß, ist betreten. Zweitens aber sehen wir, wie die Priester darauf bedacht waren, die gewonnene Erkenntnis in einer den Laien schwer verständlichen oder unverständlichen Form auszusprechen. Von ihrer Geheimniskrämerei weiß Oldenberg viel zu melden. So versperrten sie den Weg zur Erkenntnis wieder, nachdem sie ihn kaum eröffnet hatten, und derlei Standesinteressen haben den Fortschritt der Naturwissenschaften so lange verzögert, bis der Strom des Wissens zu breit geworden war, als daß er noch ferner hätte als Privilegium einer Kaste eingesperrt werden können. Drittens bemerken wir, wie sich die Naturgottheit vermenschlicht und damit ethisirt: wird doch Agni als gütiger und weisheitsvoller Herr verehrt. Aber ganz menschengestaltig konnte Agni nicht werden; wie hätte man daran denken können, ihn als Menschen abzubilden, da man ihn ja leibhaftig sah! Für sich allein führt also die Naturvergötterung nicht zum Bilderdienst. Wie die Griechen dazu gekommen sind, diesen besonders auszubilden, ist bekannt. Unwillkürlich erinnert man sich aber an die Darstellung der Entstehung des Götzendienstes im dreizehnten Kapitel des Buches der Weisheit, wo der Verfasser die Anbetung der herrlichen Geschöpfe Gottes statt des Schöpfers einigermaßen entschuldbar, den Bilderdienst aber schlechthin unentschuldbar findet. In der That ist er bei zivilisirten Völkern nicht mehr so natürlich, wie es der Animismus und Fetischismus der Naturkinder ist.

Um nun noch ein Wort über die vedische Religion im allgemeinen zu sagen, wie sie, nicht wesentlich verschieden von ältern Darstellungen, bei Oldenberg erscheint, so gehörte sie, als Religion eines Zweiges der arischen Rasse, zu den freundlichen Religionen. Es kommt darin nur e i n böser Gott vor,

Rudra, und das schlimme Gezücht kleiner, böser Dämonen macht sich nicht breit. Daß in vorvedischer Zeit auch Menschenopfer vorgekommen seien, davon hat der Verfasser nur eine einzige Spur gefunden; es handelt sich dabei übrigens nicht um ein eigentliches Opfer, sondern um den abergläubischen Brauch, durch Einmauerung der Häupter von fünf „Opfertieren" (Mensch, Roß, Rind, Schafbock, Ziegenbock) dem Hausbau Festigkeit zu verleihen. Nationaler Liebling ist Indra, der Gewittergott, ein ganz germanisch anmutender, etwas ungeschlachter und humorvoller Haudegen, der sich gern einen Rausch trinkt, und der Liebesabenteuer nicht verschmäht, eine gemütliche Haut, mit der auf gutem Fuß zu stehen für einen rechtschaffnen Kerl gar nicht schwer ist. Die Vertreter der höhern und reinern Sittlichkeit, Varuna*) mit den Adityas und Mitra, sind nach Oldenberg semitischen und zwar chaldäischen Ursprungs. Varuna und Mitra waren ursprünglich Mond und Sonne, die Adityas Planeten. Aber in der vedischen Zeit sind sie schon so weit vergeistigt, daß die Sonne nur noch als Auge Mitras und Varunas erscheint; einmal sind Sonne und Mond die beiden Augen Varunas; im allgemeinen aber erscheint Varuna als der Herr der Gestirne; sie gehorchen seinen Befehlen. Diese ihre ursprüngliche Bedeutung weist auf Chaldäa hin, die Wiege des Sterndienstes und der Astronomie, und auch ihr ethischer Charakter läßt, wie wenigstens Oldenberg meint, auf semitischen Ursprung schließen, da die Semiten früher als die Arier zur Ethisirung der Naturgötter fortgeschritten seien. Diese entlehnten Götter halten die körperliche und die sittliche Weltordnung aufrecht, die in den vedischen Liedern Rita genannt wird. Das ethische Bewußtsein, das, meint Oldenberg, aus dem Gesellschaftsleben entspringt — zunächst in der Form des Bewußtseins von Recht und Unrecht — hat ursprünglich mit der Religion nichts zu thun. „Das Bild der Götter trägt ethische Züge nur oberflächlich an sich." Soweit sie menschenähnlich gedacht werden, schreibt man ihnen unter andern menschlichen Eigenschaften natürlich auch moralische zu, aber eben nicht bloß Tugenden, sondern auch Laster. Diese ethischen Eigenschaften interessiren jedoch den Verehrer zunächst nur insofern, als er davon Vorteil zu erwarten oder Schaden zu fürchten hat; die Hauptsache ist für ihn die Macht des Gottes und seine Gunst. Ein andres Verhältnis aber zum Sittlichen, als das, das der Gott als Gott hat, kann das Verhältnis sein, das ihm kraft seines individuellen Charakters zukommt. Die Gestirngötter sind ethische Götter geworden, weil sie als Träger der festen und unveränderlichen Ordnung am Himmel von vornherein Ordnung schaffende Wesen sind. So konnte denn auch der Begriff der Sünde, als des Bruches der sittlichen Weltordnung, und

*) Das Wort Varuna hängt nicht mit *Οὐρανός* zusammen, wie man anfänglich geglaubt hat. Bei einer andern Gelegenheit macht Oldenberg auf die Irrtümer aufmerksam, zu denen sich die Forscher eine Zeit lang durch Gleichklänge von Namen haben verleiten lassen; gerade solche Götter sind identisch, deren Namen gar nicht sprachverwandt sind, wie Indra und Thor.

das daraus entspringende Schuldbewußtsein nicht fehlen. Doch erscheint die Sünde meistens als etwas von außen angeflognes, als eine verunreinigende Substanz, die durch Sühnungsgebräuche abgewaschen werden kann, wie sie auch andrerseits durch äußerliche Berührung und durch Absonderungen übertragen wird, z. B. vom Vater auf den Sohn. Die Sünde ist mehr etwas objektives als etwas subjektives, was übrigens zwar nicht der ältern christlichen und der modern juristischen Auffassung, wohl aber dem in unsrer heutigen Philosophie herrschenden Determinismus entspricht. In dem bekanntesten der Gebete an Varuna heißt es: „Es war nicht mein eigner Wille, Varuna; Bethörung war es, Trunk und Spiel, Leidenschaft und Unbedacht. In des Jünglings Fehl gerät der Ältere; selbst der Schlaf macht nicht frei von Unrecht.“ In gemessener, würdiger Fassung, schreibt Oldenberg von diesem Liede, „tritt der Büßende vor den Gott; da ist kein leidenschaftlicher Ausbruch von Schmerz und Angst; die Sprache, die er spricht, ist ruhig, fast kühl. Aber der Ernst des Bewußtseins, daß der göttliche Wächter des Rechts die Sünde verfolgt, und zugleich das Vertrauen auf die verzeihende Gnade gegenüber dem Bußfertigen hat sich doch hier einen Ausdruck geschaffen, dessen einfache und tiefe Beredsamkeit, selten in der Poesie des Veda, auch heute noch empfunden werden wird und dies Lied wohl als einen der Höhepunkte in dem Reiche jener religiösen Dichtung erscheinen lassen mag.“ Im allgemeinen zeigen die gottesdienstlichen Lieder und Gebete nicht diesen Charakter, sondern lassen den Kult als ein reines Geschäft erscheinen: Gieb, so gebe ich dir, heißt es dem Gott gegenüber. Auch die Vorstellung vom Jenseits ist grob sinnlich; den Frommen werden dieselben Freuden verheißen wie im Himmel Mohammeds. Selbstverständlich aber gehört Freigebigkeit gegen die Priester zu den wesentlichen Bestandteilen der Frömmigkeit, und Geiz gegen sie ist die unsühnbarste aller Sünden. Die Ausmalung des trägen Genießens in diesem Brahmanenhimmel ist eine der Spuren von der beginnenden Verschlechterung, die der arische Stammcharakter des Volkes in der neuen Heimat erlitt, und die der Verfasser Seite 2 beschreibt. „Die Trennung der Inder von den Iraniern war für die nach Südosten ziehenden der Verzicht auf die Teilnahme an dem großen Wettkampf der Völker gewesen, in welchem die gesunde Menschlichkeit der westlichen Nationen herangereift ist. In der üppigen Stille ihres neuen Heimatlandes haben jene Arier, die Brüder der vornehmsten Nationen Europas, mit der dunkeln Urbevölkerung Indiens sich vermischend, immer mehr die Charakterzüge des Hindutums in sich entwickelt, erschlafft durch das Klima, dem sich ihr Typus, in gemäßigter Zone ausgeprägt, nicht ohne schwere Schädigung anzupassen imstande war, erschlafft nicht minder durch das thatenlose Genießen, welches das reiche Land ihnen nach leichtem Siege über unebenbürtige Gegner, widerstandsunfähige Wilde, darbot, durch ein Leben, dem die großen Aufgaben, die stählenden Leiden, das starke und harte Muß fehlte.“ In jener vedischen

Periode, etwa 1200 bis 1000 v. Chr., als die Inder noch als Hirten im Pendschab weilten, hatte die Verschlechterung eben erst begonnen, und die Veden stehen dem Avesta näher als der buddhistischen Litteratur, obwohl Zoroaster dem Buddha der Zeit nach weit näher steht als den Veden. Doch stellt der Verfasser die vedische Poesie nicht sehr hoch. „Priesterlichem Meistergesang, der so [spielerisch] von den Göttern und göttlichen Dingen redet, kann auch in dem, was er von der Menschenseele und menschlichen Geschicken zu sagen hat, nicht voller Klang, nicht die Beredsamkeit der Leidenschaft eigen sein; er kann nicht die Töne haben, aus denen die Wärme und Tiefe, das leise Erzittern des Herzens spricht. Von den Abgründen der Not und der Schuld weiß diese Poesie wenig; hier kommen vor allem die Glücklichen und Reichen zu Worte, die das große Opfer darbringen, um den Göttern ihren Wunsch nach Rindern und Rossen, nach langem Leben und Nachkommenschaft ans Herz zu legen: oder vielmehr, es sprechen nicht einmal diese Opferer selbst, sondern die von ihnen besoldeten Sänger. Woher sollten da die wahren, tiefen Töne des Innern kommen? Woher die weiten, feinen Blicke in die Ordnungen des Geschehens? Woher in diesen engen, flachen Verhältnissen, an den Höfen der kleinen, mit einander rivalisirenden Dynasten der Ernst und Stolz des in den Kultus hineinleuchtenden großen nationalen Bewußtseins?"

Wenn wir neben das Buch eines anerkannt bedeutenden Forschers die Tendenzbroschüre eines Dilettanten*) stellen, so geschieht es nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie typisch für den Mißbrauch ist, der mit den Forschungsergebnissen verdienter Orientalisten vielfach getrieben wird. Seitdem Schopenhauer Mode geworden ist, widmen seine Verehrer dem Buddhismus eine übertriebne Wertschätzung, und wenn uns nun zur Abwechslung einmal Zoroaster empfohlen wird, so kann man das ja als einen Fortschritt begrüßen, denn die Religion des Avesta steht ohne Frage höher als der Buddhismus. Aber ganz ohne Widerspruch darf die Verherrlichung Zoroasters durch Brodbeck gerade deshalb nicht bleiben, weil es Thatsachen und wirkliche dem Christentum anhaftende Schwierigkeiten sind, die ihn dazu verleitet haben, Schwierigkeiten, die auch von andern empfunden werden. Thatsache ist, daß sich die Religion des Avesta durch Reinheit, Kraft und männlichen Ernst auszeichnet; Thatsache ist, daß die heute noch daran festhaltenden Parsen in Bombay schöne, geistig regsame Menschen sind, die sich ihrer Liebenswürdigkeit und ihres Wohlstands wegen, sowie wegen ihres würdigen und reinen Familienlebens hoher Achtung erfreuen. Wahr ist es ferner, daß das Neue Testament zur Weltflucht, zur Trägheit in weltlichen Dingen und zu einer den männlichen Charakter vernichtenden Geduld und Sanftmut verleiten kann und unzählige verleitet hat.

*) Zoroaster. Ein Beitrag zur vergleichenden Geschichte der Religionen und philosophischen Systeme des Morgen- und Abendlandes von Dr. Adolf Brodbeck, Mitglied des ersten Religionsparlaments zu Chicago. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Wahr ist es auch, daß sich demnach das Christentum vorzugsweise zu einer Religion der Frauen, der Armen, der Unterdrückten, der Kranken und Leidenden eignet. Wahr ist es, daß das, was die Kirche für weltliche Kultur geleistet hat, vielfach in Widerspruch steht mit ihrer Theorie, und daß in unsrer Zeit der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis in der Christenheit immer unerträglicher wird. Aber alle diese Thatsachen und Wahrheiten reichen zusammen nicht hin, das Verfahren Brodbecks zu rechtfertigen, der Zoroaster als das größte Universalgenie der alten Welt preist, der behauptet, die Welt komme über Zoroaster nicht hinaus, der alle nachfolgenden Religionsstifter und Philosophen das Gute und Wahre, das sie haben, aus ihm schöpfen läßt und das Christentum für einen Rückschritt erklärt.

Seine zuversichtliche Charakteristik Zoroasters und seine Darstellung der Zendlehre zu kritisiren, überlassen wir den Fachleuten, die es freilich kaum für der Mühe wert halten werden, sich mit einer Darstellung zu beschäftigen, die sich auf die vor hundertzwanzig Jahren erschienene Kleukersche Übersetzung der französischen Übersetzung des Zend von Anquetil du Perron stützt; die Art und Weise, wie er Max Dunckers klassische Geschichte des Altertums von oben herab behandelt, kann nur Heiterkeit erregen. Lassen wir also die streng wissenschaftliche Seite der Sache außer Betracht und berücksichtigen wir nur die den Widerspruch herausfordernden Meinungen des Verfassers, so läßt sich darüber in Kürze folgendes sagen. Was Brodbeck für Abhängigkeit der Religionen und Philosophien von Zoroaster hält, ist nichts anders als eine Wirkung der Denknotwendigkeit. Wie sich auf einer gewissen gesellschaftlichen Entwicklungsstufe überall dieselben oder sehr ähnliche gesellschaftliche und sittliche Vorstellungen und Begriffe entwickeln müssen, so verhält es sich auch mit den religiösen. Was den Menschengeist von der Tierseele unterscheidet, das ist neben der Nötigung zu sittlichen und ästhetischen Werturteilen der Kausalitätstrieb, d. h. die Nötigung, die Erscheinungen in ursächlichen Zusammenhang mit einander zu bringen und im Denken bis zu einer Grundursache aller Erscheinungen vorzudringen. Für die Gruppirung der Erscheinungen und ihre Verknüpfung mit der Grundursache boten sich nun folgende Möglichkeiten dar. Man konnte die Erscheinungen und ihre angenommnen Ursachen einteilen in körperliche und geistige, in nützliche und schädliche, in sittlich gute und sittlich böse. Man konnte diese drei Paare zusammen legen, das Geistige als das Heilsame und sittlich Gute der Materie als dem Urquell des Bösen gegenüberstellen, oder sie sich in verschiednen Kombinationen kreuzen lassen. Man konnte jeden dieser Dualismen für vorübergehend oder für ewig dauernd halten. Man konnte demnach zwei Urwesen, ein gutes und ein böses annehmen, oder ein Urwesen, das sich nur vorübergehend spaltet. Man konnte das oder die Urwesen für unbewußt halten und in der Welt ohne Rest aufgehen lassen, oder man konnte sie oder es als eine bewußte Persönlichkeit der

Welt gegenüberstellen. Man konnte sich die Entstehung der Welt als Schöpfung oder als Emanation denken. Man konnte zwischen die sichtbare Welt und das oder die Urwesen beliebig viele den Verkehr beider vermittelnde Dämonen einschieben. Alle diese Denkmöglichkeiten sind schon sehr früh erkannt worden, und in der Zeit, wo Zoroaster gelebt haben soll, im siebenten Jahrhundert vor Christus, waren sie wohl schon sämtlich, die einen von diesem, die andern von einem andern Denker durchprobirt worden. Seitdem konnte nichts neues mehr erfunden werden, und materielle Fortschritte konnte weder die Metaphysik noch die Theosophie, wie wir die religiös gefärbte Metaphysik im Unterschiede von der Religion nennen wollen, mehr machen. Wenn daher in spätern Religionen und Philosophien Sätze vorkommen, die sich schon im Avesta finden, so ist das so wenig ein Beweis für ihren Ursprung aus dem heiligen Buche der Parsen, wie die Einehe und der Straßenbau darum den Persern abgelernt sein müssen, weil beides bei ihnen für löblich gegolten hat.

Demnach hat die Zumutung, über Zoroaster hinaus fortzuschreiten, keinen Sinn, wenn man damit meint, es solle ein neuer, bisher noch nicht erkannter metaphysischer oder theosophischer Satz gefunden werden. In diesem Sinne kommt die Welt wirklich nicht über Zoroaster hinaus, aber nicht deswegen, weil er das größte Universalgenie der alten Welt oder vielleicht gar aller Zeiten gewesen wäre, sondern weil in der spekulativen Bewegung, die um die Mitte des ersten Jahrtausends vor Christus von Indien bis Unteritalien, von Buddha bis Pythagoras reichte, der Kreis aller metaphysischen Möglichkeiten schon durchmessen worden ist. Der Wert der spätern Religionen und Philosophien besteht nicht im Stoff, sondern in der Form ihrer Darstellung und in ihrer Angemessenheit an die Bedürfnisse der Zeit, in der, und des Volkes, bei dem eine jede entsteht. Den Philosophien fällt dabei mehr die Aufgabe zu, den Fortschritt der Wissenschaft zu fördern, während die Religionen das Gemüt zu befriedigen und Antriebe zum Rechthandeln zu liefern haben. So ist z. B. Kants Ding an sich keineswegs bloß, wie es Brodbeck nennt, eine vertrocknete platonische Idee, sondern es besagt, daß wir von den Dingen, die jenseits unsrer Erfahrung liegen, nichts wissen können, und daß an den Grenzen der Erfahrung die Wissenschaft aufhört und das Gebiet des Glaubens und der Hypothese anfängt, eine Wahrheit, deren Beherzigung nicht wenig dazu beigetragen hat, den wissenschaftlichen Fortschritt besonnen und methodisch zu machen und so zu fördern. Was aber das Christentum anlangt, so mag es wahr sein, daß einer, der mit der kirchlichen Dogmatik gebrochen hat, stofflich nichts darin findet, was nicht auch schon im Avesta oder in beliebigen andern alten Religionsbüchern stünde. Was das Christentum auszeichnet, das ist die Art und Weise, wie die uralten Wahrheiten in der Bibel vorgetragen werden. Brodbeck hat eine Menge Proben aus den heiligen Büchern der Parsen zusammengestellt, und seine Tendenz bürgt dafür, daß er nicht das schlechteste

ausgewählt haben wird. Unter diesen Proben nun finden sich läppische mythologische Fabeln, wie es in der Bibel keine giebt. Andres ist seichtes Gerede. Unter den guten und schönen Stellen aber kommt keine einzige vor, die so packte wie die Psalmen, die Propheten, hunderte von Stellen in den übrigen alttestamentlichen Büchern und das ganze Neue Testament. Beim Bibellesen merken wir, daß ein Höherer zu uns redet, beim Lesen dessen, was hier aus den dem Zoroaster zugeschriebnen Büchern mitgeteilt wird, ganz und gar nicht.

Das andre Anfechtbare in Brodbecks Schrift sind die Schlüsse, die er aus den unleugbaren Widersprüchen zwischen den Forderungen des Neuen Testaments und manchen Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens zieht. Es ist richtig, daß die „Sklavenmoral" des Christentums, wie sie Nietzsche verächtlich genannt hat, nicht für alle Menschen und nicht für alle Verhältnisse paßt. Das ist auch schon früher erkannt worden. Sehr merkwürdig sind die Lehren darüber, die der Kardinal Richelieu seinem Könige erteilte. Als Menschen seien die Könige den Fehlern andrer Menschen unterworfen; ganz verschieden davon seien die Sünden, deren sie sich als Könige schuldig machen. Mancher möge heilig sein als Mensch, der als König verdammt werde; der Fürst müsse seine Macht zu dem Zwecke gebrauchen, zu dem sie ihm von Gott anvertraut worden sei, seinen Staat in Ordnung zu halten, die Gewaltsamkeiten der Mächtigen verhindern, böse Anschläge unterdrücken; thue er das nicht, so würde er sich mit persönlicher Schuld beladen. Ein Christ könne Beleidigungen nicht früh genug vergeben, ein König könne sie nicht zeitig genug züchtigen (Rankes Französische Geschichte, Band 2). Und wie sich die Reformirten, die Hugenotten, die Puritaner an das männlichere Alte Testament gehalten haben, weil sie mit dem mehr weiblichen Neuen nicht viel anzufangen wußten, ist ja bekannt. Allein der gemeinen Christen giebt es viele Millionen, der Könige kaum ein Dutzend, und die Unterthanen befinden sich doch nur ausnahmsweise in dem Zustande der Empörung gegen ihre Monarchen, der dem Calvinismus in den Niederlanden, in Frankreich, in England und Schottland sein eigentümliches Gepräge gegeben hat; eine religiöse Moral, die für Könige oder für Revolutionäre die beste sein mag, kann daher nicht gut allgemeine Volksmoral sein. Der Mehrzahl nach bestehen die Völker immer aus armen Teufeln, die sich viel gefallen lassen müssen, und daher ist eine Religion, die Trost gewährt und Geduld predigt, die am allgemeinsten mögliche und zuträgliche. Der Vorzug der christlichen besteht aber gerade darin, daß sie den Leidenden und Duldenden die Möglichkeit darbietet, in äußerer Erniedrigung ihre innere Würde zu behaupten, daß sie also nicht schlechthin Sklavenmoral genannt zu werden verdient, wenn sie auch von niemandem willkommner geheißen wird als von solchen, die das Sklavenlos in irgend einer Form zu tragen haben.

Was aber den Mangel an Antrieben zur That und zur Kulturarbeit im

Neuen Testament anlangt, so geht man doch zu weit, wenn man behauptet, daß es daran ganz fehle. Im Gegenteil werden der ehrliche Broterwerb, die Sorge für die Familie und die Wohlthätigkeit gegen Arme, was alles zur Arbeit nötigt, als strenge Pflichten gepredigt. Allerdings, vor dem Streben nach Reichtum und vor Erwerbsarten und Ämtern, die der Seele Gefahr bringen — und dazu muß man gerade nicht wenige der angesehensten rechnen —, wird der Christ gewarnt; aber auch hierin entspricht ja das Christentum durchaus dem Bedürfnis der Masse, die weder zu seelengefährlichen Staatsaktionen noch zu Wuchergeschäften berufen ist, sondern auf eine stille und bescheidne Berufsthätigkeit beschränkt bleibt, wie sie das Neue Testament empfiehlt. Wenn heute der Konkurrenzkampf auch die mittlern Gesellschaftsschichten zu raubtierartiger Beutegier zwingt, und wenn viele der Stellungen, in denen sich arme Leute ihr Brot verdienen, sehr seelengefährlich sind, so liegt das eben an Verhältnissen, die hoffentlich vorübergehen werden. Die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen, die Brodbeck einen Schandfleck des Christentums nennt, ist allerdings entsetzlich, aber nur in der streng dogmatischen Form, die ihr die Theologen gegeben haben, und für den, der die Sache durchdenkt. Der einfältige Christ denkt dabei nur an eine gerechte Vergeltung im Jenseits, über die er verständigerweise nicht weiter grübelt, da wir ja davon doch nichts bestimmtes wissen können, und trifft damit ohne Zweifel die Meinung Christi. Wenn Brodbeck am Christentum rügt, daß es überhaupt das Jenseits zu sehr in den Vordergrund stelle und dadurch die Christen von nützlicher Thätigkeit und freudigem Schaffen abhalte, so kann ihn ein Blick auf die Christenheit belehren, daß das nur für die verhältnismäßig kleine Herde der Mönche und Betschwestern zutrifft; bei der Mehrzahl sorgt die Not des Lebens schon dafür, daß sie über dem Himmel die Erde nicht vergessen. Ohne Zweifel geht von demselben Gott, der durch Christus zu uns gesprochen hat, auch der Antrieb zur Kulturentwicklung aus; er hat es gefügt, daß die Mehrzahl stets aus schlechten Christen bestehen muß, die in der Sorge fürs Irdische aufgehen, er will das also, aber diesen selben schlechten Christen kommt doch zuweilen der Gedanke, dem seit den Zeiten des Predigers Salomonis so viele ernste Geister, christliche wie heidnische, gläubige wie ungläubige, Ausdruck verliehen haben, daß alles eitel sei hienieden, und daß das irdische Leben blutwenig wert wäre, wenn nicht noch etwas darauf folgte. Über den Wert der Religionen endlich, das ist das wichtigste, kann nur ihre Brauchbarkeit entscheiden. Die christliche Religion hat anderthalb Jahrtausende hindurch vielen hundert Millionen Menschen Trost, eine edle geistige Nahrung und heilsame sittliche Antriebe dargeboten, sowie eine Weltansicht, in der ihr Erkenntnistrieb Beruhigung findet; und irren auch die Theologen, wenn sie die hohe Kultur und die Macht der europäischen Völker als eine Wirkung des Christentums darstellen, so hat dieses doch auch durch die der Welt abgekehrte Seite seines Wesens die Kulturentwicklung nicht

zu hindern vermocht. Der Parsismus dagegen ist auf Iran und einen Teil Indiens beschränkt geblieben, hat das Volk, das ihm eine Zeit lang anhing, weder von dem Abfall zum Islam zurückzuhalten, noch vor der Versumpfung und der Gefahr des Aussterbens zu bewahren vermocht (in Iran leben etwas über 5, in Indien 1$^1/_3$ Millionen arische Iranier), und die parsische Religionsgesellschaft ist zu einer Sekte von 90000 Köpfen zusammengeschrumpft. Sich gegen dieses weltgeschichtliche Ergebnis auflehnen, indem man den Parsismus aufs neue predigt, ist eine Lächerlichkeit. Die einmal abgestorbnen alten Religionen sind für immer tot, so wichtig auch ihre Kenntnis für das Verständnis des Wesens der Religion sein mag. Dieses Verständnis des Gelehrten sieht nun allerdings ein wenig anders aus als der naive Glaube des einfachen Christen, der den Christenglauben in der Form seines Bekenntnisses für die von Gott geoffenbarte lautere Wahrheit schlechthin, jede abweichende religiöse Meinung für Irrtum und alles Heidentum für einen sündhaften Greuel hält. Aber Brodbeck ist, nachdem er den Kinderglauben verlassen hat, nicht zu der höhern Einsicht ins Wesen der Religion gelangt, sondern hat sich zu der kindischen Meinung verirrt, die Übereinstimmung wichtiger christlicher Lehren mit zoroastrischen lasse dem Christen nur die Wahl, ob er das Christentum für ein „Plagiat" erklären oder, falls er die ältern Religionen als Vorstufen auffaßt, auch allen läppischen Aberglauben der Wilden als göttliche Offenbarung gelten lassen wolle. Wenn Mozarts Kompositionen mit denen von Gluck Ähnlichkeit haben, so folgt daraus keineswegs, daß man entweder Mozart für einen Plagiator halten oder auch die Hottentottenmusik als Offenbarung der höchsten musikalischen Gedanken gelten lassen müsse. Indem übrigens die Entwicklung der Religion wie die der Musik und aller andern Kulturzweige gar nicht anders als mit kindischen Versuchen und zahlreichen Fehlgriffen beginnen kann, darf man allerdings schon den ersten Fetischismus als göttliche Offenbarung bezeichnen, als Offenbarung der Anlage, deren Entwicklung im Laufe der Zeit zur höchsten Form der Religion führen muß.

Um zum Schlusse doch auch noch etwas Gutes von dem für die Asiaten begeisterten Mitgliede des Religionsparlaments zu sagen, heben wir hervor, daß es nicht etwa, wie bei vielen andern, moralischer Laxismus ist, was ihn zu einem Feinde des Christentums gemacht hat. Im Gegenteil preist er Zoroaster wegen seiner Strenge namentlich in der geschlechtlichen Moral, erklärt sich gegen die Ansicht, daß die Sünde bloßes Naturprodukt sei (was sich freilich mit seiner Leugnung des Jenseits schlecht vereinigen läßt), und will von der hellenischen Harmonie von Geist und Leib als Grundlage der Moral nichts wissen: der Geist müsse herrschen. Den Glauben an das Jenseits will er durch den Glauben an Ideale ersetzen; wenn die nur nicht eben aus dem Jenseits stammten und, getrennt von ihrer jenseitigen Wurzel, abstürben!

Lenau und Sophie Schwab

Mit ungedruckten Briefen Lenaus

Von A. W. Ernst

Am 21. Juli 1831 schrieb Lenau von der Residenzstadt Badens aus, wo schon „eine andre Luft als in Baiern wehe, der Himmel ein schönres Blau habe, und die Menschen wärmer seien," an Gustav Schwab in Stuttgart, der damals Redakteur am Morgenblatt war, folgenden Brief:

Euer Wohlgeboren!

Ich nehme mir die Ehre, beiliegende zwei Gedichte mit der Bitte zu übersenden, selbe, wenn sie Ihren Beifall finden, in Ihre geschätzte Zeitschrift aufnehmen zu wollen. Das „an den Schmerz" ist von einem Manne, der ungenannt zu bleiben wünscht.

„Der Gefangene" mag unter dem Pseudonamen Lenau erscheinen; unter welchem ich bereits mehreres habe drucken lassen. Ist meine Weise so glücklich, Euer Wohlgeboren den Wunsch zu erregen, mehrere meiner Gedichte durch Ihr Blatt bekannt zu machen, so wird mir das um so angenehmer sein, als ich gesonnen bin, meine ganze Sammlung nächstens herauszugeben, und ich für solche keine ehrendere Ankündigung kenne, als die durch Ihre Zeitschrift. Mit dem Ersuchen, mir Ihre Entscheidung durch die Geroldsche Buchhandlung anher zu senden, bin ich Euer Wohlgeboren

ergebner Diener
N. Niembsch von Strehlenau

Die Antwort Schwabs verzögerte sich, da er bei der Flut der täglich einlaufenden Briefschaften nicht imstande war, die gesandten Beiträge sofort zu prüfen. Lenau reiste, des Harrens müde, von Heidelberg, wohin er sich von Karlsruhe gewandt hatte, nach Stuttgart. Am 9. August, als Schwab vom Gymnasium nach Hause kam, teilte ihm seine Frau mit, es sei ein sehr interessant aussehender Ungar dagewesen, der sich nach dem Schicksal seiner eingesandten Dichtungen habe erkundigen wollen. Das sei gewiß ein rechter Dichter! Und gerade als Schwab im Begriff war, sich in sein Arbeitszimmer zu begeben, um das Manuskript zu prüfen, kam Lenau wieder. Mit einigen entschuldigenden Worten ließ Schwab den Fremden bei seiner Frau und seinem gerade anwesenden Freunde Gustav Pfizer zurück, kehrte aber nach kurzer Zeit, während der er die Gedichte las, mit freudestrahlendem Gesichte zurück und

begrüßte nun erst den Dichter von ganzem Herzen. Einige flüchtige Blicke in das Manuskript hatten ihm die Gewißheit gegeben, daß die Gedichte echte Kunstwerke waren. Der Abend vereinigte die drei Sangesgenossen, und sie schieden als Freunde von einander. Am nächsten Morgen reiste Lenau nach München.*)

Damit war eine Bekanntschaft angeknüpft, die von wichtigen Folgen für Lenau werden sollte. Schwabs warme Kunstbegeisterung, die mächtig aufflammte, wenn er auf ein echtes Talent stieß, sein „weiches, reiches, reines und frommes Gemüt," wie sein ehemaliger Schüler Grüneisen in dankbarer Verehrung schrieb, kam dem neugewonnenen Freunde rasch entgegen. Wenn Lenau in dem schönen Schwabenlande so schnell heimisch ward, eine Fülle von Liebe und Freundschaft, von Kunstsinn und Lebensweisheit fand, so verdankt er das zunächst Gustav Schwab und seiner Frau Sophie. Diese Thatsache ist in den lebensgeschichtlichen Werken über Lenau bisher nirgends betont worden.

Sophie Karoline Schwab, deren Lenau in den folgenden Briefen mit so großer Verehrung gedenkt, und der er einen so tiefen Einfluß auf sein Inneres beimißt, war am 17. Februar 1795 in Tübingen geboren, wo ihr Vater Christian Gottlieb Gmelin Professor des Kriminalrechts und der juristischen Praxis war. Als sie Schwab im ersten Jahre seiner Anwesenheit in Tübingen kennen lernte, hatte sie ein „blasses Gesicht mit edeln Zügen, schwarzen Augen und Haaren." Ihre Bedeutung wird uns klar aus einem Briefe Gustav Schwabs an seine Schwester Lotte (15. Februar 1816), worin er sich über eine Dame seiner Bekanntschaft folgendermaßen ausspricht: „Ich will N. N. herzlich wohl und mochte sie abends beim Tanz gern lachen, scherzen und herumfahren sehen; aber sieh, ein Herz zu ihr könnte ich ums Leben nicht fassen. Es schließt sich mir das meine zu, sobald ich mir ein Mädchen derart als Lebensgefährtin denken soll. Ihr und so vielen fehlt das, was in meinen Augen Schönheit, Reichtum und bloße Gutmütigkeit nie aufwiegen können, ein rechtes weibliches Herz und Gemüt bei einem tüchtigen, auf das Höhere gerichteten Verstand. Ob eine Dame den »Don Carlos« und Tiedges »Urania« oder Goethe und Fouqué bewundert, das thut freilich wenig zur Sache; der Weiber Herz und Verstand braucht sich darin nicht zu zeigen; wenn nur ihr eignes Wesen, wie es soll, sittliche Schönheit, Grazie und Güte ausdrückt, so mögen sie es mit der ästhetischen Schönheit außer sich so genau nehmen, als sie wollen." Aus dem, was er an der fremden Frau vermißte, lassen sich leicht die Grundzüge von dem Wesen Sophie Schwabs gewinnen, das dem weiblichen Ideal des Briefschreibers entsprach. Sie hatte bei aller weiblichen Feinfühligkeit Charakterfestigkeit, bei allem nüchternen ruhigen Lebens-

*) Vergl. den Bericht in: Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken geschildert von Karl Klüpfel. Leipzig, Brockhaus, 1858.

sinn eine für alles Schöne empfängliche Begeisterung, bei einem praktisch abwägenden Verstand ein tiefes Gemüt. Bezeichnend für das Leben in Schwabs Familie, das Lenau so unwiderstehlich fesselte, ist folgender köstliche Brief Schwabs an einen Freund: „So nimm denn endlich warmen, herzlichen Dank für deine beiden Liebe und Freundschaft atmenden Briefe, mit denen du nun schon unsre Ehe erquickt hast. Du lebst in unserm Herzen und Munde, und es fehlt nichts, als daß du bald, recht bald unter uns tretest und auch dein liebes Antlitz bei uns leuchten lassest. Du findest zwei gerüstete Stüblein, recht eben für deine Größe geschaffen, und drei Betten, in die du dich wechselsweise legen kannst oder dir auch eine künftige liebe Genossin und gar schon ein Kind dazu hineinträumen. Du findest an unserm lieben Sophienkind eine rüstige Hausfrau, allezeit etwas Gutes zu kochen und zu brauen fertig, so gut es die Küche eines obskuren Gymnasialprofessors trägt — bis auf einen Punsch aber, bei dem wir recht nach alter Sitte unser Bundeslied können tönen und die altromantische Zeit leben lassen, bringt diese es immer noch —, du findest, sage ich, an unsrer Sophie, was du immer prophezeit hast, ein noch offner und freier im besten Sinne des Worts gewordnes köstliches Weib. Ganz vortrefflich paßt Sophie auch in den Zirkel meiner Familie; ihre zuvorkommende Gutmütigkeit hat sie in so vollkommne Gunst meiner Eltern gesetzt, daß sie ganz und gar wie eine von Kindesbeinen an auferzogne und geliebte Tochter von ihnen geachtet wird."

Die glückliche Vereinigung von praktischer Bethätigung und idealem Sinn in Sophiens Wesen, sowie der reine, keusche Geist und Familiensinn in Schwabs Hause mußte Lenau um so tiefer zu Herzen gehen nach den traurigen, zerrütteten Familienverhältnissen, unter denen er seine Jugend verlebt hatte, und nach seinen Beziehungen zu „Bertha"*); bei dem verschlossenen Gemüte, das er von Wien mit nach Stuttgart brachte, empfand er das harmonische und abgeklärte Wesen, das ihm Schwabs Haus bot, um so tiefer. Aus dieser Stimmung wird auch der auffällige Entschluß verständlich, den Lenau am 13. August, also drei Tage nach seinem Weggange von Stuttgart, Schwab mitteilte.

Geliebter, verehrter Freund!

In großer Eile (die Post geht in einer halben Stunde ab) schreib ich dir diese Zeilen.

---

*) Bertha ist jenes Mädchen, das Lenau durch einen verhängnisvollen Zufall zu Anfang der zwanziger Jahre in Wien kennen lernte. Sie war die (illegitime) Tochter eines Wiener Gemeinderats. Von ihrer Mutter Margarete, mit der sie zusammen lebte, als ihr Lenau näher trat, kann das Wort des Mephistopheles gelten: ein Weib wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen. Lenau gab sich dieser unglückseligen Leidenschaft rückhaltlos hin, bis er endlich einsah, daß er eine Unwürdige liebte. Die Trennung von Bertha geschah 1828. Die Herzenswunde, die Lenau aus diesem Verhältnis davontrug, ist nie geheilt.

Ich habe in München Wechsel getroffen, die mir noch ein längeres Reisen möglich machen. Es versteht sich also von selbst, daß ich wieder nach Stuttgart komme, um dich und meinen Pfizer noch einmal zu sehen, und wenn es euch möglich ist, in eurer Gesellschaft Uhland zu besuchen.

O mein tief geliebter Freund! Wie selig war der Abend aller Abende! Ich danke den Göttern, daß sie mir einen Hauch von Poesie in die Brust geweht; der hat mir dein Herz gewonnen und das meines geliebten Pfizer. Ich glaube, wir werden uns ewig lieben. Wie träge sind dagegen die Entwürfe der Freundschaft im gewöhnlichen Menschenleben. Wir haben uns in wenigen Stunden erfaßt. Segenvoll wird mir jener Abend sein fürs ganze Leben, und wenn ich je etwas in der Dichtkunst leiste, ich werde nie vergessen, welchen Anteil du hast an meinem Gedeihen durch die väterliche Huld, die du meiner Muse erwiesen, durch das Selbstvertrauen, das du meiner Seele gegeben. Von solchen Männern ermuntert zu werden, ist wohlthätig für den Beginnenden. Dein Wort ging wie ein milder Frühlingshauch über die keimende Saat meiner Gefühle, meiner Gedanken.

Lebt wohl, meine Geliebten! Donnerstag sehen wir uns.

Euer Freund Niembsch

Ich ersuche dich, nichts nach Gmunden zu schicken; doch das weißt du nun ohne dies.

Lenau kehrte also zu seinen Freunden zurück, wurde mit offnen Armen empfangen und wohnte nun einige Wochen in Schwabs Hause. Eine schöne Beleuchtung findet diese Zeit aus Lenaus Leben in einem Briefe Sophiens an ihre Freundin Lucie Meier in Bremen, die Mutter des noch lebenden Konsuls und frühern Reichstagsabgeordneten H. H. Meier. Der Brief, datirt vom 15. September 1831, lautet im Auszuge:

Vorgestern haben wir einen Gast von uns entlassen, dem wir recht mit Angst und Sorge nachblicken; denn er reist gerade aus nach Wien, der Cholera entgegen; es ist ein ungarischer Edelmann, Niembsch von Strehlenau (wo du aber etwas von ihm liesest, z. B. im Morgenblatt, nennt er sich Lenau) — er kam hierher, um meinen lieben Mann kennen zu lernen, es blieb aber bei beiden einige Entfernung bis am letzten Abend seiner ersten Abreise; erst da lernte er meinen lieben Mann und den jüngern Pfizer genauer kennen, teilte ihnen seine Gedichte mit, und diese beiden waren so entzückt davon, daß mein lieber Mann nachts um zwölf Uhr wie berauscht von Freude heimkam über diesen Menschen und Dichter; noch unter dem Hause machten sie Brüderschaft und beklagten nur, daß er den andern Morgen in aller Frühe abreise. Nach einigen Tagen kommt ein Brief von ihm aus München, worin er schreibt, daß er dort gute Nachrichten von den Seinigen und neue Wechsel getroffen hätte, und nun nichts besseres zu thun wüßte, als umzukehren, um die Freundschaft, die er mit Pfizer und meinem lieben Mann geschlossen, noch einige Tage in ihrem Umgang zu genießen. So war er denn seit einem Monat bei uns hier, und ich kann dir nicht beschreiben, welche genußreiche Zeit dies für uns war; wir gewannen ihn täglich lieber, und auch er hat sich so innig an uns angeschlossen, daß der Abschied recht schmerzlich für uns war. Während dieser ganzen Zeit war in meinem Hause ein ordentlicher Strudel; denn jedermann wollte ihn kennen lernen und nahm es uns übel, wenn wir keine Gelegenheit dazu machten, und doch waren ihm alle Einladungen u. dergl. sehr unwillkommen; er

war am liebsten mit uns allein oder wenigen Freunden, und dies waren auch für uns die schönsten Stunden. Er ist sehr musikalisch, spielt Klavier und Guitarre, und dies hat mir sehr viele Freude gemacht. Wir haben seit kurzem ein neues Instrument von Schiedmayer, und da war beinahe jeden Abend eine kleine musikalische Unterhaltung. Eine meiner Nichten, Lotte Gmelin, hat eine sehr schöne Stimme, die, wie ich glaube, großen Eindruck auf ihn gemacht hat. Überhaupt war er von dem Lob der hiesigen Frauen und Mädchen voll, er wollte uns glauben machen, daß wir hiesigen Frauen den Wienerinnen an Bildung und Bescheidenheit vorgingen. Da, wirst du denken, kommt es heraus, die liebe Eitelkeit, aber ich kann dich versichern, die Männer hatten ihn ebenso lieb, wie wir Frauen; Graf Alexander (der Sohn von Herzog Wilhelm) war so von ihm entzückt, daß er alle paar Tage zu uns kam und gar nicht von ihm lassen wollte, noch am letzten Tage hatte er eine große Jagd für ihn angestellt, wo ihn die andern Prinzen auch kennen lernen wollten; er ließ sich aber nicht mehr halten, er hatte keine Nachrichten von seiner Schwester aus Wien und war voller Unruhe darüber. Wenn er vorlas mit seiner innigen, gefühlvollen Stimme, so wurde alles hingerissen; wenn er uns manchmal von meines lieben Mannes Gedichten vorlas, so wurden wir ganz gerührt, und mein lieber Mann rief aus: Jetzt gefallen sie mir erst! Er hingegen hatte großes Wohlgefallen an unserm häuslichen Leben und äußerte manchmal, hier müsse man Lust zum Heiraten bekommen; er hat alle unsre schwäbischen Dichter besucht, war bei Uhland, bei Kerner und Mayer. Je nachdem es in seinem Vaterlande geht, denkt er vielleicht darauf, sich bei uns anzukaufen. Denk dir, welch schauderhaften Akkord ich mit ihm gemacht habe, wenn mein lieber Mann und ich an der Cholera sterben müßten, so will er unsern Ludwig an Kindesstatt annehmen und dann ihm zuliebe heiraten. Dies wurde auf der Kuppel auf der Solitüde, an einem herrlichen Abend, als wir alle mit Betrübnis an unsern Abschied und die jetzige Zeit dachten, ausgemacht.

Die hier erwähnte Nichte Sophiens, Lotte Gmelin (1812 bis 1889), ist jenes Mädchen, zu dem Lenau dann eine heftige Leidenschaft faßte, der er aber wegen seines unglückseligen Naturells und seiner widrigen äußern Lebensumstände entsagen zu müssen glaubte. Aber in seiner Poesie lebt die Gestalt des lieblichen Schwabenmädchens unvergänglich fort; es sei nur an die tief empfundnen „Schilflieder" erinnert, die ihr in Bekanntenkreisen den Namen „Schilflottchen" eintrugen.

Lenau blieb bis Ende Oktober im Hause „seines innigen Freundes, Professors Schwab und seiner innigen Freundin" Sophie, wie er in einem Briefe an seinen Schwager Schurz schreibt, worin er als Frucht dieses Freundschaftsbundes eine Bereicherung an schönen Erfahrungen über den wahren Menschenwert, an Freundschaft, Lebensmut und Selbstvertrauen bezeichnet. Von allen Seiten seien ihm die lebhafteste Teilnahme und die feurigste Ermunterung zu teil geworden, am begeistertsten aber von dem empfänglichen Gemüte Schwabs.

Auch in folgendem Stimmungsbericht Sophiens an Lucie Meier findet das Verhältnis eine schöne Beleuchtung. Sophie schreibt am 1. November 1831 ihrer Bremer Freundin:

Bis heute blieb er bei uns; er wollte anfangs den Winter über nach Würzburg, um sich in der praktischen Medizin zu üben, um uns aber näher zu sein, hat er nun Heidelberg vorgezogen. Er ist ein Mensch, den man lieben muß, wenn er sich einem freundlich nähert, er hat es aber hier bei vielen verdorben, weil er sich um solche, die sein Gemüt nicht ansprechen, gar nicht bekümmert. Ich habe noch nie jemand gesehen, bei dem alle Eindrücke so tief gehen; wenn ihn z. B. etwas tief bewegte, oft, wenn er nur sehr schöne Musik gehört hatte, so konnte er keinen Bissen essen. Heute beim Abschied wurde er ganz leichenblaß, er hat etwas sehr Schwermütiges, wozu ihn manches Mißgeschick gebracht haben mag. Er wurde bei uns zusehends heiterer, und oft that er die nämliche Äußerung, mit der du, liebe Freundin, uns so unverdient erfreut hast, daß nämlich das Leben ihm wieder mehr Wert habe, seit er uns kenne. Noch heute beim Abschied nannte er mich seine Wohlthäterin an Leib und Seele; ich habe ihm aber nichts Gutes erwiesen, was nicht jeder ihm gethan haben würde, dem er ein solches Vertrauen bewiesen hätte wie mir. Dies erstreckte sich bis auf seine ökonomischen Besorgungen; vom ersten Tage an war ich seine Kassenverwalterin; denn darin ist er ein echter Dichter, und ich begreife nicht, wie es ihm unter Fremden damit geht, obwohl er reich zu sein scheint. Ich hätte dir seine Gedichte gar zu gern bald geschickt, aber es wollte mit dem Arbeiten und Ordnen, besonders in der letzten Zeit, hier nicht mehr recht gehen; denn ich muß dir ein Geheimnis ausplaudern: das Wohlgefallen, das er an meiner Nichte, Lotte Gmelin, fand, ist bei ihm zu einer ernsten Liebe geworden. Erst als ich von diesem Ernst seiner Neigung überzeugt war, konnte ich ihm dazu verhelfen, daß er sie öfter sah, weil ich sonst für die Ruhe des guten Mädchens gefürchtet hätte, da er wirklich etwas ganz Unwiderstehliches hat. Er war überhaupt auch zu gewissenhaft, um etwas von seiner Neigung gegen sie zu äußern, und wünscht, daß sie frei bleiben soll, bis er in der Lage sei, um sie werben zu können. Er hat, mit noch einigen ausgezeichneten Freunden, denen die österreichische Politik unerträglich ist — der eine ein Astronom, und der andre ein Baumeister —, sich einen Lebensplan gemacht, der die Liebe Lottchens auf eine ziemliche Probe setzen wird, welche du, geliebte Freundin, aber auch bestanden hast, nämlich auf 5 bis 6 Jahre in die neue Welt hinüberzugehen, denn dort, sagt er, fühle er, könne er in seiner Wissenschaft so vieles wirken, selbst für Europa mehr, als er es hier thun könne. Er will in Deutschland und England Verbindungen mit den Gelehrten seines Fachs anknüpfen und sich in Philadelphia setzen und Vorlesungen in seinen Lieblingsfächern geben, die dort noch ganz im argen liegen, nämlich Pathologie und Psychologie.

Dankbarkeit und inniges Freundschaftsgefühl begleiteten Lenau nach Heidelberg, wohin er ging, um sein in Wien abgebrochnes Studium der Medizin zum Abschluß zu bringen, nachdem er den Plan, in Würzburg zu promoviren, aufgegeben hatte, weil er dort unter einem Jahre nicht zur Promotion zugelassen worden wäre. Aus dem eben mitgeteilten Brief Sophiens geht hervor, daß er sich bei der Wahl der Universität auch von persönlichen Beweggründen leiten ließ. Freilich erfuhr sein Studium in Heidelberg ebenfalls eine tiefe Störung. Er schreibt von dort an Schwab:

Heidelberg, Samstag [5. Nov. 1831]

Herzliebster Freund!

Soeben bin ich nach Hause gekommen aus einer Vorlesung über die Cholera.

Professor Puchelt, ein ausgezeichneter Arzt, hält nämlich eine Reihe von Vorträgen über diese Pest. Das ist gut: werden die Kandidaten der Medizin heute oder morgen requirirt, so haben sie doch wenigstens eine Ahnung von der Krankheit, gegen die sie ihre leichten Waffen kehren sollen. Der König von Baiern soll bereits solche Requisition gemacht haben für den Fall der Not. Außer dieser Choleravorlesung hab ich von heute her noch eine über Geburtshilfe, eine über Anatomie im Leibe, sowie ein doppeltes Klinikum. Ich lasse mich gerne recht hineinsetzen in das Labyrinth der Medizin; hier begegnet mir wenigstens auf eine Zeit das Gegenteil von dem, was jenem empfindsamen Frauenzimmer im Thale bei Tübingen widerfuhr, wo ihr ihr Schmerz, ein verlaufner, doch treuer Pudel immer wieder an die Brust sprang. Wenn nur mein Pudel an der Spitalluft krepirte! Aber der ist zäh und hartnäckig; wenn ich mich einst in Amerika umsehe, wird er hinter mir her sein — post equitem sedet atra cura. „Wieder ein lateinisches Sprüchlein!“ wird deine Frau halb ärgerlich ausrufen, wenn du ihr vielleicht meinen Brief vorliesest; deine liebe, liebe Frau! O Freund, das ist eine Frau! Du weißt es ja, doch ich muß dirs immer wieder sagen. Meine verstorbne Mutter, meine Schwester Therese, deine Frau und Lentula*) sind mir die liebsten Frauen auf und leider! unter der Erde. O könnte ich meine Mutter und meine Schwester am Christabend nach Stuttgart mitbringen und könnte ich alle vier sitzen sehen an deinem Tische! Die eine aber setzt sich an keinen Tisch mehr, und die drei andern werden wohl nie zusammenkommen. Sei es denn! Das Schicksal muß auch seinen Willen haben, oder vielmehr: es hat allein seinen Willen. —

Heidelberg will mir nicht recht heimisch werden. Das laute, bunte Treiben in einer kleinen Universitätsstadt kann mir nicht recht behagen, es ist wie ein litterarischer Jahrmarkt. Ich weiß aber auch keinen Ort in der weiten Welt, wo ich jetzt gerne sein möchte, nach den schönen Tagen in Stuttgart. Dort war mein ganzes Leben ein Freudenfest. So gut wird mirs nimmer. Ganz niederdrückend ist das Gefühl meiner Ohnmacht, euch je zu vergelten, was ihr mir Liebes und Gutes erzeigt habt. Ich habe das alles nicht verdient, kann es nie verdienen. Eure Güte hat etwas so Überwältigendes, daß ich verzagen muß an jedem Wort des Dankes, worin mein Herz ausströmen möchte. O meine Freunde! ich liebe euch; mehr kann ich nicht sagen.

Gestern Abend war ich bei Köstlin. Er spielte mir Beethovensche Sonaten. Da lag ich auf dem Sofa, mit geschlossenen Augen, und ließ auf dem gewaltigen Strom der Töne an mir vorbeischwimmen alle Freuden, die mir Stuttgart zum liebsten Ort meiner Erinnerungen machen. Was dir Tübingen, ist mir Stuttgart. Mich freut es, daß unsre Paradiese Nachbarn sind.

Schreibe mir recht bald, lieber Freund. Ich wohne im König von Portugal. Er hat mir zwei Zimmer gegeben um den geringen Preis von 10 Gulden monatlich. Da brauch ich mir keinen Diener zu halten, bin überhaupt sehr gut versorgt. Ich wohne überhaupt gerne in Wirtshäusern. Da komm ich mir weniger fixirt vor, gleichsam immer auf der Reise. Wandre! Wandre! Was macht mein Lajos,**) deine übrigen lieben Kinder? Virgo divina? bettle für mich um einige Zeilen von deiner lieben Frau. Unsre liebe Frau nennen die Österreicher die Mutter Gottes.

---

*) Lotte Gmelin; der Name Gmelin bedeutet „gemächlich, etwas langsam.“ Daher führt die Familie Gmelin scherzweise ihren Ursprung auf die römische Familie der Lentuli zurück.

**) Lajos ist der ungarische Name für Ludwig. Ludwig Schwab (geboren 1830), ein Sohn Gustav und Sophiens, starb zum großen Schmerze der Eltern schon in seinem zehnten Jahre.

Und nun stell ich euch alle im Geiste zusammen und umarme herzlich das ganze Häuslein meiner Lieben.

Bis in den Tod dein Freund Niembsch

Noch wichtiger ist ein Brief, den er eine Woche später geschrieben hat.*) Er umfaßt acht eng geschriebne Quartseiten, die Lenaus Perlenschrift in vollendeter Klarheit und Anmut zeigen, und ist undatirt; er trägt nur die Bezeichnung „Heidelberg," aber Schwab hat dahinter den Zusatz gemacht: „angefangen Freitag, 11. Nov., geendet Samstag, 12. Nov. 1831." Der erste längere Teil ist an Sophie Schwab gerichtet und lautet im Auszuge folgendermaßen:

Heidelberg

Heut ist wieder ein trüber Tag, und der Regen schlägt an mein einsames Fenster. Ich will Sonnenschein suchen im Umgange mit meinen lieben Freunden. Welche Freude hat mir Ihr Brief gebracht, teure Frau! Ja, Sie haben Recht: Freundschaft und Liebe haben ihr Maß nicht im Verdienste. Wohl mir, daß es so ist. Sie aber hätten nichts zu fürchten, wenn diese Genien mit der Wagschale durch die Welt schritten. Groß ist die Liebe Ihres Mannes zu Ihnen, aber gewiß kein Übermaß, wie Sie sagen. Den Beweis erlaube ich mir nicht zu führen; Sie könnten mich wieder einen Schmeichler nennen. Groß und innig ist die Verehrung, mit der ich Sie im Herzen trage; aber wahrhaftig, Sie haben ein Recht darauf. Sie brauchen sich an Liebe und Freundschaft nichts schenken zu lassen.

Sie halten mir in Ihrem Briefe eine kleine Strafpredigt über meine Unzufriedenheit mit der Welt und dem Leben. Ich lasse mir gern von Ihnen predigen, und ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich oft absichtlich den Unzufriednen, Ungläubigen zeigte, bloß um mich zu laben an dem schönen Feuer, mit welchem Sie den Himmel und die Ewigkeit verfechten. An Ihrer Zuversicht suchte ich mein eignes Vertrauen zu stärken. Ich hasse die Autoritäten; eine aber ist mir heilig: die Autorität des Herzens. Wovon ein edles Herz durchdrungen ist, das kann kein bloßer Wahn sein. Gerührt hat mich Ihre Äußerung, daß meine selige Mutter auch in unsern Bund gezogen sei durch unsre Liebe, daß es eine Gemeinschaft verwandter Seelen gebe, die durch alle Tode nicht gekränkt werden könne und an der sich Ihre liebe Schwester auf ihrem Sterbelager erquickte. Es ist ein großer Gedanke, den Sie da ausgesprochen haben. Möchte es so sein! O wie beneide ich Sie um diese Sicherheit des Glaubens. Auch ich erschrecke vor dem Gedanken der völligen Vernichtung, und ich müßte das ganze Menschenlos verfluchen, wenn ich am Grabe meiner Mutter dächte: meine ganze Mutter hat sich als elendes Gewürm verkrochen. Hätt ich doch den scheußlichen Gedanken nicht ausgeschrieben! Das ist ein Gedanke, auf den, glaub ich, der Mensch nicht selbst gekommen ist. Es giebt so göttliche Gedanken, daß wir sie dem Menschen nicht zutrauen können, sondern daraus auf eine Offenbarung Gottes schließen; jener finstere Gedanke aber zeugt von einer Offenbarung des Teufels. Wir sterben nicht ganz, aber, aber — unsre Individualität! wie stehts mit der? Als ich mit Ihnen nach Waiblingen an einem Teiche vorüberfuhr und darin einen Springbrunnen sah, dacht ich: das ist vielleicht das beste Bild des Menschenlebens. Aus dem Meere der Gottheit steigt die Seele auf und fällt wieder darin zurück. Der Gedanke ist so traurig nicht; was meinen Sie? Sogar etwas reizendes, heroisches liegt in dem ruhigen, gefaßten Gedanken

*) Ich verdanke seine Kenntnis der Güte einer Bremischen Familie.

des Untergangs der Individualität, wenigstens für mich. Kann der Mensch ein stolzeres, energischeres Wort sprechen als: Hier fand ich kein Glück; dort find ich keines — denn mein Ich begräbt die Scholle —, brauche aber auch keines; hier nicht und dort nicht. Sie sehen, daß auch mir Resignation nicht ganz fremd ist. Sie sind meine liebe Freundin, und ich eröffne Ihnen gern mein Innerstes. Wissen Sie also, daß ich schon als Kind eine gewisse Freude am Unglück hatte. Es brach einmal Feuer in unsrer Nachbarschaft aus, als ich eben in der Schule war. Ich hörte, es brenne in unsrer Gasse. Mit klopfendem Herzen lief ich nach Haus — es war ein gewisses Freudeklopfen —, und ordentlich zornig war ich, als ich sah, daß nicht das Haus meiner Eltern in Flammen stand. Diese Freude am Unglück hab ich noch jetzt. Und das ist vielleicht der diabolische Zug in meinem Gesicht, den Marie Kielmaier*) so wenig getroffen, als die zwei Herren, die mich porträtiren wollten. Ein Mordbrenner, der zugleich Maler wäre, würde mich vielleicht am besten treffen. Daher meine Furcht, jene himmlische Rose (an der sich nun Ihre Laren freuen) an mein nächtliches Herz zu heften. Ja ja, ich halte mich für eine fatale Abnormität der Menschennatur; und darin mag es liegen, daß ich mir meinen Untergang mit einer Art wollüstigen Grauens denke. Doch in welches Dickicht finstern Dorngesträuchs führe ich Sie aus dem freundlichen Kreise Ihrer frohblühenden Kinder! Ihres lieben Mannes! Ihrer holdseligen Nichte! Zerreißen Sie meinen Brief auf der Stelle, wenn er Sie im mindesten verletzt. Ich will ihn heute nicht weiter schreiben. Morgen früh soll es geschehen. Der süße Schlaf, der heimlich stille Freund der Menschen, der den armen Wandrer beschleicht und ihm die Bürde seiner Müdigkeit, seiner Sorgen leicht und heimlich davonträgt, wird auch mir die Gedanken fortstehlen, die immer lastender auf meine Seele sinken. Verzeihen Sie Ihrem unartigen Freunde. Gute Nacht, liebe, gute Frau! lieber Schwab, Sophie, Milie, Christoph, Gustav, gute Nacht! mein Lajos, ich wünsche dir ein freudiges Atale in deinem kleinen Land der Träume. Gute Nacht, liebe Lotte! — in welchem Zimmer schläft sie denn? — Doch sie ist ja nur vormittags bei Ihnen, das fällt mir erst jetzt ein —

Guten Morgen! Ich habe mein gestriges Geschreibsel resumirt und finde, daß ich darin wieder recht auf Ihre Geduld losgesündigt habe. Wozu das schwarzgallichte Gewäsch einer heitern, guten, glücklichen Frau? — Verzeihung!!! — — Nun leben Sie wohl, teure, teure Freundin! ich umarme Sie und Ihre lieben Kinder,

unwandelbar bis zum Tode
Ihr Niembsch

Schreiben Sie mir bald wieder einen recht langen Brief; Ihre Briefe werden zu meinen liebsten Dingen gelegt, zur Abschrift der Waldkapelle, zum Kamm meiner seligen Mutter usw.

Zu Weihnachten verließ der Dichter seine „medizinische Einsamkeit" und kam nach Stuttgart. Wie er im Kreise Schwabs das Christfest verlebte, welche Aufnahme er dort fand, wie er sich Lotte Gmelin näherte, in welche peinliche Lage er dadurch Schwab und seine Frau brachte, sagt uns folgender Brief Sophiens an Lucie Meier:

Deinen Vorwurf, daß ich dir noch nie geschrieben habe, wenn unser Freund Niembsch bei uns ist, widerlege ich dir heute; denn er selbst hat mir eben die

*) Eine Verwandte Lotte Gmelins.

Feder geschnitten und interessirt sich ebenso sehr für dich, als du dich für ihn. Deine Mitteilungen über Amerika, die ich ihm vorgelesen habe, scheinen nicht ohne Eindruck auf ihn gewesen zu sein. Nach deiner Schilderung wäre er, der sich nur in einem gemütlichen Leben gefallen kann, unglücklich in Amerika. So lieb wir ihn haben, so hat uns dieser böse Mensch doch schon manche Sorge gemacht; denn seit er in Heidelberg ist, hängt er seiner Schwermut wieder so nach, daß alle unsre Mühe, wie es schien, an ihm verloren war; seine Verehrung für Lotte schien uns sich immer mehr darnach zu gestalten; so schrieb er mir z. B., nachdem er mir eine Schilderung von seiner Gemütsart gemacht hatte: „Darum scheue ich mich, jene himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften.“ Er hat sich in H. ganz isolirt — auf meinen letzten Brief habe ich keine Antwort erhalten, und wir fürchteten sehr, die Vorsätze und Äußerungen, die er in den letzten Tagen uns gemacht hatte, reuen ihn und seien nur durch sein großes Wohlgefallen an Lotte herbeigeführt worden. Du kannst dir denken, welch peinliche Lage dies für uns war, es hat uns diese Geschichte manche schlaflose Nacht gekostet; auch meinen l. Mann, der beide sehr lieb hat, hat es sehr angegriffen; oft war ich schon gesonnen, ihm zu schreiben und ihm sein Herz zu erleichtern, hätte ihm aber dann auch geschrieben, daß er nicht hierher kommen soll, denn dies sind wir auch jetzt noch entschlossen, wenn er seine Schwermut nicht bemeistern kann und dies ihm gleichsam über die Liebe geht, so soll er auch das Mädchen nicht mehr sehen, damit sie ja keine Hoffnungen nährt, die nicht erfüllt werden können, und das kann nur geschehen, wenn sie ihn gar nicht mehr sieht. Das war immer bei dieser Sache mein einziger Trost, daß ich die ganze Sache mit der größten Gewissenhaftigkeit behandelt habe. Nun denke dir aber unsre Spannung, wir erwarteten ihn von Tag zu Tag vergebens. Der Himmel half mir aus einer großen Verlegenheit; er kam $^1/_2$ Std. vor der Bescherung mit einem Herzen voll treuer Liebe gegen uns und in seinen Gesinnungen gegen L. unverändert; er konnte nicht fassen, daß wir an ihm zweifeln konnten. Wir hatten am selben Morgen einen Brief von seinem Schwager in Wien erhalten, woraus wir sahen, daß die Seinigen von seinem ganzen Leben unter uns unterrichtet sind, und wir wissen auch, daß sie sehr erfreut darüber wären, wenn er sich entschlösse — im Grunde denken wir ganz, wie du in deinem frühern Briefe es sagst, mein l. Mann hatte deswegen große Freude an deinen Äußerungen —, und deswegen bleiben wir auch dabei, er soll sie durch unser Zuthun nicht sehen, will er dort einen Besuch machen, so ist es dann seine Sache. Nun glaubte er am Christabend alle versammelt zu finden, aber denke dir, ohne daß ich es wußte, hat mir der Himmel aus der Verlegenheit geholfen, L. bekam ein geschwollenes Gesicht und durfte nicht ausgehen — dann war er aber so traurig, daß einem das Herz wehe that. Diesen Morgen habe ich nun ganz aufrichtig mit ihm gesprochen; er hat sich bitter beklagt, daß ich ihn kalt empfangen hätte; es war aber nur die Spannung, in der ich war. Gott führe die Sache, wie sie für beide am besten ist, ich kann sie nur ihm empfehlen. Das Resultat unsers Gesprächs war eben, daß er sich in seinem Innern nicht glücklich genug fühle, und solange er dies nicht sei, fürchte er, L. nicht glücklich zu machen. — Er fürchtet gegenwärtig, einen bedeutenden Teil seines Vermögens zu verlieren, und ich glaube, dies wäre ihm vielleicht ganz gesund, er würde dann etwas mehr an das Zeitliche gewiesen, was, wie es scheint, einmal doch zu unsrer Menschennatur gehört; denn du hast keinen Begriff, wie unbekümmert er in diesen Sachen ist, ich habe ihm dieses alles auch selbst gesagt. Lotte ist ein liebliches Mädchen, ohne eine Schönheit zu sein, so ist auch ihre Stimme ganz besonders lieblich, es wäre

uns zu betrübt, wenn ihre Jugend durch rege gewordne Hoffnungen getrübt würde, die nicht in Erfüllung gehen.

Sophie urteilt hier sehr richtig. Eins der Grundgebrechen in dem Wesen Lenaus war seine vollständige Hilflosigkeit, ja Ohnmacht den Fragen des praktischen Lebens gegenüber. In der Jugend wurde er von seiner ihn abgöttisch verehrenden Mutter verwöhnt. Mit übertriebner Sorgfalt suchte sie ihn vor jedem ernstern Zusammenstoß mit dem Leben zu bewahren. Der Vaterliebe entbehrte er; ja, was noch schlimmer war: er fürchtete seinen Vater. So innig er an seiner Mutter hing und nach ihrem qualvollen Ende ihr Bild treu in seinem Herzen trug, so sehr hatte er in seinem Innern das Andenken an seinen Vater ertötet. Der Vater war ein leicht aufbrausender, zur Verschwendung, zum Spiel und zum Wohlleben geneigter Mann gewesen, der außerdem seinem Weibe offenkundig die Treue brach. Die einzige Vorstellung von ihm, die in der Seele des Knaben deutlich haften geblieben war, war eine abschreckende: er sah den Vater mit drohend erhobner Hand vor sich stehen, um ihn zu schlagen. Wie er aber in seiner Jugend bei seiner Mutter zu große Nachsicht fand, so erfuhr er später als Mann bei den Frauen — vor allem in Stuttgart — eine Teilnahme und Liebe, die nicht selten in Verweichlichung und Verwöhnung ausartete. Man streute dem interessanten Fremdling, der durch die zarten Töne, die er seiner Leier zu entlocken wußte, die Herzen entflammte und bezauberte, Weihrauch, und Lenau ließ sich gern davon berauschen, zuweilen so, daß er sich der Übersättigung bewußt wurde. Schreibt er doch am 8. November 1831, daß ihm der Übergang aus dem bewegten Gemütsleben in Stuttgart, wo alles nur den Dichter haben und genießen wolle, in das strengere Leben der Wissenschaft wohl bekomme. Am gefährlichsten war dieser Kultus, den die Frauen mit ihm trieben, in den vierziger Jahren. Emma Niendorf (Frau Emma Baronin v. Suckow) giebt in ihrem Buche „Lenau in Schwaben" manchen bemerkenswerten Beitrag zur Kenntnis dieses Kultus und ist selbst von dem Vorwurf einer, wenn auch ehrlichen, so doch allzuschnellen Begeisterung für den Dichter nicht freizusprechen. Sophie Schwab aber gehörte zu den Frauen, die bei aller Liebe, die sie für ihn hegten, doch nicht die Wirklichkeit des Lebens aus dem Auge verloren.

Wer weiß, ob Lenaus Lebensfaden so jäh zerschnitten worden wäre, wenn in der Fülle von Liebe und Verehrung, die er in Schwaben gefunden hatte, die Besonnenheit die Oberhand behalten hätte. Am betrübendsten zeigt sich seine Zwiespältigkeit in seinem Verhältnis zu Lotte Gmelin. Er konnte und wollte nicht mehr an die Gunst des Schicksals glauben, schwankte wochen-, ja monatelang zwischen Liebesglut und Zweifelsucht hin und her, sah, wie die Geliebte litt, und fand doch nicht das erlösende Wort, bis die Verwandten, die um das leibliche und seelische Wesen des Mädchens besorgt waren, sie seinem Bannkreis entzogen. Hieraus erklärt es sich, daß Lenau nach seiner

Rückkehr aus Amerika, wenn er in Stuttgart weilte, bei Hofrat Reinbeck wohnte, nicht bei Schwab, wo er Gefahr lief, Lotten zu begegnen und alte Wunden wieder aufzureißen.

Als Lenau nach Weihnachten 1831 nach Heidelberg zurückkehrte, war er anfangs in sehr niedergeschlagner Stimmung: das Bild Lottens stand unablässig vor seiner Seele. Mit Schwab und seiner Familie blieb er im regen Verkehr: waren sie doch durch die Bande der Blutsverwandtschaft mit dem schönen Mädchen verbunden, deren „edles, deutsches, frommes Gesicht," deren „tiefe blaue Augen mit dem unbeschreiblichen Liebreiz der Brauen," deren „kindlich-fromm-gütige und doch so geistige Stirn" ihn unablässig beschäftigten. Und hatte er doch in Gustav und Sophie Schwab Herzen gewonnen, die ihm feinfühlig und liebevoll zur Seite standen. Daß er die Nachsicht der Wackern zuweilen auf eine harte Probe stellte, dessen war er sich wohl bewußt. So schreibt er bald nach seiner Rückkehr nach Heidelberg (12. Januar 1832): „Ich thu alles, um mich zu einem erträglichen Menschen zu machen. Nur schade, daß mich meine lieben Freunde in Stuttgart in meiner sauertöpfischen Qualität zu genießen hatten. Mit tiefem Schamgefühl erkenn ich es, wie ihr eure ganze Duldsamkeit aufbieten mußtet, mich zu ertragen: wie es im Umgange mit euch mein demütigendes Los war, nur immer zu empfangen, nie zu geben. Aber es liegt doch wieder ein süßer Trost in solcher Demütigung: ich habe die Größe eurer Freundschaft erfahren, ich bin euch verpflichtet zu ewigem Danke und ewiger Liebe, während ihr längst mehr für mich gethan, als ich je werde verdienen können."

Endlich möge hier noch ein Brief Lenaus an Sophie folgen, der seine ganze Seele ausströmt. Er hat seiner Freundin zu ihrer Genesung von einer Krankheit Glück gewünscht (16. Februar 1832). Dann fährt er fort:

Ich freue mich herzlich an Ihrer Genesung, wie Sie, liebe, gute Freundin, sich an meiner Besserung freuen. Völlig genesen kann ich mich nicht nennen, aber heiter bin ich. Ob es auch meine Gedichte werden, weiß ich nicht, glaube aber kaum. Ein heimlicher Umgang mit der Melancholie in den einsamen Wäldern wird mir doch erlaubt sein? Allerdings hat Schwab Recht, wenn er mich einer gewissen Eintönigkeit beschuldigt. Aber ich habe wenig Hoffnung, daß es anders kommen werde; ich glaube vielmehr, je näher man sich an die Natur anschließt, je mehr man sich in Betrachtung ihrer Züge vertieft, desto mehr wird man ergriffen von dem Geiste der Sehnsucht des schwermütigen Hinsterbens, der durch die ganze Natur auf Erden weht. Ja, teure Freundin, unsre Mutter Erde ist im Sterben begriffen. Sie werden wissen, daß sich die Todeskälte von beiden Polen immer weiter nach den noch warmen Gegenden der Erde verbreitet, wie der sterbende Mensch zuerst an den Extremitäten erkaltet. Die süße Nachtigall ist zusamt den Rosenlauben aus Island verschwunden. So muß die Nachtigall immer weiter wandern, und was aus ihrem Liede so schmerzlich tönt, ist die Klage um das gestorbne Vaterland, und die prophetische Kunde vom Tode, der uns immer näher kommt. Ich möchte das Lied der letzten Nachtigall auf dem letzten Rosen-

strauche hören. O Schicksal der Freiheit, wie gleichst du dem Lose der Nachtigall! — Als ich gestern Abend im Mondenschein spazieren ging, begegnete mir ein schlechter Leiterwagen, vielmehr ein Mistkarren, von drei Pferden gezogen. Drin saßen acht Männer zusammengekauert, frierend und schmerzlich in ihre Mäntel gehüllt. Der Wagen fuhr langsam und knarrend über das Pflaster der Stadt, und der Mond beschien die Schmach der Erde. Es waren Polen. O Freundin! Der Tod ist doch besser als das Leben! Auf Mistkarren wird die Freiheit fortgeschafft. O sterbt nur ab, ihr Wälder von Norden herunter, greif nur herunter, immer tiefer, du Eis der Gletscher! Doch ich unterhalte Sie da mit gar traurigen Dingen.

Trotz des unauslöschlichen Dankgefühls, das Lenau für Schwab und seine Familie beseelte, konnte es doch bei seiner widerspruchsvollen Natur nicht ausbleiben, daß ein gewisser Mißton in das schöne Freundschaftsverhältnis kam. Der Grund dazu lag in seinem Verhalten zu Lotte Gmelin. Der Mangel an Charakterfestigkeit und Entschlossenheit machte auf Schwab und seine Familie einen schmerzlichen Eindruck; dazu kam der auffällige Stimmungswechsel, dem seine Natur unterworfen war, die „wilde Husarenlaune," wie es Schwab nannte. Durch ein unbedeutendes Ereignis schlug seine Stimmung oft völlig ins Gegenteil um, wodurch der Verkehr mit ihm erschwert wurde.

Aus diesen Herzenswirren hoffte sich der Dichter durch seine langgeplante Reise nach Amerika zu retten. Kurz vor Antritt der Reise schreibt er in einem Abschiedsbriefe an Sophie Schwab, nachdem er ihr mitgeteilt hat, daß eine Aktiengesellschaft sich aufgelöst, wobei er 300 Gulden eingebüßt habe:

Es ist ein sehr trauriger Gedanke, der mich da befällt. Die Erde scheint mir viel mehr zum Unglück organisirt zu sein als zum Glücke. Ein einziger Taugenichts kann unendliches Elend verbreiten, und der Jammer hat ein gar leichtes Spiel auf Erden, während tausend Redliche mit all ihren Bemühungen zu Schanden werden. Verzeihen Sie, teure Freundin, daß meine letzten Worte an Sie so bitterer Natur sind. Ich bitte Sie, von meinem Briefe nicht viel Gebrauch zu machen, es würde Ihre Landsleute nur beunruhigen über eine Sache, die nun nicht mehr zu ändern ist. — Leben Sie wohl, teure, unvergeßliche Freundin, ich will in treuer Seele bewahren alles Liebe und Gute, das Sie mir so reichlich gewährt haben. Leben Sie wohl mit Ihren lieben Kindern, die ich alle herzlich grüße. — Auch an L(otte) einen stillen Herzensgruß.

Ewig Ihr Niembsch

Gleichzeitig schrieb er an Schwab die Abschiedsworte:

Ich will auf meiner Reise fleißig sein und meine Augen allerwärts herumschweifen lassen, um keinen Wink zu verlieren, den mir meine Herzensfreundin, die Natur, zur Poesie giebt, und um keine Tracht Prügel von dir zu bekommen, wenn ich nicht mit einer Tracht leidlicher Gedanken zurückkehre. Meine besten Grüße an Uhland und Pfizer, Märklin und alle, die mir näher standen. Lebewohl und suche mich in deinem Herzen in integrum zu restituiren, und aller Verdruß, den ich dir gemacht habe, er sei vergessen, ganz und gar, doch dafür wird dein gutes Herz von selbst sorgen. Lebe wohl!

Dein Niembsch

Die Reise nach Amerika und der Aufenthalt dort entsprachen Lenaus hohen Erwartungen durchaus nicht. Er nannte die Amerikaner „himmelan stinkende Krämerseelen," die Nachtigall habe Recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehre; der Natur werde es hier nie so wohl ums Herz oder so weh, daß sie singen müsse. Es sei etwas recht trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Hier würden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblute sich unbemerkt.

Lenau blieb denn auch nicht lange in Amerika. Im Frühling 1833 bestieg er in Newyork das Schiff, das ihn nach Europa zurückbrachte. Auf demselben Schiffe, das ihn heimwärts trug, reiste auch der aus Bremen stammende Kaufmann Heinrich von Post mit seinem zweijährigen Töchterchen Henriette, die neunzehn Jahre später, 1852, die Frau von einem Sohne Schwabs wurde. So hatte er willkommne Reisegesellschaft. Das Gedicht „Seemorgen" ist auf dieser Reise entstanden:

So weit nach Land mein Auge schweift,
Seh ich die Flut sich dehnen,
Die uferlose; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich so lang euch meiden muß,
Berg, Wiese, Laub und Blüte!
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme.

Ende Juni 1833 betrat Lenau bei Bremen wieder den deutschen Boden. Er ging zunächst wieder zu den schwäbischen Freunden. Bei Justinus Kerner trat er mit den Worten ins Zimmer: „Alter, da bin ich halt wieder; aber das sind keine vereinten, das sind verschweinte Staaten."

Kurz vor seiner Rückkehr schrieb Sophie Schwab an Lucie Meier (24. April 1833):

Von Niembsch haben Reinbecks kürzlich einen Brief aus Lißbonn hinter Pittsburg erhalten, worin er seine bevorstehende Abreise von Amerika meldet; es ist ein wunderschöner Brief und ganz außerordentlich schöne Gedichte dabei — er meint sehr umgeändert zu kommen; uns aber scheint er ganz der Alte zu sein. Alles, was wir ihm in Amerika prophezeit hatten, scheint eingetroffen zu sein, er schreibt, jetzt wisse er erst, warum der Täufer Johannes in die Wüste habe gehen müssen — so betrachtet er die Reise nach Amerika für sich. Über seine Gedichte sagt er, er habe hier in Amerika gar kein Urteil darüber, ob etwas daran sei oder nicht; denn man werde von der Prosa so mit Gewalt angesteckt, daß man auch alles Urteil darüber verliere. Bis Mitte Mai glaubt er hier zu sein; er wird sich aber

nicht lange aufhalten können, da sein Paß nur bis Mitte April geht, und seine Verwandten in Wien ihn mit Ungeduld erwarten. So sehr es uns freut, daß er glücklich wieder zurückkommt, so wirst du dir doch wohl denken können, daß unsre Freude nicht ganz ohne Beklemmung ist, es scheint nämlich, daß die Neigung zu Lotte G. sich bei ihm erhalten hat, wir können ihm aber nie mehr recht trauen, ob nicht vielleicht gerade die Hindernisse, die wir ihm in den Weg gelegt hatten, ihn beständiger machen. Sein unstetes Leben scheint uns, trotz seiner herrlichen Eigenschaften, doch gar nicht geeignet, um ein einfaches Mädchen, wie Lotte es ist, glücklich zu machen. Ich rate meiner Schwägerin, daß sie Lotte mit Marie nach Ulm gehen läßt, damit Lotte gar nichts von seiner Anwesenheit erfährt. Am meisten Sorge macht mir mein lieber Mann dabei, den seine Unbeständigkeit so sehr entrüstet hat, daß es ihm von der Zeit an peinlich war, mit ihm zu sein, obgleich er seinen ausgezeichneten Geistesgaben immer noch volle Gerechtigkeit widerfahren läßt — aber wie es in einem schönen Gedicht von Uhland heißt: Die Lieb ist hin, die Lieb ist hin und kehret nimmer wieder!

Schwab hat diesen Zeilen seiner Frau die versöhnenden Worte hinzugefügt: „Wenn ich mein innerstes Herz frage, so redet da doch noch sehr vieles für ihn! Als Dichter vollends beuge ich mich tief vor ihm." Und als nun Lenau wieder bei seinen schwäbischen Freunden weilte, da erwachte auch wieder die Liebe zu Lotte Gmelin. Noch in Amerika hatte er seinem Schwager bekannt: „Unter den Mädchen steht mein Lottchen immer noch oben an, wenn ich auch keine Hoffnung habe, dies je geltend zu machen." Er hatte sicher geglaubt, Lotten wiederzusehen. Als er sie daher in Stuttgart nicht fand, war er enttäuscht. Sein zurückhaltendes Benehmen gegen Sophie Schwab verriet, daß er sie für die Ursache der Abwesenheit Lottens hielt. Als er aber dann nach einem längern Aufenthalt in Schwaben nach Österreich eilte, schied er doch ohne Groll, und bald kehrte in seinem Verhältnis zu Schwab Ruhe und Friede zurück.

Bis zu seinem geistigen Untergange hat dann Lenau den Mitgliedern der Familie Schwab, namentlich Gustav und Sophien, immer Liebe und Anhänglichkeit bewiesen. Als Schwab Pfarrer in Gomaringen war, wohin er sich, um mehr Muße zu haben, hatte versetzen lassen, besuchte ihn Lenau wiederholt. Brach auch zuweilen seine „Husarenlaune" hervor, wurde er ungestüm, schroff oder verschlossen in seinem Benehmen — der Kern ihrer Freundschaft konnte auch in den Zeiten düstern Unmutes nicht zerstört werden. In einem Briefe an Sophie Löwenthal vom 24. Mai 1843, wo Schwab wieder in Stuttgart war, finden sich die Worte:

Heute hab ich bei Schwabs zu Mittag gegessen, wo Spargel mit Spätzle mich nicht vergessen ließen, daß ich in Schwaben bin, woran mich freilich auch der in echtester Sorte gereichte Dialekt lebhaft erinnerte. Ich habe für Schwab, abgesehen von seinen persönlichen Vorzügen, eine treue Liebe; denn er war meine erste Anerkennung und gewissermaßen mein litterarischer Ausgangspunkt, auf den ich immer wieder gern zurückkomme. Das Pfarramt ist doch ein zu beschäf-

tigendes und ruheloses für ihn. Als er mich heute an sein Fenster führte, das eine sehr hübsche Aussicht auf grüne Bergeshöhn eröffnete, machte ich ihm die schalkhafte Bemerkung: „Gelt, Alter, Jesus Christus gewährt uns eine schöne Aussicht," worauf er allerdings mit Würde erwiderte: „Wenn es nur diese Aussicht wäre, die er mir giebt, so wäre ich nicht da." Das war gut, aber mein Sarkasmus ebenfalls.

Als Lenau in den stürmischen Oktobertagen des „vierschrötigen" Jahres 1844 in Wahnsinn verfiel, waren Schwab und seine Frau in tiefster Seele erschüttert. Mit bangendem Herzen, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, sahen sie die allmähliche Zerstörung dieses edeln Geistes. Ihre innigsten Wünsche begleiteten Lenau auf seinem Schmerzenswege nach Winnenthal, wohin er am 22. Oktober 1844 gebracht wurde. Aber ihr Gebet um Genesung fand keine Erhörung; von ihren Besuchen in der Anstalt nahmen sie nur trostlosen Zweifel mit.

Emma Niendorf berichtet über einen Besuch Schwabs in Winnenthal in ihrem schon genannten Buche. Im März 1847 pilgerten sie zum letztenmal dahin, wo der geliebte Freund sein trauriges Scheinleben führte. Sie konnten aber nicht vorgelassen werden. Das bleiche Dulderhaupt, umwoben von der „sinnenden Melancholie," im Garten vom Fenster aus zu sehen, war alles, was ihnen ermöglicht wurde. Am 16. Mai 1847 wurde Lenau nach Oberdöbling bei Wien in die Privatirrenanstalt seines Freundes Dr. Görgen gebracht. Dort besuchte ihn der älteste Sohn Schwabs und schrieb darüber nach Stuttgart einen ergreifenden Bericht, der mit den trostlosen Worten schließt: „Ich für meine Person habe keinen Funken von Hoffnung für den armen Niembsch. Ihr mögt selbst urteilen, wie herb mir dieses Resultat und überhaupt der ganze traurige Besuch gewesen. Gott gebe ihm bald Ruhe von seinen Leiden."

Am 22. August 1850 wurde Lenau von seinen Leiden erlöst. Wenige Wochen nach seinem Tode starb auch Gustav Schwab (am 4. November 1850). Sophie überlebte ihren Mann fast um fünfzehn Jahre; sie verschied am 20. August 1865. Das Andenken aber an den Freundschaftsbund zwischen diesen edeln Menschen lebt als ein heiliges Vermächtnis bei den Nachkommen Schwabs fort.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Maifeier. Der Einzug des Wonnemonds ist programmmäßig begangen worden: mit abscheulichem Wetter, mit der gewöhnlichen Blamage der Sozialdemokratie und mit einigen legislatorischen Überraschungen. Die Maifeier des internationalen „Proletariats“ ist, in Deutschland wenigstens, schon darum eine Dummheit, weil wir höchstens aller zehn Jahre einmal Anfang Mai schönes Wetter haben. Die Mainummern der sozialdemokratischen Blätter pflegen an die fröhlichen alten Volksfeste im Freien zu erinnern und malen das Bild der schönen Zukunft aus, wo wieder Alt und Jung die Sommerluft genießen wird, anstatt in raucherfüllten Fabriken, in schmutzigen Werkstätten, am heißen Backofen und in feuchten, dunkeln Kellerwohnungen zu schmachten. Aber um diese schöne Zukunft in lebenden Bildern darzustellen, muß man nicht in unsrer Zone des veränderlichen Niederschlags allen Proletariern von St. Petersburg bis Cadiz und von Edinburgh bis Neapel denselben Tag der Feier aufdrängen, sondern jede Gegend feiern lassen, wenn sie gerade einmal beständig schönes Wetter hat, und keinesfalls darf man den 1. Mai wählen, auf den nur südlich von den Alpen und den Pyrenäen einiger Verlaß ist; da haben sich die Begründer der Sedanfeier bedeutend besser auf die Meteorologie verstanden. Kann es etwas mitleiderregenderes geben, als Arbeiterfrauen und Kinder, die in einen Wirtshaussaal eingepferchi, in einer mit den Ausdünstungen trocknender Kleider und schwitzender Menschen, mit Tabakqualm, Alkoholdunst und Leuchtgas angefüllten Luft die alten Verheißungen anhören sollen, an die zu glauben sie längst aufgehört haben, und das mit der Sorge im Herzen, ob nicht dieser Feier wegen der Gatte und Vater die Arbeit verlieren und die bitterste Not bei ihnen einziehen werd? Der „Weltfeiertag“ ist eben ohne Rücksicht auf das Wetter eingesetzt worden, weil man der Bourgeoisie die Macht des Proletariats vor Augen stellen und sie diese Macht fühlen lassen, d. h. also, weil man alljährlich eine Kraftprobe ablegen wollte. Und diese Kraftprobe fällt nun in jedem Jahre jämmerlicher aus. Ein wahres Wunder, daß Leute wie Bebel, Liebknecht, Kautsky, Bernstein, die doch nicht gerade dumm sind, das nicht vorausgesehen haben. Mag der Vorwärts zehnmal schreiben: „Frech, grotesk gelogen! die Sozialdemokratie hat keine Kraftprobe für den 1. Mai angekündigt, solche Kindereien macht keine ernsthafte Partei,“ damit streut er nicht einmal den eignen Genossen Sand in die Augen, und der das geschrieben hat, denkt ohne Zweifel, wie alle Führer jetzt denken werden: solche Kindereien hätten wir, als ernsthafte Partei, nicht begehen sollen. Der Rückzug ist ja mit der Beteuerung, daß es keine Kraftprobe sein solle, nicht ungeschickt eingeleitet; allmählich wird man dann die Sache einschlafen lassen. Es bleibt dabei: die Arbeiterschaft ist ohnmächtig der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber; weder hat sie die Kraft zu einer gewaltsamen Revolution, noch ist die geringste Aussicht auf den großen wirtschaftlichen Kladderadatsch vorhanden. Wenn es die Parteiführer gut meinen mit den Arbeitern, so werden sie darauf verzichten, eine Zukunft vorzubereiten, die niemals Gegenwart werden kann, und werden sich darauf beschränken, an der Verbesserung der Lage der untern Schichten auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung zu arbeiten, unter anderm auch durch geschickte Ausnutzung der politischen Konjunkturen nach englischem Vorbilde. Dazu ist vor allem nötig, daß sie ihre grundsätzliche Feindschaft gegen alle bürgerlichen Parteien aufgeben und je nach den Aussichten, die man ihnen eröffnet, bald mit dieser, bald mit jener in freundschaftlichen Verkehr treten.

Der Reichstag hat uns mit dem Verbot des Terminhandels, das preußische Herrenhaus mit der Ablehnung des Lehrerbesoldungsgesetzes überrascht. Den Beschluß des Reichstags haben wir mit aufrichtiger Genugthuung begrüßt, und wir hoffen, daß sich der Bundesrat weder durch die entschiednen Erklärungen, die seine Vertreter in der Börsenkommission abgegeben haben, noch durch Vorstellungen des „Schutzverbandes" beim Reichskanzler abhalten lassen wird, dem Beschluß einer so starken Reichstagsmehrheit zuzustimmen. Wir haben seit zwei Jahren die Überzeugung vertreten, daß es gegen die Verheerungen, die die agrarische Agitation anrichtet, nur ein Radikalmittel giebt: ein agrarisches Ministerium. Will man es damit nicht wagen, so muß man wenigstens alle Forderungen der Agrarier erfüllen, denn so lange dies nicht geschieht, wird der Wahn weitere und immer weitere Kreise ergreifen, daß das ganze deutsche Volk in der Knechtschaft der Börsenjuden schmachte, und daß die Regierung entweder bestochen sei, oder zu feig und zu schwach, die Fesseln zu brechen. Man muß also den Agrariern den Willen thun und das Volk durch Erfahrung klug werden lassen. Die Nationalzeitung freilich will von einer solchen Politik nichts wissen; sie schreibt: „Kühne und interessante Versuche hat man bisher in chemischen Laboratorien oder allenfalls an Kaninchen und Meerschweinchen gemacht, aber nicht durch die Gesetzgebung an den Interessen des Landes auf Kosten des ehrlichen Erwerbs von Staatsangehörigen." Wir dagegen sind der Ansicht, daß die Beseitigung des gegenwärtigen unerträglichen Zustandes der Verhetzung, Verbitterung und Verwirrung selbst mit einem großen Krach und mit einem bedeutenden Verlust am Volksvermögen nicht zu teuer erkauft sein würde. Die Erfahrung wird nun lehren, ob das Verbot des Börsenspiels hinreichen wird, die Getreidepreise dauernd zu erhöhen, und wenn diese Erhöhung gelingt, sei es durch das Verbot allein oder durch andre Mittel, die man wohl außerdem noch ergreifen wird, wie dauernd höhere Getreidepreise volkswirtschaftlich wirken werden, und wie die Mehrheit des Volkes damit zufrieden sein wird. Wir werden außerdem sehen, ob das Verbot des Terminhandels die ohnehin — im Vergleich mit früher — geringen Preisschwankungen noch weiter vermindern oder sie im Gegenteil verstärken wird. Es wird sich zeigen, ob die Agrarier Recht haben, die behaupten, daß der gegenwärtige niedrige Preisstand im Widerspruch stehe mit dem Weltvorrat und nur durch Baissespekulanten, namentlich durch die Firma Cohn und Rosenberg künstlich erzeugt sei, oder ob Professor Conrad Recht hat, der meint, das heiße die Macht der Börsenmänner in wahrhaft kindlicher Weise überschätzen. Der Handelsminister sagte in der Debatte am 30. April, der durch die Masseneinfuhr jener Firma erzeugte Preisdruck habe nur drei Wochen angehalten, und er nimmt an, daß sich der den Landwirten dadurch zugefügte Schaden auf höchstens drei bis vier Millionen belaufe. Wir meinen, wenn alle Gewerbtreibenden und alle Lohnarbeiter den „Schaden," der ihnen aus dem Verkauf ihrer Ware oder ihrer Arbeit unter dem Voranschlage entspringt, berechnen wollten, so würden alljährlich mehrere Milliarden herauskommen. Bennigsen erklärte es in der Sitzung vom 1. Mai für einen Irrtum, daß mit dem Termingeschäft auch das effektive börsenmäßige Zeitgeschäft verboten werde. Mit Hilfe einer Abhandlung von Klapper in Fühlings landwirtschaftlicher Zeitung erklären wir uns das so, daß es auch in Zukunft noch diesem bestimmten Landwirt erlaubt sein wird, am 1. Juli diesem bestimmten Händler diesen bestimmten Weizen auf den 1. September zu verkaufen. Das versteht sich nun freilich von selbst — wie könnte so ein Geschäft ohne Aufhebung des Eigentumsrechts verboten werden? —, aber das scheint uns eben nicht mehr „börsenmäßig" zu sein. Der börsenmäßige Verkehr beruht auf dem Begriff

der vertretbaren Ware, beruht darauf, daß man an der Börse jederzeit verkaufen kann, ohne einen bestimmten Käufer zu haben, und jederzeit kaufen kann, ohne den Verkäufer zu kennen und ohne zu wissen, wo die Ware augenblicklich liegt. Eben darauf beruht, wie ein andrer Mitarbeiter in der vorigen Nummer auf Seite 287 ausgeführt hat, die fabelhaftige Leichtigkeit des heutigen Verkehrs, bei dem jeder Verkäufer jeden Tag Abnehmer, jeder Käufer jeden Tag Ware findet, jeder an dieser Art des Handels beteiligte jeden Tag entweder sein Warenbedürfnis oder sein Geldbedürfnis befriedigen kann, und man wird abwarten müssen, wie sich die Landwirte und die Müller dabei befinden werden, wenn wieder jeder Käufer die Ware und jeder Verkäufer den Käufer erst suchen muß, was doch, wenn zwischen beiden ein paar hundert Meilen liegen, nicht ganz so leicht sein dürfte wie auf dem Wochenmarkte.

Freilich macht es die heutige Form des Börsenverkehrs den Spielern möglich, sich zwischen den wirklichen Käufer und den wirklichen Verkäufer einzuschieben, aber wir behaupten und erwarten eben von der uns bevorstehenden Erfahrung die Bestätigung unsrer Behauptung, daß dieser wirkliche Käufer und dieser wirkliche Verkäufer von den Millionen, die im Differenzspiel unter den Zwischengliedern hin und her rollen, gar nicht berührt werden. Sollte man uns wegen dieser unsrer Ansicht für Judenknechte erklären oder unsern angeblichen kindlichen Glauben an die Menschenfreundlichkeit der Börsenjobber verhöhnen, so würden wir solchen Unsinn abschütteln wie ein paar Regentropfen. Unsre ganze Art läßt bei keinem Verständigen den Verdacht aufkommen, als hegten wir Sympathie für Spieler und Börsenjobber oder für das Börsenkapital; nichts ist uns unbegreiflicher als die Narrheit des Glücksspiels und nichts widerlicher als das lächerliche Gebahren der Neuen Freien Presse, die die niedrigen Leidenschaften ihrer Gönner mit Lappen einer moralisch-pathetisch-sentimentalen Poesie herauszuputzen pflegt. Wir nehmen die Börse, als etwas Wirkliches, wie sie ist, und beschreiben ihre volkswirtschaftliche Thätigkeit. Selbst wenn die Leute, die ihren Erwerb oder Gewinn an der Börse suchen, alle durch die Bank schlechter wären als die übrigen Menschen, so würde dadurch an der Thatsache nichts geändert, daß die Börse ein wichtiges volkswirtschaftliches Amt leidlich, im Vergleich mit frühern Verkehrszuständen muß man sogar sagen in bewunderungswürdiger Weise verwaltet. In unsrer freien Tauschgesellschaft fällt das wenige, was aus Nächstenliebe geschieht, gar nicht ins Gewicht gegenüber dem, was um des Erwerbs und Gewinnes willen geschieht. Die Aktionäre, die den Bau von Eisenbahnen ermöglicht haben, haben es nicht gethan, um ihren Mitmenschen das Reisen zu erleichtern, sondern um Geld zu verdienen, und nach der Verstaatlichung rackern sich die Bahnbeamten nicht um des lieben Publikums willen ab, sondern um sich ihre Besoldung zu verdienen. Sogar der Jüngling, der Theologie studirt, thut das gewöhnlich nicht aus Liebe zu den Seelen, sondern der Versorgung wegen. Nachträglich darf sich ja dann ein jeder, mit Ausnahme der Schmarotzer, an dem Bewußtsein laben, daß er mit dem, was er zur Erhaltung seines eignen Lebens arbeitet, eine gemeinnützige Funktion ausübt.

Die Politik mag Wege einschlagen, welche sie will, sie mag kulturkämpferisch oder bigott, börsenfreundlich oder agrarisch, liberal oder konservativ sein, wer allemal das Nachsehen hat, das ist „der Sieger von Königgrätz“; 900 Mark Grundgehalt gehe über das Bedürfnis des Schulmeisters hinaus, meinte ein Herr aus jener Gesellschaftsschicht, wo man jährlich nicht unter 1000 Mark für Cigarren braucht. Indes, jene Kartenlegerin hatte ja Recht, die einem jungen Mann ein großes Glück prophezeit hatte und ihm auf seine Beschwerde, statt des großen Glücks habe er einen

Armbruch davongetragen, antwortete: Ist das nicht ein großes Glück, daß Sie nicht bei Ihrem Fall den Hals gebrochen haben? Es konnte dem Schulmeister begegnen, daß er sein Margarinebrot in Zukunft mit Phenolphthalein essen müßte; dieser Kelch, oder vielmehr dieser Schmiertopf, ist an ihm vorübergegangen; aber freilich, die graue Naturfarbe der Margarine bleibt ihm nicht erspart; dafür darf er sich ab und zu, wenn es ihm so weit reicht, ein Pfund schön goldgelb gefärbte Butter kaufen.

Das Branntweinmonopol. Der Finanzminister Miquel hat in seiner Rede in der Sitzung des Herrenhauses vom 2. Mai von den „dringendsten Bedürfnissen" gesprochen, „die fort und fort an unsre Thür klopfen," und hinzugefügt: „Vielleicht werden Sie im nächsten Jahre unter den dringendsten Bedürfnissen die Auswahl treffen müssen." Also auch im nächsten Jahre werden wiederum mehrere der dringendsten Bedürfnisse zurückgestellt werden müssen. So geht es fort von einem Jahr zum andern. Wie lange soll das noch so bleiben? Daß sich unsre Finanzlage bei der jetzigen Finanzpolitik in absehbarer Zeit wesentlich bessern werde, dazu ist nicht nur keine Aussicht vorhanden, sondern im Gegenteil ist mit Sicherheit anzunehmen, daß das nicht der Fall sein wird. Es muß aber schließlich doch Rat geschafft werden, um diesem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen. Wird man denn nicht endlich zu der Einsicht kommen, daß, wie heute keine Privathaushaltung mehr mit den bisher verwendeten Mitteln auskommen kann, dies auch der Staat nicht mehr kann, und daß dem Staate mehr Mittel zur Verfügung gestellt werden müssen? Aber die oppositionellen Parteien in unsern Parlamenten wollen das nicht einsehen. Sie können sich von veralteten Vorurteilen, an denen sie festhalten, nicht losmachen. Namentlich ist es die Partei, die sich — sonderbarerweise — die „freisinnige" nennt, die mit besondrer Zähigkeit an ihren veralteten Anschauungen festhält und es für die weiseste Politik hält, die Regierung des eignen Landes in steter Geldverlegenheit zu halten. Aber woher die Mittel nehmen? wird man sagen. Wir meinen, daß das gar nicht schwer ist, und daß dazu eben nur nötig ist, daß man sich von veralteten und veraltenden Doktrinen frei macht. Vor und in dem Jahre 1848 entrüsteten sich die Liberalen über das Bestehen des Salzmonopols und ruhten nicht eher, als bis es abgeschafft war, um nachher einzusehen, daß die Abschaffung niemand Nutzen gebracht hatte. Seit der Zeit gilt ein Monopol des Staats für etwas höchst verabscheuungswürdiges. Wir meinen, es wäre endlich an der Zeit, diese Meinung aufzugeben. Jede größere Stadt hat ihr Gasmonopol und ihr Wasserleitungsmonopol. Sie treibt diese Gewerbe im Interesse des Stadtsäckels, und niemand mißgönnt es ihr. Aber der Staat soll kein Gewerbe treiben, dem verhaßten Fiskus vergönnt niemand einen solchen Gewinn! Die Monopole, deren Einführung schon verschiedentlich in Vorschlag gebracht worden ist, sind das Tabak- und das Branntweinmonopol. Jedes davon empfiehlt sich aus vielen Gründen. Doch halten wir das Branntweinmonopol für das wünschenswerteste. Einwenden wird man dagegen natürlich, daß dadurch zahllose kleine Existenzen vernichtet werden würden. Darauf ist zu erwidern, erstens, daß unter diesen sehr viel unberechtigte Existenzen sind, denen es besser behagt, Branntwein zu verschenken als zu arbeiten; dann aber, daß an deren Stelle andre, wertvollere Existenzen treten würden, denn es würde Gelegenheit geschafft, zahllosen zivilversorgungsberechtigten Unteroffizieren eine Anstellung zu gewähren. Wer die Verhältnisse in unsern polnischen Landesteilen kennt, wird uns Recht geben müssen, wenn wir behaupten, daß es für diese keinen größern Segen geben könnte, als die

Einführung des Branntweinmonopols. Die Branntweinschenken sind dort fast ausschließlich in den Händen von Juden. Der Branntwein, der dort verschenkt wird, ist meist nichts andres als mit Wasser verdünnter Spiritus, dem Zusätze gegeben sind, die das Getränk — wenn man es so nennen kann — schmackhafter machen, dabei oft sogar mit einem kleinen Zusatz von Schwefelsäure, damit es mehr in der Kehle brennt. Damit wird das Volk fort und fort vergiftet. In der Schenke wird der Bauer über seine Vermögens-, Hypotheken- und Schuldverhältnisse ausgehorcht, dort unterschreibt er seine Wechsel und verkauft sein Getreide, dort werden die Wuchergeschäfte gemacht, durch die er zu Grunde gerichtet wird, und von deren Raffinirtheit man in deutschen Landen keinen Begriff hat. Solche Schnapswirte sind keine berechtigten Existenzen, und wenn sie durch das Monopol beseitigt würden, so nützte das mehr als alle unsre Wuchergesetze. Auch hätte es die Verwaltung in der Hand, dafür zu sorgen, daß dem Volke ein gesunderes Getränk geboten würde. So könnte das Monopol für Gesundheit und Moral segensreich wirken, und dabei dem Staate Millionen genug einbringen, daß er damit alle unsre dringenden Bedürfnisse befriedigen und der jetzigen Misere ein Ende machen könnte.

Es nützt! In Heft 48 der vorjährigen Grenzboten wurde Klage geführt über „Welscherei im Volke" und dabei ausgegangen von einem Gasthof in Bonn, „der sich als Aushängeschild den alten Ernst Moritz Arndt erkoren hat," dabei aber „an der Vorderseite des Hauses die Aufschrift trägt: Hôtel-Restaurant. Vater Arndt. Pension. Diese Nachricht wurde von einem Studenten im „Sprechsaal" des Bonner Generalanzeigers im Januar d. J. erwähnt, erörtert und beklagt und gab in dieser Form Anlaß zu nicht weniger als zwei Dutzend weitern „Einsendungen," in denen unter andern eine Französin in ihrer Muttersprache für deren Schönheit eintreten zu müssen glaubte, im übrigen aber hauptsächlich Studenten ihrer deutschen Gesinnung in kräftiger Weise Luft machten, während ein Wirt, der für die Fremdwörterei eintrat, gehörig „gemacht" wurde. Dieser Federkrieg hat nun den Erfolg gehabt, daß der Besitzer des Gasthauses jetzt zum Frühjahr die alte Inschrift hat entfernen und durch die deutsche „Gasthof zum Vater Arndt" ersetzen lassen. Es ist das nicht der einzige Erfolg, der in Bonn auf diesem und auf andern Gebieten durch den immer rührigen Zweigverein des Allgemeinen deutschen Sprachvereins in letzter Zeit erreicht worden ist. Leider ist es ihm nicht gelungen, die Stadtverwaltung davon abzuhalten, eine neue Straße Kaiser-Friedrich-Straße zu nennen, obgleich er in einer Eingabe unter Hinweis auf die in den Grenzboten erschienenen Aufsätze Wustmanns und Wülfings zu dieser Frage das Unschöne und Unpraktische solcher Doppelbezeichnungen dargelegt hatte, und obgleich schon eine Friedrich-Straße in Bonn besteht. Verschwiegen soll aber dabei nicht werden, daß man in derselben Sitzung für andre neue Straßen gute und bequeme Namen gewählt, z. B. eine Straße nach dem Generaloberst von Loë kurz und bündig Loë-Straße genannt hat.

Individualistisch-Anarchistisches aus dem Setzersaal. Etwas abgefeimt modernes wird soeben aus Amerika eingeführt. Der Berliner Verlag von S. Fischer, das buchhändlerische Vehikel modernster Internationalität und internationalster Moderne, bringt ein Buch von dem aus Schottland eingewanderten Schriftsteller John Henry Mackay auf den Markt, das den unsterblichen Ruhm hat, uns zurückgebliebne Deutsche zuerst mit einer — natürlich „epochemachenden" — Neuerung im Druckverfahren bekannt zu machen. Mit dem Hochgefühl des

Reformators erläutert der Verfasser sie selbst folgendermaßen: „Mit dem Druck dieses Buches wird zum erstenmal in Deutschland der Versuch zur Einführung einer Neuerung gemacht, welche Benj. R. Tucker, der Herausgeber des individualistisch-anarchistischen Organs »Liberty« in Newyork, vor einiger Zeit gefunden [hat], seitdem für sein Blatt verwendet und selbst folgendermaßen beschreibt: Die von Liberty adoptirte typographische Reform besteht in der Abschaffung des unter den Buchdruckern als »Ausschließen« bekannten Verfahrens. Unter diesem neuen System braucht der Setzer, wenn er an das Ende einer Zeile kommt und findet, daß kein Raum mehr für ein weiteres Wort oder eine Silbe vorhanden ist, die Zeile nicht, wie seither, durch Erweiterung des Zwischenraums zwischen den einzelnen Wörtern auszusperren, sondern er füllt den fehlenden Raum einfach mit kleinen Metallstücken, Quadraten genannt, aus, ohne den ursprünglichen Ausschluß zu verändern. Als Folge hiervon zeigt der Lesestoff an der rechten Seite nicht einen so geraden Rand, wie an der linken Seite. Ästhetisch ist das neue Verfahren ein Fortschritt(!), denn alle Ungleichheit in dem Raum zwischen den Wörtern irgend einer Zeile oder zweier unter einander stehender Zeilen wird beseitigt. Dadurch, daß der Abstand zwischen den Wörtern in allen Teilen des Satzes unverändert gleichmäßig bleibt, bietet dieser für das Auge einen gefälligen Eindruck und erleichtert die Arbeit des Lesens.(!) Ökonomisch ist die neue Methode vorteilhaft, da sie bedeutend billiger ist, indem nahezu 30 Prozent an den Satzkosten gespart werden, und da sie die Arbeit des Setzens vereinfacht und es ungelernten Arbeitern ermöglicht, die Stelle von gelernten Arbeitern einzunehmen. Das neue Verfahren ist ebenso wohl anwendbar für Buch- wie für Zeitungsdruck, und es bedarf keines Kapitals zu seiner Adoptirung."

Das Urteil über dieses neue Satzverfahren überlassen wir unsern Lesern, denen wir hier gleich ein Beispiel dieses „ästhetischen Fortschritts" vor Augen geführt haben. Wir fürchten aber, daß ihnen diese Reform zunächst recht — „schottisch" vorkommen wird.

Blühender Unsinn. Hätte dieser Ausdruck nicht längst in unsrer Sprache Bürgerrecht, so müßte er für einen Aufsatz „Die Akropolis im Frühling" erfunden werden, dem wir kürzlich in einer Wiener Tageszeitung zu begegnen das Glück hatten. Der Verfasser mit dem griechisch klingenden Namen Christomanos überschüttet seine Leser mit einer solchen Fülle von Schwulst, daß selbst die beliebtesten Feuilletonisten der „verbreitetsten" Zeitungen Deutschlands kaum in der Lage sein dürften, es ihm gleichzuthun. Es fällt uns schwer, einzelne Stellen herauszuheben, denn alle Sätze sind gleich erhaben. Weil wir aber durch Wiedergabe des Kunstwerks in ganzer Länge und Breite uns den Vorwurf widerrechtlichen Nachdrucks zuziehen könnten, begnügen wir uns, unsre Leser durch einige Brillanten zu ergötzen.

Gleich zum Eingange heißt es: „Aus den innersten Fibern des geheimnisvollen Mutterwesens beginnt es sich zu regen, zu erbeben, heraufzuschwellen, jenes Unsagbare, jene selige Ekstase, jener dionysische Rausch, der die griechische Natur wie in einen mänadischen Schrei der Wonne ausbrechen läßt." Dann folgt ein Stück bombastischer Flora, z. B.: „Mimosenbäume, deren gelbe Knopfblüten die ganze süße Müdigkeit des Orients aushauchen; sie erinnern an Chypre, an Sachets in blauen Boudoirs, an metallisch schimmernde Haarwellen, die über seidne Kissen fließen, in der Dämmerung, hinter den Gittern der Harems." Die Athener leben aber nicht ausschließlich von Veilchenduft, magischen Tönen und Lichtern und „dithyrambischem Delirium purpurner Freude, wenn die Inseln in violetter Seligkeit

schwimmen,“ es giebt auch einen Korso, um Mittag spielt die Wachmusik vor den Fenstern des Königs — Hymnen? nein, „Straußsche Walzer und Arien italienischer Opern oder französischer Operetten,“ und hinter den Soldaten ziehen „Ammen, französische Bonnen und norddeutsche Gouvernanten einher, die sich alle nicht satt sehen können an den flotten, strammen Euzonen usw.“ Abends bellen sogar Hunde „unter dem blutroten Mantel mystischer Ewigkeit,“ ganz wie in unsern gemeinen Gegenden!

Wer sollte glauben, daß schon das Wandeln unter den bescheidnen Palmen des Schlosses in Athen so gefährliche Folgen haben kann?

Litteratur

Eine Philosophie der Polizei. Unter allen Sterblichen giebt es wohl keine, die den Undank, der der Welt Lohn ist, so gründlich auszukosten hätten als die Polizeibeamten, und darum gönnen wir ihnen von Herzen den Trost, den ihnen ein Schriftchen des Geheimen Polizeirats Ackermann gewähren wird: Polizei und Polizeimoral nach den Grundsätzen des Rechtsstaats (Stuttgart, Ferdinand Enke, 1896). Der Verfasser, der gern ein größeres Werk über den Gegenstand schreiben möchte, wenn ihm sein Amt nur Zeit ließe, legt einstweilen in dieser kleinen Schrift dar, wie die Polizeithätigkeit mit Notwendigkeit aus der Idee des Rechtsstaats hervorgeht, wie sie sich gegen die übrigen Zweige der Staatsthätigkeit, namentlich gegen die Strafrechtspflege abgrenzt, und wie sie sich zu den Geboten des Evangeliums, zur natürlichen Moral und zur Politik verhält. Da auch wir uns zuweilen durch Undank gegen die Polizei versündigt haben, so wollen wir zu einiger Sühne eine Stelle aus einem andern Werke hersetzen, die der Verfasser anführt, um zu zeigen, wie entschuldbar etwaige Mißgriffe untergeordneter Polizeibeamten seien. „Man stelle sich nur die Thätigkeit eines Gendarmen in ihrer ganzen Schwierigkeit vor: tüchtig bepackt, ohne genügenden Schutz gegen Kälte und Hitze, in verantwortlicher Mission muß er meilenweite Wege zurücklegen; eingeengt von unzähligen Vorschriften polizeilichen und gerichtlichen Inhalts, ohne die Möglichkeit, sich mit jemandem zu beraten, soll der Mann den feinsten Takt entwickeln, unerschütterlichen Mut beweisen, nicht zu viel und nicht zu wenig thun und schließlich eine erschöpfende und richtige Relation über das Ganze verfassen. Hat der Mann das alles tadellos gemacht, so ist das wirklich eine bedeutende Leistung.“ Die auf Seite 25 mitgeteilte Thatsache, daß Schiller, begeistert von der heilsamen Wirksamkeit der Pariser Polizei, diese zum Gegenstand eines Dramas zu machen beabsichtigt habe, dürfte nicht einmal allen „Schillerverehrern“ bekannt sein.

Vom Achtstundentage. Einen sehr lebhaften Befürworter hat die Forderung der internationalen Arbeiterschaft in Leo von Buch gefunden. In einer mit reichlichem statistischen Material und vielen Zeugnissen von Ärzten ausgestatteten Buche: Intensität der Arbeit, Wert und Preis der Waren,*) zeigt er, daß die Arbeitszeit nur auf Kosten der Intensität der Arbeit über ein gewisses, allerdings bei den verschiednen Arbeitsarten verschiednes Maß verlängert werden kann, und daß die erzwungne Intensität bei überlanger Arbeitszeit dem Arbeiter Leben und Gesundheit kostet. Er weist auf einzelne Fälle hin, wo Überarbeit als einzige

*) Es bildet den ersten Teil eines Werkes: Über die Elemente der politischen Ökonomie. Leipzig, Duncker und Humblot, 1896.

Todesursache konstatirt worden ist, sowie auf die weltgeschichtliche Thatsache, daß die Fabrikgesetzgebung in England eine gründliche Änderung des Volkes bewirkt hat; an die Stelle des verkrüppelten und schwindsüchtigen Geschlechts der Chartistenzeit ist ein physisch und geistig kräftiges Geschlecht getreten, das zugleich auch ein gebildeteres und gesitteteres Geschlecht ist, als seine Großväter waren. Der Staatssekretär James Graham hat 1878 im Unterhause das Bekenntnis abgelegt, daß er von falschen Voraussetzungen ausgegangen sei, als er seinerzeit den Arbeiterschutz bekämpft habe. Durch den Mehrwert hängt der Arbeiterschutz mit der Wertlehre zusammen. In der Werttheorie weicht Buch von Karl Marx zwar ab, stimmt aber in der Ansicht, daß die Arbeiter ausgebeutet würden, mit ihm überein; die Streitfrage, ob die Ausbeutung in der Produktion oder im Handel vor sich gehe, beantwortet er mit der Behauptung: in beiden. Davon, daß das Volksvermögen mehr und mehr an die Arbeiter übergehe, vermag er vorläufig nichts zu bemerken. Obwohl in Nordamerika die Arbeitslöhne höher stehen als bei uns, empfangen dort doch die Arbeiter nur 48, die Unternehmer 52 Prozent vom Reinertrag der nationalen Arbeit. Freilich stammen die Zahlen, die Buch seiner Rechnung zu Grunde legt, aus dem Jahre 1880, aber bekanntlich sind die Arbeitslöhne in den Vereinigten Staaten während der letzten Jahre nicht gestiegen, sondern zurückgegangen. Wie nachteilig diese Verteilungsart auf die Produktion einwirkt, das ist in den Grenzboten wiederholt klar gemacht worden.

Von Proudhon. Karl Diehl hat sein Werk über Proudhon,*) von dem die ersten beiden Abteilungen 1888 und 1890 herausgekommen sind, jetzt vollendet. Der vorliegende dritte Band behandelt Proudhons Leben und seine Sozialphilosophie. Es kommen dabei vorzugsweise in Betracht sein Verhältnis zu Karl Marx, zu August Comte und zu den sozialistischen Schulen oder Sekten Frankreichs — das Schlußkapitel enthält u. a. eine Übersicht über die jetzt in Frankreich vorhandnen fünf Richtungen des französischen Sozialismus — und sein Verhältnis zur Revolution von 1848. Proudhon und Marx haben eine Zeit lang freundschaftlich verkehrt, sind aber dann gründlich zerfallen, da Marx Proudhons Werk über die ökonomischen Widersprüche mit seinem gehässigen Pamphlet: La misère de la philosophie abschlachtete. Proudhon ist der liebenswürdigere und phantasievollere, Marx der scharfsinnigere und gründlichere von beiden. Im Jahre 1844 sah Proudhon, der heißblütige Enthusiast, den Sieg des Sozialismus, der seiner Auffassung nach vom Kommunismus grundverschieden ist und viel Ähnlichkeit mit Comtes Gesellschaftsideal hat, schon ganz nahe, aber bald mußte er die schmerzliche Erfahrung machen, daß er mit seiner Auffassung so ziemlich allein stand. Bekanntlich hat seine Auffassung, daß der Fehler der heutigen Gesellschaftsordnung im Handel liege, und daß eine gründliche Reform des Tauschverkehrs hinreichen würde, ohne gewaltsamen Umsturz und ohne Aufhebung des Privateigentums alle sozialen Übel zu heben, neuerdings in Deutschland Schule gemacht, und man muß nun abwarten, wie weit ihm der Erfolg der Konsumvereine, Tauschbanken und sonstigen Genossenschaften Recht geben wird. Vor der Hand sind bekanntlich alle diese Bestrebungen, so weit sie nicht agrarischen Zwecken dienen, Gegenstand des lebhaftesten Mißfallens des deutschen Reichstags.

*) P. J. Proudhon, seine Lehre und sein Leben. Jena, Gustav Fischer.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Grenzboten

21

Das deutsche Reich und die Kurie

Einer der hervorragendsten Räte des Kardinals Richelieu, der Staatsrat de Silhon, hat in seinem geistvollen Buche: Le Ministre d'Etat ou le véritable usage de la politique moderne unter anderm auch die Kunst erörtert, wie man sich über die Ziele und Anschläge Roms unterrichten und sich vor Überraschungen von dieser Seite sichern könne. Silhon empfiehlt den Staatsmännern, im Verkehr mit Rom einen Angriff niemals auf dem Punkte zu erwarten, auf den die römischen Unternehmungen gerichtet zu sein scheinen, weil die Ratgeber des Papstes Ruderern zu vergleichen seien, die dem Ziele, dem sie zustreben, den Rücken kehren.

Wenn schon die Könige von Frankreich, die Erstgebornen der Kirche und nebenbei Meister in der Kunst der Überlistung im Verkehre mit Mächten, solcher Gefahr der Täuschung ausgesetzt waren, um wie viel mehr ist das für Deutschland, das Stiefkind Roms, und überdies für eine protestantische Regierung zu besorgen!

Die Erfahrung lehrt, daß man bei jedem Vorgehen der Kurie zunächst mißtrauisch zu erwägen hat, ob die vorgeschützten kirchlichen, pastoralen oder liturgischen Zwecke auch wirklich die richtigen seien, oder ob nicht ehrgeizige weltliche, politische Absichten dahinter stecken, ob nicht die vatikanischen Ruderer wieder einmal dem Ziele den Rücken kehren. Wenn man kurzweg annimmt, daß allen größern und allgemeinern Unternehmungen der Kurie weltliche Zwecke mindestens beigemischt sind, so wird man schon deshalb meist das Richtige treffen, weil das Reich der Kirche schließlich doch auch „von dieser Welt ist.“ Die ersten Eindrücke sind meist gut: also muß man ihnen zunächst mißtrauen.

Die Kurie hat von jeher ihre Ansprüche der Zeit und den Umständen angepaßt. Sie mag dabei gedacht haben: Il y a des accommodements avec le

ciel; der Glaube an die Göttlichkeit, an die Ewigkeit und an die Unveräußerlichkeit der Rechte der katholischen Kirche mußte dabei aber doch Schaden leiden. Gerade bei katholischen Völkern und Regierungen hat sich im Laufe der Zeiten die scheue Ehrfurcht vor den Kundgebungen der Kurie immer mehr verloren. Andrerseits hört man oft rechtgläubige und gleichwohl gut deutsch gesinnte Katholiken darüber klagen, daß protestantische Regierungen die innersten Absichten der Kurie irrig auffaßten, Wesen und Form ihrer Kundgebungen nicht richtig unterschieden, kleine Dinge überschätzten, große Dinge unterschätzten, und daß der Staat infolge von Mißgriffen bei der Wertschätzung und der Wahl der Persönlichkeiten oft den kürzern ziehe. Das ist wohl erklärlich; gerade für protestantische Regierungen besteht die Gefahr, daß sie, sei es aus übel angebrachter Ehrlichkeit in der Auffassung der Dinge, sei es in dem Bestreben, ihre Friedensliebe zu beweisen, die Bedeutung klerikaler Kundgebungen überschätzen oder unterschätzen.

Lehrreich in dieser Beziehung ist ein Vergleich der Vorgänge in Frankreich mit denen in Deutschland, und zwar nicht nur deshalb, weil daraus ersichtlich wird, wie dehnbar und gestaltungsfähig die Ansprüche der Kurie sind, sondern besonders deshalb, weil sich dabei die Verschiedenheit in den Auffassungen der Regierungen kundgiebt. Die Kurie hat die republikanische Verfassung Frankreichs anerkannt; die französische Republik aber erwidert diese Anerkennung nicht etwa durch Zugeständnisse; sie besteht auf ihren weltlichen Rechten nach wie vor. Die Zeiten haben sich geändert; dem stets hilfsbedürftigen, auf dem allgemeinen Stimmrecht begründeten zweiten Kaiserreiche konnte zugemutet werden, statt mit der Kirche sich zu zanken, sich mit ihr in die Herrschaft zu teilen. Die Republik hat solche Bedürfnisse nicht; und sollte die Gefahr einer monarchischen Schilderhebung drohen, dann weiß die Republik, daß sie niemals Rom zum Bundesgenossen haben würde. Man wende nicht ein, daß die Kurie allenthalben die bestehende Ordnung der Dinge anerkenne. Es ist noch in guter Erinnerung, wie lebhaft und wie lange die französischen Bischöfe die junge Republik bekämpft haben; die Gesamtheit der Geistlichkeit höherer und niedrer Ordnung ist auch zur Zeit noch keineswegs für die Republik gewonnen. Wie ganz anders verhält sich die Kurie gegenüber dem deutschen Kaiserreiche mit seiner protestantischen Mehrheit und seiner protestantischen Spitze! Die deutsche Reichsleitung ist aber auch nicht in der Lage, der Kurie ein volles, ungeteiltes Nationalbewußtsein entgegenzusetzen, wie die Republik in Frankreich; dem deutschen Reiche fehlt überdies die verfassungsmäßige Zuständigkeit, um in kirchlichen Dingen einheitlich aufzutreten. Das sind die schwachen Punkte, auf die die Kurie ihre Angriffe richtet. Antonelli sprach gern mit berechneter Nachlässigkeit von Preußen, wenn es sich um das deutsche Reich handelte.

Aus den Verhandlungen des jüngsten Katholikentags in München konnte man, obwohl bei dieser Gelegenheit der Andersgläubigen mit Glimpf und mit

nachsichtiger Milde gedacht wurde, recht deutlich sehen, welches Übergewicht die Kurie in einem nach Bekenntnissen gemischten Staatswesen hat, weil die weltliche Macht durch die Befürchtung gelähmt ist, den Zwiespalt der Bekenntnisse zu entzünden. Die Reden in München waren von der Vorstellung beherrscht, als ob Deutschland von zwei Nationen bewohnt wäre, von einer katholischen und einer protestantischen, die sich etwa gegenüberstünden wie Tschechen und Deutsche in Böhmen. Von den deutschen Katholiken sprach man, als wären sie von einer protestantischen Mehrheit im Reiche erdrückt; die nationalen Ideale, die Größe und die Macht des gemeinschaftlichen Vaterlandes wurden wie eine protestantische Angelegenheit behandelt, die die Katholiken in Deutschland gar nicht berühre. Nicht einmal das Friedensprogramm des deutschen Reichs wurde als eine gemeinschaftliche Sache betrachtet; die deutschen Katholiken sollten nach der Meinung der Versammlung „mit den Katholiken des ganzen Erdkreises mit aller Energie und Zähigkeit ihres Charakters die Erledigung der römischen Frage herbeiführen." Während die uns verbündeten katholischen Italiener den nationalen Gedenktag der Befreiung von Rom in dankbarer, durch keinen Mißton gestörter Begeisterung gefeiert haben, sollten die katholischen Deutschen auf Befehl Roms, verkündet durch die Versammlung deutscher Bischöfe in Fulda, den Gedenktag in Zerknirschung und in bußfertigem Gebete verbringen und dem Kardinalstaatssekretär durch Drahtbotschaften melden, wie betrübt die katholischen Deutschen über die gottlose Freude der katholischen Italiener seien.

Zur Erhaltung des Friedens hat das deutsche Reich den Dreibund geschlossen. Deutschland ist, wie dereinst das römische Reich, „vom Schlachtenruhm so gesättigt, daß es auch andern Völkern den Frieden gönnt." Und nun sollen die katholischen Deutschen — und mag auch daraus ein allgemeiner Weltbrand entstehen — für die Wiederherstellung des Kirchenstaates eintreten und zu solchen Zwecken das höchste Gut der Völker, den Frieden, aufs Spiel setzen. Die in Deutschland wohnhaften Katholiken sollen sich für eine Sache begeistern, die die auswärtigen Glaubensgenossen doch recht kaltblütig betrachten, daneben sollen sich die deutschen Katholiken auch noch erwärmen für die Wiederherstellung der Wallfahrt von Loreto und für die Heiligsprechung des Jesuiten Canisius, des großen Friedensstörers.

Auch in andern Ländern werden Katholikentage abgehalten, in Frankreich, in Spanien, in Belgien, in Italien; aber dort beschäftigt man sich meist mit Angelegenheiten des Glaubens und der sozialen Wirren. Niemals aber würde sich auf diesen Versammlungen ein Redner erdreisten, das Nationalgefühl zu beleidigen oder einen Zwiespalt zu fördern, der die nationale Einheit gefährdet.

In neuerer Zeit weist die katholische Presse darauf hin, daß nur die Kirche imstande sei, die drohenden sozialen Gefahren zu beschwören, und daß das deutsche Reich in unseliger Verblendung handle, wenn es die Hilfe der

Kirche in diesem Kampfe ablehne. Jeder Unbefangne wird dagegen fragen, warum denn die Kirche, wenn es innerhalb der Grenzen ihrer Aufgaben liegt, die sozialen Gefahren zu beschwören, nicht aus freien Stücken vorgeht, oder wenn sie glaubt, der staatlichen Macht nicht entbehren zu können, warum sie ihre Hilfe, zu der sie doch durch ihre Grundsätze verpflichtet ist, nicht anspruchslos anbietet, sondern Gegenleistungen verlangt, die doch nur auf weltlichem Gebiete liegen können?

Es scheint uns, daß die katholische Kirche weder den Willen, noch die Macht hat, die sozialen Gefahren zu beschwören, daß also für das deutsche Reich eine Bundesgenossenschaft der Kirche zur Abwendung einer gemeinschaftlichen Gefahr ebenso aussichtslos wie wertlos wäre. Wir erinnern uns dabei eines Scherzbildes, das während des letzten Krieges in Frankreich viel belacht wurde; es war, als Nordfrankreich den Landsleuten im Süden Mangel an Patriotismus und Opferfreudigkeit vorwerfen zu müssen glaubte. Ein Pariser und ein Landsmann von Tartarin Tarascon besehen sich die endlos anmarschierenden deutschen Landwehrbataillone. Der Mann des Südens schaut geringschätzig drein und sagt: Quand une fois le Midi se levera, pas un ne rentrera dans ses foyers, worauf der Pariser fragt: Et vous pensez, que le Midi se levera? Die Antwort lautete: Hm, je pense, que non!

Der Mangel an Vertrautheit mit den Überlieferungen und mit der Sprache der Kurie hat zur Folge, daß die öffentliche Meinung stets schwankt zwischen Überschätzung und Unterschätzung der Kundgebungen, der Absichten und der Machtmittel Roms. Niemand ißt so heiß, als er kocht — das kann auch die Kurie nicht; gleichwohl muß man immer heißer kochen, als man ißt — so hält es auch die Kurie. Die feierliche altertümelnde Sprache, in der die Erfüllung der göttlichen Aufgaben durch den Stellvertreter des Herrn besprochen wird, ist ebenso geeignet, die Gemüter zu verwirren, wie die Wehklagen über die Gefährdung des Glaubens und der Sitte durch den Staat, wenn sie auch wie grämliche Verwünschungen eines polternden Alten über allgemeine Weltverderbnis klingen. Aber auch der weinerliche Jammer, das weibische Wimmern über die Zähigkeit und die Dreistigkeit, über die teuflische Arglist der Feinde der Kirche verfehlen ihre Wirkung nicht, wenn man auch z. B. im katholischen Baiern vor Jahren über diese durch zeitweilige Aufbesserung der Pfarrergehalte verschärfte diokletianische Christenverfolgung gutmütig gewitzelt hat; und gerade in Baiern haben sich die Verhältnisse so gestaltet, daß sich das von Karl Stieler erdachte Schlagwort: „Liberal san mer alle, aber wähln dan mer schwarz" als die richtig erhorchte Auffassung der Volksmeinung bewahrheitet hat. Die Regierungen lassen sich nun wohl durch die tönende Sprache der Kurie nicht bethören, aber die Gefahr des Irrtums bei der Schätzung des kirchlichen Feingehalts solcher Kundgebungen und der Erscheinungen im Parteileben liegt recht nahe; in solcher Schätzung aber liegt die Erkenntnis der

politischen Machtfrage, und im Leben konstitutioneller Staaten beginnen die Machtfragen dann, wenn der Weg der Kompromisse nicht mehr gangbar ist.

Ein flüchtiger Rückblick auf den Gang der Dinge seit der Gründung des deutschen Reichs dürfte die Richtigkeit dieser Betrachtungen bestätigen.

Man hat in Deutschland die Absichten der Kurie überschätzt, als der neue Glaubenssatz von der Unfehlbarkeit des Papstes vorbereitet, beraten, beschlossen und verkündet wurde. Man hat die Machtmittel der Kurie unterschätzt bei der Eröffnung des Kulturkampfes. Jetzt aber, wo die katholische Kirche der weltlichen Macht ein Bündnis anbietet zur Lösung der sozialen Fragen, entsteht wieder die Gefahr, daß der Staat die Absichten und die Machtmittel der Kurie und den Wert der angebotnen Bundesgenossenschaft überschätze.

Schon bei den Vorbereitungen für das ökumenische Konzil glaubte man in Deutschland, daß die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes die Einleitung zur Verwirklichung des alten Traumes von einer päpstlichen Herrschaft in weltlichen Dingen sei. Die Kurie mochte nun wohl hochfliegende Pläne haben; aber die unmittelbar auf die Verkündigung des neuen Glaubenssatzes folgenden und sich überstürzenden Ereignisse mußten die Kurie bestimmen, sich zunächst darauf zu beschränken, auf eine Verbesserung der völlig verschobnen Lage hinzuwirken, auf die Erfüllung unausführbarer Wünsche aber einstweilen zu verzichten. War doch Schlag auf Schlag der Kirchenstaat zerstört, Frankreich, der älteste Sohn der Kirche, gedemütigt, die Monarchie in Frankreich gebrochen und das deutsche Kaiserreich wieder geschaffen worden, wo die Kaiserwürde von den verbündeten Fürsten einem protestantischen Herrscherhause übertragen wurde, und wo nach dem Ausscheiden Österreichs die protestantische Bevölkerung die Mehrheit gewann.

Vergegenwärtigen wir uns ferner einmal die Verschiedenheit der Auffassung der Konzilsbeschlüsse bei den Romanen und bei den Germanen. Die Romanen, besser vertraut mit den Eigentümlichkeiten der Kurie, verhielten sich ungefähr nach dem Satze: Credo, quia absurdum est. In Frankreich, wo die protestantische Minderheit keine Rolle spielt, begnügten sich auch die Freidenker mit einer Wahrung der durch das Konkordat gesteckten Grenzen zwischen Staat und Kirche. Gallikaner gab es noch unter den Bischöfen, aber nicht mehr im Klerus und noch weniger unter den Laien. Die Vorarbeiten von de Maistre, Lamennais, Veuillot usw. hatten in den alten Überlieferungen gründlich aufgeräumt. Die Erzbischöfe und Suffragane, die in Rom mit Non placet gestimmt hatten, konnten nicht daran denken, in dem einheitlichen französischen Staatswesen die längst dem Spotte der Gegner verfallne, von den Laien nicht mehr begriffne petite église unter sich einzurichten, den Kampf der Jansenisten gegen die Sorbonne wieder aufzunehmen und die Sekte der Solitaires du Port Royal zu erneuern. Wäre damals in Frankreich ein neuer Paskal erstanden, der wieder Briefe aus der Provinz geschrieben hätte, er würde nur gleich-

giltigen, gelangweilten Leuten vergeblich gepredigt haben; nicht in dem neuen Dogma, um das sich niemand kümmerte, wohl aber in der Spaltung des zentralisirten Staatswesens, in der Anregung zu einem kirchlichen Schisma hätten sie einen Unfug gesehen.

Anders in Deutschland, wo die Bevölkerung nach Bekenntnissen gespalten ist, wo die staatliche Zersplitterung noch nicht überwunden ist durch die Erkenntnis der nationalen Ideale einer aufstrebenden Großmacht; da war der Kurie ein weites Feld der Thätigkeit eröffnet, und die Gemüter waren für den Kampfruf empfänglich. In Baiern befürchtete man 1870 eine Wiederholung und Verschärfung der schon bei den Zollparlamentswahlen entstandnen parlamentarischen Schwierigkeiten. Um für den bevorstehenden Feldzug Bundesgenossen zu gewinnen, wandte man sich warnend an den Norden; mit der kirchlichen Gegenbewegung liebäugelte man offenkundig, und doch war leicht vorauszusehen, daß die Altkatholiken dem Schicksale der Jansenisten nicht entgehen konnten. Nicht weil der Anhang der Kurie stark gewesen wäre, nicht weil der innere Gehalt der neuen Lehre die Gemüter ergriffen hätte, blieb die Gegenbewegung auf Angehörige der gebildeten Stände beschränkt, sondern deshalb, weil in kirchlichen Dingen eine stumpfe Gleichgiltigkeit herrschte. Mehr aus der Empörung der Gebildeten über die unerhörten Zumutungen, über die welschen Anmaßungen, als aus einer frommen Entrüstung der gläubigen Christenheit über eine Neuerung ist die altkatholische Bewegung entstanden.

Die romanische Auffassung der Sache war echt katholisch; die germanische Auffassung — selbst im katholischen Süden — eher protestantisch, freigeistig. Die Romanen faßten als Realpolitiker die Sache kühl auf, die Germanen verquickten Gemütsbedürfnisse mit der Sache. Man mag die romanische Auffassung frivol nennen; sicher war die germanische Auffassung allzu tragisch. Die Romanen haben den Staat vor einem unnützen Kampfe mit der Kirche bewahrt; die Germanen haben den Staat in diesen Kampf getrieben, und das deutsche Reich hat ihn nicht mit Ehren bestanden. Infolge der Überschätzung der Absichten der Kurie hatte sich auch im protestantischen Norden die Meinung gebildet, daß es unabweisliche Ehrensache des Staates sei, mit der Kurie einen Waffengang zu machen; diese Meinung blieb nicht ohne Einfluß auf die Eröffnung des Kulturkampfes. Aber es mußte so kommen. Wie Deutschland sofort seinen wahren Erbfeind witterte, so fand Rom auch sofort den Anschluß an Frankreich, das die ganze ultramontane Bewegung für sich gegen Deutschland verwerten konnte.

Die Kurie hat bisher mit vorsichtiger Enthaltsamkeit, dem Zwange gehorchend, nicht dem eignen Triebe, von dem neuen Glaubenssatz nicht den erwarteten Gebrauch gemacht, wohl aber wurde still und unbemerkt eine wichtige Folgerung aus diesem Glaubenssatze gezogen, die Zentralisirung der kirch-

lichen Leitung, die Zerbrechung der Gewalt der Bischöfe, eine straffe Disziplin, geeignet, das ganze römische Heer in den Orden und in der Seelsorge jedem Winke aus Rom unmittelbar unterzuordnen. Die Niederlage der altgläubigen Bischöfe im Konzil hat das Ansehen des Episkopats bei der unterstellten Geistlichkeit schwer geschädigt, aber nicht minder das Verhalten der Bischöfe der Minderheit nach der Fassung der Beschlüsse. War es die Furcht vor einem Schisma, war es die Aussichtslosigkeit des Unternehmens, war es das Grauen vor der Verantwortung, die diese Haltung bestimmt haben? Mannesmut und Überzeugungstreue wurden bald allenthalben gebrochen. Die Schwankenden nahm man einzeln vor, ab und zu, hie und da, carptim ac singuli — ganz nach dem Muster der Cäsaren, die durch solches Vorgehen stets Verschwörungen im Keime erstickt haben. Es war ein klägliches Schauspiel. Wenn aber jetzt die deutschen Bischöfe, die doch während des Kulturkampfes an der Spitze ihrer Geistlichkeit gegen den weltlichen Staat zu Felde zogen, in vertrautem Kreise darüber klagen, daß ihre Untergebnen nur noch nach Rom horchen, so sind solche Klagen so unerträglich wie die der Grachen, die sich über die Unbotmäßigkeit ihres Anhangs beschwerten.

Diese deutschen Bischöfe sind die Leute, mit denen näher Fühlung zu suchen der deutschen Regierung zugemutet wird. Die deutschen Bischöfe sind aber weder Herren ihrer Geistlichkeit, noch genießen sie in Rom das zur Übernahme von Verhandlungen erforderliche Ansehen. Rom hat ja in jüngster Zeit auch die Bischöfe Österreichs, als sie sich Weisung wegen des Verhaltens in Sachen der antisemitischen Bewegung, die Bischöfe Frankreichs, als sie wegen des sogenannten Abonnementgesetzes, die Bischöfe Belgiens, als sie sich wegen der Stellung der Union catholique zur Union démocratique chrétienne eine Entscheidung des päpstlichen Stuhls erbaten, in schnöder Weise auf die eigne Weisheit verwiesen. Die Bischöfe sind längst nicht mehr die örtlichen Vertreter Roms; sie eignen sich nicht mehr zur Führung von Verhandlungen zwischen Staat und Kurie. Schon vor mehr als hundert Jahren hat der französische Minister de Malherbe dem König den Rat erteilt, sich im Verkehr mit den Bischöfen niemals en négociations einzulassen, da es der Würde des Staats nicht entspreche, mit Bischöfen, die doch Unterthanen des Staats seien, in Unterhandlungen zu treten, die überdies keine Zugeständnisse machen könnten, weil sie willenlose Werkzeuge Roms seien. Es hat eine Zeit gegeben, wo man in Deutschland glaubte, die Beziehungen zu Rom würden sich bessern, wenn sich die Kurie entschlösse, mehr deutsche Kardinäle zu ernennen. So hatte man früher auch in Frankreich gedacht; aber der Erfolg ist ausgeblieben. Ungefähr zur Zeit Malherbes urteilte Chamfort über französische Kardinäle so: „Ein Kardinal ist ein ganz in Rot gekleideter Mann, dem der König jährlich fünfzigtausend Livres dafür zahlt, daß er dem König im Namen des Papstes Schnippchen schlägt." Der Zeitpunkt ist vielleicht nicht fern, wo das deutsche

Reich wird die Frage erwägen müssen, ob nicht der Verkehr mit Rom als Angelegenheit des Reichs betrachtet und unmittelbar mit der Kurie unterhalten werden soll, die ihren Nuntius beim Bundesrate zu beglaubigen hätte. Das wäre die richtige Folgerung aus der geänderten Sachlage.

Daß die Kurie den neuen Glaubenssatz nicht sofort zur Verwirklichung der ehrgeizigen Pläne der Aktionspartei verwenden werde, darüber konnte bei Eröffnung des Kulturkampfes wohl kein Zweifel mehr bestehen. Gleichwohl nahm man, die Gefahr überschätzend, den Kampf auf. Dabei unterschätzte man, in einen weitern Fehler verfallend, die Machtmittel, die die Kurie in diesem Streite ins Feld führen konnte. Und doch hatte gerade die Verfassungsurkunde des deutschen Reichs die Macht der Kurie vervielfältigt, indem dem deutschen Reiche gleichsam als Morgengabe das allgemeine unmittelbare Stimmrecht zugestanden worden war. Die Ultramontanen konnten auf dem Schlachtfelde sofort als festgefügte Partei auftreten. Wie Richelieu von den Protestanten sagte — ein Staat im Staate —, so war das Zentrum im Reichstage sofort eine feindliche Macht geworden, während sich die Parteien, die die Reichsleitung unterstützen sollten, erst bilden mußten.

In diesem Punkte hatte die Kurie schon Erfahrungen gemacht und den Nutzen längst erkannt, den sie aus den weltlichen Grundsätzen der Freiheit ziehen konnte. Mit grimmigem Hohne hat einmal Louis Veuillot den Gegnern zugerufen: „Die Zugeständnisse, die wir von euch verlangen, das sind die Grundsätze der Freiheit; ihr müßt sie gewähren, denn das sind die Grundsätze, zu denen ihr euch selbst bekennt; die unsern sind es freilich nicht!“ Ähnlich hat einmal Bischof Dupanloup mit brutaler Offenheit den Minister Guizot hart angelassen: „Ihr Männer von 1789 habt die Revolution gemacht, ohne uns, trotz uns, gegen uns — und doch für uns! Denn so hat es unser Herrgott gewollt — ihr freilich hattet es anders verstanden!“ So ist die Freiheit in der That in den konstitutionellen Staaten zu einer großen Lüge geworden, da die Gegner der Freiheit diese selbst mit deren eignen Waffen zu bekämpfen die Freiheit und das Recht gewinnen; die Vorkämpfer für das unmittelbare Wahlrecht mögen sich an den Spruch erinnern: Sic vos non vobis!

Nicht durch die eignen innern Machtmittel, sondern durch die Vorteile, die eine geschlossene, mit ihrem Programm fertige Partei beim Eintritt in die parlamentarische Bewegung vor allen Gegnern voraus hatte, hat damals das Zentrum seine Stellung erworben und seitdem behauptet. Rom hatte die verwundbare Stelle am Reichskörper richtig erkannt und indem es den Angriff gegen Preußen richtete, Bundesgenossen aller Art gewonnen. Preußen nahm den Kampf sofort mutig an, umklammerte wie Arnold von Winkelried die feindlichen Speere und drückte sie in die eigne Brust, ohne jedoch den Genossen eine freie Gasse schaffen zu können. Weder Preußen noch das junge Reich war

stark genug, die parlamentarischen Verlegenheiten zu überwinden, die das entschlossene, nachhaltige Vorgehen des Zentrums bereitete. Der Friede, zu dem man sich schließlich bequemen mußte, war nicht ruhmreich. Nebenbei hat jetzt die Kurie einen andern Vorteil erreicht, die Erweiterung der Spaltung, die Verschärfung des Gegensatzes zwischen Nord und Süd, die Zerstörung der ersten nationalen Begeisterung über die Schaffung des neuen deutschen Reichs. Jetzt kann die Kurie zum Himmel flehen, wie einst Tacitus, der, die Erfüllung der römischen Geschicke ahnend, die Götter anrief, sie möchten, da doch besseres nicht erreicht werden könne, unter den deutschen Völkern, wenn auch nicht die Liebe zu Rom, so doch Uneinigkeit und Haß dauernd erhalten.

Wenn nun Rom oder das Zentrum dem Reiche Bundesgenossenschaft gegen die Sozialdemokratie oder einen Waffenstillstand anbietet, so ist zunächst nicht daran zu denken, daß sich die römische Partei bei den Wahlen unthätig oder gar freundschaftlich verhalten sollte; das wäre eine Abrüstung, und dann wäre ja die Bundesgenossenschaft wertlos. Höchstens könnte eine Einstellung der Feindseligkeiten im Reichstage erwartet werden. Das wäre ja ein wünschenswertes Ergebnis. Aber worin würden die Leistungen des Zentrums sonst bestehen? Die katholische Kirche hat weder die Macht, die den Lehren der Sozialdemokraten bereits verfallenen Gegner zu bekehren, noch den Zauber oder den Einfluß, durch den weitere Werbung von junger Mannschaft verhindert werden könnte. Wenn schon die vom Reich eröffneten Aussichten auf die Zukunft, die Versicherung für Krankheit, Unfall, Alter und Erwerbsunfähigkeit, den Zweck verfehlt haben, der Bereitwilligkeit des Staates Anerkennung zu verschaffen, so werden die von der Kirche eröffneten Aussichten auf eine Ausgleichung der Unterschiede im Jenseits erst recht nicht verfangen. Mit den Schalmeien der Seelenhirten läßt sich diese Bewegung nicht mehr meistern. Überdies hat das Zentrum, insbesondre bei Stichwahlen, so bedenkliche Beziehungen zu den Gegnern der staatlichen Ordnung unterhalten, daß das Vertrauen zu der Lauterkeit seiner Beweggründe notwendig erschüttert werden mußte. Allzu oft hat man schon gedroht: „Und sollte die Oberwelt nicht willfährig sein, so soll die Unterwelt aufgewiegelt werden!“ Wie aber soll die katholische Kirche vollends auf andersgläubige Arbeiter einwirken? Oder hat sie die Zuversicht, daß sie eine katholische Lösung der Frage herbeiführen könne, der sich dann die Andersgläubigen würden anschließen müssen? Fast scheint es so.

Betrachten wir uns einmal die Thätigkeit der katholischen Kirche auf dem Gebiete der Sozialpolitik etwas näher. Man hat in Deutschland bezüglich der Raiffeisenschen Darlehnskassen Erfahrungen gemacht, die lebhaft an die Versuche erinnern, die 1867 in Baiern unternommen worden sind, um eine katholische Hagelversicherung zu errichten, geordnet nach Bistümern und Ruralkapiteln

unter dem Vorsitze des hochwürdigen Herrn Dechanten. Die zu Anfang der siebziger Jahre in Frankreich geschaffnen Oeuvres waren ausschließlich der Besserung der Lage der katholischen Arbeiter, der katholischen Soldaten, der besitzlosen Katholiken jeder Gattung gewidmet, und die Vereinigung aller dieser Oeuvres zu einem großen katholischen Zwecke wurde Jésus ouvrier genannt, zur Erinnerung an den Sohn des Zimmermanns. Als sich aber die Laien eine ungebührliche sachliche Beteiligung und Zweckbestimmung anmaßten, da wurden diese Unternehmungen den Einflüssen der weltlichen Glaubensbrüder entzogen. Aus dem Königtum in Frankreich wurde damals nichts; die oeuvres, congrès, syndicats, associations usw. für alle erdenklichen Zwecke vermehrten sich aber wie die Pilze und blieben ausschließlich katholisch. Die in Frankreich gebildeten, nach Pfarreien organisirten Bauernvereine vermitteln nur Darlehen für katholische Bauern. In Italien wagt man sich schon weiter; der Bauer, der die Hilfe des Vereins anruft, muß sich auch über die regelmäßige Erfüllung seiner Osterverpflichtungen ausweisen. In Belgien stehen sich die Union démocratique chrétienne und die Union catholique gegenüber; die Bischöfe werden aber auf Befehl aus Rom jedes Zusammenwirken mit dem Staate ablehnen. In Nordamerika ist die katholische Propaganda mit solcher Dreistigkeit vorgegangen, und die Ausschließlichkeit des katholischen Bekenntnisses ist so schroff als Grundsatz aufgestellt worden, daß sich bereits Gegenvereine gebildet haben, die, gestützt auf die alte Monroedoktrin, den katholischen Versuchen entgegentreten, eine kirchliche Nationalität im Bunde zu bilden. Es scheint, daß die Zeitschriften, Programme, Jahresberichte, Flugblätter und Hefte, die über die Thätigkeit dieser Vereine verbreitet werden, in den politischen Kreisen Deutschlands zu wenig beachtet werden. Jeder unbefangne Leser wird aus diesen Schriften den Eindruck gewinnen, daß es sich darum handelt, in umfassender Weise die Katholiken zu einer internationalen, den Andersgläubigen fremd gegenüberstehenden Gesellschaft unter dem Banner Roms zu vereinigen. Rom aber erhebt den Anspruch, die sozialen Schäden der Gegenwart durch die Kirche und innerhalb der Kirche zu heilen; die Andersgläubigen mögen sehen, wie sie sich mit den sozialen Fragen abfinden. Mit dem bekenntnislosen Staate aber will Rom keine Gemeinschaft haben, er müßte sich denn der Kurie unterordnen. Wenn dann einmal die römische Kirche ihre Schäflein vor den sozialen Schäden bewahrt und die katholische Gesellschaft gerettet haben wird, dann sollen und werden — so malt man sich die Zukunft — die Andersgläubigen den Weg zum rechten Glauben wiederfinden; denn sie werden dann die Überzeugung gewinnen, daß der weltliche Staat, da er keinen Einfluß auf die Gemüter übt, mit seiner Weisheit zu Ende ist und für die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu sorgen wohl den Willen, aber nicht die Macht hat. Dann wird der unfehlbare Papst, dessen Statthalter Kaiser oder Könige sein mögen, über die im Glauben wieder geeignete Christenheit

herrschen. Die katholischen Volksvereine, die jetzt allenthalben in Deutschland gebildet werden, um einen der letzten Wünsche Windthorsts zu erfüllen, sind dem gleichen Programm untergeordnet. Die Kurie kann für eine ferne Zukunft Pläne fassen; sie hat alle Aussicht, Staaten, Nationalitäten, Dynastien und Regierungen zu überleben. Die Kurie kann ihre Zeit abwarten.

Das sind freilich weitzielende Vorsätze, aber wir ersehen daraus, daß der Staat, der sich mit der Kurie zur Wendung der sozialen Gefahren verbände, einen Sprung ins Dunkle unternehmen würde. Einstweilen aber leben ja die Staaten noch, und sie haben eine baldige Verwirklichung dieser Pläne nicht zu befürchten. Wir können uns daher in der Betrachtung der Dinge auf die nächsten Ziele der Kurie beschränken.

Die erste und dringlichste Sorge der Kurie ist die Wiederherstellung des Kirchenstaats. Dieser Wunsch beherrscht ihr ganzes Verhalten. Als Napoleon — damals erster Konsul — mit der Kurie über den Abschluß der Konkordate für Frankreich und für Italien verhandelte, da schrieb am 13. Mai 1801 der römische Unterhändler, Abbé Bernier, an den Kardinal Consalvi, es sei vor allen Dingen zu bedenken, daß der Besitz des Kirchenstaats nur durch eine Verbindung Roms mit Frankreich dauernd gesichert werden könne; das sei der Grund, warum Rom Anschluß an Frankreich wünsche und erstrebe, das sei die große Hauptsache; der Rest (die Konkordate selbst) — le reste n'est rien! Seitdem die Hegemonie in Europa von Frankreich auf das wiederhergestellte deutsche Reich übergegangen ist, seitdem der neue deutsche Kaiser ohne Zuthun Roms, ohne kirchliche Weihe von den verbündeten Fürsten und den siegreichen Heerführern in Versailles ausgerufen worden ist, seitdem, wie dereinst zu Zeiten des Kaisers Galba, das ängstlich gehütete römische Staatsgeheimnis enthüllt worden ist, daß man einen Kaiser auch außerhalb Roms und ohne Rom machen könne, seitdem ist der mittelalterliche Zauber Roms gebrochen. Die Kurie kann weder von der französischen Republik Hilfe hoffen, noch von dem wunschlosen deutschen Reiche, das die erste Zumutung, nach alter Überlieferung die Schirmvogtei über den Kirchenstaat auszuüben, kühl abgelehnt hat. Von andern katholischen Mächten oder von andersgläubigen Mächten ist auch nichts zu erwarten. Es ist auch nicht zu verkennen, daß, seitdem der Papst nicht mehr weltlicher Landesherr ist, die Kurie sich über die sonst üblichen, der comitas gentium entsprechenden Rücksichten gegenüber den Regierungen vielfach hinwegsetzt. Das Gefühl der Solidarität des Papstes mit den weltlichen Brüdern und Vettern ist im Schwinden. Die Kurie trägt kein Bedenken, den Regierungen parlamentarische Verlegenheiten zu bereiten und bei jeder Gelegenheit zu zeigen, wie sehr sie durch die Beherrschung der Massen der Staatsgewalt überhaupt gefährlich werden könne. Durch Erregung von Furcht sucht die Kurie die Staaten zu Zugeständnissen zu zwingen, und nicht immer ohne Erfolg.

Für den unversöhnlichen Kampf gegen die weltliche Macht, für die unausgesetzte Schürung des Hasses gegen die Andersgläubigen, für die unablässigen Störungen des Weltfriedens durch die Diener Christi — für alles das bestehen aber auch noch andre Gründe. Es ist eine in katholischen Kreisen wohlbekannte alte Erfahrung, daß der Peterspfennig nur dann reichlich und stetig fließt, wenn die katholischen Gemüter durch beunruhigende Vorstellungen von der Vergewaltigung des Papstes, von der Bedrängnis der Kirche, von Gefahren, die dem wahren Glauben drohen, geängstigt, gequält und mürbe gemacht werden. Dagegen träufelt die fromme Spende nur spärlich, wenn das katholische Volk an eine gute Ordnung der Dinge glaubt. Solche Seelenruhe darf nicht eintreten. Für eine unausgesetzte Beunruhigung ist man in der Kirche und in Vereinen, in der Predigt und in Missionen, im Parlament und in der Presse unablässig bemüht. Insbesondre sind es die Orden, die die Aufgabe der Hechte im Karpfenteich erfüllen sollen; die Thätigkeit der seit 1872 ausgeschlossenen Orden wird schmerzlich vermißt. Wenn aber auf dem Katholikentage zu München über die unverdiente Vernachlässigung der den Vorfahren als so heilkräftig bekannten Wallfahrt nach Loreto bitter Klage geführt worden ist, wenn man dort von der Heiligsprechung des holländischen Jesuiten Canisius einen großen Fortschritt in Sachen des katholischen Glaubens erwarten zu dürfen vermeint hat, so darf man füglich annehmen, daß das Monopol der Wallfahrtsorte in Frankreich: Lourdes, La Salette, Paray-le-Monial, Mont-Saint-Michel, Mont-Sion usw. anderwärts mit scheelen Augen betrachtet und eine Abwechslung in dem Gebrauche seelischer Modebäder für angemessen erachtet wird; den Jesuiten aber dürfte die Heiligsprechung des seligen Canisius teuer genug zu stehen kommen. Für solche Dinge aber, die doch Deutschland herzlich wenig angehen, hat man sich auf dem Katholikentage in München sehr begeistert.

Aber auch noch andre finanzielle Sorgen hat die Kurie. Sie muß befürchten, daß das Kapital, das der katholischen Sache dienstbar bleiben soll, immer weiter in die Hände von Andersgläubigen gerät. Die ingrimmige Abneigung gegen Mischheiraten erfährt dabei eine besondre Beleuchtung; man schließt aber die Augen, wenn die Erziehung der Kinder im katholischen Glauben zugesichert wird. Von diesem Standpunkte aus müssen wir uns z. B. auch gewisse Versuche, das Kapital zu katholisiren, insbesondre auch die eigentümliche Haltung der katholischen Presse in Frankreich in der antisemitischen Frage erklären. Die Kurie muß ernsthaft die Sorge erwägen, was denn daraus werden soll, wenn auf der einen Seite immer mehr katholisches Kapital in semitische Hände übergeht, auf der andern Seite durch die Propaganda, obwohl man sich auffallend mit reichen Ausländern beschäftigt, die Verluste nicht ausgeglichen werden. Die Kurie kann aber aus diesem Grunde auch nicht mit den Sozialisten gemeinschaftliche Sache machen; die Zerstörung eines steuer-

kräftigen, dienstfertigen Kapitals kann nicht in den Absichten der Kurie liegen; die Kirche braucht Kapital, aber sie kann nur auf katholisches Kapital rechnen, während der Staat das Eigentum überhaupt schützen will. Auch in diesem Punkte haben Staat und Kurie keineswegs gemeinschaftliche Interessen, und die katholische Kirche erweist sich auch in dieser Richtung nicht als befähigt und geeignet zu einer Bundesgenossenschaft mit dem Staate, so sehr sie auch realpolitisch denkt. Die Kirche bedarf des staatlichen Schutzes weit mehr, als der Staat der kirchlichen Bundesgenossenschaft.

Noch in einem andern Punkte sind die Bestrebungen der Kurie nicht so weitzielend, wie man gewöhnlich annimmt. Es mag noch ein frommer Wunsch unverbesserlicher Schwärmer sein, daß der ganze Unterricht der Menschheit der Kirche untergeordnet bleiben möge; an die Verwirklichung solcher Träume mögen wohl noch manche glauben. Es sind aber weit näher liegende, sachliche Gründe, die die katholische Kirche bestimmen, an der Leitung der Schulen ungebührlichen Anteil zu beanspruchen. Es droht die Gefahr, daß es bald nicht mehr möglich sein wird, die für den Dienst der Kirche in der Seelsorge, in Klöstern und Anstalten, besonders aber in den Missionen nötige Anzahl von Novizen und von dienenden Brüdern aus den vom Staate geleiteten oder nach Bekenntnissen nicht getrennten Schulen zu werben. In Deutschland, wo die Überschüsse der Geburten über die Sterbefälle so groß sind, wo für die Seelsorge durch staatliche Pfründen gesorgt ist, steht diese Gefahr noch in der Ferne; in dem kinderarmen Frankreich dagegen, wo die Pfarrgüter unbedeutend sind, ist die Lage weit ernster. Dort ist man auch schon gar nicht mehr heikel; man hat schon dankbar Ersatz an Laienbrüdern für Anstalten und Missionen aus Belgien und Irland, aus der Schweiz, aus Elsaß-Lothringen, ja sogar aus Baiern, aus der Rheinprovinz und Westfalen usw. angenommen. Das Verlangen nach Trennung der Bekenntnisse in den Schulen spielt in Frankreich und in Belgien, wo die Andersgläubigen nur verschwindende Minderheiten bilden, keine Rolle. Anders in Deutschland; hier fordert man die Trennung der Schulen nach Bekenntnissen als ein gutes Recht, und man trägt sich mit Wünschen, daß auch die Hochschulen in allen Fakultäten nach den Auffassungen der Hörer über die Frage des Abendmahls getrennt werden möchten. Nun ist zwar in Deutschland nicht zu befürchten, daß die weltliche Macht den Unterricht und die Lehrerschaft der katholischen Kirche überliefern werde; die Kirche wird aber, den Vorgängen in Frankreich und in Belgien folgend, im Namen der Freiheit das Unterrichtsmonopol des Staats bekämpfen und das Recht zur Gründung „freier Schulen" beanspruchen. Dieses Schlagwort ist recht geeignet, auch friedliebende Leute irre zu führen, die der Fahne der Freiheit zugeschworen haben, und die es deshalb für eine Ehrensache halten, für die Freiheit in jeder Farbe und Gestalt einzutreten, und sollte auch, wie in diesem Falle, die Freiheit den Feinden der Freiheit allein Nutzen

bringen, wie das in Belgien geschah. Es könnte sich aber auch ereignen, daß sich die zahlreichen Gegner unsers höhern Unterrichtswesens gegen das Monopol des Staats wenden, da in diesem allein die Widerstandskraft der Lehrkörper gegen die berechtigten Anforderungen der Zeit liegt.

Die katholische Kirche ist durch ihr ganzes Programm, wie durch ihre eignen Bedürfnisse genötigt, den Kampf mit der weltlichen Macht unausgesetzt auf allen Punkten zu führen; und selbst wenn sich der Staat hie und da nachgiebig erweisen sollte, bleibt die Kirche schon ihrer Finanzen wegen zu fortwährender Beunruhigung der öffentlichen Meinung gezwungen. Zwischen Rom und der weltlichen Macht giebt es keinen Frieden. Der Staat mag ruhig zusehen, wie die Kurie durch das Übermaß der Wünsche immer mehr den Charakter einer problematischen Natur gewinnt, da sie Wollen und Können nicht mehr in Einklang bringt. Die Orgien der Selbstüberhebung, die die Führer der Partei auf den Katholikentagen und in der Presse veranstalten, können besonnene Leute nicht täuschen.

Alle Staaten leben auf gespanntem Fuße mit der Kurie. In Frankreich z. B. hat weder das Königtum, noch das Kaisertum, noch die Republik einen dauernden Frieden gefunden; alle Schwierigkeiten aber, die sich aus der Lage der Dinge ergaben, sind überwunden worden durch die Kraft des nationalen Bewußtseins. Um die Staatsform stritt man sich, um die Auslegung des Konkordats, um die Geltung der Organischen Artikel, aber schon längst nicht mehr um die Gallikanischen Freiheiten, und nie ist es der Kurie eingefallen, auch nur den Versuch zu machen, die Nation in ihrer Existenz zu bekämpfen. Das deutsche Reich dagegen wird von Rom wegen seines vorwiegend protestantischen Charakters nicht anerkannt, und Rom findet dabei Bundesgenossen in Deutschland selbst. Aus der Mischung politischer Fragen mit kirchlichen entsteht ja die Gefühlspolitik, die die große Menge, die Wähler beherrscht; denn wie gewisse Metalle erst durch Legirung mit andern die für den Verkehr nötige Härte und Prägbarkeit gewinnen, so werden kirchliche Fragen erst durch Verschmelzung mit politischen Fragen für die Wahlen und in den Vertretungen, für das ganze Parteileben überhaupt verwertbar. Der altbairische Bauer geht nur deshalb mit seinen Pfarrern durch Dick und Dünn, weil er Preußen, Protestanten, Nationalliberale, Freisinnige, Juden und Freimaurer für Spielarten ein und derselben gegen die Selbständigkeit des Südens verschwornen greuelhaften Bande hält. Die Reichsleitung kann zur Überwindung dieser Schwierigkeiten nur das Ziel verfolgen, das Nationalbewußtsein zu wecken und zu fördern. Durch Hinweisungen auf die deutsche Vergangenheit kann dieses Ziel allerdings nicht erreicht werden; damit ist es übel bestellt. Denn wenn die Schulkinder rechts von einem Bache oder Höhenzuge geschichtliche Vorgänge zu bedauern gelehrt werden, die links davon bejubelt werden müssen, so hält es schwer, einheitliche Vorstellungen zu erwecken. Selbst der Zauber der Erinne-

rungen an die vor fünfundzwanzig Jahren erkämpften Errungenschaften hält schon nicht mehr recht vor. Wohl aber wird das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit und der Einheitlichkeit der Interessen die Gemüter erfassen, wenn man zu der Einsicht kommen wird, daß die Reichsleitung jederzeit auf die Förderung des wirtschaftlichen Gedeihens des Reiches gerichtet ist. Die Erkenntnis der Verpflichtungen eines zur Stellung einer großen und mächtigen Nation aufstrebenden Gemeinwesens muß durchdringen; dann werden die widerstrebenden Bemühungen überwunden werden. Je mehr sich die Überzeugung befestigen wird, daß die neue Einigung zur Förderung und Sicherung des Wohlstandes der Nation unentbehrlich ist, desto rascher wird sich jene sachliche Anschauung der Dinge ausbilden, die die Angehörigen großer Nationalstaaten vor andern Völkern auszeichnet. Nur auf diese Weise wird ein Nationalbewußtsein großgezogen, und zwar eine gegründete nachhaltige Überzeugung von der Bedeutung, von dem Werte eines Großstaates. Dann wird auch jenes Kraftgefühl entstehen, das kirchliche Einmischungen ablehnt, und das sich getraut, mit den Umsturzbestrebungen allein fertig zu werden. Es macht einen kläglichen Eindruck, wenn man nach den großen Ereignissen der Kriegsjahre erleben muß, daß die Kurie, die den Staat so unversöhnlich bekämpft, zur Stärkung des Sinnes für staatliche Ordnung Förderung des kirchlichen Sinnes empfiehlt, und daß sich überzeugte Anhänger solcher Lehren finden. Nationaler Sinn im deutschen Reiche muß aus den Einrichtungen des Reichs, aus der Erkenntnis, daß diese Einigung Nutzen bringt, entstehen, kann aber nicht auf dem Wege der Belehrung und Ermahnung beigebracht werden. Und sollte auch die katholische Kirche den Willen und die Kraft haben, die Umsturzbewegung zu meistern, so könnte dies nur in der Weise unternommen werden, daß wieder einmal eine Drehung nach rückwärts von Leuten vollzogen würde, die dem Rade der Geschichte so gern in die Speichen greifen möchten.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Grundursache unsrer schlimmen Lage in der eigentümlichen Gestaltung unsrer politischen Parteien und unsers parlamentarischen Lebens liegt. Als die Bürger von Nordamerika die Unabhängigkeit erkämpft hatten und sich eine Verfassung gaben, wurde die Gefahr wohl erkannt und erwogen, daß das Volk seine kaum erworbnen Rechte an die gewählten Abgeordneten verlieren könnte. Es waren gerade die Gründer der Freiheit selbst, die damals die Befürchtung aussprachen, daß die potestas delegata ein weit schlimmerer Feind des Volkes werden könnte, als der König von England und seine Gouverneure. Wir Deutschen haben, als wir die Reichsverfassung berieten, im Vollgefühle der endlich errungnen Einigung an solche Gefahr ganz und gar nicht gedacht. Die Amerikaner hatten die Freiheit schon gekostet, als sie durch eine Verfassung die staatliche Einigung gestalteten, wir Deutschen dagegen kannten, als wir uns in gleicher Lage befanden, die Freiheit ebenso wenig, wie die Verpflichtungen einer großen auf-

strebenden Nation. In Amerika beherrscht auch heute noch das Mißtrauen gegen die delegirte Gewalt das ganze öffentliche Leben, aber selbst unter den schwierigsten Umständen hat es niemand gewagt, Vorschläge zu machen, die die Grundsätze der Freiheit und der Selbstbestimmung hätten in Frage stellen können. In Deutschland wendet sich der Unmut heute schon weit mehr gegen die Herrschsucht und gegen die unfruchtbaren Zänkereien der Parteien, als gegen die Reichsleitung. Man befürchtet eine Gefährdung unsrer ganzen nationalen Zukunft.

Eine Umgestaltung unser verrotteten Parteiverhältnisse läßt sich nur erwarten von einer völligen Verschiebung der Lage der Dinge, und eine solche kann auf friedlichem Wege nur erreicht werden durch eine Änderung unsrer Wahlgesetzgebung. Von allen Seiten sind Vorschläge zur Besserung unsrer Wahlgesetze gemacht worden, in Deutschland, in Frankreich, in der Schweiz, in Belgien, in Dänemark, Spanien, England und Italien, in Nordamerika und in den englischen Kolonien; zum Teil haben solche Vorschläge gesetzliche Gestalt gewonnen. Aber nicht alle diese Gesetze haben die Probe bestanden. Der Grundgedanke jedoch, die Fesseln zu sprengen, die den Wählern durch die Einteilung des Landes in Wahlkreise angelegt werden, hat überall Zustimmung gefunden. Ebenso allgemein wird die Listenwahl als unausführbar betrachtet. Eine weit schlimmere Erbsünde aller dieser Entwürfe und Gesetze ist und bleibt aber die Unkenntnis der Wahlziffer*); daher die unnötigen Überanstrengungen der Parteien, die sinnlose Verschwendung der Stimmen. Würde dieser Mangel beseitigt, so würde neben andern Vorteilen, wie der Verhältnismäßigkeit der Ergebnisse und neben der Verwertung der Stimmen der Minderheiten auch noch der Gewinn einer größern Freiheit der Bewegung und der Vereinigung der Wähler zur Vertretung dieser oder jener Interessen erreicht werden. Dann wäre nebenbei das Verlangen nach einer reinen Interessenvertretung erledigt.

Aus den alten Geleisen des Parteilebens in Deutschland müssen wir uns herausretten, wenn nicht die großen nationalen Aufgaben des Reichs gefährdet werden sollen. Versuche, aus der unnatürlichen Verschränkung der Parteibestrebungen für die Reichsleitung Nutzen zu ziehen, mögen über eine augenblicklich vorhandne Schwierigkeit weghelfen, für die große nationale Zukunft wird dabei nichts gewonnen. Ein wahres Unglück aber wäre ein polizeilicher Bund mit der Kurie, deren Geneigtheit bei jedem Wahlgange von neuem erkauft werden müßte, deren Absichten nicht lauter sind, deren Sold so hoch bemessen

*) d. h. der Anzahl Stimmen, die für die Wahl eines Kandidaten erforderlich ist. Ein Vorschlag, wie die Minderheiten durch Einzelwahlen geschützt werden können, wobei die Wahlziffern schon vor der Wahl bestimmt wird, ist in den Hamburger Nachrichten (Februar 1894, Nr. 31, 33 und 39) gemacht worden.

ist, daß das Reich fortwährend Machtverluste erleiden müßte, ohne die Kurie befriedigen zu können.

Aber auch aus andern Gründen muß man wünschen, daß die Zeit ferne bleiben möge, wo sich Kirche und Staat zur Bekämpfung der Umsturzpartei verbinden. Dann würden wieder solche Gestalten bemerkbar werden, wie wir sie schon im Kulturkampfe am Werke gesehen haben, Leute, die, sei es wegen besondrer Beziehungen zur Kirche, sei es wegen vermeintlicher Geschicklichkeit in Überlistung der Kurie, dem Staate ihre Dienste als besonders verschmitzte Unterhändler anbieten würden, Streber nach dem Vorbilde des Urstrebers Strepsiades in den „Wolken" des Aristophanes. Der selige Spitzer in Wien nannte solche Leute „Emporkrömmlinge." Wir gestehen offen, daß uns bei Betrachtung der Verhandlungen zwischen Rom und Berlin immer der Zweifel quält, von dem Montaigne spricht, der Zweifel, ob wir mit der Katze spielen oder die Katze mit uns.

Das deutsche Reich wird in seinen nationalen Bestrebungen im freien Bürgertum jederzeit eine Stütze finden und auf diese Art alle Gegner überwinden. So allein wird sich die Leitung des Reichs die Führung sichern, statt in dem Gedränge der Parteien gestoßen und geschoben zu werden. Eine wahrhaft nationale Führung im Reiche ist zugleich das sicherste Mittel zur Erhaltung der Monarchie.

In dem Uhrwerke, das durch das Zusammenwirken von Unruhe und Hemmung den Gang der Zeit darstellt, kann der Staat die Aufgabe der Hemmung nur insoweit übernehmen, als durch sein Eingreifen das Zeitmaß richtig bestimmt wird; ließe sich aber das deutsche Reich mit der Partei des Rückschritts ein, so wäre das ebenso wertlos, als das Zurückdrehen der Zeiger an einer richtig gehenden Uhr.

Die Erfolge der genossenschaftlichen Selbstverwaltung im österreichischen Handwerk

Die genossenschaftliche Ordnung des Handwerks ist in Österreich durch Gesetz vom 15. März 1883 eingeführt worden, sodaß man jetzt dort auf eine mehr als dreizehnjährige Erfahrung auf diesem Gebiete zurückblickt. Mit Recht hat man in Deutschland, wo die Absicht besteht, in ähnlicher Weise gesetzgeberisch vorzugehen, dieser Erfahrung Beachtung geschenkt und, wie seinerzeit bekannt geworden ist,

im Jahre 1895 einige höhere Beamte nach Österreich geschickt, um sich an Ort und Stelle zu unterrichten. Über die Ergebnisse dieses Besuchs ist amtlich nichts, aber auch sonst so gut wie nichts, in die Öffentlichkeit gedrungen; jedenfalls ist die preußische Regierung nicht dadurch bestimmt worden, von dem Vorschlag einer genossenschaftlichen, auf Selbstverwaltung beruhenden Ordnung des deutschen Handwerks durch Zwangsinnungen abzusehen.

Bis vor kurzem war es auch nicht möglich, aus zuverlässigen österreichischen Quellen irgend ein Urteil über den Erfolg der neuen Ordnung zu gewinnen; in neuerer Zeit aber sind einige amtliche Veröffentlichungen über den Gegenstand erschienen, die diesem Mangel abhelfen. Auf sie gestützt, soll im folgenden die genossenschaftliche Ordnung und Selbstverwaltung des Handwerks in Österreich besprochen werden, in der Hoffnung, dadurch für die Beurteilung der in Deutschland geplanten Neuordnung einige Unterlagen zu gewinnen. Die wirtschaftliche, soziale und politische Bedeutung, die das Handwerk erfreulicherweise in Deutschland noch hat, macht es auch weitern Kreisen zur Pflicht, sich um die Gewinnung eines unbefangnen Urteils zu bemühen, und dazu bieten die österreichischen, trotz mancher Abweichungen immer noch den deutschen am nächsten verwandten Handwerkerverhältnisse ohne Zweifel die beste Gelegenheit.

Es ist zunächst nötig, das durch das Gesetz vom 15. März 1883 und die dazu gehörigen Ausführungsbestimmungen in Österreich geschaffne Handwerkerrecht, soweit es für die Genossenschaften in Betracht kommt, in den Hauptpunkten kurz darzulegen.

Grundlegend ist die Bestimmung des § 1 der Gewerbeordnung nach der Fassung des Gesetzes vom 15. März 1883 und 8. März 1885, wonach die Gewerbe in „freie," „handwerksmäßige" und „konzessionirte" eingeteilt werden, und dem Handelsminister die Ermächtigung erteilt wird, im Einvernehmen mit dem Minister des Innern die „handwerksmäßigen" Gewerbe zu bezeichnen, wobei als handwerksmäßige die anzusehen sind, „bei denen es sich um Fertigkeiten handelt, die die Ausbildung im Gewerbe durch Erlernung und längere Verwendung darin erfordern, und für die diese Ausbildung in der Regel ausreicht." Handelsgewerbe (im engern Sinne) und fabrikmäßig betriebne Unternehmungen sind von der Einreihung unter die handwerksmäßigen Gewerbe ausgenommen, ebenso die gesamte Hausindustrie von der Einreihung unter die Gewerbe überhaupt. Besteht ein Zweifel, ob ein gewerbliches Unternehmen als ein fabrikmäßig betriebnes oder als ein Handelsgewerbe im engern Sinne anzusehen sei, so entscheidet die politische Landesbehörde nach Anhörung der Handels- und Gewerbekammer und der beteiligten Genossenschaften, und im Falle der Berufung der Minister des Innern im Einvernehmen mit dem Handelsminister. Die Gewerbe, bei denen öffentliche Rücksichten die Notwendigkeit begründen, die Ausübung von einer besondern Bewilligung abhängig zu machen, werden

als „konzessionirte“ behandelt. Alle Gewerbe, die nicht für handwerksmäßige oder als konzessionirte erklärt werden, sind „freie“ Gewerbe. Durch Verordnung der zuständigen Minister vom 17. September 1883 ist folgendes Verzeichnis der verschiednen handwerksmäßigen Gewerbe festgestellt worden, dessen Mitteilung, um ein auch nur einigermaßen klares Bild der Verhältnisse zu geben, um so unerläßlicher ist, als man in den der Sache ferner stehenden Kreisen keine Vorstellung davon hat, in welchem Umfange sich die alten Handwerkszweige und Handwerksunterschiede trotz der Umwälzungen in Technik und Verkehr bis heute erhalten haben und berücksichtigt sein wollen.

1. Anstreicher und Lackirer; 2. Bäcker (mit Ausnahme der von Müllern nach der bisherigen Landessitte als Nebengewerbe durch Hausgenossen oder eignes Hilfspersonal betriebnen Schwarzbroterzeugung); 3. Buchbinder, Futteralmacher, Ledergalanterie- und Kartonnagenarbeiter; 4. Bürstenbinder; 5. Drechsler und Meerschaumbildhauer, Pfeifenschneider; 6. Erzeuger musikalischer Instrumente; 7. Faßbinder; 8. Feinzeugschmiede, Sporer, Messerschmiede, Metall- und Stahlschleifer (mit Ausnahme der Karrenschleifer), Feilenhauer, Laubsägenmacher, Nadler und Webekammmacher; 9. Fleischhauer; 10. Fleischselcher; 11. Friseure, Raseure und Perückenmacher; 12. Glaser; 13. Gold-, Silber- und Juwelenarbeiter; 14. Gold-, Silber- und Metallschläger; 14a. Graveure; 15. Gürtler und Bronzewarenerzeuger; 16. Hafner; 17. Handschuh- und Bandagenmacher; 18. Hutmacher; 19. Kamm- und Fächermacher, Beinschneider; 20. Kleidermacher; 21. Korbflechter; 22. Kürschner, Rauchwarenfärber, Kappenmacher; 23. Kupferschmiede; 24. Lebzelter und Wachszieher; 25. Metall- und Zinngießer; 26. Mechaniker, Erzeuger chirurgisch-medizinischer Instrumente und Apparate, und Optiker; 27. Plattirer; 28. Posamentirer, Schnür- und Börtelmacher, Gold- und Silberdrahtzieher, Gold- und Silberplättner und Spinner, Gold- und Perlensticker; 29. Rotgerber; 30. Schlosser; 31. Schuhmacher; 32. Seiler; 33. Siebmacher und Gitterstricker; 34. Sonnen- und Regenschirmmacher; 35. Spengler; 36. Tapezirer und Erzeuger von gesteppten Decken, Kissen und Matratzen; 37. Täschner, Riemer, Peitschenmacher, Kappenschirmschneider, Sattler und Pferdegeschirrmacher; 38. Tischler; 39. Uhrmacher; 40. Vergolder; 41. Wagner; 42. Roh- (oder Grob-) Schmiede und Wagenschmiede; 43. Wagensattler; 44. Weißgerber; 45. Ziegel- und Schieferdecker; 46. Zimmermaler; 47. Zuckerbäcker und Kuchenbäcker.

Zum Antritt von „handwerksmäßigen“ Gewerben ist, wie beiläufig bemerkt werden möge, nach § 14 der Nachweis der Befähigung erforderlich, der durch das Lehrzeugnis und ein Arbeitszeugnis über eine mehrjährige Verwendung als Gehilfe in demselben Gewerbe oder in einem dem betreffenden Gewerbe „analogen“ Fabrikbetriebe gebracht wird. Unter Umständen genügt die Beibringung eines Zeugnisses über den Besuch einer gewerblichen Unterrichtsanstalt, oder es kann von dem Befähigungsnachweis ganz abgesehen werden. Hat jemand den fabrikmäßigen Betrieb eines dieser Gewerbe angemeldet und dafür — wozu der Nachweis der Befähigung nicht erforderlich war — den Gewerbeschein erhalten, so ist ihm, wenn er das Gewerbe später handwerksmäßig betreibt, das unter Strafandrohung zu untersagen. Als „konzessio-

nirte“ Gewerbe bezeichnet § 15 alle sogenannten polygraphischen Gewerbe einschließlich der Leihbibliotheken, die bekanntern Verkehrsgewerbe, das Baumeister-, Maurer-, Steinmetz- und Zimmermannsgewerbe, das Rauchfangkehrer-, Abdecker-, Trödler-, Pfandleiher- und Schankgewerbe, die Herstellung und den Verkauf von Waffen, Munition, Feuerwerkskörpern, Sprengstoffen, Giften u. dergl., die Ausführung von Gasrohrleitungen, Beleuchtungseinrichtungen und Wasserleitungen, die Herstellung und Reparatur von Dampfkesseln, die Erzeugung von Spielkarten, die Ausübung des Hufbeschlags und das sogenannte Kammerjägergewerbe. Für einen Teil dieser Gewerbe wird ein besondrer Befähigungsnachweis gefordert.

Auf dieser Grundlage ist nun der genossenschaftliche Ausbau des Gewerbes in der Hauptsache durch folgende Bestimmungen vorgeschrieben.

Unter denen, die „gleiche oder verwandte Gewerbe“ in einer oder in nachbarlichen Gemeinden betreiben, und ihren Hilfsarbeitern (Gehilfen, Gesellen, Lehrlingen) ist der bestehende gemeinschaftliche Verband (die Innung, Zunft oder dergl.) aufrecht zu erhalten und, insofern er noch nicht besteht, „soweit es die örtlichen Verhältnisse nicht unmöglich machen,“ durch die Gewerbebehörde herzustellen. Die Gewerbsinhaber werden „Mitglieder,“ die Hilfsarbeiter der zu einer Genossenschaft vereinigten Gewerbsinhaber sind „Angehörige“ der Genossenschaft. Eine Genossenschaft kann unter Umständen auch die Gewerbtreibenden und Hilfsarbeiter mehrerer Gemeinden und „verschiedenartiger“ Gewerbe umfassen (§ 106). Wer in dem Bezirk einer solchen Genossenschaft das Gewerbe, für das sie besteht, selbständig betreibt, wird schon durch den „Antritt des Gewerbes“ Mitglied der Genossenschaft und hat die damit verbundnen Verpflichtungen zu erfüllen (§ 107). Nicht verpflichtet sind zur Teilnahme an der Genossenschaft die Inhaber der Gewerbsunternehmungen, die „fabrikmäßig“ betrieben werden (§ 108). Der „Zweck der Genossenschaft“ besteht in der Pflege des Gemeingeistes, in der Erhaltung und Hebung der Standesehre unter den Genossenschaftsmitgliedern und Angehörigen, „sowie in der Förderung der gemeinsamen gewerblichen Interessen ihrer Mitglieder und Angehörigen, durch Errichtung von Vorschußkassen, Rohstofflagern, Verkaufshallen, durch Einführung des gemeinschaftlichen Maschinenbetriebes und andrer Erzeugungsmethoden usw.“

„Insbesondre liegt ihr ob: a) die Sorge für die Erhaltung geregelter Zustände zwischen den Gewerbsinhabern und ihren Gehilfen (Gesellen), besonders in Bezug auf den Arbeitsverband, sowie die Errichtung und Erhaltung von Genossenschaftsherbergen und die Einführung einer Zuschickordnung; b) die Vorsorge für ein geordnetes Lehrlingswesen durch Erlassung von der behördlichen Genehmigung zu unterbreitenden Bestimmungen: über die fachliche und religiös-sittliche Ausbildung der Lehrlinge; über die Lehrzeit bei nicht handwerksmäßigen Gewerben, die Lehrlingsprüfungen u. dergl., sowie die Über-

wachung der Einhaltung dieser Bestimmungen und die Bestätigung der Lehrzeugnisse; über die Bedingungen für das Halten von Lehrlingen überhaupt, sowie über das Verhältnis der letztern zur Zahl der Gehilfen im Gewerbe; c) die Bildung eines schiedsgerichtlichen Ausschusses zur Austragung der zwischen den Genossenschaftsmitgliedern und ihren Hilfsarbeitern aus dem Arbeits-, Lehr- und Lohnverhältnisse entstehenden Streitigkeiten; dann die Förderung der schiedsgerichtlichen Institution zur Austragung von Streitigkeiten zwischen den Genossenschaftsmitgliedern; d) die Gründung oder Förderung von gewerblichen Fachlehranstalten (Fachschulen, Lehrwerkstätten u. dergl.) und deren Beaufsichtigung; e) die Fürsorge für die erkrankten Gehilfen (Gesellen) durch Gründung von Krankenkassen oder den Beitritt zu bereits bestehenden Krankenkassen; f) die Fürsorge für erkrankte Lehrlinge, insofern nicht bereits die gesetzliche Verpflichtung des Lehrherrn eintritt; g) die alljährliche Erstattung von Berichten" usw. (§ 114).

In § 126 ist dann noch besonders vorgeschrieben, daß die der Behörde zur Genehmigung vorzulegenden Genossenschaftsstatuten die Bestimmungen enthalten müssen, die den in § 114 aufgezählten Zwecken zu dienen haben. Die Einrichtung einer „Gehilfenversammlung," sowie die Teilnahme der Gehilfen an den Genossenschaftsausschüssen ist besonders vorgeschrieben. Zur Durchführung der ihnen gestellten Aufgaben verleiht § 125 den Genossenschaften über ihre Mitglieder und Angehörigen die nötigen Strafbefugnisse.

Wenden wir uns nun zu den Ergebnissen dieser gesetzgeberischen Maßnahmen in der Praxis, so fällt äußerlich als die bedeutendste Auskunftsquelle das vom österreichischen Handelsministerium in zwei großen Quartbänden veröffentlichte statistische Werk in die Augen: „Die gewerblichen Genossenschaften in Österreich," verfaßt und herausgegeben vom Statistischen Departement im k. k. Handelsministerium (Wien, 1895). Das Werk erfaßt die Verhältnisse bis Mitte 1895, also einen zwölfjährigen Zeitraum seit der Neuordnung des österreichischen Handwerks, und ist von V. Mataja in den Conradschen Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik ausführlich besprochen worden.

Wir erfahren daraus zunächst, daß schon im Jahre 1874, also lange vor der Neuordnung und ohne Beitrittszwang, 2870 gewerbliche Genossenschaften bestanden haben, und daß diese Zahl infolge des Gesetzes von 1883 und des Beitrittzwanges im Jahre 1887 auf 4433 und im Jahre 1894 auf 5317 angewachsen war, sich also noch nicht ganz verdoppelt hatte. Es ist dabei nicht unwesentlich, daß der einleitende Bericht des Handelsministeriums ausdrücklich zu betonen für nötig hält, daß sich unter den für 1894 nachgewiesenen Genossenschaften solche befinden, die entweder gar keine oder nur eine sehr geringe genossenschaftliche Thätigkeit entfalten, aber doch mitgezählt werden mußten, schon weil ein zuverlässiger, für alle Fälle passender Maßstab dafür, wann eine Genossenschaft als „definitiv keine Thätigkeit entfaltend" end-

giltig aus der Darstellung auszuscheiden sei, nicht leicht gefunden werden konnte. Wir werden gleich sehen, daß diese papierne Natur des gewaltigen Zahlenwerks auch in andrer Beziehung seinen Wert ganz außerordentlich beeinträchtigt, ja die Meinung nahelegt, der gewaltige Umfang der statistischen Tabellen steche etwas grell ab von der auffallenden Geringfügigkeit des wirklichen praktischen Erfolgs der zwölfjährigen „Aktion," wie der Amtsausdruck in Österreich lautet. Der Hauptinhalt der Tabellen besteht nämlich darin, daß man für jede der 5317 Genossenschaften auf Grund des Wortlauts der Statuten unter einer größern Anzahl von Rubriken vermerkt hat, was auf dem Papier über die Beiträge, die Schiedsgerichte, den Arbeitsnachweis, die Gehilfenversammlung, die Lehrlingserziehung usw. vorgeschrieben ist, alles Punkte, für die das Gesetz bestimmt, daß sie in den Statuten enthalten sein, und in der Hauptsache auch, wie sie lauten müssen. Wir erfahren z. B. aus den Tabellen, daß bis jetzt in den Statuten von 60,7 Prozent aller Genossenschaften eine „Gehilfenversammlung" vorgesehen ist, während nur in 28,1 Prozent der Statuten Bestimmungen über die Teilnahme der Gehilfenschaft an den Genossenschaftsausschüssen getroffen sind, „ohne daß — wie der einleitende Bericht des Handelsministers zu diesen Zahlen selbst bemerkt — zu ersehen wäre, in welchen Fällen diese in den Statuten enthaltene Bestimmung auch wirklich Anwendung findet." Zu den Zahlen über die Einrichtung der Schiedsgerichte und der Arbeitsvermittlung wird sogar gesagt, daß den betreffenden Bestimmungen in den meisten Fällen keine praktische Bedeutung zukomme, da die betreffenden Veranstaltungen gar nicht ins Leben getreten seien.

Etwas mehr wert sind die Zahlen über die von den Genossenschaften zur „Förderung der gemeinsamen gewerblichen Interessen ihrer Mitglieder und Angehörigen" getroffnen Einrichtungen, wie Vorschußkassen, Rohstofflager usw., aber leider stellen sie der Fruchtbarkeit des Genossenschaftswesens kein günstiges Zeugnis aus. Bei allen 5317 Genossenschaften wurden 1895, nach zwölfjähriger anerkennenswerter Mühe und Arbeit der Staats- und Landesstellen und der Handels- und Gewerbekammern, nur gezählt: 6 Rohstofflager, 4 Rohstofflager mit Warenhallen, 1 Rohstofflager mit Lehrwerkstätte, 1 Verkaufshalle, 1 Organisation von Lieferungen für das k. k. Heer, 5 Schlachthäuser, 1 Walkmühle, 1 Tuchwalke mit Spinnerei, 1 Schafwollwäscherei mit Färberei, 3 Vorschußkassen für Arbeiter, 1 Spar- und Kreditverein, 1 Mahlordnung, 1 Bestellamt, 1 Umtauschlokal für Sodawassersyphons, 1 Modellsammlung, 5 gemeinsame Arbeitsmaschinen. Das sind zusammen 34 Einrichtungen bei 5317 Genossenschaften, und das Verzeichnis macht gewiß nicht den Eindruck, daß man nur die bedeutendern gezählt habe, sondern man darf annehmen, daß ein Teil der Anstalten eine recht geringe praktische Bedeutung hat. Zu übersehen ist auch nicht, daß ein Teil sicher aus der alten Innungszeit und den alten Innungsvermögen stammt, da die alten Innungen in die

neuen Genossenschaften übergegangen sind. Unbedenklich wird man dieses Ergebnis des auf dem Gesetz vom 15. März 1883 beruhenden Genossenschaftswesens auf dem Gebiete der sogenannten wirtschaftlichen Selbsthilfe als überaus geringfügig bezeichnen dürfen. Damit stimmt auch ein in jüngster Zeit in dem „Bericht des k. k. Handelsministeriums über die Verwendung des zur Förderung des Kleingewerbes bewilligten Kredits während des Jahres 1895" veröffentlichtes amtliches Gutachten der Handels- und Gewerbekammer zu Reichenberg überein, worin es heißt: „Namentlich einer der Hauptzwecke der Bildung der Genossenschaften, die Assoziation des Kleingewerbes zur gemeinsamen Beschaffung von Rohstoffen, zur gemeinsamen Produktion und zur gemeinsamen Veräußerung der produzirten Waren, durch die der Kleinbetrieb in seinen kaufmännischen Beziehungen auf ein höheres Niveau gebracht werden sollte, ist bisher entweder gar nicht oder nur in minimalem Maße erreicht worden."

Für die noch wichtigere Aufgabe, die wenigstens bei den deutschen Plänen einer genossenschaftlichen Ordnung des Handwerks sehr entschieden im Vordergrunde steht, für die Lehrlingserziehung, konnte die Statistik des österreichischen Handelsministeriums natürlich die Leistung der Genossenschaften in der Hauptsache, d. h. in ihrem Einfluß auf die Erziehung in der Werkstatt und im Hause, schwer erfassen. Die Aufnahme von Bestimmungen über die Lehrlingserziehung auf das Papier der Statuten kann nach dem, was wir über den Wert dieser papiernen Statistik bereits erfahren haben, nicht interessiren. Dagegen sind bestimmte Angaben über die Beteiligung der Genossenschaften an dem Fortbildungs- und Fachschulwesen gemacht, die berücksichtigt werden müssen. Die Statistik zählt für alle 5317 Genossenschaften im ganzen 122 derartige Schulen auf, die von den Genossenschaften aber nicht etwa gegründet, unterhalten und geleitet sind, sondern zu denen sie überhaupt nur eine gewisse, nicht ganz verschwindende Beisteuer leisten. Die Gründung, Unterhaltung und Leitung scheint fast ausnahmslos das Verdienst des Staates, der Länder, der Gemeinden und der Handels- und Gewerbekammern zu sein, während sich die Beteiligung der Genossenschaften in der Regel auf kleinere materielle Leistungen und auf die Vertretung in den aufsichtführenden Ausschüssen u. dergl. zu beschränken scheint. Jedenfalls ist auch auf diesem besondern Gebiete irgend welcher Erfolg, der dem Genossenschaftswesen auf Grund des Gesetzes vom 15. März 1883 gut geschrieben werden müßte, vom Handelsministerium nicht ersichtlich gemacht, zumal da auch schon vor 1883 derartige Schulen zahlreich bestanden haben und auch anzunehmen ist, daß einzelne der größern alten Innungen in den Großstädten auch damals schon Beisteuern zu diesen Zwecken geleistet haben.

Gerade über das Lehrlingswesen im österreichischen Kleingewerbe erhalten wir nun aber durch eine zweite amtliche Veröffentlichung aus neuester Zeit ziemlich genaue Auskunft, durch die Berichte der k. k. Gewerbeinspektoren über

ihre Amtsthätigkeit im Jahre 1895, worin den Lehrlingen in der Industrie wie im Handwerk eine ganz besondre Aufmerksamkeit zugewendet worden ist. Wir gehen auf diese Auskunftsquelle etwas näher ein.

Der einleitende Vorlagebericht des Zentralgewerbeinspektors an den Handelsminister beklagt, daß man aus den Einzelberichten zu der nichts weniger als erfreulichen Erkenntnis gelange, daß sich die Lehrlingsverhältnisse im Kleingewerbe noch immer nicht gebessert hätten, obgleich sich „alle Berichterstatter übereinstimmend in der Anschauung begegneten, daß gerade auf diesem Gebiete die Genossenschaften eine erfolgreiche Thätigkeit entwickeln könnten.“ Er macht dabei mit Recht auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die der bessernden Einwirkung der staatlichen Aufsichtsbeamten im Kleingewerbe aus der großen Zahl der zu beaufsichtigenden Betriebe erwachse. Die Zahl der Revisionen bleibe im Vergleich zu der Zahl der Betriebe immer viel zu klein, und namentlich seien die so notwendigen Nachrevisionen so gut wie ausgeschlossen. Die Berichte der einzelnen Gewerbeinspektoren lauten noch viel trüber. Es ist aus ihnen, wie sie vorliegen, nicht zu erkennen, daß die Berichterstatter auch nur zum größern Teil, geschweige denn übereinstimmend die Ansicht hätten, die Genossenschaften würden mit der Zeit in der Lehrlingserziehung eine erfolgreiche Thätigkeit entwickeln. Gehen wir auf diese Berichte im einzelnen ein, so findet der Gewerbeinspektor für Wien zwar eine erhebliche Besserung in den Großbetrieben, aber auf der andern Seite spricht er sich aufs bestimmteste dahin aus, daß die meisten Handwerksgenossenschaften seines Aufsichtsbezirks gar nicht in der Lage seien, die ihnen gesetzlich anvertraute Fürsorge für ein geordnetes Lehrlingswesen durchzuführen. Der „genossenschaftliche Apparat“ sei dazu viel zu „unbedeutend,“ und die „ganze Organisation,“ namentlich in den großen Genossenschaften, nicht genügend den örtlichen Verhältnissen angepaßt, „um auch nur halbwegs diese schwierige Aufgab erfüllen zu können.“ Dazu komme noch, daß in den letzten Jahren Parteiungen und Spaltungen im Schoße vieler Genossenschaften eingerissen seien, die ein erfolgreiches Wirken schon von vornherein vereitelten. Dadurch werde es begreiflich, daß sich bei den meisten Besuchen kleiner Betriebe Anstände in Bezug auf das Lehrlingswesen ergäben, so z. B., daß die Zahl der Lehrlinge zu groß sei, daß die Probezeit übermäßig lange, bis zu zwei Jahren, ausgedehnt und nur teilweise oder gar nicht in die Lehrzeit eingerechnet werde, daß willkürliche Verlängerungen der Lehrzeit vorkämen, daß Entlassungen ohne gesetzlichen Grund stattfänden, daß der Schulbesuch nur unregelmäßig sei oder ganz fehle, daß der Lehrling nicht im Gewerbe, sondern zu häuslichen Verrichtungen verwendet werde usw. Auch der Gewerbeinspektor für Wiener-Neustadt bezeichnet die Fürsorge für die technische Ausbildung der Lehrlinge nur in den Fabriken als genügend. Leider sei hier aber die Zahl der eigentlichen Lehrlinge nur greing. In der Regel würden sie einem ältern tüchtigen

Arbeiter zugewiesen und von diesem allmählich zu allen Facharbeiten des Gewerbes erzogen. Ihr Betragen werde meist streng überwacht, ihr Fleiß mitunter durch Prämien angespornt. Im Kleingewerbe lägen dagegen die Verhältnisse ungünstig. Nur in einigen Genossenschaften herrsche die nötige Disziplin, was um so höher anzuschlagen sei, als nur durch die größte Energie des Genossenschaftsvorstandes Ordnung zu schaffen sei. Ebenso ist der Gewerbeinspektor für Linz mit der Lehrlingserziehung in den Fabriken zufrieden, mit der im Kleingewerbe nicht. Dasselbe gilt für den Aufsichtsbezirk Klagenfurt. Der Berichterstatter für Graz schreibt: „Zahlreiche Wahrnehmungen führen zu der Erkenntnis, daß bei vielen Gewerbeinhabern — die Inhaber fabrikmäßiger Unternehmungen ältern Ursprungs überhaupt und zumeist auch die größern Betriebe nicht fabrikmäßigen Charakters ausgenommen — die Aufnahme von Lehrlingen vorwiegend dem eigennützigen Bestreben entsprungen sein mag, sich auf diese Weise billige Arbeitskräfte zu verschaffen. Als Folge ergiebt sich daraus eine unmittelbare Schädigung des jungen Arbeiters, insbesondre in der Richtung, daß er von seinem Ziele, Gehilfe zu werden, solange als irgend möglich ferngehalten wird, indem man ihn unter allerlei, zumeist nur überaus schwer nachweisbaren Vorwänden der Möglichkeit beraubt, die vorgeschriebne Prüfung abzulegen. So wurde ein Bäckerlehrling nach Ablauf der vertragsmäßigen Lehrzeit aus dem Grunde nicht zur Prüfung angemeldet, weil zwei Kunden, denen er im Auftrage des Meisters täglich das Brot abgeliefert hatte, den hierfür in drei Monaten aufgewachsenen Betrag schuldig geblieben waren; ein Schuhmacherlehrling sollte durch unentgeltliches „Nachdienen“ in der Dauer von sechs Monaten die wegen Todesfalls nicht einzubringenden Verpflegungskosten in dem Betrage von angeblich 24 Gulden abarbeiten usw.“ Diesen traurigen Zuständen gegenüber, meint der Berichterstatter, gewähre es eine wahre Befriedigung, daß die Unternehmer größerer Betriebe überhaupt, und ebenso die jüngern Gewerbtreibenden in der Mehrzahl die Dringlichkeit einer rechtzeitigen Vorsorge für die Heranbildung eines gesunden und tüchtigen Nachwuchses von Arbeitern einsähen und auch vielfach bemüht seien, eine gründliche Besserung im Lehrlingswesen herbeizuführen. In dieser Beziehung gebühre den Bestrebungen des steiermärkischen Gewerbevereins volles Lob. Der Bericht für Prag sagt, daß namentlich in den Fabrikbetrieben das Bestreben wahrnehmbar sei, den Anforderungen der Gegenwart in Bezug auf die praktische Ausbildung der Lehrlinge Rechnung zu tragen. Auch im Baugewerbe herrschten erfreuliche Zustände. Über das sonstige Kleingewerbe wird nichts berichtet. Der Berichterstatter für Pilsen schreibt: „Bei dem Mangel einer thatkräftigen Einflußnahme der Genossenschaften, deren Vorstandsmitglieder in der Regel zur Überwachung des Lehrlingswesens nicht geeignet sind, weil sie im eignen Gewerbe dieselben Fehler begehen, die sie bei andern zu tadeln hätten, dürften die übeln Folgen nicht lange auf sich warten lassen. Der Ersatz

der Arbeitskräfte aus den Reihen des Nachwuchses bietet in manchen Gewerben schon jetzt Schwierigkeiten.“ Der Bericht für Brünn klagt, es liege zwar in der Gewalt der Genossenschaftsvorsteher, das maßlose Annehmen von Lehrlingen zu beschränken, da doch das Aufdingen durch sie erfolge, und sie wissen müßten, wieviel Lehrlinge dieser oder jener Meister habe. Allein mehrfache vergebliche Versuche bei den Genossenschaftsvorstehern bewiesen, daß von dieser Seite fast gar nichts geschehe, um das Übel zu heben. Auch werde das Freisprechen häufig verweigert, weil der Lehrling während der Lehrzeit krank gewesen sei, sehr häufig, weil, wie der Meister sage, der Lehrling nichts ordentliches gelernt habe. Ein eignes Verschulden an der ungenügenden Ausbildung des Lehrlings wolle der Lehrherr niemals zugestehen, obwohl die Art der Verwendung der Lehrlinge das nur zu oft erweise. Auch im Troppauer Bezirk wird gerügt, daß man die Freisprechung der Lehrlinge nach Ablauf der Lehrzeit aus nichtigen Gründen verzögere. Im Lemberger Bezirk herrschen ganz trostlose Verhältnisse, aber die Genossenschaften geben sich keine Mühe, sie zu bessern. Die Berichte über Budweis, Olmütz und Königgrätz betonen hauptsächlich den nachteiligen Einfluß, den die Arbeitsteilung auch im Kleingewerbe auf die Lehrlingserziehung auszuüben beginne, eine Kritik der Genossenschaften geben sie nicht. Die Berichte für Innsbruck und Reichenberg erwähnen die Lehrlingserziehung überhaupt nicht, und der Bericht für Triest ist thatsächlich der einzige, der nach Genossenschaften für die Besserung des Lehrlingswesens verlangt, weil in diesem Bezirk keine bestehen, und die Gemeinden sich gar nicht um die Lehrlinge kümmern.

Das ist die amtliche Auskunft, die über die Bewährung der österreichischen Handwerksgenossenschaften im Lehrlingswesen nach dreizehnjähriger Praxis vorliegt! Unbeachtet kann ein so vollständig verneinendes Ergebnis wohl um so weniger bleiben, als man den österreichischen Gewerbeaufsichtsbehörden zutrauen muß, daß sie alles, was für die Genossenschaften spricht, nur gar zu gern berichten würden. Der Versuch, durch die genossenschaftliche Selbstverwaltung die Lehrlingserziehung zu heben, ist in Österreich jedenfalls in einer Weise fehlgeschlagen, wie es auch die entschiedensten Gegner des Gesetzes vom 15. März 1883 kaum vorausgesagt haben.

Als dritte amtliche Auskunftsquelle kommt nun noch der schon erwähnte „Bericht des k. k. Handelsministeriums über die Verwendung des zur Förderung des Kleingewerbes bewilligten Kredits während des Jahres 1895“ in Betracht. Der Gegenstand des Berichts verdient an sich Interesse als ein besonders anerkennenswerter Versuch, durch unmittelbar staatliche Maßnahmen zur technischen Vervollkommnung im Kleingewerbe das zu erreichen, was durch die genossenschaftliche Selbstverwaltung nicht erreicht worden ist. Diese „Aktion zur Förderung des Kleingewerbes durch Einführung verbesserter Arbeitsbehelfe und Arbeitsmethoden,“ wie die österreichische Amtssprache sagt,

ist seit dem Jahre 1892 im Gange und beansprucht für das Jahr 1896 bereits einen Kostenaufwand von mehr als 130000 Gulden. Sie begann mit der Einrichtung des sogenannten „Kleingewerbesaales“ im Technologischen Gewerbemuseum in Wien, d. h. einer dauernden Ausstellung von Motoren, Werkzeugmaschinen und Werkzeugen für den besondern Gebrauch im Kleingewerbe, verbunden mit Vorträgen über Bedeutung und Verwendung der ausgestellten Gegenstände. Daran schlossen sich kurze kleingewerbliche Ausstellungen in einzelnen Orten der verschiednen Kronländer und namentlich Anschaffung von „Arbeitsbehelfen“ aus Staatsmitteln, um sie teils gegen Ratenzahlung käuflich, teils leihweise den Handwerksgenossenschaften, an andern wirtschaftliche Vereinigungen Kleingewerbtreibender und auch einzelnen Handwerken zu überlassen. Im Jahre 1895 endlich ist man noch zur Veranstaltung sogenannter „Meisterkurse“ im Kleingewerbesaale in Wien übergegangen, und zwar zunächst für Schuhmacher. Im Jahre 1896 werden auch Meisterkurse für Bautischler veranstaltet. Von der Überlassung von „Arbeitsbehelfen“ haben von Anfang an einschließlich der für 1896 bewilligten, wenn auch noch nicht verabfolgten, Zuweisungen im ganzen achtundvierzig Genossenschaften Gebrauch gemacht, zum größten Teile Schuhmachergenossenschaften, überhaupt aber eine ganz auffallend geringe Zahl, wenn man die Zahl der in Betracht kommenden Genossenschaften und die große Mühe berücksichtigt, die sich die Behörden geben, um zu Versuchen mit den neuen „Arbeitsbehelfen“ anzuregen. Leider fehlt es an genauern Mitteilungen darüber, mit welchem Erfolge für die Mitgliedschaft die von den Genossenschaften übernommnen „Arbeitsbehelfe“ benutzt worden sind. Die gemeinschaftliche Benutzung solcher Einrichtungen begegnet nach den auch in Deutschland mit den Rohstoff- und Produktivgenossenschaften gemachten Erfahrungen im heutigen Handwerk ganz besondern Schwierigkeiten. Daß es auch in Österreich daran nicht fehlt, deutet der schon erwähnte Bericht der Handels- und Gewerbekammer zu Reichenberg an, worin ausdrücklich gesagt wird, daß die Gesuche um Arbeitsbehelfe meist von Privatpersonen ausgingen, während sich die Genossenschaften zurückhielten. Die Kammer hofft, daß es vielleicht erst der gegenwärtig allseitig in Angriff genommnen „Aktion“ vorbehalten sein werde, durch thatkräftige Unterstützung einzelner dem Gedanken der Assoziation besonders zugänglicher Genossenschaften darin Wandel zu schaffen.

Ein eigentümliches Bild gewähren die Erfahrungen, die man bei dem „Meisterkursus“ für Schuhmacher im Jahre 1896 gemacht hat. Auf die erste Aufforderung hatten sich 100 Meister und 158 Gesellen gemeldet. Da im ganzen nur etwa 48 berücksichtigt werden konnten, so war die Behörde gezwungen, wie sie selbst sagt, bei der Auswahl besonders streng zu verfahren. Es wurde den mit der Vorprüfung der Anmeldungen beauftragten Handels- und Gewerbekammern, Gemeindebehörden und Genossenschaften aufgegeben, die Zulassung von der Befähigung der Bewerber abhängig zu machen, später

als Fachschullehrer verwendet zu werden. So wurden 27 Meister und 22 Gesellen ausgewählt und mit Geldmitteln für die Reise und für den Aufenthalt in Wien versehen. Nach dem Bericht des Handelsministeriums stellte sich heraus, daß bei Beginn des Meisterkurses von diesen als ganz besonders tüchtig ausgesuchten Leuten fast keiner imstande war, „Muster zu zeichnen" oder „Leisten zu schneiden." Die Anatomie des Fußes war ihnen völlig unbekannt, von der gewerblichen Buchführung und zur „Kalkulation" der erzeugten Waren fehlten fast allen die nötigsten Begriffe. Die Hälfte war nicht imstande, richtig Maß zu nehmen, die Oberteile zuzurichten und zu steppen. Ein Drittel konnte den „Boden nicht arbeiten" (d. h. die Verbindung von Sohle und Oberleder herstellen) usw. Das waren traurige Aussichten, aber um so verblüffender war der amtlich festgestellte Erfolg nach sechs Wochen. Elf Teilnehmern konnte das Zeugnis sehr guter Befähigung zum Fachschullehrer für Schuhmacherei gegeben, fünfundzwanzig als gut befähigt bezeichnet werden, nur dreizehn hatten sich als mehr oder weniger bildungsunfähig erwiesen. Man mag darüber streiten können, ob die von den sechsunddreißig Schuhmachern erworbnen Kenntnisse der Allgemeinheit im Schuhmachergewerbe besonders zu gute kommen oder ob sie nicht vielmehr von den glücklichen Erwerbern vor allem im eignen geschäftlichen Interesse werden ausgenutzt werden, was ihnen kaum zu verübeln wäre. Die Aussichten des Fachlehrers für Schuhmacherei sind sicher weniger verlockend, als das Emporkommen vom kleinen, untüchtigen Schuster zum leistungsfähigen, mit Motoren und Werkzeugmaschinen arbeitenden Schuhfabrikanten, zumal wenn der Masse der konkurrirenden Handwerksgenossen der Vorteil dieser bessern „Arbeitsbehelfe" verschlossen bleibt. Aber sei dem, wie ihm wolle, die Meisterkurse haben jedenfalls bewiesen, daß die Schuhmacher in Österreich vieles nicht gelernt haben, was zum gedeihlichen Betriebe des Schuhmachergewerbes ganz unerläßlich ist, und was sie sehr wohl lernen könnten, wenn sie nur wollten. Der viel getadelte „grüne Tisch" im Kleingewerbesaale in Wien hat diesen Beweis gebracht, und er darf stolz darauf sein gegenüber der gerühmten Selbstverwaltung in den Genossenschaften, die bisher zwar auch in Österreich recht wohl befähigt erschien, der Agitation um gesetzliche Privilegien und Monopole zu dienen, aber um so weniger, die Meister zu der Erkenntnis zu bringen, daß sie lernen müssen, und zu dem Entschluß, auch wirklich zu lernen.

Außer den drei genannten amtlichen Veröffentlichungen kommt in gewissem Sinne noch in Betracht die „Sammlung von Gutachten und Entscheidungen über den Umfang der Gewerberechte," nach amtlichen Quellen herausgegeben von F. Frey und R. Maresch (Wien, 1894). Wenn auch dieses Werk über den Erfolg des Genossenschaftswesens seit 1883 nichts berichtet, so giebt es auf seinen 1128 Seiten doch ein interessantes, freilich, wie wir meinen, recht trauriges Bild von dem, was eigentlich die Genossenschaft in der Zeit seit ihrer Neuordnung bewegt und beschäftigt hat. Wer die von uns

mitgeteilte Liste der „handwerksmäßigen“ Gewerbe als unwesentliche, der Praxis am Ende des neunzehnten Jahrhunderts fremde Zuthat betrachtet hat, der kann sich hier eines bessern belehren. Unzählige Streitigkeiten, Anzeigen, Beschwerden, Berufungen und Klagen haben in dieser ganzen Zeit das österreichische Genossenschaftsleben ausgefüllt darüber, ob der Schieferdecker auch eine Zinkrinne am Dache anbringen dürfe, oder ob das nur dem Spengler erlaubt sei, und ob der Spengler diese Rinne auch anstreichen dürfe, oder ob dazu der Anstreicher gerufen werden müsse, ob der Schreiner auch eine Glasscheibe einzusetzen und einen Metallbeschlag am Fensterrahmen anzuschlagen befugt sei, oder ob dazu der Glaser und der Schlosser allein das Recht habe, wie weit der Anstreicher, der Lackirer, der Vergolder, der Schriften- und Schildermaler, der Gipser, der Tapezirer in ihren Arbeiten gehen dürfen, ohne einander ins Handwerk zu pfuschen, wie sich der Schwarz- zum Weißbrotbäcker, zum Zuckerbäcker, zum Kuchenbäcker, zum Nudel- und Makkaronierzeuger zu verhalten habe, ob der Buchbinder auch Trauerschleifen mit Inschriften versehen, Bilder aufspannen und einrahmen, Reisekoffer aus Pappe auch mit ledernen Handgriffen versehen dürfe, was der Fleischhauer, der Fleischselcher, der Kleinviehstecher für Rechte habe, ob der Weißgerber oder der Handschuhmacher Lederhosen putzen, der Handschuhmacher oder der Schneider sie verfertigen, ob der Goldarbeiter auch Stahlbrillen ausbessern, ob der Hufschmied auch zum Beschlagen von „Klauen“ beim Rindvieh allein berechtigt sei, oder ob auch der Zeugschmied das ausführen dürfe. So geht es fort in jedem Gewerbszweige bis in die feinsten Unterschiede hinein, von denen zu sprechen dem modernen Menschen fast als veralteter Scherz erscheinen möchte. Und doch waren die österreichischen Handwerksgenossenschaften alles Ernstes nach Lage der Gesetzgebung seit 1883 damit in ihrem Recht, und die Behörden hatten die Pflicht, auf solche Fragen nach allen Regeln büreaukratischer Gewissenhaftigkeit einzugehen und über die Grenzen eines jeden „Gewerberechts“ die Entscheidung zu treffen. Freilich haben sie sich dabei augenscheinlich redlich bemüht, dem gesunden Menschenverstande zu seinem Recht zu verhelfen und fünf oft gerade sein zu lassen, aber den Dank der Meister hat mit solchen liberalen Entscheidungen der grüne Tisch wohl niemals geerntet, wenigstens immer nur von der einen Seite, die gerade Vorteil davon hatte. Die Genossenschaftsvorstände haben mit *diesen* Aufgaben der Selbstverwaltung, dem Kampf für das Handwerksrecht, wie es scheint, reichlich zu thun gehabt, Zeit blieb ihnen daneben nicht übrig für die Lehrlinge, für den Arbeitsnachweis, für die Hebung der technischen Leistungsfähigkeit des Handwerks. Hoffentlich werden die in nächster Zeit zur Veröffentlichung kommenden Studien, die der Verein für Sozialpolitik über die Lage des Handwerks auch in Österreich angeregt hat, das Bild, das die amtlichen Auskunftsquellen bieten, noch weiter ergänzen und beleben.

Man mag die amtlichen Auskünfte, die über den Erfolg der genossenschaftlichen Selbstverwaltung im österreichischen Handwerk vorliegen, betrachten von welcher Seite man will: nicht ein Lichtblick ist ihnen abzugewinnen, das Ergebnis bleibt ein vollständiger Mißerfolg.

Nur arge Leichtfertigkeit wird dieses Ergebnis unbeachtet lassen können, wenn es sich in Deutschland um einen ähnlichen Versuch handelt. Die Frage, wie weit der heutige Handwerkerstand in Deutschland zu einer fruchtbaren Selbstverwaltung fähiger sei als der in Österreich, ist jedenfalls ernsthaft zu stellen. Die deutsche Handwerkerbewegung läßt durch ihren bisherigen Verlauf nicht darauf schließen, daß das der Fall sei. Auf ihre Führer ist auf keinen Fall zu hören. Der Staat und sein grüner Tisch hat die „verdammte Pflicht und Schuldigkeit,“ das besser zu wissen. Das wohlgemeinte Wort von dem genossenschaftlichen Zusammenschluß der Berufsstände wird durch ehrfurchtsvolles, kritikloses Nachsprechen nimmermehr zum Allheilmittel für soziale Schäden werden. Für das Handwerk von heute kann es, wenn der Staat die Zügel nicht unerbittlich fest in der Hand behält, vielmehr zum schwersten Unsegen geraten. Herr von Berlepsch hat die Pflicht, auch das besser zu wissen. Ob er darnach handelt, das werden wir ja in der nächsten Zeit erfahren.

G. B.

Neue deutsche Epik

Daß es ein Epos, wie es aus der Heldensage der Völker erwächst, nicht in unsern Tagen geben kann, daß die Epopöe im Schulsinn, wie sie die gelehrte Dichtung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erstrebte, an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts eine Unmöglichkeit ist, wissen wir alle. Wir haben auch oft genug gehört, daß der Roman an die Stelle der epischen Dichtung getreten sei. Und Kritiker, die sich besonders viel auf ihre Modernität zu gute thun, schreiben über die Besprechung von Romanen und Novellen „Epik,“ und über die Besprechung erzählender Gedichte „Lyrik.“ Nun ist es ja richtig, daß in vielen neuern Dichtungen der letztern Art die lyrischen Elemente stark überwiegen, und daß es in gewissen Fällen schwer wird, aus einem mit Beschreibung und lyrischen Einlagen überladnen epischen Singsang den einfachen Gang der Handlung herauszulösen. Dennoch muß es erlaubt sein, die noch immer große Anzahl solcher Versuche getrennt von der Lyrik im engern Sinne zu betrachten. Die viel verbreitete Vorstellung freilich, als ob das epische

Gebiet durch tiefere Gräben und bessere Mauern vor dem Andrang des dürftigsten und anmaßlichsten Dilettantismus geschützt sei, ist gründlich falsch. Wie in der Minnepoesie, in der gereimten Natur- und Wanderlust die unberechtigte Versemacherei vorwiegt, so bemächtigt sie sich auch aller erdenklichen Helden und Begebenheiten und hofft vom Stoff Wirkungen, die doch nur vom Dichter ausgehen können. Was wird alles aus allen Ecken zusammengekehrt, um die gleißende und innerlich völlig öde Mannichfaltigkeit erzählender Dichtungen hervorzubringen, die in den Titeln und Versformen liegt! Wie schwer wird es dem an poetischer Produktion noch teilnehmenden Publikum gemacht, die bessern, wahrhaft lebensvollen Dichtungen dieser Art aus der Menge herauszufinden! Denn zwischen ihnen und den eigentlich stümperhaften Anläufen und Versuchen liegen die leidlichen Nachahmungen größerer Vorbilder, die wohlgemeinten Schulexerzitien, denen die Tagesreklame alle Prädikate spendet, die allenfalls auf ein paar Ausnahmen angewandt werden dürften.

Im allgemeinen herrscht noch die Vorstellung, daß sich die moderne erzählende Poesie der alten echten Epik dann am sichersten nähere, wenn sie vielgefeierte weltgeschichtliche Helden wählt. Die Prüfung, ob die eigne gestaltende Kraft der Aufgabe entspreche, wird in diesen Fällen weislich unterlassen. Das Ergebnis sind dann Gedichte wie: Der Heiland, Epos in neunzehn Gesängen von Franz Ludorff (Dresden, Glöß, 1894), Das Arminslied von Karl Preser (Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge, 1895), Wittekind der Sachsenherzog, vaterländische Dichtung von W. Rudow (Leipzig, Wilhelm Opetz, 1894) und Deutschlands Dreigestirn, episches Gedicht von K. Weidang (Dresden, R. von Grumbkow, 1895). Die geographische Nähe der Verlagsorte läßt vermuten, daß es noch mehr Schöpfungen dieser Art giebt, die nur zufällig nicht in unsre Hände gekommen sind. Alle vier Gedichte hinterlassen den traurigen Eindruck, daß es den Verfassern um die Erfindung und das subjektive Pathos ihrer Gedichte gewaltig Ernst gewesen ist, daß aber dieser Ernst völlig wirkungslos bleibt. Der „Heiland," volle hundertundfünfzig Jahre nach Klopstocks „Messias" gedichtet, bringt es nicht entfernt zu so viel epischem Gehalt, als in den einfachen Überlieferungen der Evangelien vorhanden ist. Vergeblich bietet Fr. Ludorff die Künste der Beschreibung und der Rhetorik auf; der ganz äußerlichen Erfindung seines Gedichts thut der aufgebauschte und doch dürftige Wortprunk mehr Eintrag, als daß er sie erhebt; so unerfreulich flach, uncharakteristisch und holprig wie der römische Hauptmann am Fuß des Kreuzes ruft:

Du bist fürwahr der Sohn des Allerhöchsten,
Für welchen (!) dich der arme Mann sieht an.
Viel von Humanität die Denker reden.
Du bist der Menschheit Spiegel aller Zeit.
Wie du, so wandelt nur ein Gott im Fleische,
Und wer dir folgt, übt wahre Menschlichkeit!

so ist der Gesamtausdruck des Gedichts. Das „Arminslied“ Karl Presers erscheint hundertundfünfzig Jahre nach des Freiherrn von Schönaich von Gottsched gepriesenem Hermannsliede, aber obwohl es in stolzen Nibelungenversen daherrauscht, von denen der Lausitzer Baron keine Ahnung hatte, kann es an innerer Nüchternheit, die alles Pathos der Rede nur schlecht versteckt, an Armut der Erfindung und Äußerlichkeit der Charakteristik mit dem vielberufnen Hermannsepos des vorigen Jahrhunderts wetteifern. Alles ist steif, stelzfüßig, ohne lebendige Kraft, zahlreiche Verse könnte Biedermaier als Musterleistungen hinterlassen haben. Der Zwist der Herren

erzeugte bei den Völkern nun wieder Neid und Zwist.
Und weil im Neid und Zwiste die Eifersucht vergißt,
Daß Hausstreit stärkt den Nachbar, doch eigne Kraft zerstört,
So sind bei solchem Streiten oft ganze Völker wie bethört!

Dennoch — so große Abstände sind selbst auf dem Felde des Dilettantismus möglich — erhebt sich die nüchterne, aber wenigstens in sich geschlossene Prepersche Dichtung über das buntscheckige Epos „Wittekind,“ das die Kämpfe Karls des Großen mit den heidnischen Sachsen bis zu dem erschütternden Augenblick darstellt, wo Wittekind zu Karl kommt:

So vieles giebt es festzusetzen,
Doch eint man sich in Freundschaft bald:
Der eine lernt im andern schätzen
Die weltgeschichtliche Gestalt.
So sehr die beiden auch verschieden,
Kein Streit mehr trübt den jungen Frieden.

Das langatmige Gedicht ist voller Banalitäten. Da der Verfasser im Vorwort „jeden Tadel ablehnt, bis man ihn begründet,“ so müßten wir zum Beweis zwei Drittel seiner Verse abdrucken, was wieder unbillig gegen unsre Leser wäre. „Deutschlands Dreigestirn“ endlich nennt sich mit demselben Recht ein episches Gedicht, wie sich nur eine an der Stange emporsteigende Ranke einen Baum nennen könnte. Das Ganze stellt sich als ein zu lang geratner Prolog zu irgend einem patriotischen Feste dar, bei dem Stimmung für ein gemeinsames Denkmal Kaiser Wilhelms, Moltkes und Bismarcks gemacht werden soll, der Inhalt ist der einiger schwungvollen Leitartikel, die metrisch in fünffüßige Jamben eingeteilt sind. Daß dergleichen als Poesie und obendrein als epische Poesie dargeboten wird, gehört auch zur Signatur der neuesten Litteraturperiode.

Leider kann man nicht sagen, daß in der Gruppe erzählender Dichtungen, die mehr Talent, weniger Abhängigkeit von der herkömmlichen religiös oder patriotisch approbirten Stoffwelt und dem damit zusammenhängenden Hort von Bildern und Phrasen zeigen, der Eindruck wesentlich erfreulicher wäre. Bei

den äußerlich am bescheidensten, anspruchslosesten auftretenden Heftchen, z. B. den Balladen und poetischen Erzählungen von Franz Dittmar (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1895) ist wenig mehr zu rühmen als eine gewisse Sauberkeit der Form; der echte Balladenton ist allenfalls in der kleinen Nürnberger Sage „St. Sebald“ getroffen. In den erzählenden Gedichten Bernhart und Bertha; Ike Williken von K. von Wissell (Hildesheim, Finke) geht eine gewisse Frische mit der Beschreibungstrivialität so geschwisterlich Hand in Hand, daß die poetische Wirkung ausbleiben muß. Der Verfasser scheint fleißig in alten Chroniken und Urkunden gelesen zu haben und meint nun, daß schon die Anwendung altertümlicher Wörter zu Farbe und Leben verhelfen. Höher steht Aus dem Tagebuch der Äbtissin, eine Mär aus Westfalen von Wilhelm Tobien (Leipzig, G. Strübig, 1895), mit der wir den Boden der „Scheffelei,“ das Gebiet der zahllosen Nachahmungen des „Trompeters von Säckingen“ betreten. Die Erzählung in reimlosen Trochäen, mit eingeflochtnen lyrischen Gedichten, dazu der Hintergrund einer abseits liegenden Landschaft und weit zurückliegender Zeit: alles wie bei dem Vorbilde. Aber es sind doch einzelne hübsche Züge, frische Beschreibungen und tiefere Gemütslaute in der westfälischen Erzählung. Sie spielt in den Tagen, wo das Verbot der Priesterehe ergangen war und das fanatisirte Volk auch in Westfalen die verheirateten Priester vom Altar hinwegtrieb. Der Grundstimmung nach könnte man das ganze Gedicht eine Variante zu dem alten Studentenliede nennen:

O, was war Gregor der siebte
Für ein Thor, daß er nicht liebte!

Doch es ist ernst gemeint, und der Held Gerhard muß sterben, weil „mit unschuldiger Verschuldung“ er die Hand nach hohem Glücke ausgestreckt hat, „das heute noch nicht versagt war und doch morgen ward versaget und verbannt.“ Unter die Nachahmungen Scheffels gehört auch Das Glück, ein Sang von der Donau von Franz Wolff (Leipzig, Oswald Mutze, 1895), worin ein paar hübsche Liebesgedichte unter den lyrischen Einschaltungen das beste sein dürften, was der Dichter vor der Hand zu bieten hat. Die Geschichte von dem Spielmann Friedel, der erst dem Kloster und dann der Liebsten entflieht, um rastlos durch die Welt hinter dem Glücke dreinzujagen, bis er späte Ruhe, spätes Glück bei der Geliebten seiner Jugend findet, ist zu einfach und zu oft dagewesen, als daß sie durch etwas andres, als durch den höchsten Reiz der Einzelausführung noch Eindruck machen könnte, und dieser Reiz fehlt hier so gut wie ganz. Lebendige Phantasie, Anschauungs- und Farbenfülle und trotz des unerquicklichen renommistischen Wortschwalls, auch ein Stück echter Gestaltungskraft zeigt sich in den Dichtungen von Franz Held: Don Juans Ratskellerkneipen, eine feuchtfröhliche Weinmär (Berlin, Freskoverlag, 1894) und Tanhusaere recidivus und andre Gestalten (Ebenda, 1894). Frei-

lich ergeht es uns mit diesen Dichtungen wie dem Unglücklichen, dem alle Fleischnahrung zum Ekel wird, weil er das Vortrefflichste in der einen braunen, ewig gleichschmeckenden Tunke genießen muß; die Phantasie und die virtuose Schilderung des Dichters heftet sich, namentlich in den an zweiter Stelle genannten erzählenden Dichtungen, so ausschließlich an die Lebensäußerungen leiser, lüsterner oder leidenschaftlicher, lechzender Sinnlichkeit, daß es fast unmöglich erscheint, die sonst vorhandnen Eigenschaften seiner Muse rein zu empfinden. Gleichviel, ob er in „Chiber" ein Münchner erotisches Erlebnis schildert oder fingirt, ob er in „Meister Diepolt" und „Neros Verheißung" oder in der größern Phantasie „Jephtas Tochter" nach uraltem Rezept Wollust und Grausamkeit mischt, überall die gleiche Sauce, der gleiche Duft, der gleiche Nachgeschmack. Nicht frei, aber wenigstens freier davon zeigen sich die Höllenbreughelschen Bilder von „Don Juans Ratskellerkneipen." Daß sie „fröhlich" wären, wird außer dem Titel niemand behaupten, aber phantastisch-geistreich, durch energische Züge, grelle Lichter und tiefe Schatten wirksam sind sie, man möchte dem Dichter nur den Mut wünschen, die Manier, in der er sich hier gefällt, über Bord zu werfen und von der „Richtung" zur Dichtung zu kommen; er würde kein Tüpfelchen seiner Eigentümlichkeit dabei einbüßen.

Wenn der „Roman in Versen" Der neue Don Quixote, der sich außerdem als „eine romantische Kateridee" von Hermann Bender (Zürich, Cäsar Schmidt, 1895) bezeichnet, einen weitern Zweck hat, als den kölnisch-spanischen Dichter Don Johann Fastenrath ein wenig zu ironisiren, so versteckt sich dieser Zweck unter allerhand tollem Karnevalsscherz. Über den Schilderungen und Späßen aus Innerafrika und Ägypten schwebt im guten Sinne der Geist des Heinischen „Atta Troll" — der Zug Bakers nach den Nilquellen ist dem Dichter nur ein Vorwand, um vielerlei hübsche Dinge an dem afrikanischen Faden aufzureihen, unter denen die Kriegserinnerung von 1871 und Schloß Grancey das hübscheste ist. Jedenfalls kann sich ein gesunder Sinn an der bunten Phantastik und dem übermütigen Spiel dieses Romans in Versen besser ergötzen als an der Nachahmung Heines: Deutschland, ein Sommermärchen von Arthur Stein (Breslau, S. Schottländer, 1895), einem Reisegedicht, das sich in der Weise des Heinischen „Wintermärchens" in schnoddrigen Geistreichigkeiten ergeht und alle alten Fortschrittsphrasen bis auf den Haß gegen Bismarck, die Vergötterung Heines und die Franzosenverbrüderung getreulich wiederkäut. Einzelne Verse sind nicht übel, das Ganze jedoch zwei Menschenalter zu spät geschrieben. Wenn man freilich damit den dünnen Humor einer „ärztlichen Humoreske" wie Der Bandwurm von Julius Litten (Berlin, F. A. Günther) vergleicht, eines Feuilletonscherzes, der sich ganz überflüssigerweise epischer Formen bedient, so merkt man erst, daß es auch in dem humoristischen Epos Abstände giebt, die man beim Lesen bloß eines Gedichts nicht ahnt.

Wie dem ländlichen Manne des wackern J. H. Voß, der den erblühten Apfelbaum „voll rötlicher Sträuße, beglänzt vom Golde des Abends," betrachtet, so wird uns zu Mute, wenn wir aus solchem und ähnlichem Gestrüpp zu einem wirklichen Gedicht kommen, zu dem frischen und anmutigen Idyll Bin der Schwärmer von J. V. Widmann (Frauenfeld, J. Huber, 1896). Es ist ein Nichts von einer Handlung, ein kleines Erlebnis eines studentischen Poeten, „ein Nektarschälchen Jugendmorgenrot." Bin (d. i. Sabinus) der Schwärmer wird beim Anblick jedes hübschen Mädchens vom Liebespfeil getroffen, aber der Schmerz des Pfeils, das sehnende Verlangen geht ihm jederzeit „in ein vergnügtes schwelgendes Betrachten des Abenteuers, das er hier erlebt," über:

Und dieses war sein einzger Liebeskummer,
Daß ihm die Liebe nie ein Schicksal flocht,
Ja nicht einmal den Appetit und Schlummer
Ihm je verdarb. Zwar mit den Händen focht
Er manchmal in der Luft, wühlt' in den Haaren
Und schnitt ein melancholisches Gesicht.
Doch es erzwang das wütendste Gebahren
Ihm ein gediegnes Liebesunglück nicht.

Auf der Reise zur Hochzeit eines Freundes hat ihn wieder einmal vor einem Parkthore beim Anblick eines entzückenden vierzehnjährigen Kindes, das „Hirschjagd" spielte, ein leichter Pfeil getroffen. Höchst selbstzufrieden versucht er sein Gefühl zu wiegen, erliegt aber beim Hochzeitsfeste selbst augenblicklich dem Zauber einer schönen, jungen Witwe, die als unerwarteter Gast bei der Hochzeit erscheint, die ihn entzückt und ihn zu einer feurigen poetischen Improvisation begeistert, mit der er beim Pfänderspiele süße Blicke und Küsse tauscht, der er aber beim nächsten Morgengrauen, von moralischem Katzenjammer erfaßt, zu Fuß entflieht, damit ihn die reizende Frau nicht, wie verabredet, in ihrem Wagen heimführen könne. Er will sich nun gewaltsam in seine erste Empfindung für den entzückenden Backfisch am Parkthore zurückschrauben, versteht nicht, wie ihm trotz seines ethischen Pathos allmählich die Bilder der schönen Frau und des jungen Mädchens zusammenfließen, wird gegen Abend von der schönen Frau von gestern eingeholt und sträubt sich nicht länger gegen die Mitfahrt und das Abendessen in dem Landhause der Dame. Als man sich aber an den für drei gedeckten Tisch setzt, erfolgt ein Donnerschlag: Frau Diotima, wie sie der Freund genannt hat, stellt ihm ihr Töchterlein Sibylle vor, Bin erkennt mit Entsetzen die Angebetete von vorgestern neben der Angebeten von gestern, er sitzt beiden Damen errötend und erschüttert gegenüber, die kluge Frau errät sofort den wahren Zusammenhang, und sie spürt bei dem Spaß an der Sache auch ein ernstes Mahnen, wobei ihr etwas seltsam zu Mute ist:

Da sich zum ersten male das Geschick
Ihr meldete, das Müttern auferlegt,
Nicht mehr so jung zu sein, wie sie sich fühlen,
Weil schon an jene, die ihr Schoß gehegt,
Des Lebens Wellen schmeichelnd, werbend spülen.

Aber Bin entflieht auf Nimmerwiedersehen dem Hause, das ihm ein „ungeheures Schicksal" gebracht hat, und wie er durch die Nacht heimwandert, im Nachsinnen seine Schuld ins Riesenhafte steigernd, wird ihm immer wonniger zu Mute, er schwelgt in seinem Leide, und der Dichter verläßt seinen Helden mit Recht in dieser Situation;

Denn auf des Glückes Gipfel angekommen,
Ist der, dem Weh zur Wonne nur verliehn,
Zu dem auf Thränen kommt herangeschwommen
Ein Lustgefilde schöner Phantasien.

Mit dieser heiter-ironischen Wendung schließt das Idyll, das in jedem einzelnen Zuge lebendig, liebenswürdig, anspruchslos und doch gehaltvoll ist, ein Stück Leben und doch poetisches Spiel.

Als aus anderm Geiste, aber auch aus echtem Dichtergeiste geboren, stellt sich Der dumme Teufel oder die Geniesuche, komisches Epos in zwölf Gesängen von Adolf Bartels (Dresden, V. W. Esche, 1896) dar. In der Weise des subjektiven epischen Gedichts, wonach der Dichter ein Abenteuer oder eine Reihe von Abenteuern energisch und anschaulich vorträgt, aber satirisch dreinspricht, und auch in der Form, in der frei und übermütig behandelten Oktave den von Ariosto und den italienischen burlesken Epikern gebahnten Wegen folgend, giebt Bartels eine selbständige Erfindung und lebendige Bilder aus der Gegenwart. Die Hölle wird von dem Andrang des kleinen Lumpenpacks, das man in Fässern heranrollt und quadratisch packt, fast überfüllt, des Teufels Großmutter will von dieser demokratischen Hölle nichts wissen, verlangt, da man seit Napoleon nichts gescheites gesehen hat und die Hoffnung auf den Gewinn Bismarcks auch zerronnen ist, so was wie ein Genie; Held, Dichter oder Weiser ist ihr einerlei. Die besten Hoffnungen setzt die würdige Dame, und auch ihr Sohn, der Satan selbst, noch immer auf Deutschland, aber Mephistopheles hat Mut und Laune verloren, das deutsche Publikum ist ihm fremd geworden. Da meldet sich im rechten Augenblick ein bebrillter kleiner Teufel, der „dumme Teufel" der alten deutschen Schwänke, der seit dreihundert Jahren in der Hölle deutsche Litteratur studirt hat und die Deutschen zu kennen glaubt, wie sie sich kaum selbst kennen, da er auch ihren dümmsten Traum mitgeträumt hat. Satans Großmutter mutmaßt zwar ganz richtig, daß der dumme Teufel nicht der schlaueste sei, hält aber doch für möglich, daß er eine Nase fürs Genie habe. Er wird also auf die Erde geschickt, in den Leib eines verkommnen, eben sterbenden Berliner Studenten Alexis Meier gesteckt,

dessen Vergangenheit er, wie sich nachher zeigt, zum Teil erben muß, wird reichlich mit Geld versorgt und tritt nun die Irrfahrt nach dem „Genie“ an, das der Hölle verfallen soll. Im dritten Gesang merkt er schon, daß er unter den Studenten und litterarischen Bummlern von Berlin das geträumte Genie nicht finden wird, entschließt sich kurz und siedelt nach Heidelberg über, vertauscht auch die Medizin des Vorgängers, in dessen Haut er durchs Leben wandelt, mit der Philosophie, macht als Saxoborusse die intime Bekanntschaft des Herrn von Droste-Nirgendshausen, eines edeln Westfalen, in dem er einen künftigen neuen Bismarck wittert, bis der Freiherr, der seinen bürgerlichen Freund bis zur letzten Möglichkeit angepumpt hat, nach Amerika durchbrennt. Im vierten Gesange sucht der dumme Teufel, alias Alexis Meier, sein Heil in Leipzig, wo er in allen Fakultäten herumguckt und nähere Bekanntschaft mit der „Moderne“ macht, die im fünften in der Person Heinrich Kunaths renommistisch siegreich aufgeht. Der dumme Teufel lernt, daß das unfehlbare Mittel zur Erlösung der Menschheit darin bestehe, daß die Helden der jüngsten Dramen und Romane meist in der Kneipe sitzen, muß aber, als sich der große Heinrich Kunath schließlich erschießt, leider eingestehen, daß dieser höchstens ein problematisches Talent, kein Genie gewesen sei. Bei der Blocksbergsversammlung im sechsten Gesange wird der dumme Teufel wegen seines erfolglosen Suchens gescholten und auf schmale Rationen gesetzt. Er besieht sich darnach ein Semester lang das Münchner Kunsttreiben, promovirt endlich in Leipzig, wird im siebenten Gesange Redakteur eines Lokalblättchens, übernimmt das Feuilleton der altberühmten Xer Zeitung, wird, weil er einem intriganten Chefredakteur im Wege ist, aus der Zeitung hinausbefördert, weiß aber nun, daß das gesuchte „Genie“ bei der „Presse“ auch nicht zu finden ist. Er kann es auch im neunten Gesang als Theatersekretär bei der modernen Bühne nicht entdecken, hat im zehnten einen wunderbaren Traum von dem schönen deutschen Berge Parnaß, von einem Dichterturnier der Gegenwart, dessen Ergebnis ist:

Es hätten manche wacker zwar gestritten,
Doch ein Genie sei gar nicht ausgeritten,

wird im elften als Sekretär eines Reichstagsabgeordneten in die neueste Politik hineingeworfen, kehrt endlich am Schlußgesang nach Quappenhausen zurück und führt sein Schicksal als Doktor Alex Meier zu Ende, indem er die verlassene Geliebte des Vormanns heiratet und dessen Knaben adoptirt. Wie seine Zeit abgelaufen ist und ihn die Hölle zurückfordert, scheidet er mit der leisen Hoffnung, daß der Junge, der ihm zuletzt liebgeworden ist, ein Genie sein werde, das er freilich der heimatlichen Hölle nicht gönnt. Als der dumme Teufel wieder unten anlangt, lacht zwar die gesamte Höllenaristokratie ob der Zukunftsphantasien ihres Abgesandten, des Teufels Großmutter nennt ihn „ein liebes, gutes dummes Vieh,“ zeigt sich aber dankbar, daß ihr der dumme Teufel

Friedrich Nietzsches Werke geschickt hat, und knüpft ihre neuen Hoffnungen an ein tapferes Häuflein von Schülern Nietzsches. Der Dichter aber schließt, nachdem er oft genug anstatt des dummen Teufels selbst das Wort genommen hat:

> Du aber, Genius, irgendwo verborgen,
> Den alle suchen und noch keiner fand,
> O teile bald die Wolken unsrer Sorgen
> Und führ die Sonne heim ins deutsche Land!
> Wir glauben alle an den neuen Morgen,
> Nicht einer, dem die Hoffnung völlig schwand —
> So komm, du edler, frommer, stolzer, freier,
> Erhabner Geist, und hießest du auch Meier!

Mit diesem Abschluß werden natürlich die nicht einverstanden sein, die in der Gegenwart Genies zu Dutzenden sehen — alle Tage ein andres —, und die gegen die Anschauung des Dichters, daß wir Deutschen unter der Ägide Luthers, Goethes, Bismarcks weiterschaffen und gesunden könnten, auch ohne daß das weltumwälzende Genie geboren wird, wie gegen ein Sakrilegium aufschreien. Und doch quillt gerade aus dieser Anschauung der gesunde Geist dieses humoristischen Gedichts, dessen zustimmende, von poetischer Freude an den Erscheinungen erfüllte Empfindung uns ebenso anzieht wie die humoristische und satirische Schilderung des Fratzenhaften, Unechten, Komödiantischen der Gegenwart. Der Humor des Dichters wird ja zuweilen zum erbarmungslosen, ingrimmigen Spott, doch immer nur da, wo die anmaßliche Herausforderung auf der Gegenseite zu stark ist; am freiesten und schönsten wirkt das Gedicht, wo sich in der Charakteristik des dummen Teufels selbst und in der Erzählung seiner Abenteuer die Phantasie und das männliche Gefühl des Dichters in frischer Zuversicht über die kleinen und kläglichen Tageswirren erheben, durch die sein „dummer Teufel" hindurch muß. Die Behandlung dieser Wirren selbst ist vorzüglich, der Dichter spielt mit ihnen und stellt sie doch deutlich dar, daß wir Zustände und Menschen zum Greifen vor uns haben. Bartels hat in seiner poetischen Art etwas nordisches, herbes, er sagt selbst: „Die frohe Kunst ist nicht meine Kunst," aber als echt norddeutscher Natur fehlt es ihm nicht an scheu verborgner und doch golden hervorleuchtender Weichheit des Gemüts und einer tiefen, keuschen Sehnsucht nach dem echten Schönen. Das ganze Gedicht spiegelt das Ringen eines männlichen Geistes, der, der revolutionären Kraftphrase und der lottrigen Gemeinheit gleich satt, sich auf die Quellen alles echten Lebens besonnen hat und nun andre zu ihnen führt, dabei aber nicht vergißt, daß ein guter Spaß die wahre Würze solcher Wanderung bleibt. Der litterarische Teil der Satire steht allerdings in einem gewissen Mißverhältnis zu der Schilderung andrer Lebensgebiete und Lebensmächte. Aber schließlich spiegeln sich doch alle in der Litteratur, und insofern gleicht sich das Mißverhältnis, das offenbar aus des Dichters Erlebnissen stammt, wieder

aus. Der zehnte Gesang, das litterarische Wettrennen auf dem sich beständig verändernden Pegasus, wird vielen als das eigentliche Meisterstück des Gedichts erscheinen; Grenzbotenleser, die gewohnt sind, nicht bloß die besten Brocken aus einer guten Schüssel zu fischen, werden aber bald erkennen, daß der „Dumme Teufel“ mehr als diese eine glückliche Episode hat, und zugleich daraus entnehmen, welche Art von erzählender Dichtung mitten in der Gegenwart volles Lebensrecht hat.

Politische Pastoren

Die Veröffentlichung des Wortlauts des vom Kaiser an den Geheimrat Hinzpeter am 28. Februar gesandten Telegramms über Stöcker und die „politischen Pastoren“ hat viel Staub aufgewirbelt und hat auch in Kreisen, die dem Kaiser treu ergeben sind, unangenehm berührt, indem man darin eine ausdrückliche Billigung dafür erblicken zu müssen glaubte, daß der Freiherr von Stumm diese kaiserliche Privatäußerung in seiner am 12. April in Neunkirchen gehaltenen Rede benutzt hat. Wäre diese Annahme richtig, so würden auch wir die Veröffentlichung des Telegramms bedauern und die Überzeugung gewinnen, daß dabei von einer unrichtigen Beurteilung des Verhältnisses zwischen den Nabobs und den Pastoren im Saarthale ausgegangen worden ist. Jedenfalls ist durch diese Veröffentlichung denen eine rückhaltlose, unbefangne Prüfung des Inhalts der kaiserlichen Äußerung zur Pflicht gemacht worden, die dem persönlichen Einfluß des Kaisers bei der gedeihlichen Lösung der über alles schweren Aufgabe der Gegenwart, bei der Lösung der sogenannten sozialen Frage, eine wichtige Rolle beimessen und auf diesen Einfluß große Hoffnungen setzen. Wir sind der Ansicht, daß der kaiserliche Einfluß, wie die Sachen nun einmal bei uns liegen, ein Glück ist, daß auch das Bekanntwerden von Privatmeinungen des Kaisers ganz und gar nicht, wie ein veralteter Büreaukratismus glaubt, immer ein großes Unglück ist, im Gegenteil, daß manchmal erst durch die dadurch hervorgerufne öffentliche Kritik der Kaiser über den büreaukratisch-militärisch-höfischen Wall hinweg die Möglichkeit eines klaren Urteils über viele Dinge, wie sie wirklich sind, erhält und sein Einfluß um so heilsamer werden kann. Weder Byzantinismus noch Vatikanismus gilt gegenüber den Ansichten des deutschen Kaisers. Unfehlbarkeit beansprucht niemand im deutschen Reiche, unfehlbar ist keiner unter der Sonne, als unfehlbar will am wenigsten das kaiserliche Telegramm angesehen werden über die politischen Pastoren, das ist aus jeder Zeile des kurz gefaßten Wortlauts zu ersehen.

Der Stöcker betreffende Satz kann hier ganz wegbleiben. Soweit es uns angeht, lautete das Telegramm wie folgt: „Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, der ist auch »sozial,« christlich-sozial ist Unsinn und führt zur Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, beides dem Christentum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie das gar nichts angeht." Wahrhaftig, hierin steckt Gold genug, soviel Gold, daß man die Kritik nicht zu hindern braucht, die Schlacken herauszuholen; der Wert wird dadurch nicht gemindert!

Und nun zur Sache. Unter gar keinen Umständen kann man denen Recht geben, die es mit Herrn von Stumm unternehmen wollen, durch Hereinziehen einer kaiserlichen Privatäußerung den Pastoren an der Saar den Mund zu verbieten, wenn sie das Unternehmertum der Gegend, das verhältnismäßig sehr schnell zu fürstlichem Reichtum emporgekommen ist, scharf und unablässig zu der christlichen Demut mahnen, die nicht in äußerlicher Kniebeugung vor dem Altar, sondern vor allem dadurch zu beweisen ist, daß der Reiche auch in dem Armen immer, in jedem Lebens- und Geschäftsverhältnis, die gleichberechtigte, sittlich vollwertige Persönlichkeit und Freiheit anerkennt, daß der Reichgewordne sich freimacht von den verhängnisvollen Anschauungen und Gepflogenheiten des Protzentums, die auch an der Saar nicht nur Arbeiter und politische Pastoren, sondern alle wahrhaft gebildeten, feinfühligen Menschen in unangenehmster Weise zu berühren geeignet und auch an sich zweckmäßigen und der geringern Einsicht der Arbeitermassen gegenüber mit einem an sich gerechtfertigten äußern Zwange verbundnen sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen den Charakter der Christlichkeit zu rauben und damit die versöhnende Wirkung oft in das Gegenteil zu verkehren imstande sind. Gegen diesen Geist des Protzentums anzukämpfen, wo er sich zeigt, ist nicht nur das Recht, sondern es ist die heiligste Pflicht der Geistlichkeit auch an der Saar, und daran wird sie auf die Dauer, das ist zu hoffen, kein Mensch der Erde hindern können. Für den, der die Verhältnisse an der Saar und ihr Werden seit einem Menschenalter wirklich kennt, kann das gar keine Frage sein. Es soll auch hier nur beiläufig berührt werden.

Gewiß, wer „Christ" ist, der ist auch „sozial," und „christlich-sozial" kann insofern ein „Unsinn" genannt werden. Aber es hatte denn doch sehr viel Sinn, die Christen wieder zu der Erkenntnis zu bringen, daß sie auch „sozial" sein müßten, denn der christlichen Gesellschaft, selbst der streng kirchen- und bekenntnistreuen, war diese Erkenntnis im Laufe der letzten Menschenalter in ganz erschreckendem Maße verloren gegangen und ist ihr auch heute noch lange nicht wieder erschlossen.

Aber auch der Politik gegenüber geht es nicht an, die Geistlichkeit so ohne weiteres mundtot zu machen. Das hieße ja das „praktische Christentum"

in der Sozialpolitik, auf dessen Wiederherstellung wir in Deutschland, und in gewissem Sinne mit Recht, so stolz sind, ganz und gar entwerten, denn wo es sich um praktisches Christentum handelt, da hat doch vor allem auch die christliche Kirche und die christliche Geistlichkeit ein Wort mit zu reden. Sie soll dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, gewiß, aber auch Gotte, was Gottes ist, und sie wäre unwürdig ihres erhabnen Amts, wenn sie nicht auch dann den Mund aufthäte, wenn die Staatsgewalt mit ihren Organen, mit ihrem ganzen „Thun" und „Lassen" in der nationalen Rechts-, Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung in Bahnen hineingerät, die der sittlichen Weltordnung widersprechen. Im „Lassen" in der Politik hat man ja, wie viele auch wieder mit Recht behaupten, bis in die jüngste Vergangenheit bei uns viel gesündigt, und wenn Geistliche gegen diese politischen Sünden angekämpft haben, so war das doch, von der Form, in der es geschah, und etwaigen Begleitmotiven ganz abgesehen, ihre Pflicht und Schuldigkeit. Und so wird es auch in Zukunft sein, auch dann, wenn etwa die Politik nach der andern Seite, durch ein Zuviel im „Thun," zu sündigen anfinge, wie gar nicht so fern liegt. Man soll sich also ja nicht unterfangen, den Satz: „Die Politik geht die Geistlichen nichts an" unberechtigtermaßen als willkommnes Schlagwort dahin auszunützen, daß der Geistliche auch allen politischen — d. h. in Gesetzgebungs- und in Verwaltungsakten bis zu den Kreistagen und Stadtverordneten, bis zum preußischen Landrat, Amtsvorsteher und Bürgermeister hinunter sich bethätigenden — Unchristlichkeiten und Unsittlichkeiten gegenüber einfach den gehorsamen Diener machen müsse. An Neigung zu derartigen Ausnutzungen wird es leider nicht fehlen. Und ob sie den Sinn des Satzes dabei auch noch so sehr vergewaltigen müssen, daran werden sich viele Politiker von Fach wenig stoßen, wenn sie der Interessengruppe, der sie dienen, damit zu nützen glauben. Das verfassungsmäßige politische Recht der Geistlichen bei Wahlen und dergleichen hat natürlich mit der ganzen Telegrammfrage nichts zu thun. Nur politische Klopffechterei kann es hereinziehen.

Wer Christ ist, ist „sozial" oder sollte es doch sein, aber durchaus nicht nur oder auch nur hauptsächlich in der Politik, im Staatsleben, im Verhältnis zum Ganzen. Das ist es, was heute zum Verständnis zu bringen vor allem not thut, auch den politischen Pastoren und — um es gleich hier zu sagen — auch den politischen Professoren. Das ist es, weswegen wir das Telegramm des Kaisers mit Freude begrüßen und ihm den weitesten Wiederhall wünschen.

In der Osterwoche dieses Jahres hat der „Protestantenverein" in Berlin nach sechsjähriger Pause wieder einen „Protestantentag" abgehalten, auf dem sich der liberale Protestantismus endlich dazu verstanden hat, zum Sozialismus Stellung zu nehmen. Die Herren scheinen schwer genug daran gegangen zu sein, aber sie mußten. Der Geist der Zeit hat sie gezwungen, den Bann des

alten liberalen Doktrinarismus, der sie auch in wirtschafts- und sozialpolitischer Beziehung in der Gefolgschaft der unheilvollen, Gott sei Dank, staatswissenschaftlich begrabnen, orthodoxen deutschen Manchesterschule bis heute festgehalten hatte, zu brechen, wenn sie überhaupt noch ein Recht und eine Möglichkeit zum Dasein haben wollten. Die teils harmlose, teils doch auch sehr bedauerliche Hochachtung vor den Idolen des Manchestertums, dem Industrialismus, dem Utilitarismus, dem Mammonismus, von der ein Strauß, ja selbst teilweise ein Rothe, und namentlich eine ganze Reihe der liberalen protestantischen Geistlichkeit in ihren volkswirtschaftlichen Anschauungen viel zu sehr beherrscht wurden, hat den liberalen Protestantismus in Deutschland zu jener sozialen Unfruchtbarkeit verdammt, die in weiten Kreisen die Meinung wachgerufen hat, es sei aus und zu Ende mit ihm. Und da ist es doch eine interessante, bisher noch gar nicht nach Gebühr gewürdigte Erscheinung, daß in der Osterwoche auch diese Pastoren, die am wenigsten „sozial" sein wollten, selbst wenn sies im stillen persönlichen Wirken waren, zwar ohne Abstimmung und Beschlüsse, aber doch in ganz ausgesprochner, mit gleichsam elementarer Macht die starre Rinde theologischer Lehrstreitigkeiten durchbrechender Lebhaftigkeit sich für den „christlichen Sozialismus" der Gegenwart, sogar für den eines Naumann — wenigstens dem Kern der Sache nach — erklärt und den bekannten Erlaß des preußischen Oberkirchenrats gegen die „politischen Pastoren" zurückgewiesen haben. Aber auch der Protestantentag, so kräftig er mit dem alten manchesterlichen Bann brechen zu wollen schien, kam nicht über die mit geradezu unbegreiflicher Wirkung ausgestattete Schranke hinweg, über den Wahn, als ob, wer „sozial" sein wolle, dies nur in der Politik, im öffentlichen Leben, zum wenigsten nur im Vereinsleben sein könnte. Für die Arbeiterschutzgesetzgebung, für andre gewerbepolitische Fragen, vielleicht sogar für Ausstandsbewegungen u. dergl. solle auch der liberale protestantische Geistliche in Zukunft — so etwa schien man sich die Sache vorzustellen — sein „soziales" Interesse bethätigen dürfen, wenn er auch von Volkswirtschaft etwas zu verstehen nicht beanspruchen könne. Daß die soziale Aufgabe der Gegenwart zu neun Zehnteln und noch viel mehr darin besteht, die Anschauungen und die praktischen Lebensgrundsätze der Einzelnen von dem ganz besonders unter dem Einflusse der Manchesterdoktrin in den Herzen des Volks aller Schichten zur Herrschaft gelangten grundsätzlichen Egoismus zu der sittlichen Höhe wieder emporzuheben, wie sie sich in der Lehre Christi offenbart hat, zu der „Nächstenliebe," in der die erlösende Macht des Evangeliums bestand vor neunzehnhundert Jahren wie heute, davon ist unsers Wissens in den Verhandlungen des Protestantentags in der Osterwoche auch nicht mit einem Worte die Rede gewesen. Und doch ist darin die gewaltige Bedeutung der Rolle begründet, die die Kirche und die Geistlichen, auch die Pastoren des Protestantenvereins, bei der Lösung der sozialen Frage zu übernehmen haben.

Die christliche Nächstenliebe wieder als den „kategorischen Imperativ“ zur Anerkennung zu bringen in den Beziehungen des Einzelnen zu jedem Einzelnen, mit dem er zu thun hat und in Berührung kommt, das muß das grundsätzliche Ziel des heutigen Sozialismus sein; die Sittlichkeit und Christlichkeit in den äußerlichen, zwangsweise mit Schutzmann und Strafrichter, wenn nötig, durchzusetzenden Ordnungen, ist dem gegenüber von untergeordneter Bedeutung. Und in dieser Anerkennung liegt dann auch die Versöhnung des Sozialismus mit dem Individualismus, wie sie nicht nur dem Christentum allein entspricht, sondern auch allein praktisch vernünftig ist, und die Gewähr für vollkommeneres Glück und sichreren Frieden in der Gesellschaft für die Zukunft bietet. Die heutige staatswissenschaftliche Schule ist mit Recht stolz darauf, daß sie in der wissenschaftlichen Behandlung der Volkswirtschaft und zum Teil auch in ihrer staatlichen Behandlung den „kategorischen Imperativ“ der Sittlichkeit wieder zu Ehren gebracht hat, aber auch sie hat es bisher viel zu wenig anerkannt, daß, wenn sich die Volkswirtschaft, wenn sich der soziale Zustand des Ganzen bessern, oder richtiger gesagt: wenn er nicht zum Zusammenbruch führen soll, jener kategorische Imperativ vor allem in den Beziehungen vom Nächsten zum Nächsten zur Macht gelangen muß, im Armen wie im Reichen, im Arbeiter wie im Unternehmer. Die Einseitigkeit des Manchestertums hat sich ganz besonders unter uns Deutschen, die wir für Einseitigkeiten eine so hervorragende Begabung haben, nicht beschränkt auf Handels- und Zollpolitik, auf Gesetze für die innere Ordnung oder deren Beseitigung, auch nicht etwa auf die geschäftliche, kaufmännische Praxis, sondern sie hat, wie das ja gar nicht anders sein konnte, den Grundsatz des rücksichtslosen Eigennutzes in das ganze Verhalten des Menschen zum Menschen und natürlich auch des Einzelnen zum Ganzen hineingetragen. Sie hat das gethan mit solcher Nachhaltigkeit, daß selbst die eifrigsten unsrer Staatssozialisten, die wissenschaftlichen wie die praktischen, noch immer dem Einzelnen im Verhalten zum Einzelnen gar nichts andres als den konsequenten Eigennutz zutrauen und über „karitative“ Bethätigung der Nächstenliebe des reichen Mannes in Stiftungen, Wohlfahrtseinrichtungen und Vereinsbestrebungen nicht hinauskommen. Von dem kategorischen Imperativ für den armen Mann, für den Arbeiter scheinen sie vollends gar nichts zu wissen. Wenn man bedenkt, daß das Eindringen der rücksichtslosen Manchestermoral in die Herzen des Volks, dieser im übelsten Sinne kaufmännischen Pflichtenlehre, die man in frühern Zeiten als Eigenart der Juden im Geschäftsverkehr mit Nichtjuden ansah, für alle Verhältnisse des Menschenlebens zusammenfiel mit einer Umwälzung sonder gleichen auf dem Gebiete der technischen Gütererzeugung und des geschäftlichen Vermögenserwerbs, dann ist das Anwachsen der sozialen Gefahr zu der Höhe von heut erst recht begreiflich, und alle gesetzlichen Reformen und Schutzmaßregeln — das sieht man ja von Jahr zu Jahr deutlicher — vermögen so gut wie gar nichts zur Abwendung der Gefahr, zur Heilung

des furchtbaren Gegensatzes zwischen Arm und Reich zu leisten, wenn es nicht gelingt, die Nächstenliebe, diesen allerwirksamsten und allerindividuellsten Sozialismus, im Volke wieder wachzurufen.

Und das sollten in der That die „politischen Pastoren" endlich begreifen, die liberalen wie die orthodoxen, statt im Kampfe der politischen Parteien mit zu schüren, Haß zu säen, statt Liebe zu predigen, den Unfrieden zu verschärfen, statt ihn zu mildern. Hoch über den Parteien und den Interessengruppen und ihren materiellen Sonderbestrebungen steht die Liebe unter einander, an der man die Christen heute erkennen soll, wie zur Zeit der Apostel, und diesen christlichen Sozialismus im Gegensatz zum Staatssozialismus mit aller Begeisterung und Hingebung zu pflegen, statt in unchristlicher Unduldsamkeit starre Bekenntnissätze zum wachsenden Ärgernis der in der Schule der Neuzeit groß gewordnen Massen als das hinzustellen, was den Christen ausmacht, das ist die erhabenste, ernsteste, dringendste soziale Aufgabe der Kirche und ihrer Diener am Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

Möchten in diesem Sinne die kaiserlichen Worte ein Mahnruf werden, nicht an die politischen Pastoren allein, sondern auch an die sehr große Masse der bequemen, gleichgiltigen, alleruntertthänigst unpolitischen Pastoren.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Gewerkvereine und die Politik. Da sich über die parlamentarischen Leistungen der vorigen Woche nichts sagen läßt, was nicht schon hundertmal gesagt worden wäre, die Krisengerüchte aber unkontrollirbarer Klatsch sind, so wollen wir nachträglich einem Ereignis der ersten Maiwoche ein paar Worte widmen: dem sozialdemokratischen Gewerkschaftskongreß, der in Berlin abgehalten worden ist. Die Langweiligkeit der Debatten dieses Kongresses und der Umstand, daß er in der Presse wenig beachtet worden ist, beweisen aufs neue die geringe Lebenskraft der deutschen Gewerkvereine. Zwar haben es die sozialdemokratischen auf 300000 Mitglieder gebracht, ungefähr fünfmal soviel wie die Hirsch-Dunckerschen, aber was ist das gegen die anderthalb Millionen Mitglieder der englischen, und wie wenig leisten sie! Der Vorschlag, einen von der Parteikasse gesonderten Streikfonds zu gründen, der von der Generalkommission der Gewerkschaften verwaltet werden solle, wurde mit großer Mehrheit abgelehnt. Daraufhin erhoben konservative Blätter den Vorwurf, die ganze deutsche Gewerkschaftsbewegung werde nur als Mittel für die politischen Zwecke der Partei mißbraucht. Mit der Thatsache, daß in Deutschland die Gewerkschaftsbewegung der Parteipolitik untergeordnet wird, hat es seine Richtigkeit, aber dieser Zustand ergiebt sich unvermeidlich aus unsern politischen Verhältnissen. Wollten die neuen Gewerkvereine die Politik ausschließen, so würden sie es nicht weiter bringen als die alten, die ja sehr achtungswert, aber bei ihrer geringen Mitgliederzahl und bei der engen Begrenzung ihres Wirkungskreises ohne

Einfluß auf die Lage der deutschen Arbeiterschaft im großen und ganzen sind. In einem Lande, wo hinter jedem Trupp Arbeiter ein Polizist herläuft, um sie zu überwachen, wo Versammlungen im Freien nicht gestattet werden, wo die Rede-, Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit aufs äußerste beschränkt ist, wo eine Tellersammlung für Vereinszwecke schon eine gerichtliche Bestrafung nach sich ziehen kann, wo ganze Gewerkvereine einfach aufgehoben werden können, wenn es den Behörden so beliebt, in einem solchen Lande können Gewerkvereine nach englischer Art nicht aufkommen. Mag man über die Streiks im allgemeinen und jeden einzelnen Streik im besondern urteilen, wie man will, mag man von jedem einzelnen nachweisen, daß er eine freventliche Thorheit gewesen sei und nicht allein die Unternehmer, sondern auch die Arbeiter geschädigt habe, so steht doch das eine fest, daß bis jetzt noch kein andres Mittel erfunden worden ist, wodurch die Arbeiter bessere Arbeitsbedingungen erlangen könnten. Das Einkommen des Lohnarbeiters hängt in weit geringerm Grade von den eignen Leistungen ab als das des Unternehmers. Der Unternehmer, der Glück, Geschick und Thatkraft hat, kann sein Einkommen mit der Zeit verzehnfachen, der Lohnarbeiter ist nur selten in der Lage, es durch Fleiß und Geschicklichkeit zu verdoppeln. In den meisten Fällen ist ihm eine Grenze gesetzt, die er nur überschreiten kann, wenn sie von allen Arbeitern seines Fachs gleichzeitig durch eine Lohnerhöhung überschritten wird, zu der sich die Unternehmerschaft, sei es durch einen Streik, sei es durch Arbeitermangel, gezwungen sieht. Bei uns nun werden Arbeitseinstellungen, und schon die Aufforderung dazu, als halbe Rebellion angesehen und behandelt. Verhält sich aber eine Behörde einmal unparteisch bei einem Streik und tritt sie nicht als Bundesgenossin der Unternehmer, sondern als Vermittlerin auf, so schreien die Unternehmer Zeter Mordio. Der Streik ist der Übel größtes nicht, schrieb der „Konfektionär" nach der Beendigung des Ausstandes der Berliner Konfektionsarbeiter, sondern die Einigung durch das Gewerbegericht! Und die Behörden haben selten den Mut, dem Unwillen der Unternehmer gegenüber Stand zu halten.

Unter diesen Umständen müssen sich die Arbeiter erst das Recht zu einer wirksamen Gewerkvereinsthätigkeit erkämpfen, und das kann in Deutschland nicht wohl anders geschehen, als durch Gründung und beharrliche Unterstützung einer Arbeiterpartei, mag sie sich nun sozialdemokratisch oder sonstwie nennen. In England haben die Arbeiter eine eigne Partei nicht nötig; die Vereins- und Koalitionsfreiheit haben sie schon, und mit dem, was sie an Arbeiterschutz usw. außerdem erstreben, kommen sie zum Ziele, wenn sie die Partei unterstützen, die ihnen am meisten verspricht. Einiges von dem versprochnen muß die siegreiche Partei halten, weil sie sonst bei der nächsten Wahl die Arbeiterstimmen einbüßen würde, und sie kann es halten, weil das, was die Unterhausmehrheit beschließt, von den seltenen Fällen eines Widerspruchs des Oberhauses abgesehen, unfehlbar Gesetz wird. In Deutschland stehen den Arbeitern nicht zwei große Parteien, sondern neun bis zehn Fraktionen gegenüber, die zwar auch im Versprechen nicht faul sind, von denen aber keine das Halten verbürgen kann. Denn erstlich weiß keine, ob sie in die Mehrheit hineinkommen und in der Mehrheit einen maßgebenden Einfluß gewinnen wird, und zweitens kann der Bundesrat jeden Beschluß des Reichstags zu nichte machen.

So sehen sich also die Lohnarbeiter bei uns darauf angewiesen, zunächst Politik zu treiben. In einer ähnlichen, nur weit schlimmern Lage befinden sie sich in Österreich-Ungarn und in Italien, daher tritt auch in diesen beiden Staaten die Gewerkvereinsbewegung hinter der politischen Agitation zurück. Was in Österreich-

Ungarn die Arbeiterschaft die letzten Jahre in beständiger Erregung erhalten hat, das ist die Agitation für das Wahlrecht, die ja in Cisleithanien soeben einen kleinen Erfolg errungen hat und wohl auch in Ungarn zum Ziele führen wird. Denn die Arbeiter haben dort mächtige Bundesgenossen an der katholischen Volkspartei und an den Nationalitäten. Allen diesen Bevölkerungsschichten ist die herrschende „liberale" Partei, d. h. der magyarische Adel und die jüdische Finanz, gründlich verhaßt; besteht doch deren Liberalismus nur darin, daß sie dem Könige nicht den geringsten Einfluß auf die Regierung gestatten, die Nationalitäten gewaltsam magyarisiren,*) das Volk ausbeuten, den ärmern Schichten und den Nationalitäten die politischen Rechte vorenthalten, jede Auflehnung, wie die der armen Bauern im Alföld, mit schonungsloser Härte unterdrücken und gegen Arbeiterdemonstrationen die Polizei so schneidig vorgehen lassen, wie es am 10. Mai bei der Wahlrechtsdemonstration in Budapest wieder einmal geschehen ist.

Es dürfte schwer zu beweisen sein, daß die Rechtlosigkeit der Lohnarbeiter für das Volkswohl im ganzen besonders vorteilhaft wäre. Wenn die Besitzlosen einen bedeutenden Prozentsatz des Volkes ausmachen, so kann das Elend, dem sie im Zustande der Unterdrückung verfallen müssen, nicht ohne nachteiligen Einfluß auf die körperliche und geistige Gesundheit des Volkes im ganzen und auf den Volkswohlstand bleiben. Die Millenniumsausstellung wird von Kennern Ungarns als eine glänzende „Vorspiegelung falscher Thatsachen" charakterisirt. Die magyarische Nation, meinte ein Berichterstatter der Schlesischen Zeitung dieser Tage, sei zwar eine eminent politische Nation, aber kein Kulturträger. Jedenfalls schafft ein kräftiger und intelligenter Arbeiterstand mehr Kultur, als eine Gesellschaft von Adlichen, deren Hauptverdienst darin besteht, daß sie bei Aufzügen mit den Edelsteinen an ihrer bunten Kleidung und an ihren Waffen und mit ihrer schönen Haltung zu Pferde die Augen der Zuschauer blenden. Noch klarer liegt die Sache in Italien zu Tage. Aus Bodios Statistischem Jahrbuch für 1895 erfährt man, daß der Verbrauch der notwendigsten Nahrungsmittel auf den Kopf der Bevölkerung immer noch stetig abnimmt, daß immer noch 3000 Menschen jährlich an der Pellagra sterben, weil sie so unbegreiflich arm sind, daß sie nicht einmal Salz kaufen können, daß für die Hebung des mit ungenügenden Werkzeugen betriebnen Ackerbaus und für die dringend notwendige Aufforstung nichts geschieht, daß die Zahl der Zwangsversteigerungen wegen Steuerrückständen im Jahre 1893 13375 betragen hat und seitdem noch bedeutend gestiegen ist, und daß 39 Prozent der Rekruten weder lesen noch schreiben können; beim weiblichen Geschlecht ist die Zahl derer, die nicht lesen können, natürlich noch viel größer. Wenn bei diesem Zustande des Landes die vorige Regierung ein kriegerisches Unternehmen eingefädelt hat, dessen Durchführung nach der Berechnung des jetzigen Kriegsministers anderthalb Milliarden kosten würde, eines Unternehmens, dessen Gelingen dem Volke gar nichts nützen würde — soeben sind die ersten Bauernfamilien, mit denen man Ansiedlungsversuche angestellt hatte, zurückgekehrt und erklären, auf dem elenden Boden Erythräas lasse sich nichts machen —, so war das Wahnsinn und Verbrechen. Wären die untern Volksschichten im Parlament nicht gänzlich unvertreten gewesen, so würde eine so unverständige Politik kaum möglich gewesen sein. Der Umschwung zum bessern hat

*) Etwas geradezu abscheuliches erfahren wir aus Nr. 20 der Christlichen Welt. Die evangelische Kirche Ungarns ist um Erhöhung der Staatsdotation eingekommen mit der Begründung: „damit sie die in ihrem Schoß, wenn auch nur vereinzelt, auftretenden Nationalitätenströmungen mit Erfolg niederkämpfen könne." Damit ist gemeint, daß sie der Regierung bei der Magyarisirung der siebenbürgischen Sachsen helfen will.

damit angefangen, daß die Unterdrückten, denen kein gesetzliches Mittel zur Vertretung ihrer Interessen zur Verfügung stand, Gewaltsamkeiten begangen haben, und daß dann ein Teil der bürgerlichen Klassen, die ebenfalls von der mörderischen Steuerschraube erdrückt werden, und hervorragende Gelehrte die Arbeitersache zu der ihrigen gemacht und ihr zu einer nicht ganz unansehnlichen Vertretung im Parlament verholfen haben. Allerdings bestehen in Italien auch ganz unpolitische Arbeiterverbände. Über eine sehr merkwürdige Art, die Arbeitsgenossenschaften, berichtet L. Albertini in Nr. 33 der Sozialen Praxis. Sie gleichen den russischen Artellen, unterscheiden sich aber von diesen dadurch, daß sie grundsätzlich den Unternehmer ausschalten; sie unternehmen Erd-, Bau- und landwirtschaftliche Arbeiten im Auftrage des Staates oder von Kommunen und Privatleuten und haben sich in der Form von Aktiengesellschaften organisirt, beziehen außer dem bedungnen Lohn eine kleine Dividende von ihrer Aktie und sammeln einen Fonds für Notfälle an. Die Beharrlichkeit, Umsicht, brüderliche Gesinnung und Opferwilligkeit, die diese wackern Leute in ihren Genossenschaften beweisen, ist bewunderungswürdig; aber mit alledem bringen sie es doch nicht höher als auf einen Tagelohn, der sich zwischen 1,50 und 4 Lire bewegt, und ihr Haupterfolg besteht darin, daß in arbeitslosen Zeiten kein Mitglied Hungers zu sterben braucht, da sie sich bei brüderlicher Teilung des Verdienstes der Beschäftigten gemeinsam durchhungern. Eine Hebung der Lage der Arbeiter ist also mit solchen Genossenschaften, so löblich sie sein mögen, nicht zu erreichen, und es bleibt ihnen nichts übrig, als es mit der Politik zu versuchen.

Übrigens, was heißt denn politisch? Man versteht darunter alles, was den Staat angeht, und da heute der Staat behauptet, daß ihn alles angehe, was in ihm vorgeht, so sind im Grunde genommen alle öffentlichen Angelegenheiten und alle Dinge von allgemeinem Interesse politischer Natur. Wenn sich der Staat um die Angelegenheiten der Kirchen, Gemeinden und Korporationen bekümmert, so werden diese Angelegenheiten politisch genannt, im andern Falle nicht. Aber diese Unterscheidung ist ganz willkürlich. Im Mittelalter waren eben die Gemeinden und die Körperschaften selbst kleine Staaten, und wenn die Zünfte die Geschlechter stürzten und wenn sich dann die Lohnarbeiter gegen die Zünfte auflehnten, so waren das so gut politische Handlungen, wie wenn heute bei uns die Landwirte, die Kaufleute, die Handwerker, die Fabrikbesitzer Gesetze machen, die den Zweck verfolgen, ihre Einkünfte zu erhöhen, also ganz denselben Zweck, den die Streiks haben. Die englischen Gewerkvereine können demnach ebenso gut politische Vereine genannt werden wie irgend einer unsrer politischen Vereine; daß sie von der Staatsregierung nicht belästigt werden, das ändert ihr Wesen nicht. Nach unserm heutigen Sprachgebrauch bezeichnet also das Wort politisch weiter nichts als die Zuständigkeit des Staates. Zieht der Staat einen Gegenstand in seinen Bereich, so ist der Gegenstand politisch, wenn nicht, nicht. An sich sind alle Gegenstände von allgemeinem Interesse politisch. Die Staatsanwälte haben also ganz Recht, wenn sie alles, was in einem Verein oder in einer Versammlung besprochen wird, sofern es über die eignen Hühneraugen oder den eignen Bierdurst der einzelnen Mitglieder hinausgeht, für öffentliche Angelegenheiten erklären und auf jeden solchen Verein die für politische Vereine geltenden Gesetze anwenden; es fehlt nur an der Folgerichtigkeit; entweder müßten alle Vereinigungen aller Berufsstände denselben Beschränkungen unterworfen oder es müßte allen dieselbe Bewegungsfreiheit eingeräumt werden.

Litteratur

Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker. Von Adolf Biese. Berlin, W. Hertz, 1896

„Wir können die Außendinge nicht anders verstehen, als von uns selbst aus, nicht anders uns nahebringen, als durch eine Umsetzung in das, was uns den Kern unsers eignen Daseins bedeutet, überall drängt es uns, sowohl das Äußere durch das im Innenleben erfahrne uns zugänglich zu machen, wie das Innere in dem Äußern zur Gestaltung zu bringen. Auf dieser anthropozentrischen Nötigung, auf diesem in unserm ganzen Wesen tiefbegründeten Zwange, unser äußeres und inneres Wesen als das einzig relativ bekannte auf dem Wege der Analogie und der Assoziation auf die Außenwelt zu übertragen, unsern Mikrokosmus zum Schlüssel des Makrokosmus zu machen, und andrerseits die innern Vorgänge auch in Äußerungen mannichfachster Art ausstrahlen zu lassen, beruht das Metaphorische, wie es uns auf allen Gebieten des geistigen Lebens entgegentritt, beruht die kindlich naive und die religiöse und die künstlerische und die philosophische Vergeistigung alles Körperlichen und die Verkörperung alles Geistigen."

Die Sätze des vorliegenden Buches knüpfen unmittelbar an Bieses bekannte schöne „Philosophie des Metaphorischen" an, und das ganze neue Buch ist eine fortlaufende induktive Erschließung ihrer Wahrheit an der Lyrik unsers Jahrhunderts. Ein deduktives Kapitel: „Wie soll ein lyrisches Gedicht genossen werden, und was ist und wie entsteht ein lyrisches Gedicht?" bereitet den Leser auf die Einzelbeobachtungen vor; diese beginnen dann bei der Romantik und führen bis in die Lyrik der Allerjüngsten hinein. Man folgt Biese gern, man fühlt ein warmes Herz aus seinem Urteil heraus, es steht ihm eine adliche, anmutige Sprache zu Gebote, doch macht sich diesmal auch eine gewisse Flüchtigkeit bemerklich, die z. B. einen bezeichnenden Ausdruck in der viermaligen Wiederholung der bildlichen Wendung „bis in die Fingerspitzen hinein" findet (S. 16, 28, 72, 252). Bei einem Dichter sind wir auch mit seinem Urteil nicht einverstanden: er unterschätzt Geibel. Ganz gewiß ist viel mattes, konventionelles, selbst unwahres in Geibels Gedichten, und von Unmittelbarkeit der lyrischen Empfindung ist bei ihm oft wenig zu spüren, aber den männlichen Lebensernst kann ihm niemand absprechen, der die Juniuslieder, die beiden Dichtungen „Abends am Meere" und „Einem Freunde" kennt. Auch daß ihm das Individuelle und Charakteristische fehle, ist nicht wahr; seine Eigentümlichkeit besteht eben darin, daß er sich selbst entäußert hat und mehr als andre zum reinen Gefäß geworden ist, freilich auch die persönliche Wärme und allen Erdgeruch darüber eingebüßt hat.

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. Gesammelte Grenzbotenaufsätze von Rudolf Hildebrand. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1896

Mit Stolz und Freude bietet der Grenzbotenverlag seinen alten und neuen Lesern diesen kleinen Band. Hildebrand, der berühmte Lehrer der deutschen Philologie, der hervorragendste Mitarbeiter des Grimmschen Wörterbuchs, der getreue Eckart des deutschen Unterrichts, hat hier das beste gegeben, was er hatte. Es ist gar nicht anders möglich, als daß diese Aufsätze, soweit ihre Gedanken nicht schon aus Hildebrands Lehrsaal, zuletzt aus der gemütlichen Stube seines Privatissimums den Weg in deutsche Herzen gefunden haben, auch weitere Kreise mit ihrer treuen, grunddeutschen Art, mit ihrer goldnen Tiefe und ihrem stillen Humor durchdringen und überall in Deutschland innere Wohligkeit und Zuversicht zum Guten stärken werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Englands Flottenrüstungen

Von Bruno Weyer*)

Als Mr. Goschen, der Erste Lord der englischen Admiralität, im März dieses Jahres dem Parlament die Marineforderung vorlegte, 46 neue Schiffe und Fahrzeuge in Bau zu nehmen, das Flottenpersonal um 4900 Köpfe zu vermehren, eine Anzahl neuer Docks und Hafenbauten in England, Gibraltar, Kapstadt und Mauritius und mehrere Kasernen und Ausbildungsschulen anzulegen, die Deckoffiziergehalte aufzubessern und sonstige neue Ausgaben mehr zu bewilligen, da wurde nicht nur alles ohne einen Abstrich bewilligt, sondern es wurden sogar Stimmen laut, die beklagten, daß die Regierung nicht noch mehr Schiffe verlange. Erst als daran erinnert wurde, daß noch 48 Schiffe im Bau seien, mit den neu bewilligten also sich nicht weniger als 94 Schiffe und Fahrzeuge in Arbeit befinden würden, ließ man sich beschwichtigen.

Diese neueste Flottenverstärkung ist nur einer jener Riesenschritte, mit denen England schon seit einer Reihe von Jahren planmäßig dem vorgesteckten Ziele der Unüberwindlichkeit zustrebt, wie folgender Rückblick zeigen wird.

Ende der siebziger Jahre begann sich in Frankreich und gegen Mitte der achtziger Jahre auch in Rußland eine stetige Zunahme im Kriegsschiffbau bemerkbar zu machen. In England, wo man nach alter Gewohnheit seine Flottenstärke nur nach der des nachbarlichen Rivalen jenseits des Kanals geregelt hatte und zwar so, daß man diesem an Zahl der Schiffe immer überlegen blieb, tauchte bei der deutlichen Hinneigung Frankreichs zu Rußland allmählich der Gedanke auf, daß sich die französische und russische Flotte einmal gegen die britische vereinigen könnte. Fachmännische Autoritäten verglichen die beiderseitigen Streitkräfte und wiesen darauf hin, daß das Inselreich gefährdet sei, denn seine Flotte

*) Kapitänleutnant a. D.

sei einer verbündeten französisch-russischen nicht überlegen, und dahin müsse sie gebracht werden.*) Das in England wachgerufne Gefühl der Unsicherheit wurde noch dadurch vermehrt, daß man sich um diese Zeit (um 1882) wohl oder übel endlich hatte entschließen müssen, die eigensinnig beibehaltnen veralteten Vorderladegeschütze in der Schiffsartillerie aufzugeben und, wie es die Marinen der Festlandsstaaten längst gethan hatten, zu Hinterladegeschützen überzugehen. Die Herstellung des neuen Artilleriematerials und die Umarmirung der vielen Schiffe beanspruchte natürlich eine Reihe von Jahren. Inzwischen wuchs das Mißtrauen gegen Frankreich und Rußland mit der politischen Annäherung dieser beiden Staaten im Laufe der achtziger Jahre, und man wurde sich über die Unumgänglichkeit außerordentlicher Maßregeln immer klarer. Nachdem die Geschützgießereien einen großen Teil ihrer Arbeit bewältigt hatten, und nachdem hervorragende Staatsmänner, Offiziere und Private durch Wort und Schrift mit Hilfe des besten Teils der Presse das Volk über die Notwendigkeit einer großen Flottenvermehrung aufgeklärt hatten, entschloß sich die Regierung zu einem energischen Schritt.

Am 7. April 1889 brachte die Admiralität im Hause der Gemeinen einen Schiffsbauplan ein, der wegen seines Umfangs und der außerordentlich kurzen Zeit, in der er durchgeführt werden sollte, das größte Erstaunen, selbst in England hervorrief. Unter Hinweis auf die Zunahme fremder Flotten, besonders der französischen und der russischen, sowie auf die Ausdehnung des englischen Seehandels, forderte der als Naval Defence Act bezeichnete Entwurf die Bewilligung von 440 Millionen Mark zum Bau von 70 Schiffen, nämlich 10 Panzerschlachtschiffen, 42 Kreuzern und 18 Torpedobootsjägern. Diese sollten mit den um die Zeit noch in Ausführung begriffnen 43 Schiffen sämtlich bis zum 1. April 1894, also innerhalb von fünf Jahren fertig sein. Die Regierungsforderung wurde vollständig bewilligt, und alsbald entwickelte sich auf allen königlichen und privaten Werften eine fieberhafte Thätigkeit. Zum Erstaunen der ganzen maritimen Welt waren die 113 Schiffe bis auf fünf kleine Kreuzer dritter Klasse und vier Torpedobootsjäger zur festgesetzten Zeit (1. April 1894) vollendet, mehrere Fahrzeuge sogar schon in Dienst gestellt. Es war das eine Leistung der modernen Schiffbauindustrie ohne Beispiel, eine Leistung, die alle französischen und russischen Werften zusammen mit dem besten Willen und den größten Geldmitteln nicht hätten nachmachen können, da ihnen die reichen natürlichen und künstlichen Hilfsmittel des Inselreichs fehlen.

Während der fünf Baujahre des Naval Defence Act machte sich nun aber auch in Rußland und Frankreich, wie überhaupt in allen Seestaaten eine gesteigerte Pflege der Hochseeflotten bemerkbar, eine Bewegung, die schon Ende

*) Die englische Flotte zählte damals (nach englischen Quellen) alles in allem 383 Schiffe und Fahrzeuge, die französische Marine 191, die russische 185.

der achtziger Jahre begonnen hatte, nachdem die Torpedobootsgefahr durch Einführung neuer Schutz- und Trutzwaffen in engere Grenzen zurückgewiesen und die großen Schiffe in ihr altes natürliches Recht als Träger der Entscheidung wieder eingesetzt waren. Diese Erscheinungen des lebhaftern Tempos im Flottenbau aller Nationen gaben der englischen Admiralität die Veranlassung, schon vor Ablauf der Ausführungsperiode der 70 Schiffsbauten des Naval Defence Act mit neuen Forderungen an die Volksvertretung heranzutreten.

Nach einem neuen Programm (kurzweg als The New Programm oder das Programm des Lord Spencer bezeichnet), verlangte die Regierung in den Jahren 1893, 1894 und 1895 zusammen noch 85 Neubauten, nämlich 10 Panzerschiffe, 25 Kreuzer und 43 Torpedobootsjäger, und sie erhielt sie alle bewilligt. Auch bei der Begründung dieser Forderungen wurde auf die Fortschritte der russischen und der französischen Flotte hingewiesen, deren Vereinigung die britische gewachsen bleiben müßte.

Dann folgte als letzte Stufe die Eingangs erwähnte Neuforderung vom März 1896, die unter dem Eindruck der jüngsten politischen Vorgänge ebenfalls vollständig von der Volksvertretung gebilligt worden ist. Diese neue Rüstung wurde, amtlich zwar nur verblümt, in allen unamtlichen Reden aber ganz unverhohlen damit begründet, daß heutzutage die englische Seemacht nicht allein der französisch-russischen gewachsen sein müsse, sondern auch dem Bündnis einer dritten Seemacht mit beiden, wobei sehr offen auf Deutschland hingewiesen wurde.

Sonach bestehen die britischen Flottenrüstungen seit 1889 in folgenden Schiffsneubauten:

1. Am 1. April 1889 im Bau:	5 Panzerschlachtschiffe,	18 Kreuzer,	9 Torpedobootsjäger,
2. Schiffe des Naval Defence Act:	10 „	42 „	18 „
3. Schiffe des New Programm:	10 „	25 „	45 „
4. Im März 1896 bewilligt:	5 „	13 „	28 „
Summa:	30 Panzerschlachtschiffe,	98 Kreuzer,	100 Torpedobootsjäger.

Außerdem: 1 Torpedodepotschiff, 9 Kanonenboote, 1 Schulschiff. Von diesen Schiffen sind die unter 1 und 2 aufgezählten sämtlich, die unter 3 genannten großenteils fertig, die übrigen, zusammen mit den unter 4 aufgeführten, werden bis spätestens zum Juli 1899 vollendet sein, sodaß sich die englische Marine in dem Jahrzehnt von 1889 bis 1899 über 230 Neubauten beschafft haben wird.*) Daß diese alle vor der festgesetzten Zeit fertig sein werden, daran ist bei dem fieberhaften Eifer, mit dem die englischen Rüstungen betrieben werden, und bei der bewundernswerten Schnelligkeit des englischen Kriegs-

*) Außerdem besitzt die englische Marine noch gegen 60 früher gebaute Panzerschiffe, 70 Kreuzer, eine große Torpedobootsflottille und zahlreiche Transportschiffe, Jachten, Kanonenboote und Arbeitsfahrzeuge.

schiffsbaus nicht zu zweifeln. Die beiden Panzerschiffe erster Klasse Majestic und Magnificent z. B. konnten schon 22 und 24 Monate nach ihrer Kiellegung in Dienst gestellt werden.*)

Mit der Vermehrung des Flottenmaterials ist eine Erhöhung des Personalstandes in jährlichen Neuforderungen vor sich gegangen, sodaß das Flottenpersonal von 65400 Köpfen im Jahre 1889 auf 93700 Köpfe im Jahre 1896 angewachsen ist. Diese Vermehrung der Schiffsbesatzungen wird ohne Frage von Jahr zu Jahr mit dem Fortschreiten der im Bau befindlichen Schiffe noch fortgesetzt werden. Die Bemannungsfrage der englischen Flotte im Mobilmachungsfalle bildete einen der steten Angriffspunkte in der deutschen Tageslitteratur bei ihren jüngsten Kritiken über die englische Seemacht. Meist wurde dabei einfach erklärt, die englischen Schiffe könnten im Falle eines Krieges gar nicht besetzt werden. Thatsächlich hat auch die Personalfrage angesichts des riesenhaften Anwachsens der Schiffszahl in der englischen Marine Sorgen gemacht, und sie thut es zum Teil noch jetzt. Aber die in britischen Reden und Blättern hie und da noch auftauchenden Gedanken sind angesichts der seit über zwölf Jahren betriebnen Personalvermehrung von durchschnittlich 3500 bis 4000 Köpfen nicht mehr so ernst und überhaupt mit Vorsicht aufzunehmen. Die Klagen gehen von dem Gedanken aus,**) daß man auch für den Ernstfall nur aktive Marinemannschaften an Bord haben, also womöglich gar keine Reservisten einziehen möchte. Man hat dabei den doppelten Wunsch, erstens die Flotte stets in schlagfertigem, mobilem Zustande zu halten, und zweitens die Handelsmarine im Kriegsfalle unberührt von Störungen durch Entziehung von Mannschaften zu lassen. Die riesige Fischerei- und Kauffahrteiflotte bietet für den Notfall eine geradezu unerschöpfliche Fülle ausgezeichneten, leicht anzulernenden Personals, das in Verbindung mit dem aktiven Bestand der Flottenbesatzungen den Fall ausschließt, daß England seine Schiffe nicht alle bemannen könnte. Wenn darauf hingewiesen wird, daß die Besatzungen mancher englischen Schiffe während der großen Manöver nicht vollzählig gewesen seien,***) so muß auch berücksichtigt werden, daß nicht nur ziemlich alle im Ernstfall für die erste Schlachtlinie bestimmten Schiffe dazu in Dienst gestellt waren, sondern auch schon viele für die zweite Schlachtlinie vorgesehnen Fahrzeuge, und daß die Besatzungen der

---

*) Die vier deutschen Schlachtschiffe erster Klasse von je 10000 Tonnen erforderten 4 bis 5 Jahre Zeit, und in der französischen und russischen Marine dauern die Bauzeiten gewöhnlich noch viel länger.

**) So z. B. auch die des Kapitäns zur See Lord Charles Beresford, der neuerdings für eine starke Vermehrung des aktiven Flottenpersonals Stimmung macht.

***) Wie z. B. im Jahre 1889, als in der Flottenschau bei Spithead über 100 englische Kriegsschiffe und Fahrzeuge, darunter mehr als 30 gepanzerte, vor dem deutschen Kaiser paradirten, und bei spätern Manövern.

Schulschiffe, sowie unterwegs befindliche Ablösungstransporte und manche Reserven für den Ernstfall noch verfügbar waren, ehe man genötigt gewesen wäre, zu außerordentlichen Maßnahmen durch Heranziehung der Handelsmarinemannschaften zu greifen. Was schließlich die Ausbildung und Tüchtigkeit der britischen Marineoffiziere und Mannschaften betrifft, so ist diese infolge des frühzeitigen Dienstantritts und der langen Seefahrzeit ganz vorzüglich. Die Disziplin ist gut, und durch das gesamte britische Flottenpersonal geht ein frischer, selbstbewußter und kriegerischer Geist. Auch die wegwerfende Beurteilung der meisten deutschen Zeitungen über die englische Schiffsartillerie ist unbegründet. Es ist ja richtig, daß die englische Marine erst seit dem Jahre 1882 endgiltig von ihren Vorderladekanonen zu Hinterladern überging. Als sie aber einmal beschlossen hatte, die neue Geschützart einzuführen, wurden auch keine Kosten gescheut, um die hunderte von Schiffen sobald als möglich damit zu versehen. Diese Umarmirung ist jetzt durchgeführt; die englische Flotte hat jetzt ein durchaus auf der Höhe der Zeit stehendes Artilleriematerial, das sich sogar durch frühzeitige Einführung schwerer Kaliber von Schnellladekanonen (bis zum 15-Centimeterkaliber) ausgezeichnet hat. Wenn man heute in deutschen Blättern lesen muß, daß die englischen Schiffe großenteils veraltet und schlecht armirt seien und aus Mangel an Personal im Kriegsfalle nicht besetzt werden könnten, daß ferner die englischen Seeoffiziere und Mannschaften ungeübt seien, so sind das Urteile, die von einer sehr bedauerlichen Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse zeugen, ebenso wie das mit Vorliebe in letzter Zeit wieder angeführte Wort von dem englischen Weltreich als dem Koloß mit thönernen Füßen.*) Es wird immer auf die kleine Armee aufmerksam gemacht, die im Inselreich steht; dabei wird aber vergessen, daß sich diese in einer Stellung befindet, in der sie nur von einem Gegner angegriffen werden kann, der vorher die englische Flotte geschlagen hat. Die Flotte aber, deren Hauptmacht die sogenannte „erste Schlachtlinie“ bildet, schiebt diese hinaus bis an die feindliche Küste, um womöglich dort die Schiffe des Gegners vor ihrem ersten Auslaufen in ihren eignen Häfen einzuschließen, oder sie sobald als möglich nach dem Verlassen der Häfen zu vernichten. Außer dieser first line of defence wird eine zweite Schlachtlinie von Geschwadern im Kriegsfalle gebildet, die den Kanal bewacht, und eine dritte, die im Verein mit der Armee die Küsten zu schützen hat. Der Gedanke, ein oder mehrere Armeekorps zur Eroberung der großbritannischen Inseln vom Kontinent aus zu entsenden, wäre ein wagehalsiges Abenteuer, so lange nicht die englische Hauptflottenmacht geschlagen ist.

*) Die während der letzten Monate oft und laut genug aus allen britischen Kolonien erschollenen Kundgebungen der treuen Anhänglichkeit an das Mutterland dürften diese falsche Vorstellung hoffentlich zum Teil verwischt haben.

Englands Seemacht, mit der die britische Weltherrschaft steht und fällt, befindet sich gerade jetzt in einem Stärkezustande, wie wohl kaum je zuvor nach einer so langen Friedensperiode. Das gilt nicht nur hinsichtlich der Zahl und Güte der Schiffe, ihrer Besatzungen und ihrer Bewaffnung, sondern auch hinsichtlich ihrer Organisation, in der ebenfalls seit den achtziger Jahren sehr wichtige Verbesserungen eingeführt sind. So wurden z. B. die Küstenwacht- und Reservedienstverhältnisse neu geregelt, eine besondre Abteilung zur Erkundung fremder Marinen, sowie zur Ausarbeitung der Mobilmachung in der Admiralität geschaffen, und seit längerer Zeit schon werden alljährlich große Geschwader mobilmachungsmäßig in Dienst gestellt, um anhaltende taktische und strategische Manöver größten Stils auszuführen.*) Und trotz aller Fortschritte und Vervollkommnungen rüstet Großbritannien unablässig weiter. Meist mit Überstunden und sogar in der Nacht wird in vielen Staats- und Privatwerften, Geschütz-, Panzer- und Maschinenfabriken des Inselreichs gearbeitet, um den vereinigten Flotten Deutschlands, Rußlands und Frankreichs überlegen zu werden und über die Welt zu triumphiren. Wer könnte angesichts solcher opferfreudigen, patriotischen Einmütigkeit dem britischen Volke seine Verwunderung versagen! Schon jetzt herrschen die 39 Millionen**) Engländer über mehr als 300 Millionen Menschen, und mit Riesenschritten nähert sich das britische Volk dem Ziele, die Herrschaft der Welt zu gewinnen, der unanfechtbaren Wahrheit Sir Walther Raleighs folgend: Whosoever commands the sea, commands the trade, whosoever commands the trade, commands the riches of the world, and consequently the world itself.

Als Maßstab für die jeweilige Größe ihrer Seemacht galt der englischen Regierung nach der ruhmreichen Nelsonischen Zeit bis in unsre Tage herein die französische Flotte, der man stets gewachsen bleiben mußte. Wir haben gesehen, wie dieses Streben seit der Annäherung Frankreichs an Rußland dahin erweitert worden ist, den vereinigten Geschwadern Frankreichs und Rußlands überlegen zu werden, und schließlich, als die jüngste Zeit die Möglichkeit eines Dreibundes Deutschland-Frankreich-Rußland brachte, sogar dahin, die englische Seemacht so zu vergrößern, daß sie selbst gegenüber einer solchen Vereinigung die Herrschaft der See und damit die Weltherrschaft behaupten könnte. Dies Ziel zu erreichen, sind die Engländer auf dem besten Wege, einerseits durch ihre gewaltigen eignen Rüstungen, andrerseits infolge unsrer Gleichgiltigkeit. Und doch haben wir Deutschen den größten Schaden durch die weitere Ausdehnung des englischen Weltreichs zu befürchten: den Verfall unsrer eignen Weltmachtstellung und den Ruin unsers Volkswohlstandes durch den Verlust unsers

*) Ferner sind die Docks im Mutterlande und den Kolonien ebenso wie die Befestigungsanlagen beträchtlich ausgedehnt worden.

**) Deutschland hat 52 Millionen Einwohner!

Seehandels*), der viel bedeutender ist, als der Frankreichs und Rußlands zusammengenommen, und dessen wachsender Reichtum die Quelle des britischen Neides, der britischen Feindschaft gegen uns bildet. Frankreich und Rußland scheuen keine Mittel und Anstrengungen, um ihre Marinen auszubauen. Aber gegenüber den mächtigen englischen Rüstungen sind ihre Flotten zusammengenommen schon beträchtlich zurückgeblieben.

Wollen wir unsre westlichen und östlichen Nachbarn, unsre natürlichen Verbündeten in der gegen England gerichteten Weltpolitik und damit uns selbst nicht im Stiche lassen, so müssen auch wir so schnell als möglich und in größerm Umfange unsre Flotte verstärken, oder wir werden uns darein fügen müssen, daß England sein Ziel erreicht: die Seeherrschaft und die Weltbeherrschung mit all den verhängnisvollen Folgen, die sich daraus für die Zukunft Deutschlands und der Millionen von Deutschen im Auslande ergeben.

Die Vorbildung unsrer Kolonialbeamten

Das deutsche Reich als solches ist ein alter, gefesteter Kulturstaat, dessen Bürger mit ruhigem Behagen den verworrenen Entwicklungsgängen unfertiger Staatengebilde zusehen können; als Kolonialmacht aber hat es alle Kinderkrankheiten zu überwinden, die den Anfänger auf dem heikeln Gebiete überseeischer und gar tropischer Besiedlung bedrohen. Das ist um so niederdrückender, als wir ursprünglich mit großem Siegesbewußtsein an die schwierige Aufgabe herangetreten sind, anscheinend vollkommen klar über die Fehler der ältern Kolonialvölker, außerdem mit der Bescheinigung dieser andern Völker in der Tasche, daß sich der Deutsche überall in ihren Gebieten als vorzüglicher Kolonisator erwiesen habe, endlich mit dem sichern Gefühle, daß wir es an Bildung und Menschlichkeit mit allen Bewohnern Europas aufnehmen könnten. Und nun folgt ein Mißgriff und ein widerwärtiger Skandal auf den andern. Während wir die Engländer und Holländer noch zu übertreffen hofften, sehen wir uns auf einmal in einer Reihe mit den Franzosen, deren mangelhafte Begabung für Kolonisation uns früher ein überlegnes Lächeln abnötigte, und dieselbe verständnislose Büreaukratie, die alle französischen Bestrebungen verdorben und vereitelt hat, scheint auch der Fluch der deutschen Besitzungen werden zu sollen.

*) Sein Wert belief sich im Jahre 1893 schon im Verkehr mit Amerika, Asien und Australien, also abgesehen von Afrika, auf 1822 Millionen Mark und ist seitdem noch bedeutend gewachsen.

Ist die Büreaukratie als solche wirklich so schlimm? Es ist kaum anzunehmen, daß die herkömmliche Schulung den deutschen Beamtenstand so verknöchere, daß er nun zu allen Leistungen unfähig würde, die einigermaßen vom alten Schlendrian abweichen; die berühmte „Schneidigkeit" ferner, die aus dem Institut der Reserveoffiziere den größten Teil ihrer Nahrung saugt, ist andern Völkern gegenüber eine gefährliche, aber unter Umständen auch recht nützliche Eigenschaft. Daß sich beide Eigentümlichkeiten dennoch so vielfach verhängnisvoll erwiesen haben, liegt an dem Fehlen eines dritten, ganz unerläßlichen Umstands: unsern Kolonialbeamten mangelt im allgemeinen gänzlich das Interesse und damit auch das Verständnis für ihre neuen Schutzbefohlnen. Außer mehr oder weniger unabgeklärten romantischen Vorstellungen über den neuen Wirkungskreis, einigen praktischen Ratschlägen und etwas Sprachkenntnis dürften die meisten unsrer Beamten nichts weiter mitbringen als die Erfahrungen einer kurzen Beamtenlaufbahn, die sich unter ganz andern Verhältnissen abgespielt hat, als die sind, mit denen sie sich nunmehr abzufinden haben. Der Versuch, die gewohnten Geschäftsformen in der alten Weise anzuwenden, führt natürlich zu wunderlichen Ergebnissen, und die Beobachtung, daß der in bestimmten engbegrenzten Formen erzogne Mensch völlig die Zügel der Selbstbeherrschung verliert, wenn er einmal aus seiner alten Bahn geschleudert ist, bestätigt sich auch hier. Der Kolonialbeamte aber soll vor allem ein echter, ganzer Mensch sein, nicht das Teilchen einer Maschine, das unbrauchbar wird, sobald es aus seiner Stelle in dem wohlgefügten Räderwerke herausgenommen ist; er soll verstehen, was um ihn her lebt und vorgeht, und aus diesem Verständnis heraus soll er handeln und richten.

Das volle, praktische Verständnis wird allerdings nur an Ort und Stelle und nach längerer Zeit zu erreichen sein; aber vorbereiten und erleichtern können wir es dem zukünftigen Kolonialbeamten schon in Deutschland, und daß dies so wenig oder gar nicht geschieht, ist ein schwerer Mangel. Wir haben nicht entfernt die Mittel der Vorbildung, die z. B. dem holländischen Aspiranten einer Kolonialanstellung nicht nur zur Verfügung stehen, sondern mit denen er sich thatsächlich befreunden muß, wenn er überhaupt auf Anstellung rechnen will. Es wäre falsch, den holländischen Lehrplan mit seinem ungeheuern Prüfungsstoff einfach zu übernehmen und auf dieser Grundlage eine „Kolonialschule" zu errichten; es ist vielleicht richtiger, wenige Fächer gründlich zu behandeln und eine Anzahl andrer der Auswahl des Lernenden zu überlassen, als eine Fülle von Bildungsstoff in kurzer Zeit zuzuführen, die nun einmal nicht wahrhaft zu bewältigen ist. Doch ist der Grundgedanke des holländischen Verfahrens sehr richtig: der Kolonialbeamte soll nicht nur eine politische Aufgabe erfüllen, sondern auch eine wissenschaftliche. Er steht als Pionier in einer fremdartigen Welt, die er besser kennen zu lernen vermag, als irgendein andrer, er ist gewissermaßen das Auge, durch das sein

Volk und sein Staat die Verhältnisse der Kolonien beobachtet, und dieses Auge thut nicht seine Pflicht, wenn es sich schließt oder nur starr nach einer Richtung blickt; aber um verständnisvoll umherschauen zu können, muß es zuvor sehen gelernt haben.

Das alte Vorurteil, daß Wissenschaft und praktisches Leben einander fremd sein müßten, ist längst zerstoben. Welchen ungeheuern Wert die deutsche Wissenschaft für unser Volk und unsre Weltstellung hat, ist offenkundig. Aber die unmittelbar daraus folgende Wahrheit, daß jede Unterstützung der wissenschaftlichen Thätigkeit mittelbar dem ganzen Volke zu gute kommt, findet nur allzu häufig noch taube Ohren. Wenn irgendwo, so sollte in der Kolonialpolitik diese Erkenntnis durchdringen, denn hier sind auch die unmittelbarsten Vorteile von der wissenschaftlichen Mitarbeit zu erwarten. Trotzdem scheint es noch mancher harten Erfahrung zu bedürfen, ehe man dem Beispiele des kleinen Hollands folgt und den Kolonialbeamten eine ausreichende wissenschaftliche Vorbildung für ihren Beruf mit auf den Weg giebt.

Das Bedürfnis selbst ist so dringend und so begründet, daß es unbedingt mit der Zeit seine Befriedigung finden wird; eine Bildungsstätte für Kolonialbeamte wird in irgend einer Form geschaffen werden. Man wird darauf bedacht sein, den Beamten einerseits eine rein praktische, andrerseits eine wissenschaftliche Vorbildung zu geben, ohne daß übrigens diese beiden Lehrstoffe völlig zu trennen wären. Von den praktischen Lehrfächern soll an dieser Stelle abgesehen werden; die wissenschaftliche Vorbildung dürfte dagegen am richtigsten wohl in der Weise erfolgen, daß eine gemeinsame Grundlage für alle Beamten vorgeschrieben wird, während zwischen einer Anzahl andrer Fächer die Wahl freisteht. Das Ganze würde demnach mehr den Charakter einer Hochschule als etwa den eines Gymnasiums tragen, was ja auch dem Alter und der Bildungsstufe der Schüler vollkommen entspräche, und so wären denn auch die Lehrkräfte vorwiegend aus akademischen Kreisen zu wählen. Diese Fragen würden sich bei einigem guten Willen sehr leicht lösen lassen; dagegen liegt die Möglichkeit sehr nahe, daß bei der Auswahl der Lehrfächer verhängnisvolle Mißgriffe geschehen.

Es ist unbestreitbar, daß naturwissenschaftliche Kenntnisse nicht nur für den Kolonialbeamten selbst von großem Nutzen sind, sondern daß sie ihn auch befähigen, in seinem Wirkungskreise der Wissenschaft als solcher unschätzbare Dienste zu leisten. Die Vertreter der Naturwissenschaften haben es glücklicherweise auch verstanden, die große Bedeutung ihrer Fächer im Laufe der Zeit in ein so helles Licht zu setzen, daß kaum jemand versuchen dürfte, gegen ihre Berücksichtigung Einspruch zu erheben. Eine andre Wissenschaft aber, die an erste Stelle gehören müßte, hat noch immer nicht entfernt die Anerkennung gefunden, die ihr gebührt, und die sie gerade in diesem Falle fordern muß: die Völkerkunde.

Fragt man einen Gebildeten, welche wissenschaftliche Fächer er an einer Kolonialschule für die wichtigsten halten würde, so kann man darauf rechnen, daß er zuerst Botanik, Geologie, Zoologie, Meteorologie nennen wird, die Völkerkunde aber, wenn überhaupt, erst nach einigem Besinnen an letzter Stelle. Eine verhängnisvolle Reihenfolge! Wenn irgend eine Wissenschaft, so hat die Völkerkunde das Recht, an erster Stelle Berücksichtigung zu verlangen, und zwar sowohl aus wissenschaftlichen Gründen wie aus rein praktischen.

Die Völkerkunde ist gerade gegenwärtig in einer seltsamen Lage. Der Größe ihrer Aufgabe und der dringenden Eile gegenüber, mit der viele ihrer Arbeiten vor dem gänzlichen Verschwinden des ethnologischen Materials erledigt werden müssen, bilden die ihr zur Verfügung stehenden Mittel einen geradezu kläglichen Gegensatz. Es ist eine bewundernswerte Leistung des deutschen Idealismus, daß trotzdem auch in diesem Fache die deutsche Wissenschaft die Führung zu übernehmen beginnt und selbst den überreich bevorzugten Amerikanern den Rang abläuft. Noch hat sich kein deutscher Staat gemüssigt gefunden, einen Lehrstuhl für Völkerkunde zu errichten, und während minder dringende Ansprüche stets auf Fürsprecher rechnen können und leicht befriedigt werden, läßt man eine Wissenschaft verkümmern, die allein imstande wäre, einer ganzen Reihe stockender Fächer frisches Blut und Leben einzuflößen. Die Gefahr liegt ungemein nahe, daß auch bei Gründung einer Kolonialschule die Völkerkunde wieder die Rolle des Aschenbrödels spielt. Auf diese Weise aber würde unendlich viel verloren gehen. Die Völkerkunde ist vor allem auf das Studium der Naturvölker angewiesen, diese aber sind in unaufhaltsamem Rückgang und verlieren mit unheimlicher Schnelligkeit ihre Eigenart. Das Kolonialwesen trägt dazu mächtig bei, und es ist wirklich nicht zu viel verlangt, wenn man angesichts dieser Verhältnisse fordert, daß sich wenigstens der Kolonialbeamte an dem Rettungswerke beteiligen und von seiner Regierung zu dieser Aufgabe fähig gemacht werden soll. Bis jetzt überläßt man das alles dem Zufall oder spricht wohl den Wunsch aus, daß der Beamte auch die ethnologischen Verhältnisse beobachten soll, giebt ihm aber nicht die Möglichkeit, dies mit wirklichem Erfolge zu thun. Statt dessen müßte er sich über die hauptsächlichsten wissenschaftlichen Fragen klar sein. Wer nicht ethnologisch gebildet ist, dem erscheint vieles als Spielerei, nicht des Erzählens wert, was in Wirklichkeit die höchste Bedeutung hat, und andrerseits ist er geneigt, mit behaglicher Breite über Dinge zu berichten, die mit wenigen Worten genügend charakterisirt wären oder, weil er ihren Sinn verkehrt aufgefaßt hat, ganz unverständlich bleiben. Der Kolonialbeamte müßte mit Verständnis dahin wirken, daß die alten Sitten und Bräuche, die zum Teil durch seine eigne Anwesenheit und sein Beispiel vernichtet werden, nicht ganz und gar zu Grunde gehen, sondern wenigstens aufgezeichnet werden und somit der Wissenschaft erhalten bleiben. Schon in diesem Sinne hat die Völkerkunde allen andern Fächern voranzustehen. Durch

die europäische Besiedlung werden Pflanzen und Tiere nicht entfernt in dem Maße ausgerottet oder umgebildet wie die Völker; die geologischen Verhältnisse können auch nach Jahrzehnten und Jahrhunderten noch mit demselben Erfolge studirt werden wie heutzutage, und auch das Klima wird sich nicht allzu rasch ändern. Nur die Stämme der Eingebornen sterben dahin oder verlieren unwiederbringlich die eigentümliche Kultur, die sie sich im Laufe der Jahrtausende erworben haben.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß bisher von den Kolonialbeamten nichts für die Völkerkunde geschehen wäre. Man darf es als eine der schönsten Bethätigungen selbständigen deutschen Forscherdrangs bezeichnen, daß schon jetzt durch ihre Vermittlung ein reiches ethnologisches Material zugänglich gemacht worden ist. Aber wie ganz anders wären die Ergebnisse, wenn ein Plan in die Sache käme, und jeder Hinausziehende sich von vornherein über die Aufgaben klar wäre, die ihn erwarten und vielleicht von ihm allein gelöst werden können!

Natürlich wird es nicht an nüchternen Gemütern fehlen, denen diese Forderungen der Wissenschaft nebensächlich und gleichgiltig erscheinen, die es allenfalls verstehen, daß man dem Kolonialbeamten einige hausbackne praktische Kenntnisse mitgiebt, die aber für die übrigen Wünsche nur ein ironisches Achselzucken haben. Nun, gerade die Vorgänge der letzten Zeit lehren uns, wie ungeheuer praktisch völkerkundliches Verständnis für den Beamten ist, der über Naturvölker zu urteilen und zu richten hat! Nur auf eine Seite der Völkerkunde mag hier hingewiesen sein. Dem Durchschnittsjuristen ist es in der Regel so gut wie unbekannt, daß es eine ethnologische Jurisprudenz giebt, die sich als eigner Wissenszweig bereits zu herrlicher Blüte entfaltet hat; es gehört im allgemeinen immer noch zum guten Ton, diese ganze Entwicklung zu ignoriren oder vornehm über sie abzusprechen. In Europa mag das noch eine ganze Weile durchführbar sein, der Jurist aber, der über Naturvölker zu Gericht sitzen soll, handelt einfach unverantwortlich, wenn er sich nicht mit den Hilfsmitteln vertraut macht, die ihm die völkerkundliche Forschung bietet. Mit plumper Hand greift er in Verhältnisse ein, die ihm fremd und unverständlich sind, unterwirft seinem ungeschulten Urteil die Ergebnisse einer uralten, in ihrer Art eigentümlichen und ehrwürdigen Entwicklung, verletzt Gefühle, für deren Dasein und Daseinsberechtigung er keinen Sinn hat, und erstaunt dann, wenn Krieg und Empörung die Folge seiner anscheinend so „gerechten" Verwaltung sind. Er kann der tüchtigste, vom besten Willen beseelte Mensch sein und wird doch unter Umständen unsägliches Unheil stiften.

Die Rechtspflege wird natürlich nicht allein von einer ethnologischen Vorbildung der Beamten Vorteil ziehen; auch im übrigen wird diese Bildung das Verhalten gegenüber den Eingebornen beeinflussen. Wer schon einigermaßen mit dem Wesen der Naturvölker vertraut ist, bleibt vor jenem bedenklichen

Schwanken in der Behandlung seiner Untergebnen bewahrt, das so oft verhängnisvoll geworden ist und manchen Erfolg der ältern Kolonialvölker wieder vernichtet hat. Eine einheitliche Vorschule der Kolonialbeamten ermöglicht es, ihnen von Anfang an gewisse Grundsätze anzuerziehen, die jedem einzelnen zuletzt in Fleisch und Blut übergehen und die Stetigkeit der Verwaltung sichern, während sonst der verschiedne Charakter der Beamten und die wechselnden Erfahrungen, die sie zu machen haben, diese Stetigkeit mit Notwendigkeit hemmen und zerstören. Das Schwanken in Urteil und Behandlung findet dabei in der Regel nach zwei entgegengesetzten Richtungen statt: einerseits finden sich Anhänger der brutalen, verständnislosen Gewalt, andrerseits Vertreter einer weichlichen Sentimentalität.

Von brutalen Beamten kennt die deutsche Kolonialgeschichte leider nun auch einige traurige Beispiele. Man kann allerlei zu ihrer Entschuldigung anführen und hat auf den „Tropenkoller," die Gefahren und Leiden des tropischen Dienstes und vieles andre hingewiesen. Was man aber an erster Stelle hätte anführen sollen, den gänzlichen Mangel an wirklicher Vorbildung, das ist in der Regel vergessen worden, und doch liegt die Grundursache der schlimmen Vorkommnisse auf diesem Gebiete. Und nicht nur darin würde sich der Nutzen einer Vorschule zeigen, daß es durch sie den Beamten erleichtert würde, sich in ihre neue Thätigkeit hineinzufinden, sondern es ließen sich während der Vorbildung auch recht wohl die Leute erkennen und aussondern, die ihr Charakter für den schwierigen Posten eines höhern Kolonialbeamten untauglich macht. Auf diese Art wäre ein Mittel gegeben, die ärgsten und beschämendsten Vorkommnisse zu verhüten. Wer aber mit Erfolg diese Vorschule durchlaufen hätte, den würde schon die ihm anerzogne Gewohnheit, auf das Wesen und Treiben seiner dunkelfarbigen Brüder verständnisvoll zu achten, vor sinnlosen Grausamkeiten bewahren.

Aber auch die andre, oft noch verhängnisvollere Richtung, die sentimentale Auffassung, würde durch das Studium der Völkerkunde größtenteils unmöglich gemacht werden. Die Sucht, im Neger den vollkommen gleichstehenden Menschen zu sehen und ihn demgemäß wie einen europäischen Ehrenmann zu behandeln, hat in manchen englischen und französischen Kolonien zu grotesken, noch öfter aber zu wahrhaft traurigen Ergebnissen geführt; der Europäer ist durch sie gedemütigt und zurückgesetzt, der Eingeborne gründlich verdorben worden. Über die anglisirten „Hosennigger" von Sierra Leone und andern westafrikanischen Besitzungen Englands herrscht nur eine Stimme, daß es nämlich die nichtsnutzigsten und aufgeblasensten Geschöpfe auf Gottes Erdboden sind; und was hier die englische Bigotterie erzielt, das gelingt anderwärts französischen Büreaukraten, die zum Teil ihre Gerechtigkeit so weit treiben, einen Weißen auf mehrere Wochen einzusperren, weil er einen schwarzen Spitzbuben auf frischer That ertappt und mit einigen Ohrfeigen abgestraft hat.

Der Dieb geht natürlich frei aus, weil eine Menge Gesindel seine Unschuld beschwört. Von derartigen sentimentalen Beamten sind die deutschen Kolonien bisher noch einigermaßen verschont geblieben, aber sie werden schon auch noch kommen, wenn nicht endlich an eine planmäßige Vorbildung gedacht wird.

Es versteht sich wohl von selbst, daß in einer Kolonialschule das Studium der Völkerkunde in erster Reihe stehen müßte: allgemeine Völkerkunde, Rechtskunde der Naturvölker und allgemeine Soziologie, ferner Ethnographie der deutschen Kolonien hätten als unerläßliche Lehrfächer zu gelten. Daneben müßte es jedem frei stehen, unter den verschiednen zur Auswahl stehenden Wissenschaften auch die Völkerkunde als besondres Fach zu wählen und sich mit den Methoden anthropologischer und ethnologischer Forschung, dem Anlegen von Sammlungen, dem Anfertigen wissenschaftlich brauchbarer Photographien und Abgüsse vertraut zu machen. Auf diese Weise könnten alle, die für ethnologische Fragen Interesse haben, aufs beste vorbereitet die Heimat verlassen und der Wissenschaft große Dienste leisten.

Beiläufig mag darauf hingewiesen sein, daß die Hilfe eines Völkerkundigen auch bei mancher Leistung der höhern Diplomatie sehr ratsam gewesen wäre. Jeden Ethnologen muß ein Grausen erfassen, wenn er die wunderbaren schnurgeraden Grenzlinien betrachtet, die jetzt die Karte Afrikas durchschneiden, gleichviel, ob z. B. die Hauptstadt eines Gebiets in die eine Interessensphäre, der größte Teil des dazu gehörigen Landes in die andre fällt, oder ob ein engverbundnes Volk willkürlich halb der einen, halb der andern wetteifernden Macht zugeteilt wird. Diese Unbesonnenheiten bilden ein ganzes Brutnest zukünftiger Verwicklungen, und sie wären sicher vermieden worden, wenn man nicht nur mit Bleistift und Lineal, sondern vor allem mit den Hilfsmitteln der Völkerkunde gearbeitet hätte.

Ob diese Anregungen so bald etwas fruchten werden, wer weiß es? Zeit wäre es, sich ernstlich mit solchen Fragen zu befassen, ehe neue und immer neue Widerwärtigkeiten dazu zwingen. Durch Befehle und Verordnungen rottet man die bestehenden übeln Verhältnisse nicht aus, sondern nur durch vernünftige Erziehung, für die es wahrhaftig weder an Kräften noch an Mitteln fehlt. Deutschlands Überlegenheit über die andern Kulturvölker liegt in der Macht seiner Wissenschaft und seiner gründlichen Bildung; warum verschmäht man es, diese Überlegenheit gerade da geltend zu machen, wo sie von den größten und wohlthätigsten Folgen sein könnte?

Etwas von der Post

Jahraus jahrein schreiben sich mehrere Beamte bei den vierzig Oberpostdirektionen des Reichspostgebiets die Finger lahm, um alle die Beschwerden zu erledigen, die vom Publikum eingesandt worden sind, und die Posträte seufzen unter der Last, die auf die Beschwerden zu erteilenden Bescheide in eine Form zu bringen, daß sie nicht zu weitern Berufungen an das Reichspostamt Anlaß geben. Dabei kommt nur ein geringer Teil der Beschwerden zur Kenntnis der Oberpostdirektionen, die meisten werden von den Postämtern geprüft und erledigt.

Ein großer Teil der Beschwerden wird durch Fehlleitungen und hierdurch herbeigeführte Verzögerungen der Sendungen veranlaßt. Der Beschwerdeführer erhält sofort von der Oberpostdirektion die Mitteilung, daß sein Schreiben eingegangen und die Untersuchung eingeleitet sei. Von den Postanstalten wird hierauf der Leitnachweis des verspäteten Briefes usw. gefordert, die Beamten werden zur Äußerung veranlaßt oder schriftlich vernommen, aber erreicht wird hierdurch nichts. Denn jeder Beamte sagt: ich vermag mich des Briefes nicht zu erinnern, wäre er aber in meine Hände gekommen, so würde ich ihn da und dorthin weitergesandt haben. Die entstandnen Schriftstücke gehen nun an die Oberpostdirektion zurück, und diese bescheidet den Beschwerdeführer etwa in folgender Weise: Herren Schulz und Müller Wohlgeboren hierselbst. Euere (sic) Wohlgeboren benachrichtige ich im Anschluß an meine vorläufige Mitteilung vom xten ergebenst, daß die angestellten eingehendsten Ermittlungen nach dem Grunde der Verspätung des Briefes, dessen Umschlag wieder beigefügt ist, leider vergeblich geblieben sind. Indem ich Ihnen mein lebhaftes Bedauern über die vorgekommne Unregelmäßigkeit ausdrücke, bemerke ich, daß Vorkehrungen getroffen sind, um die Wiederholung derartiger Versehen zu vermeiden.

Worin bestehen nun diese „Vorkehrungen"? Das Postamt, von dem man annimmt, daß von ihm die erste Fehlleitung ausgegangen sei, erhält die Aufforderung, die Beamten auf die richtige Leitung der Sendungen nach dem in Frage kommenden Orte hinzuweisen. Das Postamt führt die Anordnung aus, aber kaum sind die Abfertigungsbeamten mit der entsprechenden Anweisung versehen, so gehen sie schon wieder nach allen Richtungen ab, und es sitzen

oder vielmehr stehen andre Beamte an den hunderten von Fächern, die die abzusendenden Briefe aufzunehmen haben, und schießen dieselben Böcke. Das ist ja das Unglück bei der Reichspostverwaltung, daß die Beamten so oft wechseln, daß sie aus fernen Gegenden in Verhältnisse kommen, die ihnen ganz fremd sind, und nun natürlich Monate brauchen, um sich in den neuen Orten zurechtzufinden. Während dieser Zeit muß das korrespondirende Publikum leiden und sich gedulden. Man vergegenwärtige sich ferner, um nicht jede Dienststelle eines Postamts durchzunehmen, daß selbst bei mittlern Postämtern mehrere hunderte von Korrespondenten ihre Postsachen durch Boten abholen lassen. Da halten die Firmen Müller und Schulze und Schulze und Müller, Gebrüder Schultze mit und ohne t, Isaak Abraham und Abraham Isaak, Sally Cohn, L. Cohn und G. Cohn Nachfrage nach vorliegenden Sendungen. Was nützt da dem jungen, aus den alten Provinzen nach dem Reichslande versetzten Postsekretär, der sich bei seiner Vorbereitung zur Staatsprüfung eifrig mit den verschiednen Reichs- und Landesgesetzen bekannt gemacht und die Grundzüge der Staatswissenschaft, der Finanzwissenschaft, der Volkswirtschaft und des Gerichtsverfahrens usw. studirt hat, sein ganzes Wissen? Er muß sich erst wochenlang bemühen, die Firmen und die Abholer im Orte und die vielen Fächer, die die Briefe aufzunehmen haben, kennen zu lernen. Welche Irrtümer laufen dabei einem nicht eingearbeiteten Beamten unter, wie leicht verwechselt er ähnlich klingende Namen, und wieviel Beschwerden werden hervorgerufen! Im Warthebruch liegen verschiedne Orte mit sehr merkwürdigen Namen, die seinerzeit von den Ansiedlern mitgebracht worden sind. Da giebt es ein Jamaika, ein Saratoga, ein Philadelphia, ein Sumatra usw. Kommt nun ein Beamter aus Westfalen nach einer Postanstalt in der Nähe dieser Orte, so hat er natürlich keine Ahnung, daß der mit einer Zehnpfennigmarke frankirte, nach Jamaika bestimmte Brief nicht nach Westindien, sondern nach dem nahe gelegnen Orte gehen soll, er sendet ihn daher auf eine nach dem Westen gehende Bahnpost. Ist aber der Brief einmal über Berlin hinaus, so wandert er weiter über das große Wasser. Hat er Glück, so kommt er nach einigen Monaten von dort als unbestellbar zurück.

Es könnten tausende von Beispielen gesammelt werden, um die Notwendigkeit zu beweisen, bei den Postämtern ein möglichst ständiges Personal zu beschäftigen. Gegenwärtig besteht bei einem Postamte etwa ein Viertel des Personals aus nicht angestellten Beamten, aus Assistenten, Praktikanten, Eleven und Gehilfen. Nun sind aber stets mehrere angestellte Beamte krank, beurlaubt oder anderweitig beschäftigt, und einige Stellen aus irgend einem Grunde nicht besetzt; so ist das Personal, namentlich in den Sommermonaten, zur Hälfte aus jungen, unerfahrnen Leuten zusammengesetzt, die erst später bei der ersten Prüfung den Nachweis liefern sollen, daß sie etwas gelernt haben, und die dann diesen Nachweis durchschnittlich in recht mäßigem Um-

fange liefern. Von der aus angestellten Beamten zusammengesetzten Hälfte sind noch der Amtsvorsteher, der Kassirer und einige Oberpostsekretäre abzuziehen. So bleiben zur Besorgung des eigentlichen Betriebsdienstes nur wenige angestellte Beamte übrig. Allerdings können, wie nicht bestritten werden soll, die jüngern Beamten so eingearbeitet werden, daß sie mit Nutzen zu verwenden sind. Denn so schwierig sind die Verrichtungen bei einem nicht in unmittelbarer Verbindung mit dem Auslande stehenden Postamte keineswegs, daß nicht ein mit den notwendigen Vorkenntnissen ihm überwiesener Beamter nach einiger Zeit bei einigen Dienststellen zu verwenden wäre. Aber das schlimme ist, daß die sogenannten Hilfsarbeiter einem fortwährenden Wechsel unterworfen sind. Sie kommen gar nicht dazu, sich mit den örtlichen Verhältnissen vertraut zu machen. Wie bei einem Taubenhause fliegen die Beamten aus und ein. Man sehe sich nur einmal die Amtsblätter des Reichspostamts und die Verkehrszeitungen an, die seit dem April dieses Jahres erschienen sind, und man wird staunen, welches ungeheure Personal sich am 1. April von Osten nach Westen, von Norden nach Süden und umgekehrt bewegt hat. Dabei werden die außerordentlich zahlreichen Versetzungen der Posteleven und Gehilfen in diesen Blättern gar nicht veröffentlicht. Zu einer Zeit, wo der Geldverkehr überaus lebhaft ist, und wegen des Jahresschlusses alle Hände ohnehin vollauf zu thun haben, werden den Postämtern mehrere Beamte entzogen. Denn die Versetzten reisen vor dem 1. April ab, und der Ersatz trifft erst nach einigen Tagen ein, sodaß gerade in den Tagen, wo das Personal besonders an den Schalterstellen verstärkt sein müßte, Mangel eintritt. Das Publikum muß natürlich darunter leiden und auf Abfertigung warten.

Für die allgemeine Ausbildung der Beamten mögen ja die häufigen Versetzungen zweckmäßig sein, und für die jungen Beamten ist es meist sehr angenehm, auf Staatskosten in der Welt herumzureisen; aber für das Publikum, dem die Post zu dienen hat, sind diese unaufhörlichen Versetzungen sehr nachteilig. Es ist eigentümlich, daß von den Oberpostdirektionen gerade der praktische Dienst, von dem die Post lebt, und der doch das verrichtet, was man von der Post verlangt: die Annahme, Beförderung, Bestellung und Ausgabe der Sendungen, hintangestellt und der Schwerpunkt in die Büreauarbeiten der Oberpostdirektionen verlegt wird. Wie zahlreich ist nicht allein das Personal, das zur Bearbeitung der Statistik verwendet wird! Der Wert selbst einer richtigen Statistik ist schon von verschiednen Seiten angezweifelt worden, weil sie nicht alles immer in dem richtigen Lichte erscheinen läßt. Und nun sehe man sich einmal das dicke statistische Heft an, das jedes Jahr von der Reichspostverwaltung herausgegeben wird! Fortwährend werden in den statistischen Nachweisungen, die von den Postanstalten aufzustellen sind, neue Spalten angebracht, und in diese haben die Postanstalten die Zahlen einzurücken, die beim Zählen der Briefe usw. ermittelt worden sind. Es flimmert einem förmlich

vor den Augen, wenn man sich so ein statistisches Formular ansieht. Die Ermittlungen über die Zahl der eingelieferten, bestellten und ausgegebnen Briefe, Postkarten, Drucksachen und Warenproben finden jährlich zweimal für einen Zeitraum von sieben Tagen statt. Das Ergebnis der in der größten Hast vorgenommnen Zählung, wobei eine Trennung dieser Sendungen nach Aufgabe- und Bestimmungsland, nach Gewicht, Frankatur und vielen andern in den Formularen gestellten Fragen stattfindet, und 178 Spalten auszufüllen sind, wird vervielfältigt, um die Zahlen für das Jahr zu gewinnen. An sich ergiebt diese Art der Ermittlung gar nichts zuverlässiges, weil der Briefverkehr in den verschiednen Jahreszeiten ganz ungleich ist. In einer Woche werden bei einer Postanstalt auf einmal tausende von Drucksachen eingeliefert, und dann tritt wieder eine Pause ein. Aber selbst die Ermittlungen für die sieben Tage sind, wie jeder im praktischen Dienste beschäftigte Postbeamte bestätigen wird, ungenau und beruhen größtenteils auf Schätzungen und Annahmen. Der Verkehr soll sich heben, und so wird an den statistischen Nachweisungen so lange gekünstelt, bis sich im ganzen eine Steigerung des Verkehrs ergiebt. Die Arbeitskräfte der Beamten bei den Postanstalten, den Oberpostdirektionen und dem statistischen Büreau des Reichspostamts werden daher ganz unnützerweise in Anspruch genommen, und das dicke Heft, das jedes Jahr erscheint, um ein Bild von den Verkehrsverhältnissen zu liefern, ist, was die Briefe, Postkarten, Drucksachen und Warenproben betrifft, vollständig wertlos, weil es nur auf Annahmen, aber nicht auf Thatsachen beruht.

Von den königlich sächsischen Postbeamten wurde bis 1868 verlangt, daß sie über die Postverbindungen im ganzen Königreich genau unterrichtet waren. Es war wirklich zu bewundern, welche Kenntnis sie von den Verkehrsverhältnissen in ihrem Vaterlande hatten. Die Reichspostverwaltung stellt derartige Anforderungen nicht, und doch wäre es sehr gut, wenn von jedem Postbeamten die genaue Kenntnis der Lage der Postorte im eignen und in den benachbarten Bezirken verlangt würde und bei den Prüfungen nachzuweisen wäre. Aber welche Unkenntnis in der Lage der Orte tritt bei den Prüfungen der jüngern Beamten, die schon seit einigen Jahren selbständig Dienst gethan haben, zu Tage! Bei der höhern (Staats-) Prüfung ist seit längerer Zeit die Geographie als Prüfungsgegenstand ganz weggefallen. Und doch wäre es sehr notwendig, gerade in der Kenntnis der Geographie, namentlich der Lage der Orte und der bestehenden Verbindungen, höhere Anforderungen zu stellen, dagegen manches andre dem Juristen zu überlassen.

In neuerer Zeit wird von oben herab zwar dahin gewirkt, daß das Schreibwerk vermindert wird, aber es geht damit nur langsam vorwärts, und die abgeschmackten Redensarten: „ganz gehorsamst“ und „sehr gefälligst“ stehen noch in schönster Blüte. Das Heft „Über den Kanzleistil“ von Rothe ist allerdings zur Beachtung empfohlen worden, aber „zur Kenntnisnahme und zum

Bericht," das schöne „beziehungsweise" kehrt immer wieder, und noch immer kann man Verfügungen und Schriftstücke lesen, deren Wortzahl man ohne die geringste Veränderung des Sinnes auf die Hälfte kürzen könnte.

Zur Verminderung des vielen überflüssigen Schreibwerks wie der Beschwerden des Publikums kann nur folgendes führen. Die Oberpostdirektionen müssen auf die Anforderungen des praktischen Dienstes mehr Rücksicht nehmen. Bei den Postämtern muß ein ständiges Personal beschäftigt werden, das mit den örtlichen Verhältnissen genau vertraut ist; es müssen immer jüngere Beamte vorhanden sein, die etwa fehlende angestellte Beamte vertreten können, ohne daß Störungen in der Regelmäßigkeit des Dienstbetriebs eintreten. An die Beamten sind höhere Anforderungen in der Kenntnis der Lage der Orte und ihrer Verbindungen zu stellen, und bei den Abfertigungsstellen der Postämter mit starkem Verkehr und an Eisenbahnknotenpunkten dürfen keine Beamten beschäftigt werden, die noch nicht die nötige Erfahrung und Gewandtheit haben. Die massenhaften Versetzungen dürfen nicht zu einer Zeit erfolgen, wo der Verkehr eine Verstärkung des Personals erfordert. Die schwierige und zeitraubende Statistik über den Briefverkehr muß eingeschränkt werden.

Neue Sprachdummheiten

3. Falsche Wortstellung, wenn nichts schlimmeres

Mit großer Schnelligkeit, bazillusartig, wie immer, hat sich seit einigen Jahren ein Sprachfehler verbreitet, der noch vor zwanzig Jahren ganz undenkbar gewesen wäre. Ich meine den Fehler, der in Verbindungen liegt, wie den folgenden: der Direktor Hittenkofer des Technikums zu Strelitz — das Töchterchen Alice des Herrn Hofhotelier Baumann — die Sektion Sterzing des österreichischen Touristenklubs.

Hier sind zwei Konstruktionen in und durch einander geschoben. Richtig ist es, zu sagen: der Direktor Hittenkofer; hier ist der Name Hittenkofer das Hauptwort, und der Direktor eine Apposition dazu. Richtig ist es auch, zu sagen: der Direktor des Technikums; hier ist der Direktor das Hauptwort, und des Technikums ein Attribut dazu. Aber falsch ist es, beide Konstruktionen so mit einander zu verbinden, wie es in den angeführten Beispielen geschehen ist; denn dann ist Hittenkofer das Hauptwort zu der Apposition der Direktor, und gleichzeitig der Direktor das Hauptwort zu

dem Attribut des Technikums. Will man durchaus beide Konstruktionen verbinden, so kann es nur heißen: der Direktor des Technikums zu Strelitz Hittenkofer. Dann ist Hittenkofer das Hauptwort, der Direktor die Apposition dazu, und des Technikums das Attribut zur Apposition. Wer ein wenig Sprachgefühl hat, für den bedarf es dieser langen Auseinandersetzung gar nicht. Man denke sich, daß jemand sagen wollte: die Ballade Erlkönig Goethes — der Doktor Meurer der Medizin — der Minister Köller des Innern — der Begründer Ritter der wissenschaftlichen Erdkunde — das Mitglied Eugen Richter des Reichstags — jeder würde das für lächerlich und ganz unmöglich halten, und doch wären das ganz ähnliche Verbindungen.*)

Wer sich den logischen Verstoß, der in solchen Ineinanderschiebungen liegt, nicht klar machen kann, der müßte doch wenigstens stutzig werden, wenn er den abhängigen Genitiv, der sonst immer unmittelbar auf das Wort folgt, von dem er abhängt, hier durch ein dazwischengeschobnes Wort davon getrennt sieht! Es wird aber niemand stutzig; man schreibt ruhig:

der Redakteur Küchling des Leipziger Tageblatts,
der Sekondeleutnant von Guttenberg des Infanterieleibregiments,
der Prokurist Hermann Becker der Firma Schimmel und Co.,
der Insasse Körner des hiesigen Arbeitshauses,
der Mönch Bernardus des Klosters St. Stephan,
die Villa Achilleion der Kaiserin Elisabeth,
das Segelboot Undine des Prinzen Demidoff,
das Pferd Lippspringe des Freiherrn von Reitzenstein,
die Komödie Hans Pfriem des Martin Hayneccius,
die Marmorbüste Die Verdammnis des kurfürstl. sächs. Hofbildhauers Permoser,
die Ortsgruppe Zeitz des Allgemeinen deutschen Schulvereins,
der Zweigverein Berlin-Charlottenburg des allgemeinen deutschen Sprachvereins (!),
die Haltestelle Zwischenbrücken der Plagwitzer Eisenbahn,
die Strecke Faido—Lavorgo der Gotthardbahn usw.

Und die angeführten Beispiele zeigen, daß der Fehler keineswegs bloß in den Zeitungen grassirt, sondern auch schon in wissenschaftlichen Werken spukt.

Ich gebe zu, daß er etwas bequemes, und das Bestreben, ihn zu vermeiden, manchmal etwas unbequemes hat. Aber wird der Fehler dadurch erträglicher? Wem es nicht gefällt, zu sagen: die Komödie des Martin Hayneccius Hans Pfriem, der stelle doch den Genetiv voran und sage:

*) Das Mitglied Eugen Richter des Reichstags habe ich übrigens wirklich gedruckt gelesen!

des Martin Hayneccius Komödie Hans Pfriem, oder er setze statt des Genetivs die Präposition von: die Komödie Hans Pfriem von Martin Hayneccius. Und wem es nicht gefällt, zu sagen: die Ortsgruppe des Allgemeinen deutschen Schulvereins Zeitz — mir gefällt es auch nicht —, der sage doch: die Zeitzer Ortsgruppe des A. d. Sch. Das ist deutsch.

Streng genommen ist es natürlich auch falsch, zu sagen: der Wetterbericht Nr. 200 des Meteorologischen Instituts. Hier drängt sich Nr. 200 eben so störend zwischen die beiden untrennbaren Glieder, wie in den vorher angeführten Beispielen die Eigennamen; deutsch wäre: der 200. Wetterbericht des Meteorologischen Instituts. Ebenso falsch ist: eine Stiftung von 7000 Mark des Herrn Landgerichtsrat N. — eine Handschrift von 240 Blatt der Münchner Hof- und Staatsbibliothek — die Abteilung für Kriegsgeschichte des Großen Generalstabes — die Adreßbücher für 1896 der Städte Berlin, Bremen und Breslau — der Oberarzt für Hautkrankheiten des städtischen Krankenhauses — das Promemoria an die kurfürstliche Bücherkommission des Professors Ernesti — der Mangel an Selbstbewußtsein und Selbständigkeit der deutschen Mädchen usw. Auch in allen diesen Beispielen sind zwei Konstruktionen, und zwar beidemal ein Hauptwort mit Attribut (z. B. der Oberarzt des städtischen Krankenhauses und der Oberarzt für Hautkrankheiten), in ganz unerträglicher Weise in einander geschoben, unerträglich deshalb, weil dadurch der Genitiv von dem Wort abgerissen ist, zu dem er gehört. Freilich läßt sich auch in solchen Fällen nicht immer durch bloße Umstellung helfen. Schreibt man: der Oberarzt des städtischen Krankenhauses für Hautkrankheiten, so ist allerdings die unsinnige Verbindung: Hautkrankheiten des städtischen Krankenhauses beseitigt; aber dafür wird nun das Mißverständnis möglich, daß es ein besondres städtisches Krankenhaus für Hautkrankheiten gebe. In solchen Fällen bleibt eben nichts weiter übrig, als ein Partizip zu Hilfe zu nehmen und zu schreiben: Der am städtischen Krankenhaus angestellte Oberarzt für Hautkrankheiten. Solche Partizipien werden so oft ganz überflüssigerweise gesetzt, daß man sie schon auch einmal setzen kann, wo es notwendig ist.

4. Mißhandelte Redensarten

Für eine große Anzahl von Thätigkeitsbegriffen fehlt es uns im Deutschen an einem geeigneten Verbum; wir können sie nur durch Redensarten ausdrücken, die aus einem Verbum und einem Hauptwort bestehen. Oft ist aber auch ein geeignetes Verbum vorhanden, und doch geben viele, weil sie die Neigung haben, sich möglichst breit auszudrücken, einer umschreibenden Redensart den Vorzug. Solche Redensarten — unentbehrliche und entbehrliche — sind z. B. Fühlung haben, Gebrauch machen, Rechnung tragen, Klage

führen, Kenntnis nehmen, Platz greifen, Wandel schaffen, Dank wissen, in Kenntnis setzen, zur Verfügung stellen und hundert andre.

Viele solche Redensarten haben nun etwas formelhaftes. Da sie eben einfache Verbalbegriffe ersetzen, so werden sie auch wie einfache Verba gefühlt, wenigstens von Leuten, die Sprachgefühl haben. Daraus folgt aber mit Notwendigkeit zweierlei: erstens, daß sie in passivischen Sätzen und in Nebensätzen, wo das Verbum am Ende steht, nicht zerrissen werden dürfen; zweitens, daß sie, ebenso wie wirkliche Verba, nur durch Adverbia näher bestimmt werden können. Gegen beide Gesetze wird jetzt fort und fort verstoßen.

Da schreibt man z. B.: er wurde in Kenntnis von dem Geschehenen gesetzt. Falsch! Es muß heißen: er wurde von dem Geschehenen in Kenntnis gesetzt, denn in Kenntnis setzen vertritt ein einfaches Verbum und darf auf keinen Fall zerrissen werden. Andre Beispiele solches gefühllosen Zerreißens formelhafter Redensarten sind: wenn eine der brennenden Fragen in Beziehung zur technischen Hochschule gesetzt wurde — es ist nicht mehr als billig, daß wir einen Begriff von Talenten wie Kjelland, Lie usw. erhalten — weil die Regierung nicht die Hand zu einer dauernden Spaltung in den Münchner Künstlerkreisen bieten wollte — wenn auch dieser Realismus die Brücke zwischen der Dichterin und der großen Menge schlug — wer sich eine Vorstellung von der eigentümlichen Persönlichkeit Stiers, die unsern heutigen Anschauungen in vieler Beziehung befremdlich erscheint, für ihre Zeit aber typisch genannt werden darf, machen will. Die Fälle brauchen nicht immer so schlimm zu sein, wie der letzte, falsch sind sie doch. Der Fehler ist um so störender, als durch das Zerreißen einer Redensart ihr Accent vom Hauptwort auf das Verbum verlegt wird (die Hand bieten, anstatt: die Hand bieten — die Brücke schlug, anstatt: die Brücke schlug), auf das Verbum, das doch in solchen Verbindungen fast ganz bedeutungslos, ein bloßes äußerliches Hilfsmittel zur Bildung der Redensart ist. Läßt man die Redensart zusammen, so bleibt auch der Accent an der richtigen Stelle.

Die andre Art, solche Redensarten zu mißhandeln, besteht, wie gesagt, darin, daß man das Hauptwort herausreißt und durch ein Attribut näher bestimmt, anstatt die Redensart zusammenzulassen und sie als Ganzes durch ein Adverbium oder einen adverbiellen Ausdruck näher zu bestimmen. Der häufigste Fall ist der, daß man zu dem Hauptwort ein Adjektivum setzt, z. B. es ist sehr zu befürchten, daß er dabei ernstlichen Schaden nehmen werde. Schaden nehmen ist eine Redensart, die einen einfachen passiven Verbalbegriff vertritt (= geschädigt werden, beschädigt werden). Man kann weder ernstlichen Schaden nehmen, noch weniger ernstlichen, man kann nur ernstlich Schaden nehmen, wie man nur ernstlich geschädigt werden kann. Mit andern Worten: nicht der Schade ist ernstlich, sondern das Schadennehmen, der ganze Begriff. Der Minister nahm von den Einrichtungen der Schule eingehende

Kenntnis — derselbe Fehler! Kenntnis nehmen ist eine Redensart, die einen einfachen aktiven oder passiven Verbalbegriff vertritt (= kennen lernen, belehrt werden, unterrichtet werden). Man kann von einer Sache weder eingehende, noch gründliche, noch flüchtige, noch oberflächliche Kenntnis nehmen, man kann nur eingehend, gründlich, flüchtig, oberflächlich Kenntnis nehmen. Mit andern Worten: statt des Adjektivs muß das Adverb her, denn nicht von der besondern Art der Kenntnis, sondern von der Art und Weise des Kenntnisnehmens soll die Rede sein. Der Fehler greift in neuerer Zeit immer mehr um sich, ein Zeichen, wie so viele andre Sprachfehler, daß Schärfe und Feinheit des Denkens abnehmen, trotz aller überflüssigen „Differenzirungen," die man in andern Fällen aus einem angeblich feinen Unterscheidungsbedürfnis vornimmt. Folgende Beispiele habe ich in kurzer Zeit gesammelt (ich setze das Richtige immer gleich in Klammern hinzu): bittere Klage führen (bitter Klage führen) — gebührende Notiz nehmen (gebührend Notiz nehmen) — seiner Abneigung unverhohlenen Ausdruck geben (unverhohlen Ausdruck geben) — wir werden sein Andenken stets in hohen Ehren halten (hoch in Ehren halten) — sie nahm immer noch einen merkwürdigen Anteil an dem Herrn (merkwürdig Anteil) — dabei wird auf Schönheit und Zweckmäßigkeit nicht die geringste Rücksicht genommen (nicht im geringsten Rücksicht genommen) — sie denken nicht daran, mit diesen Hirngespinsten ernsthafte Politik zu treiben (ernsthaft Politik zu treiben) — über meine Thätigkeit war ein entstellender Bericht erstattet worden (entstellend Bericht erstattet worden) — die Stimme des Unmuts im Lande soll nicht zu weiterm Ausdruck kommen (weiter zum Ausdruck kommen) — wir können diesen Gerüchten keinen rechten Glauben schenken (nicht recht Glauben schenken) — allen gröbern Ausschreitungen muß ein energisches Halt geboten werden (energisch Halt geboten) — hier wäre Grund vorhanden, bessernde Hand anzulegen (bessernd Hand anzulegen) — die Zeit schafft oft unerwartet schnellen Wandel (schnell Wandel) — er brachte die Angelegenheit zum ausführlichen Vortrag (ausführlich zum Vortrag). In manchen solchen Wendungen, wie lebhaften Anteil nehmen, festen Fuß fassen, von etwas eine annähernde Vorstellung geben, für jemand eine gewisse Fürsorge treffen, klingt uns der Fehler schon so vertraut und annehmbar, daß beinahe einiges Nachdenken dazu gehört, sich klar zu machen, daß es doch vernünftigerweise nur heißen kann: lebhaft Anteil nehmen, fest Fuß fassen, annähernd eine Vorstellung geben, irgendwie Fürsorge treffen.

Ebensowenig wie Eigenschaftswörter dürfen natürlich auch Zahlwörter oder sogenannte besitzanzeigende Fürwörter*) in solche Redensarten eingefügt

*) Ein thörichter Ausdruck vieler Grammatiken. Mein, dein, sein, unser, euer, ihr sind allerdings aus Fürwörtern entstanden, sind aber doch jetzt in Wahrheit besitzanzeigende Adjektiva.

werden. Da schreibt einer über die Tagespresse: Man muß zwischen ihren Zeilen lesen. Unsinn! Man muß bei ihr zwischen den Zeilen lesen! Denn zwischen den Zeilen lesen ist eine formelhafte, innerlich unveränderliche Redensart, die nur durch einen adverbiellen Zusatz (bei ihr) näher bestimmt werden kann. Ein andrer schreibt: Der erste Sturm sollte gegen das Großkapital gelaufen werden. Doppelter Unsinn! Erstens weil der Sturm gezählt, zweitens weil die Redensart zerrissen ist. Es muß heißen: Zuerst sollte gegen das Großkapital Sturm gelaufen werden. Auch Sturm laufen ist eine feste, formelhafte Redensart. Doppelt fehlerhaft ist auch: wir müssen fleißigern Gebrauch von der Rute machen (richtig: wir müssen fleißiger von der Rute Gebrauch machen!) — die Zeit, wo der Fürst noch unmittelbare Fühlung mit dem Volke hatte (richtig: unmittelbar mit dem Volke Fühlung hatte!) — besondern Dank wird der Leser dem Herausgeber für die kurzen Einleitungen wissen (richtig: besonders wird der Leser dem Herausgeber für die kurzen Einleitungen Dank wissen) — besondre Obacht mußte darauf gegeben werden, daß sich keiner der Buße entzog (richtig: besonders mußte darauf Obacht gegeben werden) — von konservativ Seite wird vielfach laute Klage über die antisemitischen Demagogen und über den Einbruch des Antisemitismus in die konservativen Parteiverbände geführt (richtig: wird vielfach laut über die antisemitischen Demagogen Klage geführt).

Ein Attribut kann ja aber auch in der Form eines abhängigen Genetivs auftreten: auch in dieser Form kommt der besprochne Fehler jetzt oft vor. Man schreibt: die Jahre, wo die Hilfslehrer zur Verfügung des Provinzialschulkollegiums stehen (muß heißen: dem Provinzialschulkollegium zur Verfügung stehen) — die Streitfragen, die auf der Tagesordnung ihrer Wissenschaft stehen (muß heißen: in ihrer Wissenschaft auf der Tagesordnung stehen) — es sollen ganz bestimmte Gegenstände zur Beratung der Konferenz gestellt werden (muß heißen: der Konferenz zur Beratung gestellt werden) — die Dame, in deren Mund die Erzählung gelegt ist (muß heißen: der die Erzählung in den Mund gelegt ist). Auch in allen diesen Fällen wird überdies die Redensart zerrissen, in den meisten entsteht ein Gallicismus. Unsinniger Wortschwall ist es, wenn jemand schreibt: da sich die wirtschaftlichen Verhältnisse im Fluß einer ununterbrochnen Entwicklung befinden; es genügt: sich ununterbrochen in Fluß befinden, denn Entwicklung ist dasselbe wie Fluß.

So wenig aber das Hauptwort einer solchen formelhaften Redensart mit einem Attribut versehen werden kann, so wenig kann es endlich mit einem Relativsatz behängt werden. Ein Relativsatz kann sich immer nur an den Gesamtbegriff einer Redensart, aber nicht an den Bestandteil anschließen, den das Hauptwort bildet, denn in der Redensart ist der Begriff des Hauptwortes

ganz absolut gemeint, im Relativsatz dagegen wird er auf einen bestimmten einzelnen Fall bezogen. Aber auch dieser Fehler, der — gelind gesagt — große Unbeholfenheit verrät, ist schon etwas ganz gewöhnliches, wie folgende Beispiele zeigen: diese Versuche blieben nicht ohne Eindruck, der(!) aber durch die nachfolgenden Ereignisse bald wieder verwischt wurde — namentlich waren die Schöpfungen der Pariser Architektur auf ihn von Einfluß, der(!) bis zu seinen letzten Werken nachhaltend geblieben ist — ein solches Unternehmen muß in Einzelheiten Widerspruch hervorrufen, der(!) dann auch auf die Beratung des Ganzen Einfluß übt — da stand er nun in Verlegenheit, an die(!) er gar nicht gedacht hatte — auf seine Bitten erhielt er in dieser Sprache Unterricht, den(!) er selbst so anziehend geschildert hat — die Scheune geriet in Brand, der(!) erst nach einer Stunde gelöscht wurde — Vischer redet sich alle Galle vom Herzen, das(!) im deutschen Bruderkriege 1866 blutete.

Etwas erträglicher, wenn auch nicht viel erträglicher, wird der Fehler, wenn man das Hauptwort der Redensart mit einer Art von Anaphora wiederholt, z. B.: Man hat den Eindruck, daß beide im Augenblick der Entscheidung Friede gemacht haben, einen Frieden, der auch dem unterliegenden Teil zu gute kommt. Schwache Gemüter können hier zugleich rein äußerlich sehen, worauf es ankommt: in der Redensart erscheint das Hauptwort ohne Artikel, in der Anaphora mit Artikel; bezeichnend ist dabei der Unterschied, den der Schreibende (unwillkürlich?) zwischen der ältern und der jüngern Form Friede und Frieden gemacht hat. Oft berühren sich nämlich solche unveränderliche formelhafte Redensarten nahe mit andern Wendungen, die nichts formelhaftes haben, sondern im Augenblick gebildet sind und jeden Augenblick anders gebildet werden können. Die sind aber dann von formelhaften Redensarten leicht zu unterscheiden, äußerlich gewöhnlich schon daran, daß in der Formel das Hauptwort keinen Artikel hat, weder den bestimmten noch den unbestimmten. Eine zweifellos formelhafte Redensart ist: zu Ohren kommen. Daher wird niemand sagen: es ist zu meinen Ohren gekommen, oder: es ist zu Ohren des Ministers gekommen, sondern: es ist mir zu Ohren gekommen, es ist dem Minister zu Ohren gekommen. Zweifeln kann man dagegen, ob auch zur Kenntnis kommen formelhaft sei. Der Vorgang kam zu meiner Kenntnis oder zur Kenntnis des großen Publikums dürfte ebenso gut sein, wie: er kam mir zur Kenntnis oder dem Publikum zur Kenntnis. Die Grenzen sind hier manchmal flüssig; wer feineres Sprachgefühl hat, wird meist ohne weiteres das Richtige treffen; wer keins hat, wird auch bei aller Belehrung oft danebentappen.

Das tollste ist es wohl, das Hauptwort aus einer solchen Redensart herauszunehmen und in einem besondern Satze zu verwenden. Aber auch das habe ich gelesen. Da schreibt z. B. jemand: Wichtig war für meine spätern

Neigungen die Bekanntschaft mit den Zeitungen, die ich schon in meinen Kinderjahren machte. Das soll heißen: wichtig war, daß ich schon in meinen Kinderjahren mit den Zeitungen Bekanntschaft machte. Ein solcher Satz liegt bereits dicht an dem Wege, der zu den bekannten Späßen Wippchens führt: gebt mir einen Haufen, damit ich den Feind darüberwerfen kann, und ähnlichem. Ein ganz unglaubliches Beispiel dieser Art, zu dem ich auch noch kein Seitenstück gefunden habe, begegnete mir vor kurzem in folgenden beiden Sätzen: „Den Ansprüchen der Gegenwart auf Schutz des wirtschaftlich Schwachen wird in dem Entwurf in hohem Grade Rechnung getragen. Im Vergleich mit den bisherigen Rechtszuständen wird auch in dieser Rechnung (!) ein großer Fortschritt gemacht.“ Buchstäblich so. Das sollte heißen: wird auch dabei (nämlich bei diesem Rechnungtragen) ein großer Fortschritt gemacht. Der das geschrieben hatte, war ein sehr gescheiter Mensch, ein scharf denkender Jurist. Und doch hatte er nicht so viel Sprachgefühl, zwischen einer ganz formelhaften Redensart wie Rechnung tragen*) und Wendungen, wie eine Rechnung ausstellen, abschreiben, bezahlen, quittiren unterscheiden zu können.

Was kann Deutschland aus der Ausdehnung des Hochschulunterrichts gewinnen?**)

Wenn wir von Franzosen oder Italienern die angebliche germanische Gefahr in der bekannten Formel aussprechen hören: England ist die wirtschaftliche und politische Weltmacht, Deutschland die wissenschaftliche, so lächeln wir über eine Auffassung, die seit 1870 veraltet ist. Nicht das kommt uns seltsam vor, daß man uns die erste Stelle in der Wissenschaft zuweist, denn die beanspruchen wir ja; sondern daß man unsre wirtschaftlichen und politischen Leistungen über den wissenschaftlichen zu unterschätzen scheint. Wie würde es uns aber berühren, wenn man nun dort einmal sagte: Die Deutschen haben über großen und nicht unfruchtbaren wirtschaftlichen und politischen Anstrengungen aufgehört, die Ersten in der Wissenschaft und in der Schule jedes Grades zu sein? Sie scheinen

*) Sie soll übrigens ziemlich jung sein, ein Erzeugnis des Jahres 1848.

**) Den Lesern, die sich über die sogenannte Ausdehnung des Hochschulunterrichts unterrichten wollen, empfehlen wir als die beste Darstellung dieser Bewegung die Schrift von Dr. James Russell, Die Volkshochschule (Extension of University Teaching) in England und Amerika. Deutsch mit Anmerkungen von Otto Wilhelm Beyer. Leipzig, R. Voigtländer, 1895.

zu vergessen, was sie der Thatsache verdanken, daß sie lange Zeit das best-geschulte Volk der Erde waren? Und wenn man hinzufügte: Die anglo-keltischen Völker sind von der Überzeugung durchdrungen, daß sie im Bildungs-wesen die Deutschen übertreffen müssen, wenn sich ihre Ansprüche auf Welt-herrschaft erfüllen sollen? Vor zwanzig Jahren hätten wir solche Möglichkeiten ungläubig abgelehnt. Seitdem ist aber ein solcher Bildungswetteifer unter den Völkern entbrannt, daß wir alle Ursache haben, wachsam um uns zu schauen. Gerade daß sich Deutschland aus seiner Schwäche und Gefährdung emporgerungen hat, hat andre Völker auf unsre früher unterschätzten geistigen Mächte hingewiesen. Nie ist die politische Wertschätzung der Bildung so groß gewesen wie heute. Zwar über die „allgemeine“ Bildung, die die frühern Geschlechter wie ein Arkanum suchten, lachen unsre Zeitgenossen. Das Wort „gebildet“ hat seine schöne Prägung eingebüßt. „Ein gebildeter Mensch“ be-deutet gerade in den gebildeten Kreisen nicht mehr an und für sich eine Em-pfehlung. Auch das Lob der Belesenheit hört sich jetzt schon altmodisch an. Während aber die Einzelnen thun, als ob ihnen die Bildung gleichgiltiger ge-worden wäre, streben die Nationen mit aller Macht darauf hin, möglichst vielen Bildung zu vermitteln, weil sie darin eine Quelle der zwei Vorzüge ahnen, die jedes Volk erwerben möchte: des Reichtums und der Macht. Da dieses Streben nun im Innern jedes Volkes einem Strom von Freiheits- und Gleich-heitsideen begegnet, dem es sich nur anzuvertrauen braucht, um breite Bahn zu finden, so sehen wir, wie überall die Bildungsfragen politische Form an-nehmen und von dem Wetteifer der Parteien wie keine andern vorwärts getragen werden. Giebt es einen deutlichern Beweis dafür, als daß in der Regierung der Vereinigten Staaten, wo selbst in den Einzelstaaten vor hundert Jahren der Unterricht jeder Art Sache der Privatleute und Körperschaften war, um die sich der Staat nicht kümmerte, ein Educational Board, eine Art Unter-richtsministerium geschaffen worden ist? Nicht weniger groß, wenn auch nicht so augenfällig, ist der Wechsel der Auffassung in Frankreich, wo man uns in manchen Unterrichtszweigen, z. B. im Handfertigkeitsunterricht, weit übertroffen hat. Inmitten dieser Bewegung müssen wir uns sagen, daß die Worte, die Friedrich Wilhelm III. in den Mund gelegt werden: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat,“ eine tiefe, frucht-bringende Wahrheit nicht bloß für die Zeit waren, wo sich Preußen mit geistigen Mitteln aus seinem politischen Verfall emporarbeiten mußte. Die physischen Kräfte eines Staates können niemals auf die Stärkung durch geistige ver-zichten. Deutschland besonders wird durch seine geographische Lage und durch die fortwirkenden Bedingungen seiner geschichtlichen Entwicklung beständig auf-gefordert, mindestens so stark zu sein wie seine Nachbarn. Und da es zu der kleinen Zahl von Kulturstaaten gehört, die einen weit über das Maß ihrer Fläche und Volkszahl hinausgehenden Einfluß auf die ganze Welt üben, so

muß es sich in der Ausnutzung seiner geistigen Kräfte das Größte zumuten, was jetzt überhaupt ein Volk für möglich halten kann. Wir können nichts dagegen thun, wenn wir jetzt in Kunst und Litteratur nicht mehr als eine Weltmacht gelten. Aber in der Volksbildung dürfen wir nicht ins Hintertreffen kommen, denn darauf ist die Rüstung gegründet, die bisher die härtesten Schläge im kriegerischen und friedlichen Völkerkampfe so glücklich von uns abgewehrt hat. Wir müssen darin einen Ersatz für die verlornen Gelegenheiten suchen, an denen unsre Geschichte so reich ist. Ohne sie wäre überhaupt die Hoffnung aufzugeben, noch einmal den Vorsprung einzuholen, den vor allem unsre westlichen Nachbarn durch Lage und Geschichte haben.

Dabei ist es freilich gut, uns vor Augen zu halten, daß manche von unsern Einrichtungen von der Volksschule bis zur Universität wohlerprobt und unsern Bedürfnissen angepaßt sind. Das kann man nicht von all dem Neuen sagen, was um uns her entstanden ist. Von dem Glanze, den das Neue ausstrahlt, weil es neu ist, dürfen wir uns nicht blenden lassen. Die Massenwirkungen, durch die sich besonders in Nordamerika jede über das weite Areal sich ausbreitende Bewegung auszeichnet, sei es nun eine neue Methode des Weizenbaues oder des Unterrichts, können uns auch kühl lassen. Daß aber neuen Bedürfnissen eine im Werden befindliche Entwicklung besser gerecht werden könnte als eine gealterte, müssen wir zugeben; und wenn sich dann dieselben Bedürfnisse, wie es in den Gesetzen des modernen Verkehrs liegt, auch bei uns geltend machen, so wäre es eine Thorheit, sich der Lehre zu verschließen, die in einer jüngern Entwicklung gewonnen ist. Wir selbst, als Volk und als Einzelne, schwimmen niemals in demselben Strome wieder. Die Welt rings um uns erfährt aber nicht bloß dasselbe Schicksal, sondern läßt uns auch immer weniger Freiheit, ob wir ihre Veränderungen mitmachen wollen oder nicht. Wir unterliegen alle der Tyrannei des Weltverkehrs, der alles austauschen und anähnlichen will und muß. Und wenn wir von Weltpolitik reden, können wir da übersehen, daß in deren Natur endlose Forderungen an unsre Eigenart liegen? Je größer die Zahl der Interessen, mit denen wir uns berühren, um so kleiner die Möglichkeit des unabhängigen Fortschreitens auf unsern eigensten Wegen. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß sich unsre Auffassungen von Erziehung und Bildung immer enger mit der allgemein politischen berühren, wie es in andern Ländern schon früher war. Da in England und Nordamerika die Regierung weniger in die Bildungsbewegungen eingegriffen hat, zeigen sie hier klarer ihren nahen Zusammenhang mit den politischen. Besonders in England gehen seit langem die politischen Reformen mit den erzieherischen gleichzeitig vorwärts. Es ist klar, daß in manchen Fällen die einen von den andern erzwungen worden sind, und daß die Erweiterung der Bildungswege häufig nur als Abschlagszahlung auf politische Forderungen gewährt worden ist. Es verdient wohl beachtet zu werden, wie stark in diesen Ländern, und zum Teil auch

in Frankreich, die früher ganz unbekannte Schätzung der Volksbildung als politische Angelegenheit und als Machtmittel geworden ist.

Seit etwa vierzig Jahren begegnet man in der englischen Litteratur dem Ausdruck University Extension, Ausdehnung oder Ausbreitung der Hochschulbildung. Er bezeichnete zuerst ein unbestimmtes Bestreben, die höhern Bildungsquellen zugänglich zu machen, mit der Zeit ist er aber zum Namen einer großen geistigen Bewegung geworden. Diese Bewegung hat ein ganzes, reich entwickeltes wissenschaftliches Unterrichtswesen mit den Mitteln der Hochschulen geschaffen, das unabhängig ist von deren überlieferten eigentlichen Aufgaben und von deren räumlichen und zeitlichen Beschränkungen. Sie ist dann nach Nordamerika übertragen worden, wo sie noch kräftiger gediehen ist. In beiden Ländern bezeichnet sie einen gewaltigen Fortschritt gegenüber den unmittelbar vorher herrschenden Anschauungen und Einrichtungen. England ist in dieser Bewegung von einem Punkte ausgegangen, den Deutschland schon Jahrhunderte hinter sich hatte, nämlich von einer kleinen Zahl von Hochschulen, die schlecht verteilt, mit allen möglichen Hemmnissen umgeben und infolge dessen, im Verhältnis zur Volkszahl, schlecht besucht waren. Erst in den fünfziger Jahren wurden die konfessionellen Beschränkungen weggeräumt, die zu den akademischen Graden von Oxford und Cambridge nur Glieder der Hochkirche zuließen. Nur sehr Wohlhabende konnten sich den Luxus des akademischen Studiums gönnen. Der Grundsatz der staatlichen Förderung des Unterrichts war damals überhaupt kaum erkämpft, und in vielen Teilen des Vereinigten Königreichs konnte die Hälfte der Bevölkerung weder lesen noch schreiben. Dabei waren die Mittel der wenigen Hochschulen viel größer, als es für die wirklich erreichten Zwecke erforderlich war, und der rasch zunehmende Reichtum des Landes forderte geradezu dazu auf, auf nützliche Verwendungen zu denken. Es ist bekannt, daß England später als Deutschland den mittlern und höhern technischen Unterricht organisirt hat, womit freilich auf den ersten Blick die Thatsache im Widerspruch steht, daß viele hunderte von englischen Werkmeistern und Ingenieuren bis in die fünfziger Jahre herein bei uns in Fabriken, bei Eisenbahnen und Brückenbauten die Lehrmeister waren. Aber das machte ihre treffliche praktische Schulung, wie denn auch die Blüte des englischen Handels ohne Handelsschulen und dergleichen nur aus der praktischen Richtung des nichtprivilegirten Unterrichts verständlich war und noch ist. Als aber die kontinentale Wettbewerbung drängender wurde, entstanden rasch hinter einander Schulen und Laboratorien von teilweise staunenswerten Leistungen. Auch die organisirte Arbeiterschaft suchte ihre Bildungsgelegenheiten zu steigern, zum Teil in schwerem Kampf mit dem Mangel an Lehrkräften und an anschlußfähigen Organisationen.

Die öffentlichen Vorträge hatten schon ihren Höhepunkt überschritten, als diese Bewegungen begannen. Die Universitätsausdehnung ist in England wie in

Amerika gerade im Gegensatz gegen die Einzelvorträge groß geworden. Ihr Schöpfer, Stuart vom Trinity College in Cambridge, lehnte bei den ersten Versuchen im Jahre 1867 die damals üblichen Einzelvorträge ab, weil er die herumschweifende, bald auf den, bald auf jenen Gegenstand gerichtete Neugier für sein Bestreben, „etwas ordentliches“ zu leisten, für schädlich hielt. In den Einzelvorträgen wird ja das Samenkorn hinausgeworfen, aber wie und wo es keimt, ist dem Zufall überlassen. In zusammenhängenden Kursen sollten die Keime sorgsam eingesenkt, von Stunde zu Stunde gepflegt und dann die Hörer zum selbständigen Weiterlernen befähigt werden. Daraus entstanden geschlossene Vortragskurse von sechs bis acht Stunden über einen Teil einer Wissenschaft. Als das Verlangen nach solchen Vortragsreihen immer lebhafter wurde, drohte ihnen dieselbe Zersplitterung wie früher den Einzelvorträgen, und das Aufgehen in Virtuosentum und Effekthascherei. Darum erklärte zuerst die Universität Cambridge ihre Bereitwilligkeit, diese neue Art von Lehrthätigkeit unter ihre Aufsicht zu nehmen, und ließ von drei Dozenten des Trinitykollegs 1872 in Städten Mittelenglands zwölfstündige Kurse abhalten, in denen die Grundzüge der Einrichtung bereits alle hervortreten: gedruckte Leitsätze; wöchentliche schriftliche Arbeiten, die der Vortragende beurteilt; Besprechung über jede Vorlesung und schriftliche Prüfungen am Ende jedes Kurses.

Stuart hatte von Anfang an Inhaltsverzeichnisse der Vorlesungen ausgegeben, die den Zuhörern gleichsam einen Faden für die Wiederholung des Gehörten und Leitsätze für die Ausfüllung der Lücken ihrer Notizen boten. Diese Syllabus haben nach allen Zeugnissen von Anfang an ungemein viel zu dem praktischen Erfolg der Vorlesungen beigetragen. Der Zuhörer hat in ihnen eine Gewähr des bleibenden Nutzens; sie sammeln seine Aufmerksamkeit und verhindern das Auseinanderfallen der Einzelkenntnisse. Wer den Syllabus in der erweiterten Form betrachtet, wie er jetzt den Hörern in die Hand gegeben wird, dem scheint er eine unbedingte notwendige Forderung der ganzen Einrichtung zu sein. Er wird sich jedenfalls, wenn auch unter einem passendern Namen, noch weiter verbreiten. An deutschen Universitäten ist übrigens etwas ähnliches schon lange üblich, besonders in juristischen Vorlesungen. Auch hier werden immer mehr Lehrer ihren Zuhörern die Grundlinien und Leitsätze ihrer Vorlesungen in die Hand geben. Die Hinzufügung von ausgewählten Fragen, von Litteraturangaben und erklärenden Ausführungen haben manchen Syllabus dem „Leitfaden“ schon sehr ähnlich gemacht. Wo der persönliche Verkehr mit dem Lehrer nicht möglich ist, soll er diesen ersetzen oder wenigstens ein Surrogat dafür bilden.

Eine zweite Verbesserung des einfachen Vortrags sind die Besprechungen des Lehrers mit den Zuhörern, wofür man den Namen „Klasse“ eingeführt hat. Wir können sie mit den Seminarübungen unsrer Universitäten vergleichen. Wie in diesen, haben sich in den Klassen der volkstümlichen Universitätskurse

schriftliche Lösungen von Aufgaben eingebürgert. Weit darüber hinaus, bis ins Nebelhafte, geht aber die Einrichtung des brieflichen Verkehrs zwischen Lehrern und Schülern, wobei den Schülern eine Anleitung zu einem Studiengang von einigen Wochen oder Monaten mit Litteraturangabe und andern Winken für das Studium gegeben wird und sie (gegen eine bestimmte Vergütung) das Recht erhalten, über ihre Arbeiten mit dem Lehrer zu korrespondiren. Die Universität Chicago bietet vollständige Kurse in absentia in allen Wissenschaften an. Für ein festgesetztes Honorar kann der Schüler mit dem Lehrer korrespondiren, sich seine schriftlichen Arbeiten beurteilen und verbessern lassen und sogar Prüfungen ablegen. Viele von diesen Abwesenden finden sich dann wohl zu einem der Ferienkurse ein, die sich in England und Amerika immer mehr einbürgern. Sie waren schon früher üblich gewesen, haben aber erst durch Ausdehnung des Hochschulunterrichts eine große Ausdehnung gewonnen. Die eigentümlichen Verhältnisse in den Landschulen der Vereinigten Staaten, wo die Sommermonate hindurch nicht gearbeitet wird, haben besonders viele Lehrer und Lehrerinnen den Sommerkursen zugeführt.

Auf einer andern Seite hat sich die Ausdehnungsbewegung an das hoch entwickelte Bibliothekswesen der Vereinigten Staaten angeschlossen: die Bibliothek, sagt man, hat nicht bloß Bücher auszuleihen, sie soll auch die Lernbegierigen anleiten, was und wie sie zu lesen haben. Zu ihren ersten und eifrigsten Förderern gehören die Leiter von Volksbibliotheken. Auch der erste Schritt, der Bewegung einen amtlichen Charakter zu geben, wurde in dieser Richtung gethan: die Anweisung des Staates Newyork auf 10000 Dollars für Popularisirungsarbeiten ging aus einem Antrag hervor, von Staats wegen Bücher- und sonstige Lehrmittelsammlungen den volkstümlichen Kursen zur Verfügung zu stellen. Der Unterrichtsrat des Staates Newyork hat über hundert Wanderbibliotheken ins Leben gerufen, Sammlungen von fünfzig bis hundert der besten Bücher, die für eine ganz unbedeutende Gebühr auf sechs Monate an Lehrstellen und jede andre vertrauenswürdige Organisation innerhalb des Staates verliehen werden. Unter denselben Bedingungen werden auch Lehrmittel verliehen. Das Zentralorgan für diesen merkwürdigen Kreislauf von Bildungsmitteln bildet die Newyorker Staatsbibliothek. In Chicago ist die von Mr. Newberry mit drei Millionen Dollars dotirte Stadtbibliothek an die Spitze der Bewegung getreten, unterstützt von der neubegründeten Universität.

Auch in England, wo die Volksbibliotheken in einem mächtigen Aufschwung begriffen sind, bereitet sich ein ähnlicher Anschluß an die volkstümlichen Hochschulkurse vor. Es ist, beiläufig gesagt, für uns eine bedauerliche Thatsache, daß in den beiden anglokeltischen Ländern die Volksbibliotheken ungefähr zehnmal soviel Bücher haben als in den deutschsprechenden Ländern, und daß ihre Benutzung in einer Weise erleichtert ist, die mancher deutsche Bibliothekar nicht für möglich halten würde. Die erwähnten Newyorker Wanderbibliotheken sind

nur ein Beispiel von der Art, wie man dort die Gelegenheit und Anregung zum Lesen an die Leute heranbringt.

Für den deutschen Beobachter enthält die Bewegung noch eine besondre Lehre: wir meinen die tiefwurzelnde Gemeinsamkeit der Anlagen und Willensbethätigungen der beiden großen angloseltischen Völker, die sich auch in der Übereinstimmung der Bildungsideale und selbst in der Ähnlichkeit der eingeschlagnen Wege zeigt. Das ist eine wichtige Thatsache. Die Angloamerikaner hängen trotz ihrer politischen Selbständigkeit geistig enger mit dem Muttervolk zusammen als die politisch unselbständigen Deutschen in Amerika mit dem ihren. Selbst die Schweizer stehen uns geistig ferner als die Neuengländer den Engländern. Was diese einander nähert, das ist aber hauptsächlich der starke nationale Wille, der ein kräftiges, sieghaftes Volk schafft, während bei uns das nationale Phlegma alte Zusammenhänge verfallen läßt. Aus England sind nicht bloß die Idee und die ersten praktischen Einrichtungen nach Nordamerika übertragen worden, Engländer haben auch mit das Größte in der praktischen Bewährung geleistet. Ohne Professor Moulton aus Cambridge, der für einer der besten Vortragenden in England galt, wären weder in Philadelphia noch in Chicago 1890 und 1892 so große Erfolge errungen worden. Er hat mehr englische Lehrer nachgezogen. Natürlich sind auch andre englische Länder dem Beispiel gefolgt. Sydney und Melbourne haben ihre Kurse, Bücher und Zeitschriften. Die ganze Einrichtung trägt so ohne Zweifel zur Befestigung des innern Zusammenhangs der englisch sprechenden Völker bei.

Seine rechte Heimat hat aber der Gedanke dann doch in den Vereinigten Staaten gefunden, wo der soziale Boden schon seit der Unabhängigkeitserklärung gesättigt ist mit allem, was die Fortbildung in jedem Stande, Beruf und Alter kräftig fördern muß. Eine schrankenlose Demokratie, die Millionen ungebildeter Einwandrer und befreiter Sklaven das Bürgerrecht giebt, konnte sich nicht mit Volksschulen von mäßiger Güte und einer zufälligen, den verschiedensten unpolitischen Körperschaften überlassenen Einrichtung des höhern Unterrichts begnügen. Immer parallel mit der englischen Entwicklung haben sich die öffentlichen Vorträge eingebürgert, das „Lyceum," das einst mit demselben Feuereifer gefördert wurde wie jetzt die Hochschulausdehnung, aber im Übermaß der Reklame und des Sensationsbedürfnisses zu Grunde gegangen ist. Auch hier rief das Bedürfnis nach technischem Unterricht eine gesündere Richtung hervor, an die sich neue populäre Vortragsreihen anschlossen. Schon 1831 sind in Yale (Newhaven) regelmäßige Kurse von Professoren naturwissenschaftlicher Fächer für Handwerker gehalten worden, die sich auch nach andern Städten Neuenglands verpflanzten. Das technische Institut von Lowell in Boston, aus einer hochherzigen Stiftung hervorgegangen, ist als Vortragsinstitut ins Leben getreten. Noch mehr ist in den Kreisen der Landwirte in dieser Richtung geschehen. Wie erfolgreich, das zeigt die reißend schnelle Ent-

wicklung der höhern Industrie und der rationellen Landwirtschaft in Amerika und noch deutlicher die sehr zu beherzigende Thatsache, daß amerikanische Ingenieure und Werkführer in Australien, Japan und Südafrika die englischen und deutschen verdrängen. Besonders diese Erfahrung hat wieder auf England zurückgewirkt und seinem technischen Unterrichtswesen neue Antriebe gegeben. Wir können nicht ohne Neid diese so belebend und fördernd austauschende Wechselwirkung der beiden großen englischsprechenden Völker betrachten. Welche Kraft liegt für die ganze anglokeltische Gemeinschaft in diesem Fruchtbarwerden des Wettbewerbs für die Gesamtheit!

Ohne Zweifel ist auch in dem heutigen Betriebe dieses ausgebreiteten Hochschulunterrichts viel Überschätztes, das man in Deutschland von vornherein ablehnen wird. Im englischen und amerikanischen Geiste gährt eine keltische Einimpfung von phantastischer Selbsttäuschung über das wahre Wesen der allerwichtigsten Dinge, die zwar viel zu der Begeisterung beiträgt, mit der neue Ansichten verwirklicht, neue Einrichtungen ins Leben gerufen werden, in der aber auch ein Keim des Verfalls und der Unwahrheit liegt. Auf dem Gebiete des Unterrichts wird dieser Neigung durch das lebendige Verständnis für die Forderungen des praktischen Lebens ein Gegengewicht geschaffen. Es wird aber doch auch im Unterrichtswesen soviel Schein für Sein genommen, daß wir behutsam sein müssen. So imponirt uns z. B. in der Russellschen Schrift durchaus nicht der Nachweis, daß eine Anzahl von Komiteemitgliedern und Vortragenden der Ausdehnungsbewegung zu Ministerstellen und andern hohen Plätzen emporgestiegen sind. Denn welchen Nullen hat nicht schon das parlamentarische System die Wege zu größtem Einfluß geöffnet! Daß Mr. Bryce, der Vorstand des englischen Handelsamtes, der Sache günstig gesinnt ist, beweist uns gar nichts, denn in seinem viel überschätzten Buch über die Vereinigten Staaten hat er sich keineswegs als tiefen Denker erwiesen. Daß sich in Buffalo nach dem ersten Kursus in Nationalökonomie eine Gesellschaft für das Studium der Nationalökonomie bildete, ist für uns noch kein Beweis für den Erfolg der Sache. Man muß erst sehen, was eine solche Gesellschaft leistet. Das wissenschaftliche und halbwissenschaftliche Vereinsleben, das gerade in Deutschland blüht, ist in England und Amerika viel dürftiger entwickelt, als diese rege Thätigkeit für die Verbreitung von Kenntnissen erwarten ließe. Ich erinnere an die 23 geographischen Gesellschaften Deutschlands, denen in England mit den Kolonien 10 und in den Vereinigten Staaten 3 gegenüberstehen. Auf diesem Gebiete wäre also drüben ohnehin noch ein weiter Raum für volksbildende Thätigkeit. Allerdings käme es dabei mehr auf ruhige Arbeit als begeistertes Streben an. Es ist auffallend, daß sich in Amerika die Universität Harvard, wo die Wissenschaft in deutscher Weise betrieben wird, noch wenig an den volkstümlichen Hochschulkursen beteiligt, während kleine, namenlose Colleges, die nicht die Stufe eines Gymnasiums erreichen, eine geräuschvolle Thätigkeit entfalten.

Daß diese Popularisirung nur ein Surrogat, das Erstrebenswertere aber das regelmäßige Studium ist, vergessen die Förderer der Bewegung allzu oft. Sie werden eines Tages Rückschläge erleben, wie sie dem einst ebenfalls überschätzten „Lyceum“ beschieden gewesen sind. Diese Rückschläge werden um so früher eintreten, je mehr politische Beweggründe die Bewegung aufnimmt. Ihr Wachstum wäre in England nicht so regelmäßig gewesen, wenn sie sich von Anfang ganz in den Dienst der Arbeiterbildung gestellt hätte. Es ist sehr bezeichnend, daß sie in Amerika die größte Bildungsaufgabe, die die acht Millionen Neger stellen, bisher noch ganz unberührt gelassen hat. Praktisch handelt es sich offenbar in den beiden Ländern zunächst um die Zufuhr von Bildung in die unmittelbar unter den regelmäßigen Universitätsbesuchern liegenden Schichten. Gerade in dieser unbeabsichtigten Beschränkung liegt ein Grund des bisherigen Erfolges.

Die reklamehafte Anpreisung der Ausdehnung des Hochschulunterrichts, wie sie besonders von amerikanischer Seite beliebt wird — auch die sonst treffliche Schrift Russells ist von diesem anglokeltischen Erbübel nicht frei, das eng zusammenhängt mit der ans Dünkelhafte streifenden Verkennung des Wertes des anderwärts geleisteten oder erstrebten —, darf uns nicht zu dem Glauben verleiten, daß es sich um eine neue Erfindung handle, die man nicht schnell genug in den deutschen Boden verpflanzen könne. Uns können diese englischen und amerikanischen Versuche nur zu der Frage anregen, ob nicht auch in unserm Bildungswesen Lücken auszufüllen seien. Und wenn wir diese Frage bejahen müssen, dann werden wir natürlich auch diese neuen Methoden prüfen und gewiß eins und das andre darin finden, das auch für uns Wert hat. Aber vieles, was dort angestrebt wird, ist doch in Deutschland mit seinen zahlreichen, über alle Gebiete des Reiches verbreiteten Bildungsanstalten bereits verwirklicht. Wir sprechen hier nicht von Hoch- und Mittelschulen, technischen Lehranstalten u. dergl., aber wir erinnern an die Fortbildungsschulen, an die Sonntags- und Feierabendschulen, an die landwirtschaftlichen Wanderlehrer, an die Ferienkurse der Universitäten und mancher Fachschulen, an die Soldatenschulen, an die zahllosen Kurse der kaufmännischen und Arbeitervereine, an die Vorlesungsreihen der Frauenbildungsvereine u. a. Es hätte sich wohl verlohnt, daß der Übersetzer der Schrift Russells ausgesprochen hätte, wieviel in denselben Richtungen, die die Hochschulbewegung in England und Amerika verfolgt, schon früher in Deutschland geleistet worden ist. Doch sind das Nebensachen. Die Hauptsache ist: Was kann uns diese „Hochschulausdehnung“ nützen, und wo läßt sie sich organisch mit dem verbinden, was wir schon haben?

Das Eigentümlichste daran ist der freie Wille der Lernenden und Lehrenden, der sich so energisch auf eine und dieselbe Aufgabe richtet. Das ist ein Gegensatz zu unsrer geordneten und reglementirten Schule, die nur zu oft den Willen ertötet. Beruhigen wir uns einmal nicht mit der Zahl und

Trefflichkeit unsrer Schulen, so sehen wir Deutschland weit zurückbleiben hinter England und Amerika in der Bethätigung des nicht amtlichen Willens fast auf allen Wegen der Bildung. Wir stehen zurück in den Volksbibliotheken, den Lesezirkeln (Circulating Libraries), in den Riesenauflagen beliebter Bücher, die auf ein regeres, opferwilligeres und weiter ausgebreitetes Bildungsleben deuten, in der Billigkeit, Verbreitung und oft auch Güte der Zeitschriften und in dem massenhaften Verbrauch von Tageslitteratur politischer, unterhaltender oder fachmännischer Art. Die Verteilung der Bildung ist bei uns vielfach so, daß ein Maximum in den Schul- und Hochschuljahren rasch zu einem Minimum sinkt in den Jahren des selbständigen Schaffens des Mannes. Für den so schwer zu schätzenden Betrag der Bildung, die in einem Volke lebt und wirkt, geben die Schulen keinen Maßstab, weil so viel dort Gelerntes tot bleibt oder ganz verloren geht. So wie die selbständige Bethätigung des Deutschen im Ausland immer erst die feinen und groben Fesseln abstreifen muß, die ihr die Reglementirung und Disziplinirung in der Heimat angelegt haben, und wie selbst in unsern eignen Kolonien das Selbstschaffen erst herauskommt, wenn der Drill weg ist, so steckt auch in unsrer deutschen Bildung viel zu viel Gezwungnes und Befohlenes. Und daher auf dem Gebiet der Schule bis hinauf zur Hochschule weniger Unverlierbares, das mit dem ganzen Menschen weiterwächst, als man nach so viel und für alle Teile so mühseliger Erziehung und Eintrichterung erwarten sollte. Es bedarf gar nicht des Vergleichs mit andern Völkern, um uns zu zeigen, daß wir als Volk noch weite Wege vor uns haben bis zu Bildungszielen, die wir uns notwendig setzen müssen.

Betrachten wir einmal das geistige Leben in einer mittel- oder süddeutschen Stadt von zehn- bis zwanzigtausend Einwohnern. Soweit es nicht im Schulunterricht und in der kirchlichen Unterweisung aufgeht und überhaupt nach außen sichtbar wird, sammelt es sich in Vereinen, die gelegentlich einmal einen Vortrag halten lassen, der fast immer von auswärts herberufnen Rednern übertragen wird, da die einheimischen nicht ziehen. Dabei macht man die merkwürdige Erfahrung, daß die Besitzenden, die in den Villen rings um die Stadt wohnen, besonders die Fabrikanten und Kaufleute, diese Bildungsgelegenheit durchaus nicht nach dem Maß ihrer Muße benutzen. Es sind mehr die Leute von mittlerm Besitz, der mittlere Bürgerstand und die „Studirten,“ die sich herandrängen, wenn ein interessanter Vortrag angekündigt wird. Das gleicht ganz der Erfahrung, daß überall in den größern deutschen Städten die Geburtsaristokratie, auch wo sie stark vertreten ist, bei öffentlichen Vorträgen fast ganz durch ihre Abwesenheit glänzt. Daran ändert auch die regere Teilnahme von Prinzen und Prinzessinnen nichts. Daß es in Deutschland Schlösser giebt, wo weder Schillers noch Goethes Werke noch überhaupt Bücher zu finden sind, ist eine traurige Thatsache. Daß der hohe Adel Deutschlands der öffentlichen Dis-

kussion politischer, sozialer oder litterarischer Fragen mit ganz wenigen Ausnahmen fernbleibt, lehrt ebenso deutlich die Geschichte des deutschen Geisteslebens wie überhaupt unser öffentliches Leben. Auch darin sind uns England, Frankreich und Italien weit voran. Die Seltenheit großer Zuwendungen für wissenschaftliche oder litterarische Zwecke zeigt, daß auch unserm Großbesitz nicht jenes rege, warme Mitleben mit dem ganzen Volke eigen ist, das in England und Nordamerika so schön, groß und versöhnend wirkt. Die Auswüchse des reisenden Rhetorentums sind zwar in Deutschland nie so kraß hervorgetreten wie in Amerika, wie ja bei uns alle Übel des öffentlichen Lebens einen mildern Charakter zeigen, der mehr zum schleichenden Verlauf neigt. Bei uns sind auch die Leistungen solider und ästhetisch befriedigender, weshalb wir diese Einzelvorträge nie ganz entbehren möchten. Aber es sind doch im Grunde hier wie dort nur die Sensationsredner, die die Vortragssäle ganz füllen. Zur Sensation greifen auch die diesem Handwerk verfallnen Universitätsprofessoren, wenn sie Erfolg haben wollen, und das Reden in den kaufmännischen u. dergl. Vereinen hat in nicht wenig Fällen selbst die akademische Vortragsweise beeinflußt. Von der Mehrzahl der Zuhörer wird so ein Vortrag zum Abendbrot genossen wie ein Leitartikel zum Frühstück, und der Bildungswert besteht im besten Fall in einer ganz vergänglichen Anregung. Die wissenschaftlichen Vereine sind in Deutschland weit verbreitet, wenn auch noch lange nicht so wie in der Schweiz. Einen Geschichtsverein und einen naturwissenschaftlichen Verein giebt es jetzt in unsern mittlern Städten wohl mit wenig Ausnahmen. Der eine sammelt Freunde aus allen Ständen, die nicht viel mitarbeiten, der andre vereinigt in der Regel eine kleinere Zahl von Liebhabern des Käfer- oder Schmetterlingssammelns oder, wo es der Boden erlaubt, der Steinklopferei. Beide verlieren sich leicht in Kleinkram, sodaß sie oft die bedeutendern Kenner und Köpfe, z. B. unter den Lehrern der Mittelschule, zurückstoßen. Aber auch hier kann man die eigentümliche Erfahrung machen, daß es mehr Leute der mittlern als der obern Klassen sind, die sich thätig beteiligen. Ich kenne solche Vereine in größern Städten, die fast ganz aus Lehrern und Handwerkern bestehen. „Die andern verschlemmen ihre Abende, während wir hier bei einem billigen Glas Bier uns unsre Seltenheiten vorzeigen," sagte mir ein Freund von konservativer Gesinnung.

Die Lage und Lebensauffassung der Arbeiter ist in Deutschland vielfach nicht so, daß die Muße und Lust zu Bildungsbestrebungen aufkommen könnte. Die einst zahl- und mitgliederreichen Arbeiterbildungsvereine sind fast alle in die Hände der Sozialdemokraten übergegangen oder zusammengeschwunden. Die bürgerliche Leitung der Bildungsgelegenheiten wird selbst dort von den Arbeitern abgelehnt, wo sie mit dem besten Willen an sie herankommt und Treffliches ohne Mühe und Entgelt bietet. Bei Volksunterhaltungsabenden und ähnlichen Veranstaltungen muß auf den Unbeteiligten der Aufwand an

Anziehungsmitteln einen seltsamen Eindruck machen. Es sieht oft aus, als ob der bildende Vortrag eine bittere Latwerge war, die man den Kindern mit Süßigkeiten vor- und nachher genießbar machen müßte. Die geringe Teilnahme der Arbeiter muß übrigens nicht bloß als die Folge einer elf- bis zwölfstündigen Arbeitszeit aufgefaßt werden. Es spielen harmlosere Dinge mit, unter denen nicht am wenigsten wirksam das Wirtshaus ist, dessen Einrichtungen nirgends in der Welt einen so behaglichen und scheinbar billigen Aufenthalt für Hoch und Niedrig gewähren wie in Deutschland. Der größte Teil des Vereinslebens ist ja bloß Vorwand für Kneiperei. Der deutsche Arbeiter kann sich darauf berufen, daß auch die über ihm stehenden nicht mehr Bildungstrieb zeigen. Aber die sind auch oft mehr abgearbeitet als der Arbeiter. Jedenfalls kann er nicht klagen im Lande so zahlreicher Schulen, Museen, Bibliotheken, Theater, daß man die Aristokratie der Bildung darauf gründen wolle, daß man die Bildungsmittel mit Beschlag belegt. Solche Gedanken, die ebenso kurzsichtig als erfolglos sind, spuken anderwärts mehr als bei uns. Wir wissen, daß keine Macht der Welt Hans Sachs und Jakob Böhme hindern konnte, vom Schusterschemel aus eine weitreichende Herrschaft über die Geister zu erringen. So wenig wie man Ideen durch Schlagbäume oder Grenzpfähle anhalten kann, so wenig wird man sie hindern können, die Volksschichten von oben nach unten zu durchdringen. Die Geschichte unsers Bildungswesens zeigt auch, daß man gegen dieses Durchsickern an sich nichts hätte. Aber es fehlt an Mitteln, den Durchsickerungsprozeß recht wirksam werden zu lassen. Das ist nur eine andre Seite von der Thatsache, daß in Deutschland die obern Stände weniger von den veredelnden Wirkungen des Besitzes und der freiern Lebensstellung zeigen als in manchen andern Ländern. Die Aristokratie des Geistes, der Sitten und des Geschmacks ist bei uns unverhältnismäßig schwach. Es ist das ein sozialer Mißstand, der nicht gern hervorgehoben wird. Er gehört aber zu den Kennzeichen des gegenwärtigen Zustandes des deutschen Volkes und muß ganz besonders bei den Bildungsbestrebungen beherzigt werden. Während sich England politisch demokratisirt hat, ist sein Volk aristokratisch, auch im guten Sinne, geblieben. In Deutschland sucht man politisch die Aristokratie herauszubeißen, und unser Volk ist im ganzen so unaristokratisch wie möglich.

Sehen wir nun zu, was wir von der Bewegung der Hochschulausdehnung lernen und von ihren Methoden aufnehmen können. In ihrem Kern liegen tiefe Gedanken, die auch unter andern Verhältnissen leben und noch andre Einrichtungen zeugen würden. Sie sind nicht neu, aber noch niemals so notwendig hingestellt, in so großem Maße und mit solchem Erfolg verwirklicht worden. Daß von dem Überfluß des Wissens, das sich in den Hochschulen staut, befruchtende Bäche über das Land hinzuleiten sind, ist ein höchst ein-

facher und einleuchtender Gedanke. Daß Geistesbildung, als Lebensbedingung betrachtet, mit der Schule nicht aufhören soll, und daß regelmäßiges Weiterlernen auf jeder Altersstufe aufgenommen werden kann, daß es auch nicht dem Einzelnen überlassen, sondern angeregt und geleitet werden soll, leuchtet ebenfalls ohne weiteres ein. Wir wollen von allen Einzelkenntnissen absehen, die in vielen Fällen der Hörer als einen wertvollen Besitz mit sich fortnimmt, ebenso von den Anregungen, die sein geistiges Leben erfrischen und in eine kräftigere Bewegung bringen können, endlich von dem ästhetischen Gewinn, daß er aus den dumpfen, gewohnten und gewöhnlichen Tiefen des Alltagslebens mit der Eintönigkeit seiner Leistungen und schalen Erholungen in eine hellere, frischere Atmosphäre steigt. Das sind bekannte, oft genannte Vorteile. Höher steht die Bethätigung des Willens, und zwar auf beiden Seiten, beim Lehrer wie beim Hörer. Ohne Zwang, ohne Vorschrift sich Arbeiten zu widmen, die nicht zur nächsten Aufgabe des Lebens gehören, und darin zu verharren, das ist ein ideales Streben weit über das Brot- und Fachstudium hinaus. Umso mehr muß man ihm entgegenkommen, je tiefer es im modernen Leben wurzelt, denn umso eher ist zu hoffen, daß es veredelnd auf dieses Leben zurückwirkt.

Die Ausdehnung des Wirkungskreises einer deutschen Universität denken wir uns so, daß der erste Schritt mit der Organisation von Vortragsreihen zu thun wäre. Dieser Schritt wird sicherlich gelingen, so gut er in den engern Kreisen der kaufmännischen Vereine, Frauenbildungsvereine u. a. gelungen ist. Er ist insofern der nächstliegende, als die Unzulänglichkeit der Einzelvorträge auf der einen Seite allgemein empfunden wird, aber für alles weitergehende auf der andern Seite in unserm schulenreichen Lande zunächst nicht das Bedürfnis sein kann wie in England oder Amerika. Die Prüfungen und Zulassungen müßten ja ganz anders werden, als sie sind, und damit würden auch die Bildungsgänge andre werden, wozu wiederum kein dringendes Bedürfnis ist. Es würde also ein ganz ähnliches Vorgehen naheliegen wie bei den Wiener „Volkstümlichen Universitätskursen,“ die 1895 von dem dortigen Volksbildungsverein angeregt wurden, der auch früher schon Vortragsreihen mit Hilfe von Lehrern der Wiener Universität veranstaltet hatte. Es ist das der erste größere Versuch einer deutschen Universität und schon insofern sehr beachtenswert. Von Professoren, die den Volksbildungsverein mit leiten, ging die Anregung an den akademischen Senat, der sich günstig für das Unternehmen aussprach, worauf das Ministerium versuchsweise 6000 Gulden bewilligte. Damit wurden Saalmiete, Beleuchtung, Skioptikon und andre Darstellungsmittel, sowie Honorare an die vortragenden Privatdozenten und Assistenten der Universität bezahlt. Die Stellung der Universität zu der neuen Einrichtung geht aus den durch Ministerialerlaß vom 14. Oktober 1895 genehmigten Statut hervor, worin es heißt: Die Wiener Universität übernimmt die Aufgabe, durch Einrichtung von volkstümlichen Universitätsvorträgen, welche außerhalb des Universitätsgebäudes

abgehalten und in das amtliche Vorlesungsverzeichnis nicht aufgenommen werden, die Förderung der wissenschaftlichen Ausbildung jener Volkskreise, welchen bisher die akademische Bildung unzugänglich war, zunächst in Wien und Umgebung, eventuell aber auch in Niederösterreich und, vorbehältlich der Genehmigung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht, in den übrigen im Reichsrat vertretenen Ländern nach Maßgabe der vorhandnen Mittel zu fördern.

Wir könnten uns aber doch denken, daß die Sache in einer deutschen Universitätsstadt etwas anders angefangen würde. Nach dem jahrelang erprobten Vorgang des Münchner Volksbildungsvereins ließen sich neben einer Reihe von Einzelvorträgen Kurse einrichten, für die ein Bedürfnis nachgewiesen ist; und mit deren Verbreitung in die mittlern und kleinern Städte der Umgebung sollte durchaus nicht gezögert werden. Für die Einzelvorträge sollten höhere Eintrittsgelder gefordert werden, für die Kurse niedrige oder gar keine. Doch wären Reihen von unbezahlten Einzelvorträgen nicht auszuschließen, wie sie der Münchner Verein an je zwei Wochenabenden des Winters in dem städtischen Schrannenpavillon veranstaltet, der natürlich unentgeltlich dazu hergegeben wird. Der ästhetische und belehrende Wert der Einzelvorträge muß hochgehalten werden. Deshalb dürfen sie nicht zum Geschäft herabsinken. Die Erfahrung lehrt, daß auch die besten Redner für einen guten Zweck ohne Entgelt zu haben sind. Von ihnen mag in bunter Reihe das Verschiedenste geboten werden. Anders in den Kursen und zum Teil auch den allgemein zugänglichen Vorträgen, wo das Belehrende mehr in den Vordergrund tritt. Diese müssen sich an die vorhandnen Bedürfnisse anschließen und dürfen durchaus nicht als Luxusartikel geboten werden. Der Wiener Veranstaltung kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie den Eindruck eines bunt, ja üppig aufgebauten Stilllebens macht. In dem für zehn Kreuzer käuflichen Programm, das kürzere und längere Übersichten des Stoffes von je sechs Vorträgen enthält, liest man diese zusammengedrängten Darstellungen mit Genuß und kann sich ganz gut hineindenken, wie nützlich sie erst für den Hörer der Vorträge sein mußten. Aber die Themata sind viel zu mannichfaltig. Da wird geboten: Das homerische Zeitalter der Griechen, Geschichte des griechischen Dramas, Römische Geschichte, Leben und älteste Geschichte der Germanen, Geschichte Österreichs bis zu Rudolf von Habsburg, Geschichte Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert, Erklärung von Goethes Faust, Lektüre Shakespearischer Stücke mit Einleitung über Shakespeares Leben, Geschichte der italienischen Malerei, Anatomie, Bakteriologie, die Pilze, Luft und Wasser, Grundzüge der Geographie, Allgemeine Geologie, Grundbegriffe der darstellenden Geometrie, erste Hilfe (bei Unfällen), Hygiene, Einleitung zum Maschinenbau, Physik, Physiologie, Nerven- und Geisteskrankheiten, Österreichisches Verfassungsrecht, Grundzüge des österreichischen Rechts, Bevölkerungslehre. Einige Kurse wurden durch besondre Vorträge eingeleitet, so der geographische durch einen Vortrag von Professor Penck über die Schön-

heit der Erde, der bakteriologische durch einen von Professor Weichselbaum usw. Den Programmen sind übrigens in einigen Fällen auch Verzeichnisse der besten Bücher über den Gegenstand beigegeben.

Ein Freund, der diese Kurse mit ins Leben gerufen hat, schreibt mir über den Erfolg: Eine Enttäuschung bereiteten die Kurse denen, die auf den Besuch der großen Masse rechneten. Die organisirte Arbeiterschaft hält sich, wie auch vom Volksbildungsverein, fern. Die Besucher sind kleine Bürger, vielfach auch Lehrer, sowie Leute aus dem Mittelstande, denen andre Vorträge zu teuer sind. Allseitig wird die Aufmerksamkeit und der Anstand der Hörerschaft gerühmt. Von andrer Seite wurde mir mitgeteilt, daß trotz der ablehnenden Haltung einer nicht kleinen Zahl von Professoren (die wird nirgends fehlen!) doch die Teilnahme von einer Reihe der bedeutendsten gesichert sei und das Unternehmen als „glücklich flottgemacht" gelten dürfe.

Es ist das ein schöner Anfang. Anzeichen, daß sich ein engerer Anschluß einzelner Kurse an vorhandne Bedürfnisse ankündigt, möchten wohl dahin zu deuten sein, daß mit der Zeit das Passendste aus der reichen Menge ausgelesen werden wird. Wohlthuend ist jedenfalls der Gedanke, daß hier der Allgemeinheit eine Fülle von Kenntnissen und Gedanken dargeboten wird, an denen sie bisher nicht unmittelbar Anteil haben konnte. Ohne Zweifel hat das geistige Leben Wiens damit eine Bereicherung und Veredlung erfahren, die mancher andern deutschen Stadt noch viel nötiger wäre.

Eine ganz örtliche Frage ist es, ob und wie ein Anschluß an bestehende Volksbildungsvereine möglich sei. Wir halten ihn nicht für wünschenswert, besonders auch nicht nach den Wiener Erfahrungen. Diese Vereine haben in der Regel leider schon eine politische Parteifarbe. Wir möchten aber, daß, wenn volkstümliche Hochschulkurse in Deutschland eingerichtet werden, sie sich unter der Bürgschaft unsrer bewährten Hochschulen, ganz frei von politischen, religiösen und aufklärerischen Einflüssen gestalteten. Was ja gar nicht ausschlösse, daß in einem etwaigen vorbereitenden Ausschuß ebenso gut konservative Freunde der Sache wie Sozialdemokraten thätig wären. Das wäre im Gegenteil das Wünschenswerte.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Justizkuriosa. Die drei Sensationsprozesse der letzten vierzehn Tage machen insofern einen erfreulichen Eindruck, als sich die Richter dabei vollkommen korrekt benommen haben; um so unerfreulicher ist der Eindruck, den andre Beteiligte und unsre Justizorganisation dabei machen. Alle drei Prozesse sind typisch. Das Typische des Frankfurter Falles ist die Verwendung von Lockspitzeln, die eine Zeit lang, namentlich unter Puttkamer, in politischen Prozessen eine Rolle gespielt haben. Dem Versuche, sie auch in der Eisenbahnverwaltung zu verwenden, hat hoffentlich das Urteil der öffentlichen Meinung und des Gerichtshofs ein für allemal einen Riegel vorgeschoben. Wäre die Sache so weiter gegangen, dann könnten wir so weit kommen, daß in allen Verwaltungszweigen Nichtgentlemen zur Beaufsichtigung der Unterbeamten verwendet würden. Kriminalbeamte, die den Thätern eines begangnen Verbrechens in Verbrecherkellern nachzuspüren haben, können der unangenehmen Notwendigkeit, mit Verbrechern Brüderschaft zu trinken und ihre Dienste anzunehmen, kaum entgehen; hier aber sind weder die Urheber unzweifelhaft begangner Verbrechen noch bisher unbekannte Vergehungen Verdächtiger entdeckt, sondern Verdächtige zu Vergehungen und Verbrechen verleitet worden. Durch die Anwendung dieses Verfahrens im größern Maßstabe könnte man den Assessorenparagraphen überflüssig machen; die doppelte Zahl der Strafrichter würde nicht hinreichen, alle die Verbrechen abzuurteilen, die man auf diese Weise herbeiführen könnte. Kämen trotz aller unsrer ängstlichen Kontroll- und Sperreinrichtungen im Eisenbahndienste Unterschleife von solchem Umfange vor, daß dadurch der Fiskus erheblich geschädigt würde, und gelänge es den angestellten Revisoren nicht, die Schuldigen zu entdecken, so würden sich die höhern Eisenbahnbeamten dadurch ein klägliches Zeugnis der Unfähigkeit ausstellen. Handelt es sich aber bloß um vereinzelte Fälle ohne Belang, so ist es besser, die Schuldigen bleiben unentdeckt, als daß man gegen den Übelstand Mittel anwendet, die schlimmer sind als das Übel.

Im zweiten Falle, der für eine gewisse Klasse von Beleidigungsprozessen typisch ist, hat das Urteil festgestellt, daß die Firma Stantien und Becker ihr Bernsteinmonopol in rücksichtslosester Weise ausgebeutet und dadurch die deutsche Bernsteinwarenindustrie zum Teil vernichtet hat, daß sich der Geheime Kommerzienrat Becker gerühmt hat, er habe die Regierungsbeamten in der Tasche, mit seinen Millionen vermöge er alles, daß sich hohe Beamte von ihm haben täuschen lassen, wenn sie auch nicht bestochen worden sind, und daß sich der Mann zur Erlangung seines Titels unehrenhafter Handlungen bedient hat. Wenn nun Westfal von Becker in dem Grade geschädigt wurde, daß er die Zahl seiner Arbeiter von 120 allmählich bis auf 6 herabsetzen mußte, wenn er, wie im Urteil ausdrücklich bemerkt wird, auf alle seine Eingaben an die Regierung keine Antwort bekam, wenn er sodann von seinem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch machte, sich mit einer Eingabe an das Abgeordnetenhaus zu wenden, so mußte ihm doch, sollte man meinen, die Regierung dafür dankbar sein, daß er schreiende Übelstände öffentlich bekannt machte, und wenn jemand auf die Anklagebank gehörte, so war das nicht er, sondern Becker; denn dieser, nicht Westfal war es, der hohe Beamte in den Verdacht der Bestechlichkeit gebracht hatte. Die Richter haben Westfal freigesprochen, aber was soll man vom Staatsanwalt denken, der die Hauptsache von dem, was die Richter aus der Verhandlung erfahren haben, schon in der Untersuchung erfahren haben muß? Stellen wir diesem Falle noch einen andern derselben Art zur Seite, der zwar

um ein paar Jahre zurückliegt, aber durch einen Artikel der „Nation" aufs neue aktuell geworden ist. In der Tagung des preußischen Abgeordnetenhauses von 1892 bis 1893 wurde auf Vorschlag der Regierung die Bergwerksabgabe für den Staat „außer Hebung gesetzt," während zugleich bestimmt wurde, daß sie die Besitzer von Privatregalen fortbeziehen sollten. Größter Regalherr war der vor zwei Jahren verstorbne Herr von Tiele-Winkler, dem sein oberschlesisches Regal im Jahre 1891 nicht weniger als 698329 Mark abgeworfen hatte; der Durchschnittsertrag der Jahre 1881 bis 1891 belief sich auf 366119 Mark. Bald darauf erzählte der Privatdozent Jastrow die Geschichte der Bergwerksabgabe in seiner Schrift „Sozialliberal." Weil er an die Darstellung der Thatsachen einige Bemerkungen knüpfte, in denen die Verwandtschaft Tieles mit dem Handelsminister hervorgehoben wird, wurde er wegen Beleidigung dieses Herrn am 16. Februar 1894 zu 100 Mark Geldstrafe verurteilt; die Darstellung der Thatsachen erkannte das Urteil als richtig an. Die „Nation" teilt nun, wie die Leser ja wohl wissen, die bisher unbekannte Thatsache mit, daß die Kleophasgrube im Tieleschen Regalbezirke liegt, und daß es in diesem Königreich Tiele, wenigstens bis zu dem furchtbaren Unglück in der genannten Grube, keinen vom Staat angestellten Revieraufsichtsbeamten gegeben hat. Die „Nation" meint, statt Jastrow mit einer Anklage und darauf folgendem Disziplinarverfahren zu strafen, würde man besser gethan haben, sich durch seine Schrift zu einer Untersuchung der Verhältnisse in jenem Revier bestimmen zu lassen; vielleicht wäre dadurch das Unglück nicht verhütet worden, aber der Staat könnte sich dann wenigstens sagen, daß er auch dort seine Schuldigkeit gethan habe.

Die volle Bedeutung der beiden Prozeßtypen, wir wollen sie A und B nennen, leuchtet erst ein, wenn man sich ihre Geltungsbereiche vertauscht denkt. Wäre im Frankfurter Falle der Typus B angewendet worden, so würden nicht die Schaffner auf die Anklagebank gekommen sein, sondern die Personen, die deren Pflichttreue verdächtigt hatten. Wollte man dagegen in den Fällen Jastrow und Westfal nach dem Typus A verfahren, so mußte man diesen beiden Männern einen geheimen Agenten, vielleicht eine Diplomatin der vornehmen Halbwelt beigeben und die Verbündeten mit einigen Millionen ausrüsten zu dem Zweck, die Standhaftigkeit von Ministern und Regierungsräten gegen Versuchungen auf die Probe zu stellen. Ohne Zweifel handeln die Staatsanwälte auf höhern Befehl nach dem Spruche des berühmten römischen Rechtslehrers Terenz: Duo quum faciunt idem, non est idem; aber der öffentlichen Meinung gegenüber geraten sie dadurch in eine üble Lage. Wollen sie sich daraus befreien, so müssen sie fordern, daß durch ein Gesetz bestimmt werde, mit welchen Klassen der Bevölkerung nach dem Typus A und mit welchen nach dem Typus B zu verfahren sei. Das Gesetz darf verschiednes Recht schaffen, aber die Justiz darf es nicht in einem Gebiete, für das nach dem Gesetze dasselbe Recht gilt.

Der dritte Fall, der Berliner, ist so beschaffen, daß es uns peinlich ist, davon zu reden. Man ist doch auch kein Unmensch und empfindet Mitleid sogar mit Staatsanwälten und Polizeibeamten, wenn es ihnen gar zu schlimm ergeht. Wir überlassen also die Versammlungen, die ein Polizeibeamter des Sonntags nachmittags im Grunewald zu bemerken geglaubt hat — in der Hasenheide würde er noch mehr bemerkt haben —, und die geheimen Versammlungen, die man durchs Fenster beobachtet hat, während drin der mit der Aufsicht beauftragte Polizeibeamte saß, wir überlassen auch die Berechnung des Verhältnisses zwischen der ungeheuern Zurüstung und dem lächerlichen Erfolg den Witzblättern und fertigen nur das Prinzipielle ganz kurz ab. Das ist nun die alte Geschichte. Man will die Sozial-

demokratie vernichten. Einige patriotische Schwärmer glauben aufrichtig an Revolutionsgefahr und halten die Vernichtung für ein Gebot der Vaterlandsliebe; die zahlreichsten und einflußreichsten unter den Staaterhaltenden aber, zu denen die Nationalliberalen nicht mehr so ganz zu gehören scheinen, lachen zwar über die Revolutionsgefahr und sind der Ansicht des Kriegsministers, daß vorkommenden Falls ein paar Feuerspritzen hinreichen würden, aber sie hassen die sozialdemokratische Partei als Arbeiterpartei, gerade so wie sie die Christlich-Sozialen hassen; sie wollen vor der Lohnbewegung und vor der Bewegung für Arbeiterschutz Ruhe haben. Um dieses Ziel zu erreichen, müßten die Lohnarbeiter aller politischen Rechte beraubt und einer Art Gesindeordnung unterworfen werden. Das wagt man zwar noch nicht rund heraus zu sagen, aber so weit wenigstens sind die führenden Organe der Unternehmerpartei, wie wir sie einmal nennen wollen, einig, daß sie sagen, die Umsturzvorlage sei eine Dummheit gewesen; nicht die Freiheit der Staatsbürger im allgemeinen, sondern nur die der Arbeiter müsse beschränkt werden. Einstweilen nun, bis man zu einem Entschlusse gelangt sein wird, wollen gewisse Behörden ihren guten Willen wenigstens dadurch beweisen, daß sie den Sozialdemokraten das Leben schwer machen, daher diese Politik der Nadelstiche. Und dabei ist man nun wiederum zu dem unglückseligen Duo quum faciunt idem gezwungen. Will die Regierung das Ansehen der Strafrechtspflege nicht empfindlich schädigen, so bleibt ihr nichts übrig, sie muß sich schleunigst für eins von beiden entscheiden, entweder den Sozialdemokraten dieselbe Bewegungsfreiheit gestatten wie den übrigen Parteien, oder durch die Gesetzgebung, und falls der Reichstag seine Mitwirkung versagt, durch einen Staatsstreich den Lohnarbeitern ihre bürgerlichen Rechte nehmen.

Was sich in den Prozessen aller drei Typen wieder aufs unangenehmste bemerkbar gemacht hat, das ist das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft. Möchte das einmal ein sachverständiger Aulus Agerius recht gründlich beleuchten! Der Richter ist, wenn es dem Staatsanwalt so beliebt, gezwungen, sich mit Bagatellen zu befassen und widerwärtige Verhandlungen zu führen, von denen er im voraus sehen kann, daß er zu einem freisprechenden Urteil gelangen wird; in andern Fällen aber kann es ihm begegnen, daß ihm ein offenkundiger Verbrecher frei vor der Nase herumläuft: wenn die Staatsanwaltschaft seinen Arm nicht in Bewegung setzt, hat er so wenig Gewalt, den Übelthäter zu fassen, wie ein hölzernes Götzenbild. Fast scheint es, als ob in gewissen Fällen nicht bloß der Richter, sondern auch der Staatsanwalt ein Mechanismus wäre, der erst von einer höhern Macht aufgezogen werden muß, ehe er in Gang kommt. Am letzten Verhandlungstage des Berliner Prozesses sagte der Staatsanwalt: „Ich erkläre, die Staatsanwaltschaft ist streng objektiv beflissen, dem Gesetze Genüge zu verschaffen, und sie wird gegen andre Parteien ebenso einschreiten, wenn sie in die Lage kommt, sich amtlich mit der Frage zu beschäftigen. Hier ist ihr das Material überreicht worden.“ Und was für ein Material! Also wenn ihr kein Polizeibeamter Material überreicht, ist sie „nicht in der Lage.“ Wenn der konservative Verein vor dem Hallischen Thor, wie am 18. Mai geschehen ist, in Sachen Stöcker-Krause beschließt: „Behufs Stellungnahme zu diesen Fragen erachtet der Verein den Zusammentritt und die gemeinschaftliche Tagung der Gesamtvorstände der konservativen Vereine Berlins für notwendig,“ so darf der Staatsanwalt davon so lange nichts wissen, bis ihm ein Polizeikommissarius „das Material überreicht.“

Litteratur

Das Einkommen und seine Verteilung von Dr. Friedrich Kleinwächter, k. k. Regierungsrat und Professor an der Universität Czernowitz. — **Der Arbeiterschutz.** Seine Theorie und Politik von Dr. Kuno Frankenstein, Dozent an der Humboldtakademie in Berlin. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1896

Die beiden Bücher bilden den fünften und den vierzehnten Band der ersten Abteilung des von Frankenstein herausgegebnen Hand- und Lehrbuchs der Staatswissenschaften in selbständigen (einzeln käuflichen) Bänden, von dem schon einige Bände in den Nummern 2 und 27 der vorigjährigen Grenzboten besprochen worden sind. Kleinwächters Einkommenlehre zeichnet sich durch lebhafte und anschauliche Darstellung aus, behandelt den Gegenstand erschöpfend und enthält unter anderm eine scharfsinnige Kritik der verschiednen Grundrententheorien. In der Einleitung hebt der Verfasser die Schwierigkeit einer genauen Begriffsbestimmung des Einkommens hervor. Mit dieser Schwierigkeit hat es seine Richtigkeit, aber Kleinwächter übertreibt, wenn er behauptet, es sei „absolut unmöglich, den Begriff des Einkommens derart genau zu umschreiben, daß man ihn im praktischen Leben überhaupt auch nur brauchen könne." Man kann ihn sehr gut gebrauchen, denn wenn auch die Leistungen der Steuereinschätzungskommission von den Eingeschätzten gewöhnlich für sehr anfechtbar gehalten werden, so weiß doch jedermann ganz genau, daß ein Schuhflicker ein kleines, ein Gerichtsdirektor ein mittleres und ein Magnat oder ein Kommerzienrat ein großes Einkommen hat; auch genügen die Begriffsbestimmungen, die wir haben, für gewöhnlich, um beurteilen zu können, wieviel ein jeder ausgeben darf, wenn er nicht über seine Verhältnisse leben will. Absolut genaue Begriffsbestimmungen giebt es, außer in der Mathematik, in keiner Wissenschaft. Sind die Gelehrten etwa einig darüber, was ein genus oder eine species in der Botanik, was die Seele, was der Verstand, was der Staat, was ein Maler oder ein Dichter ist? Seite 9—10 führt Kleinwächter für die Unhaltbarkeit der gewöhnlichen Begriffsbestimmung folgendes an. Die Wohnung im eignen Hause werde dem Besitzer als Einkommen angerechnet; folglich produzire sich einer Einkommen, der den ganzen Tag auf seinem Sofa liege, weil er es ja statt dessen hätte vermieten und so Geld herausschlagen können. Das ist einfach Unsinn. Die Wohnung, die ich nicht selbst benutze, kann ich vermieten, aber das Sofa im eignen Wohnzimmer könnte nur ein Narr vermieten, und nur ein zweiter Narr könnte es mieten. Vermietet man aber ein Sofa, das man nicht selbst zu benutzen gedenkt, als Bestandteil einer ganzen Zimmereinrichtung samt dem Zimmer an einen Junggesellen, so sind diese Möbel in der That Einkommen abwerfende Vermögensbestandteile, was zu begreifen nicht die geringste Schwierigkeit verursacht. Die andern Beispiele, die angeführt werden, sind noch unsinniger, z. B. daß nach der gewöhnlichen Einkommenlehre eine Frau Einkommen produziren würde, die ihre Kinder selbst wäscht und kämmt, anstatt Badediener und Friseur zu bezahlen, wo es doch offenbar ist, daß es sich gar nicht um Einkommen, sondern um eine Ausgabeersparnis handelt. Abgesehen von diesen Stellen der Einleitung kommen solche Sonderbarkeiten in dem Buche weiter nicht vor. — Frankensteins Buch „will einerseits als Lehrbuch in die Fragen der Theorie und Politik des Arbeiterschutzes einführen, andrerseits sucht es denen, die mitten im praktischen Leben stehen, als Hilfsmittel zur Orientirung über das heutige Arbeiterschutzrecht zu dienen." Der Verfasser hat die doppelte Aufgabe, die er sich gestellt hat, auf 380 Seiten Lexikon-

oktav sehr gründlich gelöst und noch eine 66 Seiten(!) füllende Bibliographie beigegeben.

Wie reist man billig und bequem? oder die Lösung der Personentariffrage, nach Vorträgen des Rechtsanwalts A. Jakob in Pforzheim von L. H. Zittau, Pahlsche Buchhandlung, 1896

Als Vorsitzender des süddeutschen Eisenbahnreformvereins hat sich Herr Jakob mit der einschlägigen Litteratur eingehend bekannt gemacht; vor allem aber haben ihn, wie es im Vorwort heißt, seine Erfahrungen beim praktischen Eisenbahnverkehr für seine Reformvorschläge geleitet. Um so ernstere Beachtung verdienen seine Vorschläge. „Auf Grund der aus den Fahrkarten mit Vergünstigungen (Rundreisehefte usw.) gezognen Erfahrungen und gestützt auf den Grundsatz, daß jede gesunde Reformbewegung an das Bestehende anzuknüpfen habe," empfiehlt er einen Entfernungstarif mit folgenden Sätzen: bei den gewöhnlichen Personenzügen dritte Klasse 1,5 Pfennig, zweite Klasse 3 Pfennige und erste Klasse 6 Pfennige für die Person und den Kilometer. Daß diese Tarifsätze durchführbar seien, wird damit begründet, daß sie schon heute als Ausnahmen bestehen, ja daß bedeutend niedrigere Sätze bestehen, was an Beispielen nachgewiesen wird. Daß er die kurze Übersicht der Tarifsätze des österreichischen und des ungarischen Zonentarifs, sowie der Vorschläge von Perrot und Engel, die er nur „der Vollständigkeit wegen" bringt, mit keinem Worte der Anerkennung oder Zustimmung begleitet, beweist, daß er für diese Tarife nichts übrig hat. Dagegen tritt er der Äußerung eines württembergischen Fachmannes bei: „Wenn eine Verbilligung der Personentarife eingeführt wird, muß sie so groß sein, daß dem Publikum in der That das Reisen erleichtert wird, und daß durch die Vermehrung der Reisen den Verwaltungen Einnahmeausfälle erspart bleiben." Hierzu wäre noch zu bemerken, daß Einnahmeausfälle bei einer allgemeinen und beträchtlichen Herabsetzung der Tarife, die auch wir für notwendig und möglich halten, auch durch Vereinfachung des Betriebes, namentlich durch Verminderung der Zahl der Wagenklassen, verhütet oder doch vermindert werden könnten. Auch darin befindet sich Herr Jakob in erfreulicher Übereinstimmung mit den Fachkreisen, daß er sich für Beibehaltung eines Zuschlags (von 10 oder auch 20 Prozent) bei Schnellzügen ausspricht. Wenn er dadurch zugleich einer übermäßigen Belastung der Schnellzüge vorgebeugt wissen will, so steht damit seine weitere Forderung, daß *jeder* Schnellzug auch die dritte Wagenklasse führen solle, nicht im Einklange. Im allgemeinen dürfte es auch genügen, wenn in jeder Richtung täglich *ein* Schnellzug mit dritter Klasse verkehrt, wie es auf den meisten norddeutschen Bahnen schon jetzt geschieht. In andrer Hinsicht könnten wir freilich auch von Süddeutschland manches lernen; besonders beherzigenswert ist unter anderm der von der bairischen Staatsbahnverwaltung in einer (von Jakob angeführten) Denkschrift über Tarifreformen aufgestellte Grundsatz: „Schließlich ist darauf zu sehen, daß der Prozentsatz der Ermäßigung in der dritten Klasse sowohl wegen der großen Frequenz dieser Klasse als auch aus sozialpolitischen Gründen höher als der der übrigen Wagenklassen festgesetzt werde." Wenn es nur erst zu einer Umsetzung dieses löblichen Grundsatzes in die Praxis käme!

Mit vollem Recht wendet sich Jakob auch gegen unser verworrenes und buntscheckiges Fahrkartenwesen. Aber die von ihm befürwortete Einführung einer (5) Kilometermarke, die er als Heilmittel dafür ansieht, kann nicht als solches anerkannt werden, so bestechend auch der — übrigens nicht neue — Gedanke auf den ersten Blick erscheinen mag. In Fachkreisen ist er schon wiederholt aufgetaucht und eingehend erwogen worden. Seine praktische Undurchführbarkeit hat sich klar

herausgestellt. Selbst wenn es gelänge, die bei dem Fahrpersonal und der großen Masse der Reisenden entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen, bliebe immer noch das unüberwindliche Hindernis bestehen, daß die Kilometermarken keine wirksame Kontrolle über die richtige Erhebung des Fahrgeldes zulassen und Betrügereien und Unterschleifen Thür und Thor öffnen würden.

Schließlich müssen wir noch eines — leider weit verbreiteten — Irrtums des Herrn Jakob gedenken. Seiner Meinung nach sind die Eisenbahnen verpflichtet, es dahin zu bringen, daß die Reiselust bis zur Grenze der Möglichkeit gesteigert werde. Aber nichts wäre verfehlter als das, wenn nicht etwa die Eisenbahnen ausschließlich als Mittel zur Erzielung möglichst hoher Überschüsse angesehen werden sollen. Und davon ist Herr Jakob sicherlich ebenso weit entfernt wie jeder andre, der sich über ihre wichtigen Aufgaben klar geworden ist. Auch im Dienste des Staates, der Gesamtheit, ja hier erst recht, müssen die Verkehrsmittel vor allem in ihrem Zusammenhange mit den wirtschaftlichen, sittlichen und besonders auch sozialpolitischen Verhältnissen und Erscheinungen und ihrem unleugbaren bestimmenden Einfluß darauf betrachtet werden. Da ist es aber einleuchtend, daß es nicht ihre Aufgabe sein kann, einen möglichst großen Massenverkehr zu entfesseln und damit der ohnehin überhand nehmenden Unstetigkeit der Menschen Vorschub zu leisten, sondern nur, dem wirklichen und berechtigten Verkehrsbedürfnis in einer Weise zu genügen, die allen billigen Anforderungen und namentlich auch dem staaterhaltenden Grundsatz der Gerechtigkeit entspricht, wie sie uns z. B. in der sozialpolitischen und — in bescheidnen Anfängen — auch in der Steuergesetzgebung der letzten Jahre entgegentritt. Davon sind wir aber in unserm Verkehrswesen noch weit entfernt.

Württembergische Geschichte. Von Eugen Schneider. Stuttgart, J. B. Metzler, 1896

Auf dem Gebiete der württembergischen Geschichtschreibung herrscht gegenwärtig rege Thätigkeit. Während die „Württembergischen Geschichtsquellen" den Stoff zur Einzelforschung an die Hand geben, hat der Archivbeamte Schneider in dem hier genannten Buche eine zusammenfassende Darstellung gegeben und damit wirklich eine Lücke ausgefüllt, da das Buch die richtige Mitte hält zwischen den Werken der Stälin und den landläufigen Beschreibungen, die weder eingehend noch kritisch genug sind. Es verbindet in glücklicher Weise volkstümliche Schreibart mit umfassender Kenntnis der Quellen. Der Natur der Sache nach gliedert es sich in drei Bücher: die Grafschaft, das Herzogtum, das Königreich. Die Zeit des Kurfürstentums ist mit Recht als eine bloße Zwischen- und Übergangsstufe dem zweiten Buche angehängt worden. Die Vorgeschichte, d. h. die ganze vor der Grafschaft liegende Zeit ist leider auf vier Seiten Einleitung abgethan. Man hätte gern eine eingehende Beschreibung der schwäbischen Urgeschichte, da einesteils der schwäbische Boden an vorgeschichtlichen Funden außerordentlich reich ist, anderteils die Limesforschung auf Schwabens Vorzeit aufklärende Streiflichter geworfen hat. Mit Recht ausgeschlossen worden, als noch nicht der Geschichte angehörig, ist die Regierung des gegenwärtigen Königs Wilhelms II. Glanzpunkte der Schilderung sind die Charakteristiken der Herzöge Eberhard im Bart, Ulrich, Christoph, Karl Eugen (des „Karlherzich") und namentlich des Königs Friedrich. Bei dem zuletzt genannten hat Schneider manchmal Gelegenheit, seinen Gegensatz zu der Auffassung Treitschkes zu betonen. Während Treitschke in Friedrich nur den asiatischen Despoten sieht, der es unter den Rheinbundfürsten am tollsten trieb, als eine jener Tyrannennaturen, die das napoleonische Regiment mit allen Launen karrikirten und

keine Selbständigkeit, weder Adel noch Stände, neben sich duldeten, so versäumt Schneider nicht, auf die hohen staatsmännischen Gaben des Fürsten hinzuweisen. Er folgt hier den „Rettungen“ Friedrichs durch Pfister und Schloßberger, den Standpunkt des Kanzlers Rümelin findet er ebenso einseitig im Lob, wie den Treitschkes im Tadel. Das Urteil über diesen Fürsten hat sich wohl jetzt geklärt, und man muß ihm in manchen Punkten Recht geben, so namentlich in seinem Streit mit den Ständen über die altwürttembergische Verfassung. Die Stände sind hier von dem Vorwurf der Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit nicht freizusprechen, und wenn auch Uhlands vaterländische Gedichte dem lautersten Gerechtigkeitsgefühl entsprangen, so steht doch ihr Pathos in keinem Verhältnis zu der überlebten Einrichtung, die sie priesen. Trefflich sagt W. Lang (Von und aus Schwaben, 2, 83): „Rührend ist es, wie in einer Zeit, wo alles wankte, diese patriotischen Männer um ihr ein und alles sich scharen: eine ehrwürdige Verfassung, die längst zur Unmöglichkeit geworden, die zum Stillstand verurteilt war, indessen die Welt sich verwandelte; rührend, wie sie bei den in Riesenkämpfen sich erschöpfenden Gewalten eine Teilnahme für ihr kleines Heiligtum voraussetzen. . . . Sie trachten die entfesselten Bergströme einzufangen und auf ein altertümliches Mühlrad zu lenken, das in idyllischer Selbstgenügsamkeit nichts weiter begehrt, als sich ewig um sich selbst zu drehen.“

Daß für die Zeit Friedrichs, mit dessen Regierung teilweise die Kriege Napoleons zusammenfallen, Schneider der Darstellung der Truppenbewegungen und kriegerischen Unternehmungen einen breiten Raum gewährt, wird man begreiflich finden; doch hat man hie und da den Eindruck, daß er des Guten hier zu viel gethan habe, ohne die Anschaulichkeit der Schilderungen des Generals Stockmayer zu erreichen. In manchen Zügen zeigt der württembergische König Ähnlichkeit mit Friedrich dem Großen, z. B. in seinem durchfahrenden Gerechtigkeitssinn, der in seiner Einseitigkeit bisweilen ungerecht wurde sowohl gegen die mildere Auffassung der Richter, als auch gegen das historisch Gegebne. Auch in seiner Geringschätzung der geistigen Bedeutung der Kirche gleicht er dem Preußenkönige: beiden war die Kirche ein Regierungsorgan und hatte nur den Beruf, Gehorsam gegen den Staat und die Obrigkeit zu predigen. Bedenkliche Unzufriedenheit erregte des Königs Jagdliebhaberei. Seine blutigen und zugleich prächtigen Waldfeste verschlangen Unsummen, und die Hegung des Wildes schadete der Landwirtschaft. Was er in dieser Beziehung sündigte, hat aber dann sein Sohn und Nachfolger Wilhelm I. wieder gut gemacht durch seine treue und allseitige Fürsorge für das Gedeihen des Landmanns, sodaß er den ehrenden Beinamen eines „Bauernkönigs“ wohl verdient. Weniger bekannt ist, daß bei dieser Fürsorge für das Praktische und unmittelbar Notwendige manche idealen Forderungen unter seiner Regierung zurücktreten mußten, daß z. B. zu dem Verfall vieler mittelalterlichen Baudenkmäler niemand mehr beigetragen hat als die Kameralverwalter Wilhelms I. Aber auch hier holte der Sohn (Karl) nach, was der Vater versäumte; man denke nur an die Wiederherstellung des Juwels klösterlicher Baukunst in Babenhausen. Mit einem andern, wichtigern Gegensatz zwischen Wilhelm I. und Karl wollen wir diese Besprechung schließen: Wilhelm war bekanntlich ein Gegner einer nationalen Einigung Deutschlands auf Kosten der Selbständigkeit und Machthoheit der Kleinstaaten; er hatte sich auch der Idee eines preußischen Erbkaisertums am zähesten widersetzt (seine nationaldeutschen Regungen, wie sie bei Schneider, Seite 149, zu lesen sind, sind vorübergehend gewesen); Karl hat im Jahre 1871 unter Verzicht auf mancherlei Souveränitätsrechte sein Land als organisches Glied dem Verband eines nationaldeutschen Gesamtvaterlandes eingefügt.

H. L.

Dulcamara. Von Paul Garin. Regensburg, W. Wunderling, 1896

Unter diesem gesucht seltsamen Titel giebt ein feiner Menschenkenner nach dem Muster von Pascals, La Bruyeres, La Rochefoucaulds, Lichtenbergs Aphorismen seine Gedanken über Welt und Menschen, Moral, Religion, Ästhetik, Politik, Gesellschaft und Pädagogik in gesonderten Kapiteln. „Die Güte eines Kopfes zeigt sich in der Kraft und Tiefe seiner Aperçus." Diesen gelegentlich geäußerten Gedanken bewahrheitet das ganze Buch. Einzelne Sätze mögen hierfür als Probe dienen: „Wem kein Schritt der innern Entwicklung mehr durch den äußern Gang der Dinge gestört werden kann, der ist erwachsen und ein Mann. Sein ganzes Leben besteht in nichts anderm mehr, als daß er der Welt hundertfältig zurückgiebt, was sie zu seinem Schmerz in ihn gesäet. — Wenn man die Dummheit und die Gemeinheit begreiflich findet, ist man weise, wenn man sie erträglich findet, ist man — alt. — Der Gute liebt seinen Nächsten um der Vorzüge willen, die ihm selber abgehen, der Böse haßt ihn darum. — Sobald sich ein Widerstand entgegenstemmt, ist der erste Gedanke des Dummen die Gewalt, des Schlechten der Betrug, des Guten das Recht. — Die Fabrikware der Natur zu verachten ist keine Kunst, schon eher, sie zu verstehen und gewiß, sie zu lieben. — Jeder Tadel enthält etwas von dem unangenehmen Geruch des Eigenlobs. — Unter den Wölfen das Lamm spielen wollen, heißt nichts andres als ein — Schaf sein. — Bei dem Anblick eines jeden Bauwerks, das dem Einzelwillen eines Machthabers seine Entstehung verdankt, wird es dem Beschauer offenbar, daß nur die Völker wirklich bauen können, nicht der Einzelne." Drastisch ist Seite 67 der Vergleich des Widerspruchs, den das Genie erweckt, mit dem Murren, das der Eintritt eines recht Dicken in einen überfüllten Trambahnwagen hervorruft, treffend Seite 176 die Zurückführung der modernen Vereinsmeierei auf geschäftliche Tendenzen, Kundenfängerei u. dergl., wie auch die schlechten Einbände der Lehrbücher (S. 186) den Lehrerkassen dienen müssen; fein wird das Wesen der Politik in der Kunst, Erfolg zu haben, erblickt, daher es keinen verkannten Politiker geben könne, den erst die Nachwelt zu Ehren gebracht hätte; auch das Wiedererwachen „oder vielmehr Wiedererwecken" altindischer Vorstellungen wird mit Recht auf die „durch unsre materialistische Aufklärungsperiode erzeugte allgemeine Unfähigkeit, das vom Christentum bereits überlieferte und über jene Vorstellungen weit hinausgeführte Gedanken- und Vorstellungsmaterial zu assimiliren" zurückgeführt. Der Verfasser zeigt sich in der Anschauungswelt Schopenhauers, Hartmanns und Du Prels befangen; die unbewußte Gedankenwelt spielt nach ihm eine große Rolle, jeder Mensch sei ein „Schatz geheimer Weisheit" — „die im Unbewußten aufgespeicherte Intelligenz heißt Gewissen," dieses unbewußte Geistesmaterial sei durch Vererbung zahlreicher Generationen angesammelt und überliefert, daraus erkläre sich, daß Genies oft von unbedeutenden Eltern geboren werden (diese fatale Vererbung, von der die Romanschreiber so viel und die Psychologen so wenig wissen!), eine fatalistische Vorexistenz und mystische Unsterblichkeit läßt den Autor als innigern Anhänger der indischen Theosophie erkennen, als man nach obiger Verwahrung glauben sollte. Eine wiederholt hervortretende Sympathie für den Katholizismus ist nicht von einem tiefern Verständnis begleitet. Dies zeigt sich besonders in dem Haß gegen Askese, die als Egoismus, als „Bestreben, die Last der Bedürfnisse des Leibes los zu werden," erklärt wird. Alle Diogenesse sind „feige Komödianten" (S. 306); Nonnenklöster sind „Gräber der Jugend," die Männerklöster bieten gar „den traurigen Anblick eines Asyls von Schiffbrüchigen und eines Spitals von geistig und körperlich presthaften Unglücklichen." Doch erhebt sich der Verfasser damit wenigstens über die protestantische

Phantastik von den „essenden, trinkenden, kegelnden, karessirenden Mönchen“ auf modernen Bildern. Von dem Frieden, den die Ruhe der Leidenschaften und die Hingebung an ein hohes Ideal gewährt, hat er als moderner Genußmensch keinen Begriff. In der Moral erhebt er sich nicht über Egidys Gemeinplätze, hält Märchen für schädlich, erklärt Gewissen und Kunst sensualistisch aus Nützlichkeitstendenzen und weist religiöse Ideen gänzlich ab. Sophokles und Shakespeare hält er für die ersten Tragiker, Calderon als Glückseligkeitsgläubiger gehöre in eine andre Klasse. Es entgeht ihm, daß Shakespeare und Calderon als christliche Dramatiker von den antiken Dichtern weit geschieden sind. Die Idee der Freiheit und Subjektivität bildet hier den Gegensatz.

Die Schwäche des Buches ist die Schwäche solcher aphoristischen Gedankenäußerungen überhaupt. Indem eine interessante Seite der Frage „mit einem jener Blitze, wie sie nur der Jupiterhand des Genies entfahren,“ beleuchtet wird, soll dieser Lichtblick sofort als das Wort des Rätsels gelten, und damit wird die Größe der Frage und die Schwierigkeit der Fassung zugleich mißkannt. Diese Kritik eines Schopenhauerschen Gedankens (S. 15) kann als passende Selbstkritik genommen werden. Oft treffen wir auf gewagte Bilder, dem glänzenden Ausdruck ist nicht selten die begriffliche Schärfe geopfert, Meinungen, die aus augenblicklichen Stimmungen geflossen sind, werden rückhaltlos verallgemeinert, auch ein trister Pessimismus, der spontanen edeln Regungen stets mißtraut und sie mit klügelnder Sophistik auf selbstsüchtige Strebungen, hierarchische Politik usw. zurückführt, macht sich weithin geltend. Sehr paradoxe, ja verschrobne Äußerungen fehlen nicht, und ein übelwollender Rezensent könnte eine böse Unkrautlese veranstalten. Dennoch bleibt des Guten und Gediegnen soviel, daß das Buch jedem Zeitgenossen als Spiegel des Lebens in einem reichen und geistvollen Gemüt empfohlen werden kann. Trotz mancher Anklänge an Vorgänger (auch an das Rembrandtbuch) ist Originalität dem Ganzen nicht abzusprechen, man fühlt, daß die Lebensansichten in der Schule eines vielseitigen und ernsten Lebens gewonnen worden sind.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Reform des Strafprozesses

Der Grundsatz der historischen Rechtsschule, daß das Recht nichts gemachtes, sondern etwas gewordenes sei, daß das Gesetz nur der Niederschlag sein solle von den im ganzen Volke geltenden Rechtsüberzeugungen, gemessen an den allgemeinen Staatsinteressen und von der Rechtswissenschaft in die klarste und edelste Form gebracht, ist in Deutschland längst überwunden. Die Reichsgründung zwang dazu, mit Hilfe der Gesetzgebung eine lange Reihe gemeinsamer Einrichtungen ins Leben zu rufen. Bald aber schien man an dem Gesetzegeben um seiner selbst willen Geschmack gefunden zu haben, und heute sind die Deutschen, die Geheimräte so gut wie die Parlamentarier, allmählich in den Zustand des Müllers geraten, der erschreckt aus dem Schlafe fuhr, wenn die Mühle einmal plötzlich stillstehen wollte. Da die großen Gesetze nun so ziemlich alle unter Dach gebracht sind, so kommen jetzt die „Reformen" an die Reihe. Ja die neueste Weisheit scheint zu sein, daß die Gesetzgebung geradezu den Beruf habe, auf unklaren und zweifelhaften Gebieten als Experiment zu wirken. Unter diesen Umständen muß es fast Wunder nehmen, daß die deutschen Justizgesetze nun schon länger als sechzehn Jahre fast in unveränderter Gestalt Gesetz geblieben sind, und es wurde in der That die höchste Zeit, zu einer „Reform" zu „schreiten." Gerichtsverfassungsgesetz und Strafprozeßordnung eröffnen den Reigen. Zu unserm Trost aber hören wir, daß auch an die Zivilprozeßordnung und die Konkursordnung bereits bessernd Hand gelegt wird.

Der erste Anlauf zur „Verbesserung" einer Reihe von Bestimmungen des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung wurde von den verbündeten Regierungen schon im Jahre 1886 unternommen. Der Reichstag verhielt sich ablehnend, brachte aber seinerseits die Entschädigung unschuldig Verurteilter — einen hiermit nur lose in Verbindung stehenden Gegenstand — und die von der Reichsregierung damals bekämpfte Einführung der Berufung in

Vorschlag. Der neueste Regierungsentwurf gesteht beide Wünsche zu, hängt aber diesem Zugeständnis eine lange Reihe von Einzelforderungen an, die sich auf Beseitigung gewisser sogenannter Garantien des Verfahrens, auf Ausdehnung des Kontumazialverfahrens, auf Einführung einer besonders beschleunigten Aburteilung bei den sogenannten délits flagrants, auf veränderte Vorschriften über Vereidigung der Zeugen, auf verminderte Zuständigkeit der Schwurgerichte und vermehrte Zuständigkeit der Schöffengerichte und andres mehr beziehen. Der Reichstag wird sich auf Grund eines sehr ausführlichen und fleißigen Kommissionsberichts demnächst mit dem Entwurfe beschäftigen. Er wird sich natürlich die Frage vorlegen, ob die von ihm selbst geforderten beiden Neuerungen überhaupt, und ob sie gerade in der nun vorgeschlagnen Gestalt so wertvoll seien, daß er sich entschließen könne, auch eine Reihe von ihm nicht geforderter, ja zum Teil bereits zurückgewiesener andrer Neuerungen mit in Kauf zu nehmen, oder ob er — wenn das eine nicht ohne das andre zu haben ist — nicht vorziehen solle, alles beim alten zu lassen.

Stellen wir, ohne auf Einzelheiten einzugehen, die jetzige und die neugeplante Ordnung des Strafprozesses einander kurz gegenüber, und legen wir dabei die Beschlüsse der Reichstagskommission zu Grunde. Denn es ist wohl kaum zu befürchten, daß der Reichstag seine Kommission, die den Regierungsvorschlägen schon außerordentlich weit entgegengekommen ist, verleugnen und z. B. die verfassungsmäßige Selbständigkeit der Landgerichte dem Einspruchsrecht eines Beauftragten der Justizverwaltung ausliefern werde.

Die Strafkammern der Landgerichte, heute in allen mittelschweren Strafsachen die eigentlichen Träger der Strafgerichtsbarkeit, sollen künftig einen großen Teil der geringern Vergehen an die Schöffengerichte abtreten, dagegen auf Kosten der Schwurgerichte um die Verbrechen der öffentlichen Urkundenfälschung, der schweren Beamtenunterschlagung und des betrüglichen Bankerotts in ihrer Zuständigkeit erweitert werden. Sie sollen von nun an in der Zusammensetzung von nur drei statt bisher fünf Richtern entscheiden, dagegen sollen die Assessoren von der Mitwirkung an der Strafkammer als Hilfsrichter regelmäßig ausgeschlossen sein. Leider hat die Kommission den Antrag, innerhalb dieses Dreirichterkollegiums zur Bejahung der Schuldfrage Einstimmigkeit zu erfordern, abgelehnt, obwohl z. B. die englische Jury, solange sie besteht, niemals andre als einstimmig gefaßte Verdikte der zwölf Urteilsgeschwornen gekannt hat. Die Verurteilung des Angeklagten, zu der jetzt mindestens vier von fünf Stimmen nötig sind, soll also künftig schon mit zweien gegen eine Stimme ausgesprochen werden können. Der Berichterstatter im Eröffnungsverfahren, der bisher als befangen galt, weil er den Angeklagten schon im Eröffnungsbeschluß als der That verdächtig bezeichnet hatte, soll von der Teilnahme an der Hauptverhandlung nicht mehr ausgeschlossen sein. Da der Vorsitzende das Recht erhalten soll, die Leitung der Verhandlung einem

der beiden beisitzenden Richter, also auch dem Berichterstatter zu übertragen, so kann es leicht kommen, ja es kann bei starkbeschäftigten Gerichten zur Regel werden, daß die Akten, solange sie dem Gericht vorliegen, überhaupt nur von einem einzigen Richter genauer geprüft werden.

Es ist auffällig, daß der Regierungsentwurf und mit ihm die Kommissionsvorschläge, obwohl sich die meisten der neuen Bestimmungen eine Stärkung der staatlichen Strafgewalt zu Ungunsten des Angeklagten angelegen sein lassen, der Bequemlichkeit des Angeklagten gerade dort entgegenkommen, wo sie sich schwer an ihm rächen kann. Er soll, wenn es sich um Aburteilung von Vergehen und Übertretungen handelt, von der Hauptverhandlung auch ohne genügende Entschuldigung wegbleiben dürfen und kann auch bei Verbrechen von der Verpflichtung zum Erscheinen entbunden werden, wenn sein Erscheinen nach dem Ermessen des Richters besonders erschwert ist. Die Hauptverhandlung kann also auch in seiner Abwesenheit von statten gehen. Zwar hat ihm die Kommission das Recht zugestanden, sich in solchen Fällen durch einen Verteidiger vertreten zu lassen, ihm auch eine ziemlich zweifelhaft gefaßte Wiedereinsetzung gewährt. Aber die Gefahr, von Richtern abgeurteilt zu werden, die die Hauptperson des ganzen Strafprozesses gar nicht zu sehen bekommen haben, ist für den Angeklagten so groß, daß das bisherige Recht mit gutem Grunde wenigstens die Bedingung stellte, daß ihm voraussichtlich keine härtere als eine sechswöchige Freiheitsstrafe in Aussicht stehe. Der Zwang, sich persönlich den erkennenden Richtern zu stellen, ist im Vergleich mit den sonstigen Übeln des Strafprozesses ein so geringer Nachteil, daß er fast als Wohlthat für den Angeklagten bezeichnet werden darf.

Gegen ein beschleunigtes Verfahren in den Fällen, wo Personen auf frischer That verfolgt und vorläufig festgenommen worden sind, wäre an sich nicht viel einzuwenden, wenn die hierin liegende Verkürzung der Verteidigung bei allen Vergehen, nicht bloß, wie die Kommission vorschlägt, nur bei Verbrechensanklagen durch die Beiordnung eines Offizialverteidigers einigermaßen ausgeglichen wäre. Nur lohnt es kaum der Mühe, eine Anzahl Paragraphen für Fälle zu schmieden, die bei der allbekannten Überlastung der Strafkammern voraussichtlich nur sehr selten praktisch werden würden. Wenigstens in den Großstädten müßte man hierfür eigne, täglich aufs Geratewohl sich versammelnde Richterkollegien mit einem stehenden Apparat von öffentlichen Anklägern und Verteidigern bereit halten.

Eine der gefährlichsten der von der Regierung vorgeschlagnen Neuerungen, daß künftig auch die Strafkammer erster Instanz, wie jetzt schon das Schöffengericht und die Berufungskammer, den Umfang der Beweisaufnahme solle bestimmen dürfen, ohne hierbei durch Anträge, Verzichte oder frühere Beschlüsse gebunden zu sein, ist von der Kommission durch die Bestimmung ersetzt worden, daß die Strafkammer der ersten Instanz (also nicht auch der Berufungssenat

des Oberlandesgerichts) die Erhebung eines einzelnen Beweises soll ablehnen dürfen, wenn sie die Thatsache, die dadurch bewiesen werden soll, einstimmig für unerheblich erachtet. Hält man einmal die mit der bisherigen unbeschränkten Verteidigung verbundnen Übelstände — und welcher Gebrauch wäre nicht der Gefahr des Mißbrauchs ausgesetzt? — für erheblich genug, eine der grundlegendsten Bestimmungen des ganzen Strafprozesses zu ändern, so könnte man sich mit der von der Kommission vorgeschlagnen Fassung zur Not einverstanden erklären. Es bleibt aber die Gefahr bestehen, daß überlastete Richterkollegien geneigt sein möchten, umfängliche Beweisanträge auch dann einstimmig für „unerheblich“ zu erklären, wenn sie, und wäre es auch nur für die Strafabmessung, in der That von Bedeutung sind. Bedenkt man z. B., welche peinlichen Anforderungen die Gerichte an den Wahrheitsbeweis des der Beleidigung Angeklagten zu stellen pflegen, so kann man es diesem in der That nicht verübeln, wenn er die unter Anklage gestellten behaupteten Thatsachen so gründlich als möglich zu beleuchten sucht, selbst auf die Gefahr hin, daß — wie sich die Regierungsbegründung ausdrückt — „die berechtigten Interessen und das Empfinden der an der Sache beteiligten Personen ohne genügenden Grund erheblich verletzt werden.“ Ist ihr Empfinden so überaus leicht verletzbar, so thaten sie besser, keinen Strafantrag zu stellen. Haben sie ihn einmal gestellt, so giebt das Interesse des Angeklagten selbstverständlich den Ausschlag, und manche Prozesse, wir erinnern an den Alexianerprozeß oder den soeben beendeten Bernsteinprozeß, haben bewiesen, daß die Interessen des Angeklagten auch mit denen der Allgemeinheit zusammenfallen können. Vollends bedenklich ist es aber, wenn dem Gericht, und zwar auch dem Berufungsgericht, wie die Kommission vorschlägt, das Recht zustehen soll, an sich erhebliche, aber verspätet angebrachte Anträge dann abzulehnen, wenn es einstimmig der Ansicht ist, daß das Vorbringen lediglich eine Verschleppung der Sache bezwecke. Für den gewissenhaften Richter ist es ohnedies überaus schwer, sich von der Verschleppungsabsicht überzeugt zu halten. Setzt man aber den Fall, daß ein solcher verspätet eingebrachter, auch wirklich absichtlich verschleppter Beweisantrag nun doch den vollen Entlastungsbeweis gebracht hätte — und diese Möglichkeit wird häufig gar nicht zu bestreiten sein —, so läuft die Sache im Erfolge darauf hinaus, daß der in Wahrheit unschuldige Angeklagte mit der vollen Strafe des Verbrechens nicht wegen des gar nicht begangnen Verbrechens, sondern nur wegen der Ungeschicklichkeit, vielleicht auch Hinterhaltigkeit seiner Verteidigung belegt wird. Übrigens wirkt jede Einschränkung in der Verteidigung erster Instanz als Anreiz zur Einlegung der Berufung. Jeder Praktiker weiß, daß die Angeklagten, auch wenn sie sich noch so wenig davon zu versprechen haben, ein leidenschaftliches und beinahe abergläubisches Verlangen haben, „ihre Zeugen“ abgehört zu sehen und sich willig dem Urteil unterwerfen, wenn sie nur das erreicht haben.

Stellt man diesen vorgeschlagnen Änderungen des Verfahrens, bei denen durchweg der Angeklagte die Kosten zu tragen hat, die neu eingeführte Berufung gegenüber, so erscheint der Gewinn höchst zweifelhaft. Das Berufungsverfahren soll vor den künftig neu zu schaffenden Berufungssenaten der Oberlandesgerichte denselben Verlauf nehmen, wie er jetzt schon für die Strafkammern der Landgerichte vorgeschrieben ist, wenn sie über die Berufung gegen Schöffengerichtsurteile verhandeln. Über die großen Unvollkommenheiten dieses Verfahrens herrscht schon jetzt Einverständnis. Man konnte sie hinnehmen, so lange es sich um die geringern Straffälle der bisherigen schöffengerichtlichen Zuständigkeit handelte. Sie werden sich, wenn diese Zuständigkeit nach den Vorschlägen des Entwurfs beträchtlich erweitert sein wird, in erhöhtem Maße auch vor den Berufungsstrafkammern geltend machen. Sie werden sich aber bis zur Unerträglichkeit steigern, wenn es sich um die schweren und verwickelten Straffälle handeln wird, die künftig mit der Berufung an die Senate der Oberlandesgerichte gebracht werden.

Können die Fehler eines Urteils, das auf dem streng durchgeführten Grundsatze der Mündlichkeit und Unmittelbarkeit aufgebaut war, wirklich durch ein zweites Urteil wieder gut gemacht werden, wenn sich die neue Entscheidung ganz im Gegenteil überwiegend auf schriftliche und mittelbare Beweiserhebungen stützt? Und zwar auf Verlesung von Zeugenprotokollen, die vom Gerichtsschreiber unter Gegenzeichnung des Vorsitzenden aufgenommen worden sind, ohne jede Kontrolle des Zeugen selbst, dem sie weder vorgelesen noch sonst zu Gesicht gekommen sind? Dem Angeklagten steht zwar das Recht zu, die nochmalige Vernehmung der schon abgehörten und die Vernehmung neuer Zeugen zu beantragen, und die Kommission hat die dankenswerte Bestimmung hinzugefügt, daß er bei der Ladung auf diese Befugnis ausdrücklich aufmerksam gemacht werden solle. Allein man weiß, wie kümmerlich es um das Verständnis der einfachsten Prozeßformen, namentlich bei der auf dem Lande wohnenden, vom Verkehr mit Rechtsverständigen und selbst Winkelschreibern abgeschnittenen Bevölkerung bestellt ist. Ihre schriftlichen Eingaben sind großenteils Meisterstücke von Rechtschreibung, Satzbau und Klarheit und ein wahres Kreuz gerade für den Richter, der die Verteidigung des Gesuchstellers gern nach Kräften fördern möchte. Aber auch wenn die Anträge klar genug gestellt sind, so kann der Angeklagte die nochmalige Ladung der schon vernommnen Zeugen doch nicht erzwingen. Freilich darf auch das Berufungsgericht, wenn es die Ladung ablehnt, von den schriftlich zu den Akten gebrachten Aussagen dieser Zeugen keinen Gebrauch machen. Gerade hierdurch entstehen aber leicht peinliche Lücken in der Feststellung des Thatbestands, und bei der herrschenden Abneigung gegen Vertagungen, bei der begreiflichen Scheu vor dem oft ganz unverhältnismäßigen Aufwande, den die Zeugenreisen nach dem weit entlegnen Sitze des Berufungsgerichts der Staatskasse verursachen, kann es leicht kommen.

ja es wird wahrscheinlich die Regel bilden, daß das zweite Urteil von einem sehr viel schlechter unterrichteten Richter als dem der ersten Instanz gesprochen wird. Ein Schutz ist zwar nach den Kommissionsvorschlägen dem Angeklagten geblieben: er kann die abgelehnten Zeugen selbst mit zur Stelle bringen, und das Berufungsgericht muß sie in diesem Falle auch dann vernehmen, wenn es ihre Befragung für „unerheblich" erachtet. Allein dieser Behelf wird, wenn es sich nicht um sehr edelmütige Zeugen handelt, nur dem Angeklagten zu statten kommen, der die Reisekosten der Zeugen aus seiner Tasche vorschießen kann, und so läuft das Rechtsmittel auf die allerwiderwärtigste im Strafprozeß denkbare Bevorzugung, auf die Begünstigung des wohlhabenden Angeklagten hinaus.

Will man einmal die Berufung, und soll sie wirklich das leisten können, was man von ihr erwartet, so muß man sich auch entschließen, ein novum judicium in vollem Sinne des Worts zu schaffen, d. h. eine vollständige, mit allen Bürgschaften der Mündlichkeit, Unmittelbarkeit und unbeschränkten Verteidigung umgebne Wiederholung der ersten Hauptverhandlung, bei der nur wegbleiben darf, was die Parteien selbst übeinstimmend als „unerheblich" fallen lassen. Eine so gestaltete Berufungsinstanz würde allerdings an die Vermehrung des Richterpersonals solche Anforderungen stellen und auch sonst das Justizbudget so belasten, daß wir es vollkommen begreiflich finden, wenn die Befürworter der Berufung vor diesen Folgen zurückgeschreckt sind. Wir wagen aber mit aller Bestimmtheit zu prophezeien, daß die Berufung, wenn sie in der jetzt vorgeschlagnen Gestalt Gesetz wird, sehr bald als ein höchst unvollkommner Notbehelf erkannt werden und zu neuen gesetzgeberischen Kuren führen wird. Ganz besonders werden, so fürchten wir, ihren Bewunderern die Augen aufgehen, wenn erst eine Reihe Freisprechungen erster Instanz, die jetzt von der öffentlichen Meinung als gerechte Richtersprüche empfunden werden, auf Berufung der Staatsanwaltschaft aufgehoben und in Verurteilungen verwandelt sein werden. Wir denken dabei namentlich an die politischen Prozesse. Wenn man heute schon den mitten im Leben stehenden Landgerichten den Vorwurf des mangelnden Verständnisses für die großen Bewegungen der Gegenwart machen hört, so werden die Berufungsurteile der Oberlandesgerichtssenate, auch wenn sie nicht aus ehemaligen Staatsanwälten zusammengesetzt sind, den üblichen Zug im guten wie im minder guten Sinne tragen und die Kritik noch ganz anders herausfordern.

Dieser Aufsatz macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Wir begnügen uns deshalb, die Entschädigung unschuldig Verurteilter, wie sie nach vielfachen vergeblichen Anläufen nun in den Kommissionsvorschlägen geregelt worden ist, als eine durchaus glückliche Lösung der Frage willkommen zu heißen, freilich mit dem Vorbehalt, daß die Entschädigung wegen unschuldig erlittener Untersuchungshaft früher oder später nachfolgen muß. Von den sonstigen Einzel-

bestimmungen der Vorlage heben wir als äußerst bedenklich nur die Beschränkung der deutschen Habeas corpus-Akte hervor. Die vorläufige Untersuchungshaft, die jetzt nur auf eine Woche, dann auf eine zweite Woche und zuletzt noch einmal auf zwei Wochen angeordnet werden darf, soll sogleich auf zwei Wochen verhängt und einmal noch um zwei Wochen verlängert werden dürfen. Die Praxis ist mit den bisherigen Haftfristen, obwohl die Regierungsbegründung „ihre Unzweckmäßigkeit und Schädlichkeit als unbestritten" bezeichnet, nun schon sechzehn Jahre ausgekommen. Sie enthalten einen sehr wohlthätigen Zwang für die Staatsanwaltschaft, das Verfahren zu beschleunigen, ein Ziel, dem ja auch der Regierungsentwurf mit allen Kräften zustrebt, und wir hätten gewünscht, daß sich die Kommission auf keine Änderungen der zum Schutze der persönlichen Freiheit der Deutschen aufgerichteten Schranken eingelassen hätte.

Wenn die verbündeten Regierungen für Gewährung der Berufung eine ganze Reihe von „Kompensationen" verlangen, so könnte, scheint es uns, auch der Reichstag wohl die Frage aufwerfen, ob er nicht auch außer der Berufung noch diese oder jene andern dringlichen Forderungen zu erheben hätte. Die Regierungsbegründung erschöpft sich in Klagen über die Schwerfälligkeit und Langsamkeit des jetzt geltenden Strafprozeßverfahrens. Es gleiche, so heißt es an einer Stelle wörtlich, „zuweilen mehr einem langsamen und mühevollen Ringen der gesetzlichen Ordnung mit ihrem Verletzer, als einer raschen und energischen Unterwerfung desselben unter das Recht, wie sie das öffentliche Wohl fordert." Mit gleichem, wenn nicht mit besserm Rechte könnte wohl auch der Reichstag klagen, daß die Rechtsprechung in manchen Dingen, so z. B. in einer früher ganz unerhörten Überspannung des Beleidigungs- und namentlich des Majestätsbeleidigungsbegriffs, in der Ausdehnung des groben Unfugsparagraphen fast auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens, in der Verwertung der politischen Tendenz angeklagter Zeitschriften, ja des politischen Bekenntnisses der Angeklagten und Zeugen höchst bedenkliche Bahnen eingeschlagen habe. Die Kommission hat denn auch eine Bestimmung eingefügt, die den ambulanten Gerichtsstand der periodischen Presse, der bisher fast bei sämtlichen 172 deutschen Landgerichten begründet war, bedeutend einschränkt. Sie hatte ferner beschlossen, Redakteure, Verleger, Drucker und das bei der Herstellung der Druckschriften verwendete Hilfspersonal vom Zeugniszwang zur Ermittlung des Verfassers oder Einsenders einer strafbaren Veröffentlichung in der periodischen Presse zu befreien. Sie hat diese Bestimmung leider wieder preisgegeben, obwohl doch schon der auf allen diesen Personen lastende Verdacht der Mitthäter- oder Gehilfenschaft und die nach dem Preßgesetz ihnen drohende eigne Verantwortung mindestens den Redakteur, den Verleger und den Drucker vor der zeugenmäßigen Befragung schützen sollte. Auch hätte die Zeugnispflicht in den Disziplinarstrafsachen gegen „Unbekannt" endlich geregelt werden sollen, da es eine offenbare Unbilligkeit ist, in einem Verfahren, das dem schuldigen Beamten eine

Freiheitsstrafe überhaupt niemals einbringen kann, die widerwilligen Zeugen mit hohen Geldstrafen und mit Zwangshaft bis zu sechs Monaten zu belegen. Endlich ist die Kommission über die in ihrem Schoße gegebne Anregung, die Disziplinargewalt über die deutschen Richter durch Reichsgesetz einheitlich zu ordnen, leider ohne Debatte hinweggegangen.

Alle diese Dinge, zu denen man auch die Einführung der Popularklage als des einzigen, aber auch sicher wirkenden Mittels rechnen mag, eine gleichmäßige Handhabung der Anklagebefugnisse gegenüber den verschiednen Bevölkerungsklassen und Parteiangehörigen zu sichern, sind alte und neue Wünsche, die, wie uns scheint, durchaus von der Rechtsempfindung der Nation getragen werden und auch von der Rechtswissenschaft zur unmittelbaren gesetzgeberischen Verwertung vorbereitet sind. Entschließt man sich einmal, an dem bestehenden Gesetz zu ändern, so sollte man auch diese Punkte nicht übergehen. Mißlingt die Arbeit, nun so kann der Rock, der sechzehn Jahre gehalten hat, auch noch Jahrzehnte getragen werden, ohne daß die Gesundheit des Staates und des Volkes darunter Schaden leidet.

Im Reichstag scheint ja eine starke Strömung zu Gunsten der Berufung vorzuherrschen. Daß sie auch im Volke populär sei, läßt sich kaum behaupten. Unter den Juristen sind die Ansichten mindestens sehr geteilt, unter den Laien aber, einschließlich der vielen zur Ausübung des Schöffen- und Geschwornendienstes berufnen Tausende, herrscht eine höchst bedauerliche Gleichgiltigkeit gegen die Formen des gerichtlichen Verfahrens. Möge sich der Reichstag wenigstens darüber klar werden, daß die jetzt versuchte Neuordnung des Strafprozesses nichts Endgiltiges schaffen kann. Wie man sich auch sonst zur Frage der Berufung stellen mag, in der vorgeschlagnen Gestalt ist sie eine Halbheit, ein Notbehelf. Sicher ist nur das eine, daß sie nicht wertvoll genug ist, wichtige Bürgschaften des Strafprozesses um ihretwillen daranzugeben. Strafrecht und Strafprozeß gehören dem öffentlichen Recht an und haben zu allen Zeiten mit dem Maße der den Völkern gewährleisteten bürgerlichen Freiheit in engem Zusammenhange gestanden. Auch an diesen Nachbargebieten der Verfassung zu rütteln ist gefährlich, doppelt gefährlich dann, wenn sich die Neuerung als ein Fehlschlag erweisen sollte. Es ist heute nicht zeitgemäß, in gesetzgeberischen Fragen auf die Stimme der Wissenschaft zu hören. Wir wollen aber wenigstens daran erinnert haben, daß die Strafprozeßwissenschaft nach wie vor die Berufung ziemlich einmütig verwirft und eine wirkliche Reform des Strafverfahrens nur in dem dreifach gegliederten Schöffengericht für alle Strafsachen, sowie in der Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Voruntersuchung mit dem Recht unbeschränkter Verteidigung sieht.

Die Pflicht zur Arbeit

Von Th. Brix (in Berlin)

Die Arbeitsverhältnisse, auf die durch den großen Berliner Schneiderstreik die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist, haben sich seitdem nicht wesentlich verändert. Es lohnt sich daher wohl, ihre Ursachen zu untersuchen und die zu ihrer Besserung gemachten Vorschläge zu prüfen.

Wenn eine Arbeit besonders schlecht bezahlt wird, so liegt die Frage nahe, warum sie denn von denen, die sie verrichten, übernommen wird. Forschen wir nach, so wird sich wohl meistens ergeben, daß es der starke Andrang zu dieser Arbeit ist, der den Lohn so herabdrückt. Und da liegt dann wieder der Schluß nahe, daß diese Arbeit doch vor andern Arbeiten gewisse Vorzüge haben muß, um deretwillen sie aufgesucht wird. Dann aber ist der geringe Ertrag dieser Arbeit nicht ein unabwendbares Unglück, sondern die materielle Schädigung wird freiwillig übernommen wegen der sonstigen Vorzüge der Arbeit. Es ist merkwürdig, daß in einem Falle, wie bei dem Schneiderstreik, solche Erwägungen gar nicht oder nur sehr nebenbei geltend gemacht worden sind. Wer den Grundsatz aufstellt, daß allen Menschen das gleiche Los bereitet werden sollte, daß das Arbeitenmüssen an und für sich schon ein Verstoß gegen die Gerechtigkeit sei und der menschlichen Bestimmung widerstreite, hat sich freilich mit solchen Fragen nicht zu beschäftigen; er zeige dann aber auch, wie seine Forderungen zu verwirklichen sind. Halten wir uns dagegen an die Thatsache, daß für die große Mehrzahl der Menschen die Arbeit die Bedingung der Existenz ist, und daß diese Bedingung meistens nicht als eine Annehmlichkeit empfunden wird, so ist auch nicht darum herumzukommen, daß das größere oder geringere Maß der Unannehmlichkeit einen Unterschied der Lohnhöhe bewirkt. Wer die lästigere Arbeit übernimmt, dem gebührt dafür ein höherer Lohn, als ihn der erhält, der sich die angenehmere Arbeit aussucht. Der Versuch, einen Normallohn herzustellen, was freilich auch aus andern Gründen unmöglich ist, müßte doch schon daran scheitern, daß sich bei gleicher Bezahlung aller Arbeit sich zu wenige finden würden, die geneigt wären, die schwerere und unangenehmere Arbeit zu übernehmen.

Entspricht es denn in Wahrheit der Gerechtigkeit, wenn man den, der

freiwillig um einen geringern Lohn arbeitet, unter allen Umständen als einen Unglücklichen betrachtet, dessen trauriges Los abzustellen die Pflicht der Gesellschaft sei? Ist doch nach seinem eignen Urteil die Lage, in die er sich durch das Arbeiten zu niedrigen Lohnsätzen bringt, ein geringeres Übel, als die Beschwerden und Unannehmlichkeiten, die die Thätigkeit in einem andern, besser lohnenden Arbeitszweig für ihn mit sich bringen würde, oder die Stellung, die er dann übernehmen müßte. Die Zahl derer, die durch körperliche Schwäche genötigt sind, eine leichte Arbeit, wie Schneidern, zu ergreifen, wird verhältnismäßig sehr gering sein. In den allermeisten Fällen sind andre Gründe entscheidend, nämlich ein gewisser Standesstolz oder der Wunsch, ein unabhängigeres Leben zu führen als etwa in einem Dienstverhältnis.

Auch sollte die Benutzung der so angebotnen Arbeitskraft nicht schon deshalb mit einem Makel behaftet werden, weil die Lohnsätze im Verhältnis zur Bezahlung andrer Arbeit so niedrig sind. In vielen Fällen ist es ja der niedrigere Lohnsatz, der überhaupt erst die Beschäftigung dieser Arbeitskräfte ermöglicht. In der Großstadt giebt es viele Arbeitsuchende, männliche und weibliche, für die der Arbeitsverdienst nur eine Nebeneinnahme ist, denen er nicht den ganzen Lebensunterhalt zu gewähren braucht. Diese sind offenbar nicht hilfsbedürftig; niemand wird für sie Mitleid beanspruchen. Wo aber ein Angebot von Arbeitskräften ist, werden auch Unternehmungen daraufhin gegründet, und hierbei wird der Preis der Arbeit mit in Rechnung gestellt. Verdient nun jeder Arbeitgeber ein Ausbeuter genannt zu werden, der einen Lohn zahlt, von dem er weiß, daß dieser Lohn nicht zur Deckung des vollen Lebensunterhalts ausreicht? Wenn es sich um die oben erwähnte Klasse von Arbeitsuchenden handelt, wird das selbst der eifrigste Sozialpolitiker kaum behaupten wollen. Denn ihnen geschieht offenbar ein Gefallen damit, daß ihnen Arbeitsgelegenheit, wenn auch nur für einen so geringen Preis, geboten wird; sie können ihrer ganzen Lage nach mit dieser kleinen Einnahme zufrieden sein. Wenn bedürftige Arbeitsuchende zu demselben Preis beschäftigt werden, so könnte ja der Vorwurf der Ausbeutung berechtigter erscheinen. Der Arbeitgeber kann jedoch über die Verhältnisse seiner Arbeiter oder Arbeiterinnen nicht immer so genau unterrichtet sein, daß er wüßte, für wen der Lohn auskömmlich ist, und für wen nicht. Überdies wäre es wohl ein eigentümliches Mitleid, wenn der Arbeitgeber dem Arbeitenden wegen seiner Bedürftigkeit die Zuerteilung von Arbeit verweigern wollte. Was soll denn nun eigentlich der Arbeitgeber thun, um dem Vorwurf, daß er ein Ausbeuter sei, zu entgehen? Niemand wird ein Geschäft treiben wollen, das keinen Gewinn abwirft. Wenn aber ein Geschäftsgewinn nur bei niedrigen Löhnen zu erzielen ist, so bleibt dem Arbeitgeber, der sich ein Gewissen daraus macht, Arbeitskräfte zu „Hungerlöhnen“ zu beschäftigen, nichts andres übrig als sein Geschäft einzustellen, womit den Arbeitsuchenden schwerlich gedient sein wird. Man

sieht, daß der Begriff der Ausbeutung schwerer zu fassen ist, als die glauben, die diesen Vorwurf so leicht erheben. Was unter einem auskömmlichen Lohn zu verstehen ist, läßt sich am wenigsten feststellen in einer Großstadt mit ihren verwickelten Verhältnissen, ihrer Mannichfaltigkeit der persönlichen Bedürfnisse.

Es kommt mir nicht in den Sinn, Mißbräuche in Schutz nehmen zu wollen. Das Gesagte bezieht sich auf die Lohnhöhe und nicht auf die Behandlung des Arbeiters oder der Arbeiterin. Beides mag schwer zu trennen sein; gewiß liegt in der wirtschaftlichen Schwäche des Arbeitsuchenden für den Arbeitgeber eine starke Versuchung zum Mißbrauch. Und insofern ist es richtig, in der ungenügenden Lohnhöhe die Quelle dieser Übelstände zu suchen und hierin Wandel schaffen zu wollen. Wenn aber weit über die sozialistischen Kreise hinaus die Neigung vorherrscht, schon in dem geringen Lohnsatz an und für sich ein Unrecht zu sehen und daraufhin Anklagen gegen unsre Gesellschaftsordnung zu schmieden, so wird dabei der Fehler begangen, daß man beständig von andern das erwartet, wozu doch der Arbeitsuchende selbst der nächste ist. Nach der Empfindung des verwöhnten Kulturmenschen wird die Lage derer beurteilt, die oft diese ihre unglückliche Lage mit Gleichmut und Gelassenheit tragen, und dabei wird übersehen, daß keine äußere Einwirkung das ersetzen kann, was in dem Innern solcher Menschen fehlt, und durch dessen Mangel sie in diese Lage gekommen sind. Die Parteinahme für die „Kleinen" und gegen die „Großen" ist verständlich und menschlich berechtigt. Dabei wird aber meistens in der Weise gefehlt, daß durch Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf einzelne besonders auffällige Beispiele Vorstellungen erweckt werden, die in ihrer Allgemeinheit nicht zutreffend sind. Es wird nicht beachtet, wie sehr in der Neuzeit die Fähigkeit der „Kleinen," sich weiter auszuwachsen, zugenommen hat, nicht beachtet, wie viel größer heute im allgemeinen die Widerstandskraft des Arbeiterstandes gegen jede Unbill, gegen Ausbeutungssucht des Unternehmers und die Ungunst wirtschaftlicher Verhältnisse ist, und daß die schlechte Lage gewisser Arbeitszweige weniger einem wirklichen Mangel an Widerstandskraft zuzuschreiben ist, als dem Verzicht darauf, von dieser Widerstandskraft den vollen Gebrauch zu machen, die Lage des Arbeitsmarktes so auszunutzen, wie es möglich wäre. Als hilfsbedürftig werden ja nicht bloß Familien, sondern auch ledige Personen im besten Lebensalter bezeichnet, und für sie ist doch die Möglichkeit, sich selbst zu erhalten, vorhanden. Jede Einwirkung durch gesetzgeberische Maßregeln, wie auch die, die durch die öffentliche Meinung auf die Gesinnung und das Verhalten der Arbeitergeber hervorgebracht werden könnte, bleibt doch nur auf dem Gebiet der kleinen Mittel, kann nicht das Übel gründlich heilen, das der ungesunde Andrang der Arbeitsuchenden zu gewissen Arten der Beschäftigung verschuldet hat.

Kann die Gesetzgebung wirksame Mittel ergreifen, um die Hauptursache

des Übelstandes zu beseitigen? kann sie eine wesentliche Erhöhung des Lohnsatzes bewirken? Für die eifrigen Sozialreformatoren tritt die Frage nach dem Können der Gesetzgebung sehr zurück. Ihnen ist das Sollen der Maßstab für das Können. Mit Anwendung des Kantschen Pflichtgebots rufen sie uns zu, daß, wo ein Wille ist, sich auch schon ein Weg finden werde. Und hierbei kann es ihnen wohl zur Entschuldigung dienen, daß bei uns von sehr mächtigen Parteien derselbe Grundsatz aufgestellt wird, daß dem entsprechend Gesetzesvorschläge gemacht und teilweise auch unter dem Einfluß dieser Parteien Gesetze erlassen werden. Bekanntlich gilt es zur Zeit als die Hauptpflicht der Gesetzgebung, hohe Getreidepreise herzustellen, und es kommt nicht so genau darauf an, ob ein Gesetzesvorschlag und wohl auch ein Gesetz etwas mehr oder weniger unsinnig ist, wenn es nur darnach aussieht, als könnte das erstrebte Ziel dadurch erreicht werden. Da sind immerhin die Absichten der Sozialpolitiker ehrenwerter als die der Agrarier; das Bestreben, die Löhne der sweaters zu erhöhen, verdient mehr Anerkennung, als die Sorge um die Lebenshaltung der Großgrundbesitzer und um die Rente ihrer Güter. Dennoch haben beide Probleme, das, wie man hohe Getreidepreise bei reichlichen Getreidevorräten, und das, wie man hohe Arbeitslöhne bei starkem Angebot von Arbeitskräften herstellen kann, eine gewisse Ähnlichkeit mit einander. Diesen Forderungen liegt Überschätzung der gesetzgeberischen Kraft zu Grunde. Die Frage nach dem Können der Gesetzgebung läßt sich nicht so, wie es diese Heißsporne möchten, beiseite schieben. Unter gesetzgeberischer Möglichkeit darf vernünftigerweise nicht bloß die Fähigkeit verstanden werden, einen Beschluß zu fassen und ins Werk zu setzen. Sondern es will bei diesen Beschlüssen zugleich erwogen sein, ob voraussichtlich die Wirkungen den Erwartungen entsprechen werden, oder ob nicht für das wirtschaftliche Leben schwere Schäden entstehen und der mit dem Gesetz verbundne Zweck ganz vereitelt werden wird. Nun denke man sich, daß durch die Gesetzgebung ein Minimallohn festgesetzt werde, unter dem bei Strafe nicht gearbeitet werden dürfe. Können dann auch die Arbeitgeber gezwungen werden, zu solchen Löhnen arbeiten zu lassen, gleichviel, wie es dabei um die Einträglichkeit ihres Geschäfts bestellt ist, und zwar so viele Arbeitgeber, daß dadurch die Nachfrage nach Arbeit befriedigt wird, eine Nachfrage, die ja durch die Festsetzung eines möglichst reichlich bemessenen Minimallohnes für die bisher so schlecht bezahlte Arbeit ins ungeheuere wachsen müßte? Wie wäre das denn anders zu machen, als daß der Staat die Arbeitgeber, die mit Verlust zu arbeiten gezwungen sind, entschädigen müßte? Kurz, man würde damit in den sozialistischen Staat hineinsteuern.

Die Forderung einer bedeutenden Lohnerhöhung wird öfter mit der Behauptung begründet, daß die Arbeitgeber recht gut mehr abgeben könnten. Dabei liegt die Vorstellung zu Grunde, daß eine Einkommenregelung möglich sein müsse, wobei jedem sein beschiednes Teil wird, keiner allzu viel und keiner allzu

wenig verdient. Als ob sich der Unternehmergewinn nach diesem Grundsatz abmessen und im voraus festsetzen ließe! Könnten wir das „Wetten und Wagen," die Unsicherheit des Unternehmens beseitigen, so würden wir auch eine Haupttriebfeder des wirtschaftlichen Fortschritts und der Ansammlung von Wohlstand hinwegnehmen. Man sehe zu, wo der Reiz des Unternehmens bleiben würde, wenn man nach solchen Grundsätzen den Geschäftsgewinn zu beschneiden verstünde. Dadurch, daß viele versuchen, was nur wenigen gelingt, werden die Kräfte angespannt, wird der Scharfsinn angestrengt, neue Mittel und Wege des Erwerbs ausfindig zu machen. Daß aber der Unternehmer seine Haut zu Markte trägt, beachtet der sozialpolitische Neid nicht; er sieht nur auf die Emporgekommnen und nicht auf die Gefallnen.

Auch ein andrer Vorschlag zur Abhilfe scheint mir auf irrigen Voraussetzungen zu beruhen. Man möchte die Arbeitsuchenden, denen ihre wirtschaftliche Lage erlaubt, ihre Arbeitskraft um einen geringen Preis anzubieten, vom Arbeitsmarkt fernhalten. Frauen und Mädchen aus den bessern Ständen, so heißt es, drücken den Preis der weiblichen Handarbeit herab, meistens nicht durch die Not gezwungen, sondern um ihre Putzsucht zu befriedigen. Hier wird also geradezu der Müßiggang solchen Frauen zur Pflicht gemacht, die auf diese Art der allgemein menschlichen Bestimmung zur Thätigkeit doch wenigstens in bescheidnem Maße gerecht werden. Und wohin kämen wir denn, wenn wir diesen Grundsatz verallgemeinern und auf alle Art von Thätigkeit ausdehnen wollten, wenn wir jedem Wohlhabenden, jedem, den nicht die Not des Lebens unmittelbar zur Arbeit zwingt, die Ausübung irgend einer Thätigkeit verbieten wollten, damit nur nicht der Preis der Arbeit herabgedrückt werde für die, die für ihren Lebensunterhalt darauf angewiesen sind? Wie viele wertvolle Thätigkeit auf dem Gebiete des geistigen Schaffens würde unterbleiben müssen, wenn solche Forderungen aufgestellt und beachtet würden!

Daß sie beachtet werden, ist wohl auch in dem vorliegenden Falle nicht zu erwarten, und wenn sie es würden, wäre denn damit die Sache gebessert? Wenn wir auf diese Art die Konkurrenz um die betreffende Arbeit einschränken oder selbst wenn wir andrerseits die Arbeitsgelegenheit künstlich vermehren könnten, was würde es helfen, solange die Schar der Arbeitsuchenden heißhungrig über jeden Brocken Arbeit herfällt, solange diese Schar wächst in dem Maße, wie die Arbeitsgelegenheit zunimmt, solange mit einem Wort die Bevorzugung dieser besondern Arbeit durch die Arbeitsuchenden selbst trotz ihrer ungenügenden Bezahlung fortdauert?

Ebenso wenig dürfte die andre aus sozialpolitischen Erwägungen hervorgehende Mahnung Gehör finden, daß beim Einkauf von Lebensbedürfnissen die Einwirkungen dieses Einkaufs auf die Arbeitsverhältnisse bedacht werden sollten, und ebenso wenig dürfte auch von ihrer Befolgung Besserung zu erwarten sein.

Es wird nicht gelingen, in dieser Weise die Kaufgewohnheiten des Publikums zu beeinflussen, und wenn auch das Publikum diese Mahnungen beherzigte, so würde doch damit gar keine Gewähr dafür gegeben sein, daß die beabsichtigten Wirkungen eintreten.

Was der Arbeiter oder die Arbeiterin selbst zur Aufbesserung ihrer Lage thun könnten, wird bei allen diesen wohlgemeinten Ratschlägen ganz übersehen.

Auf der einen Seite der Arbeiter, der den Unternehmer fast in der Gewalt hat und ihm Bedingungen vorschreiben kann, auf der andern der abhängige, bedrückte, der Willkür preisgegebne Arbeiter. Und ähnlich ist es auf dem Gebiete der weiblichen Arbeiten. Hört man doch die Hausfrauen darüber klagen, nicht allein, daß die Dienstmädchen anspruchsvoll sind und alle möglichen Bedingungen stellen, sondern daß brauchbare Mädchen überhaupt fast nicht zu bekommen sind. Dieser Gegensatz zeigt klar genug, daß der Unterschied der Lage dieser beiden Arbeiterklassen nicht den wirtschaftlichen Verhältnissen zuzuschreiben ist, sondern einem Unterschiede der Anschauungen und Lebensgewohnheiten der einzelnen Arbeiter selbst. Sollen wir denn die Anschauung, die den Arbeitenden dann abhält, eine lohnende Arbeit zu ergreifen, die Vorstellung, daß er sich für diese Arbeit nicht eigne, richtiger gesagt, daß er dafür zu gut sei — denn das ist der Abhaltungsgrund in sehr vielen Fällen —, als ein Rührmichnichtan betrachten? Oder sollen wir nicht, anstatt uns den Kopf zu zerbrechen mit Plänen, wie durch Gesetze in das Privatleben eingedrungen und dem Einzelnen ein Zwang auferlegt werden könne, lieber eine verkehrte Zeitrichtung zu bekämpfen suchen, die leider mit viel zu viel Nachsicht behandelt wird? Auch den besitzenden Klassen ist der Vorwurf zu machen, daß ihnen das Bewußtsein von der Ehre der Arbeit zu sehr abhanden gekommen ist; sie sind bei der Abwendung von der Arbeit mit gutem Beispiel vorangegangen. Schon die Erziehung wirkt dahin, daß sich nicht allein falsche Ehrbegriffe einbürgern, sondern sich auch die Körperbeschaffenheit den Idealen von der Bestimmung des Menschen und von der ihm zukommenden Thätigkeit anpaßt. Wenn die abhärtende und stählende Wirkung der Körperarbeit oder auch nur jeder anspannenden körperlichen Bewegung von Jugend auf fehlt, so mag später die Behauptung, daß die Befähigung zu schwerer Arbeit fehle, thatsächlich nicht unberechtigt sein. Es ist aber förmlich unheimlich, zu beobachten, wie namentlich auf dem Gebiete der weiblichen Hausarbeiten dieses Ausscheiden der gröbern und vermeintlich entehrenden Beschäftigungen fortschreitet. Der höhern Tochter, die höchstens einige leichtere Hausarbeiten zum Zeitvertreib und so weit es dringendere Verpflichtungen wie Pflege von Musik u. dergl. erlauben, übernimmt, rückt allmählich das Dienstmädchen nach; auch sie sucht die gröbern Arbeiten möglichst von sich abzuschieben, sodaß dann noch andre dienstbare Geister dafür angenommen werden müssen.

Aber nicht nur diese oder jene Arbeit allein, sondern schon die Stellung eines Dienstmädchens an und für sich wird ja als entwürdigend angesehen. Obgleich sich die Lage der Dienstmädchen so bedeutend gebessert hat, scheut sich die weibliche Jugend der Großstädte doch zum großen Teil vor dem Eingehen eines Dienstverhältnisses, oder sie ist so verwöhnt und anspruchsvoll, daß anderweitiger Ersatz gesucht wird und die Arbeitskräfte herangezogen werden aus Gegenden, wo sich die Arbeiterbevölkerung einfachere Anschauungen und Gewohnheiten bewahrt hat. Für die aus dieser Bevölkerung hervorgegangnen Mädchen wiederum bedeutet die Übernahme eines städtischen Dienstes einen Fortschritt. Sie finden in der Stadt günstigere Arbeitsbedingungen und eine angenehmere Stellung; sie sind von den schwerern körperlichen Anstrengungen der Landarbeit befreit. So zieht diese Bewegung ihre Kreise weit aufs Land hinaus und hat dort die Knappheit besonders an weiblichen Arbeitskräften zur Folge, über die so sehr geklagt wird. Ich bin kein Freund der Agrarier, aber ich kann doch dem Unmut vieler ländlichen Arbeitgeber über die Fahnenflucht der ländlichen Arbeiter nicht die Berechtigung absprechen. Ich beklage mit ihnen die Abnahme der Lust und Freudigkeit zur Landarbeit. Freilich kann das Bestreben, die eigne Lage zu verbessern, keinem verdacht werden, und es ist auch begreiflich, wenn hierzu ebensowohl die angenehme Stellung und die leichtere Arbeit, als die Lohnerhöhung gerechnet wird; es ist begreiflich, wenn ein Mädchen häusliche Arbeiten dem Kühemelken oder dem Garbenaufbinden im Sonnenbrande vorzieht. Dem Abzuge nach den Großstädten kann billigerweise nicht durch die von den Agrariern verlangten gesetzlichen Beschränkungen, sondern nur durch Aufbesserung der Lage der Landarbeiter gewehrt werden. Aber das Hinströmen nach den Großstädten ist doch nur unter der Voraussetzung berechtigt, daß hier wirklich die Lage des Arbeitsmarktes günstiger ist als auf dem Lande. Es entspricht nicht der Wahrheit, wenn die ganze so zusammengeströmte Bevölkerung als in einer Zwangslage befindlich dargestellt, der freie Wille in dem Aufsuchen des Wohnplatzes wie in der Auswahl der Arbeit nicht beachtet wird.

Das Problem spitzt sich also zu folgenden Fragen zu: Können wir einer beliebig großen Anzahl von Menschen, so viele immer einen bestimmten Wohnort bevorzugen mögen, verbürgen, daß sie an diesem Ort ihr gutes Auskommen finden werden? Und ferner: Können wir einer beliebig großen Anzahl von Menschen, so viele immer aus irgend welchen Gründen sich einen bestimmten Arbeitszweig erwählen mögen, ein gutes Auskommen in diesem Arbeitszweig verbürgen? Ich glaube, man braucht diese Fragen bloß zu stellen, um sofort klar zu machen, daß es sich hier um unausführbare Aufgaben handelt. Und doch wird vielfach die Vorstellung gepflegt, als ob wir etwas vermöchten, wozu wir nicht imstande sind. Wie den wimmernden und jammernden Agrariern entgegengehalten werden muß, daß niemand gezwungen ist, Landmann zu

werden, so ist auch den Klagen über Hungerlöhne entgegenzuhalten, daß von den Arbeitsuchenden selbst nicht das Mögliche und Nötige geschieht, der Überfüllung gewisser Arbeitszweige vorzubeugen.

Wie die Beschaffung von Einnahmen, so ist auch die Verwendung der Einnahmen, die Regelung der täglichen Ausgaben von Einfluß auf die Lage des Einzelnen. Auch hierauf können wir nicht mechanisch durch äußere Mittel einwirken. Wenn ein Bedürftiger Ausgaben, die er sich seiner Lage nach nicht gestatten dürfte, dennoch macht, obgleich er weiß, daß er am nächsten Tage dafür hungern muß, oder wenn er lieber in eine schlechte Höhle kriecht, als diese Ausgaben zu unterlassen, so können wir ihn nicht zwingen, seine Ausgaben zu regeln nach unsern Begriffen von dem, was unentbehrlich ist, oder was zu einem behaglichen Leben gehört. Bei Gelegenheit des Berliner Schneiderstreiks berichtete ein Korrespondent, der einer Versammlung von Streikenden beigewohnt hatte, die Mädchen hätten da beständig vom Tanz und von den dabei gemachten Eroberungen gesprochen. Ein Blumenhändler im Norden hat mir damals gesagt, er habe während der Streikzeit eine wesentliche Einbuße an Einnahmen erlitten, denn wenn die Schneidergesellen zum Tanz gingen, kauften sie sich Blumen. Solche Beobachtungen sind ja nicht neu, aber hier daran zu erinnern, gehört zur Sache. Was zu den unentbehrlichen Genüssen des Lebens gerechnet wird, ist offenbar Geschmacksache. Es wird wohl immer so bleiben, daß für die Mehrzahl der Menschen die Fähigkeit, zu genießen, hinausgeht über die Möglichkeit zur Befriedigung der Genußsucht. Wer sich aber mit seinem Lose zu bescheiden weiß, wird die Notwendigkeit, sich manche Genüsse zu versagen, nicht als einen lästigen Zwang empfinden. Wird umgekehrt die persönliche Empfänglichkeit für Genüsse zum Maßstabe gemacht, wonach sich das Ausgabebudget zu richten habe, unbekümmert um die Zulänglichkeit der Einnahmen, so ist schwer eine Grenze zu ziehen, wo normale Bedürfnisse überschritten werden. Auch Armand Rosenthal, genannt St. Cère, und Friedmann sind vor ihrem eignen Bewußtsein nicht schuldig, obgleich die Welt findet, daß sie etwas solider hätten leben können. Sie sind arme Verfolgte, denen die böse, klatschhafte Welt ihre plaisirs nicht gönnt, die Welt, die über die Bedürfnisse solcher Herren zu urteilen nicht befugt ist.

Wird nicht auch für den Bedürftigen die Verpflichtung anerkannt, sich nach der Decke zu strecken, wird ihm ein Recht auf Genüsse zuerkannt, das an die durch seine wirtschaftliche Lage gezognen Schranken nicht gebunden sei, und wird für ihn zugleich die Verpflichtung abgelehnt, sich nach dem Maße seiner Kräfte den höchsten möglichen Arbeitsverdienst zu verschaffen, so möchte ich wissen, mit welchem Rechte dann überhaupt noch die Begriffe Verschwendungssucht und Arbeitsscheu auf den Bedürftigen angewandt werden könnten. Dann nehme man jeden Leichtsinn in Schutz; man erkenne dem Armen das Recht zu, in frühem Alter eine Ehe zu schließen, unbekümmert darum, ob er die Mittel

zur Unterhaltung einer Familie hat. Man kommt auf diese Art geradeswegs zum Ideal vom Schlaraffenland.

Und wie thöricht ist die Vorstellung, daß ein Leben reizlos sei, für das das Streben nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit zur obersten Richtschnur gemacht wird. Nein, es ist nicht reizlos und unbefriedigend, selbst heute in dieser Welt mit ihrem gesteigerten Bedürfnis nach Genuß nicht, in dieser Stadt mit ihren mannichfachen Verlockungen zu Geldausgaben. Ich will hier etwas erzählen nicht von der fröhlichen Armut, sondern von der fröhlichen Arbeit, die von sich die Armut fernzuhalten weiß. Ich kenne hier in Berlin eine Familie, deren Mitglieder nach und nach aus einem mitteldeutschen Bauerndorfe hierher gezogen sind. Es sind die Kinder eines dortigen Häuslers, die hier teils in dienender Stellung, teils im Handwerksbetrieb beschäftigt sind. Sie sprechen sich, sowohl die jungen Männer als die Mädchen, sehr befriedigt über die hiesigen Arbeitsverhältnisse aus. Der von ihnen angestellte Vergleich mit den Verhältnissen der Heimat fällt für Berlin günstig aus; sie haben durch den Herzug nach Berlin ihre Lage verbessert. Sie finden leicht Stellung; sie können sich gut kleiden und noch etwas erübrigen. Sie brauchen sich nicht jede Freude und jeden harmlosen Genuß zu versagen. Sie finden auch Gelegenheit zur Verehelichung unter verhältnismäßig nicht ungünstigen Umständen. Diese jungen Leute sind tüchtige und brauchbare Arbeitskräfte. Sie stammen aus einer Familie, die in der Heimat dem besitzenden Bauernstande gleichberechtigt dasteht. Sie wissen daher nichts von Klassenhaß, noch auch von der Vorstellung, daß es ein bejammernswertes Los sei, um des Lebensunterhalts willen arbeiten zu müssen. Diese ihre Gesinnung und diese ihre Denkart sichern ihnen das Fortkommen. Es ist leicht begreiflich, daß solchen Arbeitskräften der Vorzug gegeben wird, und ein Arbeitender solcher Art erhält denn auch leicht eine bessere Stellung, eben weil sein Wert geschätzt wird. Gewiß wird von Arbeitgebern viel gesündigt. Aber es ist nicht zu bestreiten, daß auch die Gesinnung der arbeitenden Klassen heute vielfach das Dienstverhältnis erschwert. In vielen Häusern wird die Trennung der Stände schmerzlich als ein Übelstand empfunden, und man würde bereit sein, dem Dienenden eine angenehmere, der Gleichberechtigung nahekommende Stellung zu gewähren, wenn er sich dazu eignete. Wo sich Bescheidenheit und Arbeitswilligkeit verbinden mit einer Erziehung, die über den Stand des Arbeiters erhebt, da verbürgen diese Eigenschaften das Fortkommen. Verdient denn die Anschauung gestützt zu werden, daß die bessere Erziehung, weil sie die Arbeiterauswahl beschränkt, geradezu ein Hemmnis des Fortkommens sei? Und doch, wie viele, die ihrer Bildungsstufe nach nicht über den oben geschilderten jungen Leuten stehen, halten dieses Vorurteil fest und werden darin bestärkt. Das Mädchen, das einen unauskömmlichen Lohn bezieht, so heißt es, ist gezwungen, sich der Prostitution in die Arme zu werfen, und der hartherzige Arbeitgeber,

der sie für kleinen Lohn beschäftigt, wird angeklagt, daß er das verschulde. Damit wird also die Vorstellung in Schutz genommen, daß das Eingehen eines Dienstverhältnisses, was sofort der materiellen Not ein Ende machen würde, eine größere Schande sei als die Preisgebung der Mädchenehre.

Daß es anders sein sollte, als es ist, dieses Verlangen ist die Triebfeder jedes Fortschritts und jeder Besserung; nicht dieses Verlangen an sich ist verkehrt. Und wenn ich gefragt werde, ob ich die Besserungsmöglichkeit leugnete und keine Reformen wolle, so antworte ich, daß auch ich Reformen will, aber es sind unscheinbare Reformen, von denen nicht so viel Aufhebens und Lärmens gemacht wird, wie von denen, die die Reformer par excellence verlangen. Das ist eben das Eigentümliche an der Sache, daß die, die sich selbst zu helfen und sich selbst ein befriedigendes Los zu schaffen wissen, meist nicht viel Redens und Rühmens davon machen, oft gar nicht nach irgend welchen eingelernten schönen Grundsätzen handeln, sondern sozusagen instinktiv, weil sie merken, daß sie dabei am besten fahren. Soll Besserung aus den Kräften der Menschen selbst kommen, so ist eben nichts weiter erforderlich, als daß der rechte Wille und die rechte Einsicht vorhanden sei, daß alle oder doch möglichst viele das thun, was einige, was die Besten und Tüchtigsten thun. Das ist nicht in Hast zu erreichen, ist vielmehr die Sache einer langsamen Volkserziehung, und wahrscheinlich liegt es überhaupt nicht in unserm Volkscharakter, daß wir in Organisation der Selbsthilfe und Erziehung der untern Klassen zur Selbsthilfe genau britischem Vorbild sollten folgen können. Wenn doch wenigstens die Möglichkeit der Selbsthilfe zugegeben, der Wert des Beispiels im kleinen anerkannt würde. Hier ist es, wo sich die Ansichten scheiden. Ich freue mich über jedes Zeichen einer verständigen Gesinnung, nämlich wenn ich sehe, daß sich die Menschen in ihre Lage zu finden wissen, daß sie nicht über ihren Stand hinauswollen, nicht den äußern Schein einer Stellung festzuhalten suchen, die einzunehmen sie ihrem Einkommen nach nicht imstande sind. Aber was ich verständig nenne, mag wohl den sozialreformatorischen Eiferern als ein Zurückgebliebensein an sozialpolitischer Einsicht erscheinen, als ein Mangel an der Gesinnung, die man heute zur Erzwingung sozialpolitischer Reformen zu brauchen glaubt. Es ist ja so viel wirkungsvoller, wenn in die Welt hinausgerufen wird, daß es unerträglich sei und besser werden müsse, als wenn ein klein wenig in bescheidnem Umfang zum Besserwerden Hand angelegt wird.

Es ist in der Stadt wie auf dem Lande. Wenn ein Hofbesitzer wegen Überschuldung den angestammten Sitz verlassen muß, so wird dieses traurige Schicksal zum Anlaß genommen, daran Betrachtungen über die Not der Zeit zu knüpfen, während das stille Schaffen des Nachbars, der sich trotz der Not zu erhalten weiß, nicht beachtet wird. So auch mögen sich in der Stadt zwei Familien unter gleichen äußern Verhältnissen höchst ungleich benehmen,

und darnach mag sich ihr Los verschieden gestalten. „Wie mans treibt, so gehts.“ Ich glaube auch beobachtet zu haben, daß manchmal die Not eine heilsame Wirkung hervorbringt, die Not, die trotz aller Bemühungen und schönen Verheißungen nicht hinwegzuschaffen ist, da sich das Empfinden der Not schon einstellt, wenn die gewohnte Lebensweise, die bessern äußern Verhältnissen entsprach, nicht fortgeführt werden kann. Da mag denn eine Familie, die nicht ohne eignes Verschulden vielleicht in eine solche Lage geraten ist, nach längern Jahren wiedergeboren gleichsam, mit neuen Kräften ausgerüstet und darum zum Kampf um den Erwerb geeigneter emporsteigen. Da wird den Standesvorurteilen der Laufpaß gegeben, die in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsenen Kinder empfinden es nicht schmerzlich, daß sie eine untergeordnete Stellung einnehmen müssen, und ihre Anspruchslosigkeit bahnt ihnen den Weg zu einem für sie befriedigenden Dasein. Liegt denn nicht das Schreckliche des Verzichts auf höhere soziale Lebensstellung eigentlich doch in der Einbildung?

Wenn Beispiele wie die oben angeführten meine Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehen, wenn ich ihnen mehr Beweiskraft beimesse als den so oft angeführten entgegenstehenden von der Not der arbeitenden Klassen, wenn ich eine Anschauung bekämpfe, die ich als sozialpolitische Sentimentalität bezeichnen möchte, so mögen dafür hauptsächlich die Eindrücke einer Erziehung bestimmend sein, für die ich dankbar bin, einer Erziehung, durch die mir das Bewußtsein von der Würde der Arbeit tief eingeprägt wurde. Wie ich eine teils ererbte, teils anerzogne Vorliebe hege für die treue, schlichte, entsagende Arbeit, empfinde ich zugleich Widerwillen gegen den Hochmut, der sich von der Arbeit abwendet. Meine ganze Denkart ist so gestempelt worden durch die Erziehung und das Vorbild des Vaters, der die Arbeit, die schwere körperliche, mit einer gewissen Leidenschaft betrieb, dem sie Bedürfnis seiner Natur, Erholung und Genuß war, der den Normalarbeitstag als einen unerträglichen Zwang empfunden hätte, der sich auch durch keine witzelnden und spöttelnden Bemerkungen über seine manchmal nicht ganz standesgemäßen Beschäftigungen irre machen ließ. Wohl war hierbei die Liebe zu den ererbten Gewohnheiten, es waren auch die persönlichen Neigungen einer zur Einsamkeit und zu stiller Betrachtung neigenden Sonderlingsnatur bestimmend; aber es verband sich doch damit das volle Bewußtsein nicht nur von der wirtschaftlichen Bedeutung der Arbeit für den Landmannsstand, sondern auch von ihrem sittlichen und sozialpolitischen Wert, ihrer das Volkstum stählenden Kraft. So steht dieser Mann nicht allein in meiner Erinnerung da als ein Beispiel davon, wie sich ein äußerlich wechselloses, einförmiges Leben durch Arbeitsfreudigkeit und Berufstreue innerlich reich und befriedigend gestalten läßt; unwillkürlich taucht auch bei sozialpolitischen Erörterungen diese Erinnerung vor mir auf, und mit kindlicher Pietät mischt sich die Befriedigung darüber, daß mir die sozialpolitische Bedeutung der Arbeit so früh nahegelegt wurde. Wohl konnte mein Vater ein Sozial-

politiker im engen Kreise genannt werden zu einer Zeit, wo in der Öffentlichkeit von diesen Dingen noch wenig die Rede war. Seine nachdenklich sorgsame Sinnesart hatte früh die Gefahr erkannt, die in der Trennung der Stände von einander wie in der Neigung zu Genuß und Wohlleben liegt. Und wie er, erfüllt von dem Pflichtbewußtsein des Arbeitgebers, materielle Not zu lindern und dem Strebsamen helfend die Hand zu reichen bereit war, suchte er auch die Keime des Klassenhasses, die durch die geistige Entfremdung der Stände von einander entstehen, zu zerstören. Immer war er bemüht, das Ehrgefühl des kleinen Mannes zu schonen, bemüht auch, fernzuhalten, was als Vorzug der Besitzenden gilt und den untern Ständen unzugänglich ist. Hierbei mochte er einseitig und ungerecht sein, indem er den berechtigten Fortschritt nicht von den sich daran heftenden Auswüchsen zu sondern verstand. Sah er doch selbst in dem Bildungsdrange der Jugend, wo dieser ernstlich der Bereicherung des Lebens dienen will, nur ein verkehrtes Hochhinauswollen und eine Schädigung der Berufspflichten. Einseitig und wohl etwas verfehlt war auch die Erziehungsmethode, die mit unnachsichtlicher Strenge gegen das eigne Fleisch und Blut allzu früh schon und mit zu wenig Verständnis für des Kindes Eigenart geübt wurde. „De Jung deiht nix nützliches," das war die gefürchtete Kritik meiner Beschäftigungen, und mit dem „Nützlichen" war nicht gemeint, daß ich die Schulbank drücken sollte, sondern Handreichungen bei der Feldarbeit, die in der Ferienzeit und in den Freistunden verlangt wurden, und denen sich der kleine Träumer gern entzog. Erst in einem spätern Alter konnte die gute Absicht recht gewürdigt, die Bedeutung der so zähe und manchmal mit verletzender Härte festgehaltenen Grundsätze recht verstanden werden.

Das Wort von der guten alten Zeit mit ihren bessern Zuständen, ihren bessern, tüchtigern, zufriednern Menschen ist ja nur sehr bedingt wahr. Man täuscht sich so leicht bei solchen Rückblicken, man idealisirt, hebt das Gute hervor und beachtet das Ungünstige nicht. Es wird bei solcher Darstellung wohl etwas übertrieben, und es mag manchmal komisch wirken, wenn die Steigerung der Lebensansprüche und das Fortschreiten ihrer verweichlichenden Wirkung förmlich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gemessen wird, wenn nicht bloß die Eltern den Kindern, sondern in einer größern Familie auch die ältern Geschwister den jüngern vorhalten, wie sie in ihrer Kindheit so viel strammer gehalten worden wären, so viel mehr hätten entbehren müssen; wo das noch hinauswolle? Aber der letzte Zeitabschnitt hat doch eine so tiefgreifende Umwälzung gebracht, daß auch von einer bedeutenden Änderung der Lebensweise weiter Volkskreise die Rede sein kann. Ich wenigstens empfinde aus natürlicher Sympathie für die mir zunächst stehenden Kreise schmerzlich die Wirkungen des Verlassens früherer Bräuche jedesmal, wenn ich von den Zuständen in meiner Heimat höre, von dem nicht ganz unverschuldeten Vermögensverlust so mancher mir bekannten Familie, wenn ich dann diese Zustände mit denen ver-

gleiche, deren ich mich selbst noch erinnere, oder die noch weiter zurückliegen. Was Wunder dann, wenn in der Hast und Unruhe des modernen Erwerbslebens dieser schwächliche, federkritzelnde Abkömmling eines kräftigen Bauerngeschlechts, einer Beschäftigung obliegend, die seine Vorfahren verachtet hätten, öfter mit Wehmut an die Zeit denkt, von der ihm im Elternhause vorgeplaudert wurde, wo ein zufriedner und behäbiger Bauernstand auf den ererbten Sitzen wohnte, wo den Großeltern die eignen Kinder als Knechte und Mägde dienten. Was anders als Arbeit und Einfachheit war es, was diesen Wohlstand verbürgte, diese Zufriedenheit bewirkte! So war denn auch das Bewußtsein von der Bedeutung der Arbeit mit den Familienüberlieferungen tief verflochten. Spielte doch sogar in den märchenhaften Erzählungen von der Körperkraft und wilden, derben Heftigkeit eines Ahnen eine Kur von Arbeitsscheu eine Rolle, die unter heutigen Verhältnissen den alten Herrn unfehlbar mit den Gesetzen in Konflikt gebracht hätte. So steht auch vor meiner Erinnerung die ehrwürdige Gestalt des Vaters da als eines Predigers im engen Familienkreise, unaufhörlich und bis zu ermüdender Einförmigkeit seine Mahnungen wiederholend, unablässig ankämpfend gegen das Eindringen neuer Anschauungen und Gewohnheiten in die eigne Familie, wenn auch dieser Kampf nicht ganz erfolgreich war und sein konnte. In meinem Gedächtnis haften die kernigen und manchmal etwas derben, die originellen und drolligen Aussprüche, die immer den einen Grundton hatten von der Verderblichkeit des Luxus, der Vornehmthuerei, des Müßiggangs.

Es kann mir nicht einfallen, den Maßstab enger bäuerlicher Verhältnisse an das ganze reiche Gebiet der heutigen wirtschaftlichen und Erwerbsthätigkeit anlegen zu wollen. Wohl aber glaube ich mir dank diesen Eindrücken meiner Jugendzeit Verständnis für eine Wahrheit bewahrt zu haben, die vielfach zu wenig beachtet wird. Der sozialpolitische Übereifer findet zum Teil seine Vertreter in solchen Kreisen der bessern Gesellschaft, die nach ihrer Erziehung und Denkart dem Arbeiterstande fernstehen, die aber die Lage des Arbeiterstandes nach den eignen Anschauungen beurteilen und daraufhin in die sozialistischen Klagen einstimmen und der sozialistischen Vorstellung zuneigen, daß das Los dessen, der körperliche Arbeit verrichtet oder eine dienende Stellung einnimmt, traurig und menschenunwürdig sei. Und damit verbindet sich dann die Vorstellung, daß sich irgendwie Schätze müßten flüssig machen lassen, womit man alle müsse beglücken können, die sich in Not befinden. Ich glaube, daß der dem Arbeiterstand einen schlechten Dienst erweist, der so trügerische Hoffnungen nährt. Es ist nicht möglich, den ganzen Arbeiterstand auf die Stufe der Wohlhabenden emporzuheben. Darum, anstatt den Arbeiter lüstern zu machen nach dem, was er nicht erlangen kann, sollte man den umgekehrten Weg einschlagen. Die obern Stände sollten verzichten auf so manches, was als Vorzug gilt und den Neid erregt, was aber in Wahrheit das Leben nicht glücklicher macht, vielmehr wohl selbst von denen, die so genau beachten, was sich schickt

und gehört, manchmal als ein lästiger Zwang empfunden werden mag. Der Arbeiter kann nicht von der Aufgabe entbunden werden, sich selbst sein Auskommen zu sichern; er ist bei ernstlichem Willen hierzu auch imstande, und wenn er diese Pflicht versäumt, kann ihm kein entsprechender Ersatz durch fremde Hilfe geboten werden. Aber daß diese Pflicht so oft versäumt wird, daran tragen leider Standesvorurteile, die von den Bessergestellten zuerst gepflegt wurden und nach unten hin ansteckend wirkten, einen großen Teil der Schuld. Das oben erwähnte Mißverhältnis in der Verteilung der Arbeitskräfte auf die einzelnen Arbeitsfächer wäre nicht entstanden, wenn der Stand des Arbeitenden und Dienenden mehr geachtet würde. Dieser Stand selbst würde dann auch besser, leistungsfähiger, treuer sein, denn ihm würden solche Arbeitskräfte zuströmen, die sich jetzt aus falschem Ehrgefühl von ihm fernhalten. Nicht durch gesetzlichen Zwang, nur durch Einwirkung auf die Gesinnung der Menschen wird man gründlich bessern. Zeigt es sich doch auf dem Gebiete der praktischen Gesetzgebung, wie unzulänglich solch gesetzgeberisches Eingreifen ist. Wir brauchen die schlichte, demütige Gesinnung, die das Arbeiten und Dienen nicht als entehrend ansieht. Wir brauchen aber auch bei den obern Ständen mehr Achtung vor der Arbeit und ein kräftigeres Bewußtsein von der allgemeinen menschlichen Verpflichtung zur Thätigkeit. Weil ich über diese vorbildliche Pflicht so früh Belehrung empfing, weil ich die Liebe zur Arbeit um ihrer selbst willen mit ihren wohlthätigen, segensreichen Wirkungen so früh kennen lernte, wage ich getrost, dies eine, was notthut, jedem verfehlten Reformeifer entgegenzustellen, und noch heute erinnere ich mich gern des Wortes, das ich so früh vernahm, wenn es mir damals auch nicht angenehm klang: „De Jung mut wat nützliches dohn.“

Der Befähigungsnachweis der akademisch Gebildeten

Vor einiger Zeit gingen durch die Zeitungen Klagen und Mahnungen, die hochangesehene Universitätslehrer im Kolleg über das geringe wissenschaftliche Streben vieler Studenten geäußert hatten. Jeder Kundige und Verständige konnte die ernsten Worte nur mit aufrichtiger Freude lesen und mit dem Wunsche, daß sie die verdiente Beherzigung finden möchten. Das Übel, gegen das sie gerichtet waren, besteht thatsächlich, und wahrhaftig nicht zur Zierde und Ehre unsrer Hochschulen. Aber es ist ihm schwer abzuhelfen. Bloße Mahnungen

und Warnungen, mögen sie auch noch so berechtigt sein und von noch so angesehener Stelle kommen, werden wenig ausrichten, solange man nicht darangeht, die letzten Ursachen aufzusuchen und zu beseitigen. Diese liegen aber natürlich auf vielen Gebieten. Eine bedeutende Rolle, eine größere, als man anzunehmen pflegt, spielen dabei die Mängel des Prüfungswesens. Daß solche Mängel vorhanden sind, wird allgemein anerkannt, aber wirksame Mittel und Wege zur Abhilfe sind noch zu suchen.

Die nachfolgenden Vorschläge möchten einen Beitrag zur Lösung dieser Frage liefern. Sie sind nur aus der Beobachtung der Zustände, nicht durch Theoretisiren entstanden, haben sich dem Verfasser während seiner nun schon eine Reihe von Jahren zurückliegenden Studienzeit aufgedrängt, scheinen ihm aber, soweit er die Entwicklung der Hochschulen verfolgen und weitere Erfahrungen hat sammeln können, auch heute noch nicht veraltet. Zur Beleuchtung der Thatsachen zunächst ein Beispiel.

Vier Abiturienten eines Gymnasiums — nennen wir sie A, B, C und D — beziehen die Hochschule. A berechtigt durch hervorragende Anlagen und ernstes wissenschaftliches Streben, das er mit frischer Jugendlust und regster Teilnahme an gesundem Studentenleben vortrefflich zu vereinigen weiß, zu den besten Hoffnungen. Er muß, wenn alles mit rechten Dingen zugeht, zweifellos seine Studien durch ein vorzügliches Examen abschließen. Auch von B ist gutes zu erwarten. Ausreichend begabt und sehr strebsam, studirt er eifrig in seiner Wissenschaft. Freilich leitet ihn mehr seine Neigung, als daß er streng systematisch arbeitete. Hie und da verliert er sich auch wohl zu sehr ins Einzelne. Jedenfalls macht er sich, soweit das einem Studenten möglich ist, überall in seiner Wissenschaft heimisch. Durch die Rücksicht aufs Examen läßt er sich bei seinen Studien sehr wenig bestimmen; er ist der Meinung, daß ein fleißiger Student auch gut durchs Examen kommen müsse. C hat sich auf der Schule ebenso wenig durch Begabung wie durch Fleiß ausgezeichnet, hat nur mit Mühe seine Abiturientenprüfung bestanden und genießt nun mit vollen Zügen das, was er als akademische Freiheit betrachtet, bis er sich endlich zur Arbeit aufrafft und ein paar Semester lang aufs Examen losbüffelt. Ähnlich wie er, verbringt D seine Studienzeit; er hofft um so sicherer, durch eifriges Einpauken in den letzten Semestern das Versäumte nachzuholen, als ihm nicht nur seine guten Anlagen zu statten kommen müssen, sondern ihm auch die Art und Weise seiner Vorbereitung ein gutes Bestehen verbürgt. Er hat sich nämlich rechtzeitig und gründlich über alle Examenverhältnisse, über die Examinatoren, ihre Eigenheiten, ihre Lieblingsfragen usw. unterrichtet, und mit Hilfe alles dessen, was dann dem Eingeweihten zu Gebote steht, betreibt er sein „Studium."

Ziemlich zu gleicher Zeit, Ende des Wintersemesters, unterziehen sich alle der Prüfung; nur B hat gegen seine Erwartung den ersten Termin im Sommer-

semester erhalten und damit leider in seinem Lieblingsfach einen andern Examinator, einen Herrn, dem er weder aus dem Kolleg noch aus den Übungen bekannt ist, der übrigens auch manche für einen Examinanden nicht gerade erfreuliche Eigenschaften haben soll.

In der Prüfung zeigt A vortreffliche Kenntnisse und wirklich wissenschaftlichen Sinn. Aber mit einigen Dingen, die dem Examinator gerade besonders wichtig erscheinen, hat er sich wenig oder gar nicht beschäftigt. Er hat zwar tüchtig und planvoll studirt, aber gerade diese Dinge sind ihm fern geblieben. Er hat sie für weniger wichtig angesehen, und alles kann man ja auch unmöglich in der kurzen Zeit des akademischen Studiums gründlich betreiben. Das war ihm um so klarer geworden, je gründlicher er in andre Gebiete eindrang. Die Universitätszeit kann nur der Vorbereitung und Einführung in das Studium dienen, sie reicht gerade aus, sich zu „orientiren," sich wissenschaftliche Methode und ein bestimmtes Maß wissenschaftlicher Kenntnisse anzueignen, aber nicht, ein vollendeter Gelehrter zu werden und alle Zweige des heute so weit verzweigten Wissens mit gleicher Sicherheit zu beherrschen. Ist doch auch der Professor erst nach vieljährigem Studium imstande, ein Buch zu schreiben, das ein größeres Gebiet einigermaßen erschöpfend behandelt. Einigen Gegenständen, die der Examinand etwas vernachlässigt hat, legt der Examinator unstreitig mit Recht großen Wert bei; über die Wichtigkeit andrer Fragen aber und über das Maß der billig zu verlangenden Kenntnisse läßt sich streiten. Immerhin erhält A noch ein gutes Zeugnis, wenn auch lange nicht ein Zeugnis, wie es nach seiner Begabung und seinem gewissenhaften, planvollen Studium zu erwarten gewesen wäre.

Viel schlechter ergeht es B. Er hat zwar auch fleißig, aber viel weniger geschickt und planmäßig gearbeitet als A. Was schon diesem geschadet hat, tritt bei ihm noch mehr zu Tage. Dazu kommt aber noch manches andre. Er ist dem Examinator völlig fremd, während A dem seinigen wenigstens einigermaßen aus seinen Übungen bekannt war, dieser also sein Urteil auch darauf hatte gründen können. Sein Examinator ist auch noch unerfahren im Prüfen, versteht es nicht recht, die Fragen zu stellen, daß er sich wenigstens über das vorhandne Wissen des Kandidaten eine einigermaßen richtige Meinung bilden könnte, er fragt viel nach unwesentlichen, abgelegnen Dingen. Außerdem ist er den Tag bei besonders schlechter Laune. Und zu alledem ist B selbst den Tag über nicht in der rechten Verfassung. Das übermäßige Arbeiten in den letzten Wochen hat ihn körperlich heruntergebracht, und je länger die Quälerei des Examens dauert, desto mehr machen sich die Wirkungen der Abspannung geltend; für die einfachsten Dinge läßt ihn sein Gedächtnis im Stich. So besteht auch er in seinem Lieblingsfache nur mit „genügend."

C fällt durchs Examen, wie er es verdient, da sich sein Wissen auf allen Gebieten trotz des zuletzt noch mühsam Eingepaukten in wesentlichen wie in

unwesentlichen Dingen als gar zu lückenhaft erweist und von wissenschaftlichem Sinne bei ihm kaum etwas zu spüren ist.

Am besten besteht D. Vortrefflich beantwortet er alle ihm vorgelegten Fragen, weiß auch wissenschaftliche „Probleme“ geschickt zu erörtern, auf alle Fragen einzugehen und sie nach allen Seiten hin zu beleuchten, so wie es von dem Prüfenden selbst im Kolleg und in Büchern geschehen ist, oder wie es in Schriften, die von dem Examinator besonders empfohlen zu werden pflegen, zu lesen ist. Philosophie hat er zwar nur nach einem Kompendium getrieben, außerdem das von seinem Examinator verfaßte Buch über einen bekannten Philosophen durchgearbeitet. Aber das Gelernte, vor allem auch gewisse Wendungen weiß er so geschickt anzubringen, daß es nachher in seinem Zeugnis heißt, er habe sich augenscheinlich mit philosophischen Studien viel und eingehend beschäftigt und es zu einer sehr anerkennungswerten Schulung im philosophischen Denken gebracht. Er erhält über seine Kenntnisse wie über seine wissenschaftliche Befähigung ein vorzügliches Zeugnis.

Diese Beispiele, die nur als Haupttypen gewählt sind, lassen sich mit allerhand Schattirungen ins Unendliche vermehren. Aber man wird nicht leugnen können, daß sie aus dem Leben gegriffen sind, und nicht behaupten können, daß sie ein Bild vortrefflicher Exameneinrichtungen gäben. Sie enthalten die Kritik der bestehenden Zustände in sich selbst.

Ein Examen, einen Befähigungsnachweis kann der Staat für seine Beamten und kann im Grunde auch das sogenannte praktische Leben nicht entbehren. Aber läßt sich denn wirklich keine bessere Form finden, als die gegenwärtig bestehende?

Natürlich können nicht die Examinatoren für die geschilderten Verhältnisse verantwortlich gemacht werden. Gewiß haben auch sie ihre menschlichen Mängel, und der eine ist mehr befähigt, sachgemäß, verständig und geschickt zu prüfen als der andre. Die Wurzel des Übels liegt in der Form des Examens, in den ganzen akademischen Prüfungseinrichtungen, da ja der Examinand von dem Examinator darnach beurteilt werden soll, wie er diesem in dem Zusammensein von etwa einer Stunde erscheint. Aus dieser kurzen Unterhaltung soll die ganze Leistungsfähigkeit des Examinanden, das Ergebnis seiner jahrelangen Studien festgestellt werden. Und dabei hängt vielleicht seine ganze Zukunft davon ab, wie er aus dem Kreuzfeuer der Fragen hervorgeht, die stundenlang von den sich ablösenden Examinatoren an ihn gerichtet werden. So angreifend das für ihn sein mag, er hat die innere Erregung ebenso zu überwinden wie die Abspannung, die sich vielleicht infolge des unausgesetzten Arbeitens während der letzten Wochen bei ihm eingestellt hat. Wird da auch der geschickteste Examinator immer ein zutreffendes Bild seines Wissens gewinnen können? Jedenfalls wird es ihm ein willkommnes Hilfsmittel zur Vervollständigung seines Urteils sein, wenn ihm der Examinand nach seinen

Fähigkeiten und Leistungen auch schon anderweit bekannt ist, wenn er ihn vielleicht in seinen Übungen als einen tüchtigen Studenten hat kennen lernen.

Wäre es nun da nicht richtiger, diesem letztern Wege, sich über die wissenschaftliche Bildung des Kandidaten zu unterrichten, auch für die Prüfung eine offizielle Bedeutung beizulegen, ja darauf eine neue Prüfungsordnung aufzubauen, die ohne Zweifel gerechter wäre? Die Übungen, wie sie gegenwärtig bestehen, müßten dann nur zweckentsprechend ausgebildet werden. Das ist aber auch aus andern Gründen wünschenswert; es würde nicht bloß dem Prüfungsverfahren, sondern auch der ganzen Art des Studiums zu gute kommen, in vieler Hinsicht segensreich wirken und manches, was heute im akademischen Leben als Mangel empfunden wird, beseitigen helfen.

Der Unterricht an den Hochschulen verfolgt ein doppeltes Ziel: erstens Einführung in die Methode, wissenschaftliche Erkenntnis zu gewinnen, Anleitung zum wissenschaftlichen Denken und Arbeiten, zweitens Übermittlung einer bestimmten Summe wissenschaftlicher Kenntnisse, als der Grundlage dessen, was für den spätern Beruf unentbehrlich ist, beides aber, nicht etwa nur das letztere, als Vorbereitung für ein ersprießliches und befriedigendes Wirken im praktischen Leben. Dem ersten Zweck dienen jetzt namentlich die Seminarien oder Übungen, dem andern die Kollegien, daneben auch vereinzelt sogenannte Kolloquien, Repetitorien, Examinatorien usw.

Aber auch Kreise, die der Hochschule nicht angehören, haben gewissermaßen in Wettbewerb mit ihr die Übermittlung positiven Wissens in ausgedehntem Maße übernommen und diese Unterrichtsthätigkeit vielfach zu einer förmlichen Industrie ausgebildet. Besonders in der juristischen Fakultät sucht sich ein sehr großer Teil der Studenten lieber bei sogenannten Einpaukern als durch den Unterricht an der Hochschule das Wissen anzueignen, das sie in ihren Beruf mitbringen sollen. Wie die Dinge liegen, kann man diese Thatsache wohl begreiflich finden; als erfreulich wird man sie schwerlich bezeichnen können. Ohne Zweifel tritt in ihr ein Mangel der akademischen Einrichtungen zu Tage. Die Wurzel des Übels aber liegt vor allem in den Prüfungsordnungen und zugleich in einer Lücke des akademischen Unterrichts, die früher nicht empfunden worden sein mag, sich aber gegenwärtig, unter andern Verhältnissen, fühlbar macht.

Wie zu den Kollegien für die Einführung in die Methode des Studiums die Seminarien hinzugetreten sind, so fordert auch die Übermittlung des Wissensstoffes, zumal bei seiner heutigen Zersplitterung, noch eine neue Unterrichtsform neben den Kollegien, die dadurch keineswegs überflüssig werden, sondern erst wieder zu ihrem vollen Rechte kommen sollen. Seminar und Kolloquium (Examinatorium, Besprechung, Privatissimum, oder wie man die neue Einrichtung nun nennen mag) würden sich zugleich vortrefflich eignen — und die bestehenden Examenverhältnisse drängen geradezu darauf hin —, auch für das

Prüfungsverfahren nutzbar gemacht zu werden. Der Befähigungsnachweis müßte nach diesem Verfahren dann als geführt gelten, wenn sich der Kandidat darüber ausgewiesen hätte, daß er neben den Kollegien eine bestimmte Anzahl 1. von Seminarien, 2. von Kolloquien mit Erfolg (mit gutem Erfolg, mit ausgezeichnetem Erfolg) besucht hat. Hier könnte ein Zeugnis (Testat), das bei den Kollegien weiter nichts als deren Annahme feststellt, hohe Bedeutung gewinnen. Das Zeugnis über erfolgreiche Teilnahme an solchen Übungen würde die Bürgschaft bieten, daß sich der Student auf dem Gebiete seiner Wissenschaft über den Besitz eines bestimmten Wissens ausgewiesen hat. Dementsprechend könnten und müßten die Übungen eingerichtet werden. Ich denke mir die Sache so.

Das ganze Gebiet einer Fachwissenschaft wird in bestimmter Weise eingeteilt. In jedem Kolloquium ist ein Teil davon zu behandeln, und das Examen gilt für abgelegt, wenn für alle diese Teile der Fachwissenschaft Zeugnisse über Kolloquien beigebracht sind. Soweit das nicht der Fall ist, d. h. für die, die sich ganz oder teilweise auf Kolleg und Privatstudium beschränkt haben, ist in alter Weise die Prüfung vorzunehmen. Dadurch wird zugleich die Freiheit des akademischen Studiums gewahrt und auch denen, die keine Kolloquien besuchen wollen oder aus irgend einem Grunde keine besuchen können, die Möglichkeit gelassen, eine Prüfung abzulegen. Sicherlich wird sich die Praxis so gestalten, daß die meisten den Kolloquien den Vorzug geben werden. Schon der Gedanke und das beruhigende Gefühl, mit jedem Semester einen Abschnitt des Studiums auch wirklich hinter sich zu haben und nicht immer das Schreckgespenst des Examens während der ganzen Studienzeit vor Augen haben zu müssen, wird, abgesehen von allen andern Vorzügen, viele zur Teilnahme an diesen Übungen veranlassen, die Übungen selbst aber werden vielleicht auch manchen eher über seine wirklichen Fähigkeiten belehren und Unfähige rechtzeitig vom Weiterstudium abschrecken.

Die Kolloquien selbst wären etwa in folgender Weise einzurichten. Ähnlich wie bei den Seminarien findet aller acht Tage eine zweistündige Sitzung zu wissenschaftlicher Besprechung statt. Der leitende Universitätslehrer teilt sich vorher den ganzen Stoff, der im Laufe des Semesters zur Besprechung kommen soll, gleichmäßig ein. Vor jeder Sitzung bereitet er das Maß des zu Besprechenden derart vor, daß innerhalb des bestimmten Rahmens nichts wesentliches unerörtert bleibt, aber auch nichts zu eingehend auf Kosten andrer Punkte behandelt, alles weitere aber dem Privatstudium (Kolleg und Lesen) nach Zeit, Neigung und Begabung des Einzelnen überlassen wird. Dies hätte zugleich den Vorteil, Lehrende wie Lernende zu der in unsrer Zeit besonders notwendigen Konzentration zu erziehen; sie würden angehalten werden, sich zu beschränken und sich nicht ins Uferlose zu verlieren. Über das in jeder Sitzung durchgenommene wäre von allen Teilnehmern zum nächsten mal ein kurzes

Referat auszuarbeiten, das alles wesentliche enthielte; dies wäre in der ersten Stunde nach Aufruf des Leitenden von einem oder mehreren frei vorzutragen, dann von der Gesamtheit zu kritisiren. Dadurch würde zugleich die Fähigkeit, frei zu sprechen, die heute für den akademisch Gebildeten in jeder Stellung notwendig ist, gefördert werden. Von Zeit zu Zeit wären sämtliche Referate einzusammeln und abwechselnd mit besonders noch zu stellenden kleinern schriftlichen Aufgaben zu Hause von dem Leitenden zu verbessern. Dies würde es ihm erleichtern, sich ein Urteil über die Leistungen der Teilnehmer zu bilden. Damit ihm die Arbeit nicht zu viel würde, könnte er die Korrektur für gewöhnlich durch die Teilnehmer selbst besorgen lassen, doch so, daß er einzelne nachprüfte. Einmal im Semester müßte er aber die Korrektur selbst ganz übernehmen. Während so die erste Stunde der Wiederholung des vorigen gewidmet wäre, würde dann in der zweiten das neue Pensum zu besprechen sein. Der Stoff könnte etwa so behandelt werden, daß ein oder mehrere bedeutende wissenschaftliche Werke, die das im Laufe des Semesters zu Erörternde zusammenfassend darstellen, zu Grunde gelegt würden und jeder Teilnehmer zu den einzelnen Sitzungen einen bestimmten Abschnitt zu Hause durchzustudiren hätte; das würde sich mehr empfehlen, als daß es jedem überlassen bliebe, wie er sich für das in einer Sitzung zu behandelnde Kapitel vorbereiten will. Jedenfalls würde hier die Erfahrung bald den richtigen Weg weisen.

Zum Schluß könnte vielleicht in einem siebenten und nötigenfalls achten Semester in einem halb- oder ganzjährigen Kolloquium das ganze Gebiet der Fachwissenschaft noch einmal zusammenfassend durchgesprochen werden, vielleicht unter bestimmten höhern Gesichtspunkten, oder wie es sonst dem Leitenden am zweckdienlichsten erscheint.

So würde z. B. das Examen in Geschichte etwa dann für abgelegt gelten können, wenn der Examinand die Zeugnisse über erfolgreiche Teilnahme an folgenden Kolloquien beibrächte: 1. orientalische Geschichte; 2. griechische Geschichte; 3. Geschichte des Hellenismus; 4. römische Geschichte bis zum Jahre 31; 5. römische Kaiserzeit; 6. Mittelalter; 7. Übergangszeit; 8. Zeit der Reformation und Gegenreformation; 9. Zeitalter des Absolutismus; 10. Revolutionszeitalter; 11. neueste Zeit; 12. preußische Geschichte. Vorausgesetzt ist dabei, daß innerhalb des Rahmens eines jeden dieser Kolloquien die betreffenden Hilfswissenschaften, wie Quellenkunde, Verfassungs- und Kulturgeschichte usw. entsprechend mitbehandelt worden sind. Ferner müßte durch Zeugnis über erfolgreiche Teilnahme an Seminarien nachgewiesen werden, daß der Examinand auf je einem Gebiete der alten wie der mittlern und der neuern Geschichte quellenkritische Studien getrieben, alle für Forschung und Quellenkritik charakteristischen Zeiten kennen gelernt und sich mit den entsprechenden Hilfswissenschaften (Schrift- und Archivwesen usw.) genügend bekannt gemacht hat.

Was im einzelnen zu fordern wäre, müßten für jedes Fach besonders

auszuarbeitende Examenbestimmungen festsetzen. Im Anschluß daran würden u. a. für das höhere Schulfach die Anforderungen am besten dahin geändert werden, daß die sogenannten Nebenfächer aufgegeben würden; wenn man sich dazu nicht entschließen könnte, müßten wenigstens für sie besondre Examinatorien eingerichtet werden, die in einem Semester ein weit größeres Gebiet als die der Hauptfächer behandelten.

Was die Zahl der Teilnehmer an diesen neuen Übungen angeht, so könnte sie natürlich nur beschränkt sein und dürfte etwa zwanzig nicht übersteigen, sonst würde es dem Leiter nicht möglich werden, die Einzelnen genauer kennen zu lernen. Die Abhaltung der Kolloquien müßte jüngern akademischen Lehrern, die ja davon selbst noch Gewinn für ihre Weiterbildung haben würden, zur Pflicht gemacht, ältern freigestellt werden.

Bei dieser Einrichtung bliebe nur die Notwendigkeit, sich über seine Kenntnisse auszuweisen; dagegen schwände die ungünstige Einwirkung, die das am Ende der Studienzeit drohende Examen unleugbar bei vielen auf den ganzen Gang des Studiums ausübt. Die Prüfung würde mit dem Studium selbst abgelegt werden. Die Freiheit des Studirens und die Lust daran würde viel mehr zu ihrem Rechte kommen als bisher. Neben der Aneignung dessen, was die Examenbestimmungen als das mindeste Maß fordern müssen, würde auch die Vertiefung des Wissens nach eigner Neigung leichter möglich sein. Diesem freien Studium und zugleich der Vorbereitung für die Kolloquien würden dann neben der häuslichen Arbeit die Kollegien dienen. Diese würden nach wie vor unentbehrlich bleiben, ja erhöhte Bedeutung gewinnen; den Nachteilen, die sie bisher leicht mit sich brachten, würde entgegengewirkt und dadurch eher ermöglicht werden, daß sie auch wirklich den Gewinn brächten, den sie bringen können und sollen. Das im Kolleg gehörte würde im Kolloquium in gemeinschaftlicher Thätigkeit und unter bestimmten Gesichtspunkten verarbeitet und fruchtbar gemacht werden. Dadurch würde der Nachteil, den die beim Anhören der Vorlesung geübte einseitig rezeptive Thätigkeit so leicht mit sich bringt, vermieden werden. Der bloßen Stoffaufnahme träte die nun in den Kolloquien zu ihrem Rechte kommende Selbstthätigkeit ergänzend zur Seite. So würde am besten der Gefahr des bloßen Nachsprechens, des jurare in verba magistri begegnet werden. Kritik und eignes Denken, bisher ja auch gewiß von einzelnen allein und im Gespräch mit andern geübt, würden so am einfachsten in geordnete Bahnen gelenkt werden, und durch gegenseitige, von einem Sachkundigen geleitete Aussprache, die dem Einzelnen und dem Zufall nicht zu viel überläßt, würde gesundes wissenschaftliches Denken und Streben gefördert werden. Nun erst würde zu erkennen sein, wie weit der Student das durch Privatstudien und Kolleg aufgenommne auch wirklich in sich verarbeitet und zu seinem geistigen Eigentum gemacht hat.

Und wie der Gefahr einer einseitig rezeptiven Thätigkeit, würde auch der

der Zersplitterung entgegengearbeitet werden. Durch die Kolloquien würde eine gleichmäßige Verteilung des während der Studienzeit zu bewältigenden Wissensstoffes erreicht werden. Studien, die sich zu sehr ins einzelne verlieren, oder die dem Fach fern liegen, nur besondrer Neigung entsprechen und, wenn in mäßigem Umfang getrieben werden, die Gesamtbildung zu fördern geeignet sind, könnten sich nicht mehr so leicht auf Kosten der Fachwissenschaft in den Vordergrund drängen. Das Studium erhielte bei bestimmt begrenztem Umfange feste Bahnen und klar erkennbare Ziele, und zwar leichter als durch die bisher vorgeschlagnen von der Fakultät zu verkündenden Studienpläne. Zu alledem kommt aber noch etwas sehr wichtiges: das Gefühl fortzuschreiten, eine Stufe der Weiterbildung nach der andern nicht nur zu erreichen, sondern auch gleich durch Zeugnis als erledigt für das Examen ansehen zu können, würde die Arbeitsfreudigkeit und damit auch die Arbeitskraft wesentlich heben. Dagegen würde dem Übelstande vorgebeugt werden, daß sich ein großer Teil der „wissenschaftlichen" Ausbildung bei vielen in die Einpaukezeit vor dem Examen zusammendrängt.

Mit der Arbeitsweise der Schulen, wie es dem oberflächlichen Beurteiler erscheinen mag, wäre die Thätigkeit der Kolloquien durchaus nicht zu vergleichen. Dort wird der Schwerpunkt der Arbeit in die Unterrichtsstunde verlegt, hier müßte er in dem selbständigen Studium des Einzelnen liegen die Kolloquien sollen dafür nur die Wege weisen und die Maße bieten; in ihnen soll es nur seinen Ausgangs- und Brennpunkt, seine fortwährende Anregung und Kritik finden. Wohl aber wäre dann ein besserer Übergang von dem schulmäßigen Lernen zum akademischen Studium gegeben, die heute anerkanntermaßen durch eine große Kluft von einander getrennt sind. An die Formen der Schule würden sich mit freierer, ihrem Geiste entsprechender Gestaltung die der Hochschule leicht anschließen. Und wahrlich nicht auf Kosten ihres Wesens und der akademischen Freiheit: an die Stelle der bisherigen Regel- und Zügellosigkeit des akademischen Studiums würde die wahre Freiheit treten, die nur durch geeignete Ordnungen bestehen kann. So würde ein gleichmäßiges, durch den Rahmen der festgesetzten Zeit beschränktes Studium und ein darauf sich gründendes Maß wissenschaftlicher Ausbildung verbürgt und ein fester Unterbau gewonnen werden, der später entsprechend weiter ausgebaut werden könnte.

Wenn Kolleg und Seminar in der vorgeschlagnen Weise durch das Kolloquium ergänzt würden, so würde durch das Zusammenwirken aller drei Einrichtungen, abgesehen von dem großen Gewinn für das Studium selbst, eine bessere Form für die Prüfung der künftigen Staatsbeamten geschaffen, und eine viel größere Sicherheit des Befähigungsnachweises erreicht sein. Die Vorteile würden überall zu spüren sein. Die Schule z. B. würde nicht nur zuverlässigere Zeugnisse für ihre Lehrer erhalten, auch die Lehrer selbst würden

durchweg eine bessere Ausbildung genießen, und so würde damit zum Teil auch die vielumstrittne Schulfrage, deren Lösung wesentlich mit auf diesem Gebiete liegt, erledigt werden. Aber nicht nur für die staatlichen Berufe würde die neue Einrichtung von Wichtigkeit sein, auch Privatleute, die auf Staatsprüfungen wenig Wert legen und ihre Beamten nach andern Rücksichten als der Staat auswählen, müßte an einem Nachweis über Studien auf bestimmten Gebieten viel gelegen sein. Die Auswahl der Zeugnisse würde bei ihnen wahrscheinlich eine andre, die Zeugnisse selbst aber könnten ihnen unmöglich gleichgiltig sein. Wie das ganze Studium, so würde auch das Examen eine in gutem Sinne freiere, weniger büreaukratische, mehr dem gesamten nationalen Leben und der Mannichfaltigkeit seiner Bedürfnisse gerecht werdende Form gewinnen.

Leipziger Pasquillanten des achtzehnten Jahrhunderts

Für die Aufgabe der Presse, an unsern gesellschaftlichen Zuständen Kritik zu üben, eine Aufgabe, die, wenn sie freimütig (ohne Furcht), ehrlich (ohne Heuchelei) und anständig (ohne Klatsch- und Skandalsucht) geübt wird, was alles gleich selten geschieht, zu ihren wichtigsten und dankbarsten Aufgaben gehört, war in der Tagespresse früherer Zeiten wenig oder kein Raum. Wer z. B. am Ende des vorigen oder zu Anfang dieses Jahrhunderts gesellschaftliche Mißstände Leipzigs in der Presse geißeln wollte, schickte — wie es ja auch heute noch zuweilen geschieht — Mitteilungen in auswärtige, etwa in Hamburgische Blätter, die in Leipzig gelesen wurden; aber in den Zeitungen der eignen Stadt war über solche Dinge nichts zu finden. Das verhinderte schon die Zensur, der jede Zeitungsnummer vor dem Druck vorgelegt werden mußte. In den dreißiger und vierziger Jahren dieses Jahrhunderts, als die Bewegung für die Preßfreiheit begann und die Zeitungen anfingen, ihren Stoffkreis immer mehr zu erweitern und einen keckern Ton anzuschlagen, änderte sich das schnell. Nicht bloß der redaktionelle Teil der Zeitungen brachte nun immer öfter Mitteilungen und Urteile über das gesellschaftliche Leben — unter anderm begann damals die gewerbsmäßige Konzert- und Theaterschreiberei, die jetzt zu einer solchen Landplage ausgeartet ist —, es kam auch die Unsitte auf, kleine höhnische oder spöttische Bemerkungen als bezahlte Inserate in die Zeitungen zu bringen; die Redaktionen druckten sie ab und thaten, als ob sie keine Ahnung hätten, auf wen oder was sich die Inserate bezögen, wenn auch die Zustände, Vorgänge oder Personen, auf die sie anspielten, stadtbekannt waren. Im Leipziger Tageblatt hat dieser

Inseratenteil noch in den sechziger Jahren bestanden; der Volksmund nannte ihn die Eselswiese. Heute würde die Aufnahme solcher Inserate wohl überall für äußerst unanständig gelten. Dafür behandelt aber jetzt der redaktionelle Teil vieler Zeitungen gesellschaftliche Zustände und Vorgänge, auch solche von privatester Natur, auf eine Weise, die von den drei eingangs geforderten Tugenden oft sehr viel vermissen läßt.

Im vorigen Jahrhundert besorgten dieses Geschäft der Kritik die sogenannten moralischen Wochenschriften. Wie manchesmal waren da die Züge zu einem scheinbar ganz allgemein gehaltnen Charakterbilde oder zu der Schilderung einer gerade in Blüte stehenden Modenarrheit so deutlich dem Leben entlehnt, daß sich Personen meldeten und sich beschwerten, weil sie sich getroffen fühlten! In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als die moralischen Wochenschriften aus der Mode kamen, mußten sich solche Schilderungen in besondre Bücher und Broschüren flüchten, die in den verschiedensten Darstellungsformen erschienen, als Gespräche, als Briefe, sogar als Wörterbücher, die aber von denen, die daran Anstoß nahmen, alle mit dem bösen Worte Pasquill bezeichnet wurden. Solche Pasquille werden wohl damals über alle größern Städte Deutschlands geschrieben worden sein; aber besonders zahlreich erschienen sie über Leipzig. Schon wieder so ein Ding von und für Leipzig? beginnt die Vorrede zu „Leipzig im Profil“ (1799), einem Buche, das selber zu dieser Klasse von Schriften gehört. In der That, wohl keine deutsche Stadt hat eine solche Menge von Pasquilllitteratur über sich ergehen lassen müssen, wie Leipzig im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts; die Stadt war damals ein wahrer Sumpfboden für solche Erzeugnisse.

Über die Ursache dieser Fruchtbarkeit kann kein Zweifel sein: sie liegt in der eigentümlichen Verbindung des Buchhandels und der Universität in Leipzig. Die Universität lieferte die Verfasser, meist verbummelte Studenten, deren ganzes Studium darin bestanden hatte, das Leben der Stadt in allen Schichten, vor allen Dingen natürlich unten, aber so weit es möglich war, auch oben kennen zu lernen; und im Buchhandel fanden sich immer wagehalsige Leute, mitunter ebenfalls verkommne Academici, die solche Erzeugnisse ohne Zensur drucken ließen und vertrieben, auf die Gefahr hin, eingesperrt und zu hohen Geldstrafen verurteilt zu werden. Denn wenn ein solches Machwerk Anstoß erregte, so wurde auf Verfasser, Drucker und Verleger von der „Bücherkommission“ gefahndet, der litterarischen Polizeibehörde, die schon seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Leipzig bestand, aus dem Rate der Stadt und einem Universitätsprofessor zusammengesetzt war und zum ausführenden Beamten einen „Bücherinspektor“ hatte.*) War das litterarische Vergehen be-

*) Dieser Bücherinspektor war eine verhaßte Person, man suchte ihn zu hintergehen und zu ärgern, wie und wo man nur konnte. Als im Januar 1789 in der Waltherschen Buchhandlung (Walther und Pott) das Lustspiel konfiszirt werden sollte, das Barth in Halle gegen

sonders schlimm, so wurde die Sache von der Bücherkommission gar an das Stadtgericht abgegeben. Wehe dann den Schuldigen!

Da solche Pasquilllitteratur immer auf Käufer rechnen konnte, so ist es kein Wunder, daß dabei auch mancher Schwindel getrieben wurde. Man suchte das Publikum zu ködern, indem man den Namen Leipzig auch in dem Titel von Schriften anbrachte, in denen von Leipzig gar nicht oder so gut wie gar nicht die Rede war. So würde sich z. B. jeder getäuscht sehen, der Schriften, wie die vom Jahre 1788: Briefe eines reisenden Handlungsbedienten über Leipzig, Hamburg und Lübeck, oder die von 1798: Verteidigung der Leipziger Damen. Von Henriette *** zur Hand nehmen wollte in der Hoffnung, darin etwas besondres über das damalige Leipzig zu finden. Auch die Galanterien von Leipzig, 1799 erschienen, angeblich in Hamburg in der „Buchhandlung der Verlagsgesellschaft," haben keine wirkliche Lokalfarbe. Wenn auch noch so oft darin vom Rosenthal die Rede ist und gelegentlich auch von andern Zufluchtsorten verliebter Pärchen, und wenn auch hie und da bestimmte Persönlichkeiten genannt sind, so passen doch die Bilder und Schilderungen des Buches sicherlich auf alle damaligen größern deutschen Städte. Neben solcher Schwindelware steht aber doch eine ganze Reihe von Schriften, die für die geistigen und sittlichen Zustände Leipzigs im achtzehnten Jahrhundert eine wichtige Quelle sind. Mögen auch die Verfasser zum Teil recht untergeordnete Burschen gewesen sein, mag auch vieles von dem, was sie anführen, auf bloßem Klatsch beruhen, manches übertrieben, manches auf bloße Lust am Skandal und an Schlüpfrigkeiten zurückzuführen sein, so bleibt doch immer noch genug übrig, was man als der Wahrheit entsprechend ansehen darf, um so mehr, als das Wesentliche davon bei allen unabhängig von einander wiederkehrt. Manche dieser Schriften verdienten heute neu gedruckt zu werden,*) nicht bloß weil sie mit der Zeit große Seltenheiten geworden sind, die im antiquarischen Verkehr von Liebhabern mit hohen Preisen bezahlt werden, sondern weil auch vieles von ihrem Inhalt in ganz merkwürdiger Weise — soll man sagen noch oder wieder? — auf unsre heutigen fin-de-siècle-Zustände paßt. Jedenfalls werden einige nähere Mitteilungen über diese Litteratur und aus ihr willkommen sein. Wo es die Verfasser mit der Bücherkommission oder gar dem Gericht zu thun bekamen, können die Vorgänge als typisch für solche

---

das Wöllnersche Religionsedikt veröffentlicht hatte, schrieb Pott an Barth: „Gestern Abend haben sie uns das Lustspiel konfiszirt, aber einen Quark gefunden. Der Bücherinspektor ärgerte sich, da er nichts fand, und die Buchhändler gaben recht Acht, ob er nebst seinen Helfern mit gefüllten Händen fortgehen würde. Wo er vorbeikam, riefen sie ihm zu: Wer die beiden erwischen will, muß früher aufstehen! Er wurde überall ausgelacht."

*) Und zwar in guten, sorgfältigen Ausgaben, denn die Originale sind meist liederlich gedruckt und voller Fehler, bei der Hast und Heimlichkeit, mit der sie hergestellt wurden, kein Wunder.

Fälle betrachtet werden, sodaß diese Mitteilungen zugleich einen Beitrag zur Geschichte des Preßwesens bilden.

Schon in den Jahren 1750 und 1751 erschien in Leipzig eine ganze Reihe kleiner Pasquille in der damals beliebten Gesprächsform. Im Februar 1750 war im Kurfürstentum Sachsen noch einmal eine Kleiderordnung erlassen worden, der letzte ohnmächtige Versuch dieser Art, dem Kleiderluxus zu steuern und zugleich die einheimische Industrie zu schützen — ausländischer Zitz und Kattun sollte binnen zwei Jahren ganz abgeschafft sein. Unmittelbar darauf erschien noch ein Mandat gegen den übermäßigen Trauerluxus. Über beide Verordnungen wehklagten vor allem die Dienstboten; sie sollten in Zukunft zu ihrer Kleidung schlechterdings nur inländisches Wollen- und Leinenzeug, höchstens Halbseide nehmen, „Fischbein- oder Steifröcke“ zu tragen wurde ihnen ganz untersagt, auch wurde verboten, ihnen bei Todesfällen im Hause Trauerkleider zu geben. An diese Verordnungen knüpfen folgende Pasquille an: 1. Das mit Leid und Klagen angefüllte Gespräch zweier Leipziger Jungemägde Hanngen und Liesgen über die Ablegung des commoden und fast unentbehrlichen Reifen-Rocks. 2. Zweites Gespräch von den Leipziger Jungemägden, darinnen sich das über die Ablegung der Reifen-Röcke bei den Mägden höchst vergnügte Näther-Mädgen Henriettgen gegen eine gewesene Jungemagd Lorgen ungemein kützelt. 3. Das mit Leid und Klagen angefüllte Gespräch zweier Leipziger Ammen, als einer bei vornehmen und einer bei gemeinen Leuten dienenden Amme, über den zu tragen verbotenen Zitz und Cattun. 4. Das mit Leid und Klagen angefüllte Gespräch zweier Leipziger Köchin (so!), als: einer Docters- und einer Kaufmanns-Köchin, über die bei denen Herrschaften zeithero gewöhnlich gewesenen, nunmehro aber gäntzlich abgeschaften Mägde-Trauer. 5. Das mit Leid und Klagen angefüllte Gespräch zweier Leipziger Muhmen, als: einer Franzosen- und einer Teutschen Muhme, über das ehemals gewöhnliche, nun aber ziemlich starck geminderte Gesinde-Lohn. 6. Gespräch zwischen zweien nach dem Rosenthal gehenden verliebten Mädgens, welche sich über die elenden und nahrlosen Zeiten beklagen. Diese Gespräche, sämtlich aus je einem Druckbogen in Quart bestehend, in kleinen Winkeldruckereien gedruckt, ein, zwei, auch drei Ries von jedem, wurden namentlich von den kleinen Buchhändlern verkauft, die unterm Rathause oder auch in Marktbuden saßen und mit Kalendern und andern „gedruckten Sachen“ handelten, sie wurden aber auch von Jungen in der Stadt herumgetragen. Sie müssen guten Absatz gefunden haben, denn es lohnte sich, noch weitere Bogen nachzusenden, und so erschienen noch in rascher Folge: 7. Gespräch einer über den Verlust der Reifen-Röcke leidtragenden Jungemagd namens Mariechen mit einem Trödelmann, Herr Wohlfeil, über die unglücklichen Heirathen. 8. Entwurf derjenigen lustigen Reden, welche Griethgen und Käthgen, zwei verliebte Milchmägdgen, in einer gewissen Stadt und Lande mit einander geführet haben. 9. Curiöses Gespräche zwischen Char-

lottgen, einer Cortesieschwester, und Monsieur Aventurier, einem fremden Passagier, welches im Gasthofe zum silbernen Tobacks-Röhrgen genannt gehalten worden. 10. Verianders mit allerhand lustigen Erzehlungen angefüllte Gespräche des schlauen Friedrichs eines Kauffmanns-Jungen mit Mammsell Blondingen, seines Dieners Monsieur Tuschurattretts jetziger Scharmante auf dem Wege nach dem Schönen Sonnen-Adler vor den Peters-Thore. 11.) Allen artigen Mädgen und hübschen Büfgen [Bübchen] zum Zeitvertreib, Nutz und Nachsinnen entworffenes Gespräch im Reiche der Todten zwischen Adam und Eva, unsern ersten Eltern, und einem neumodischen Galanthomme. 12. Die geschäfftigen Batsch-Händgens-Weiber, Gleich und gleich gesellt sich gerne. 13. Die listigen Kuppel-Weiber, zwei treuhertzige Schwestern.*)

Die meisten dieser Gespräche, wahrscheinlich alle, hatte ein Subalternbeamter des Leipziger Rats(!) verfaßt, der Thorschreibermeßgehilfe Christian Heinrich Lincke. Obwohl sie, wie man schon aus den Titeln vermuten kann, ziemlich derb waren, konnte ihm doch die Bücherkommission nicht an den Kragen, denn er konnte die Manuskripte vorlegen und beweisen, daß sie alle ordnungsmäßig zensirt worden waren: unter die einen hatte Professor Kapp, unter die andern Professor Christ sein Vidi gesetzt. Es blieb also nichts weiter übrig, als ihm mit Amtsentsetzung zu drohen, wenn er wieder „dergleichen schlechte Gespräche und abgeschmackte Scartequen“ drucken lassen würde. Er behauptete aber, er könne „außer denen Messen keine Gelegenheit ausfindig machen, als diese einzige Art, etwas zu verdienen,“ es erschienen auch viele andre Schriften, die „vielleicht noch weniger als die seinen Nutzen schafften“ und doch geduldet würden.

Das Urteil des Rates über diese Gespräche ist nicht zu hart. Der Verfasser ist sich zwar über die Bedingungen, unter denen ein Dialog entsteht, vollkommen klar gewesen; er läßt fast immer zwei Personen, die in einem gewissen Gegensatz zu einander stehen, ihre Erfahrungen und Ansichten austauschen. Aber der Inhalt ist doch meist ohne Witz, er ist fast nur schlüpfrig und gemein. Auch die Mundart ist ungeschickt wiedergegeben. Dennoch läßt sich manches über die gesellschaftlichen und sittlichen Zustände des damaligen Leipzigs aus ihnen entnehmen, und die Sprache ist reich an Wörtern und Redensarten aus der Umgangssprache des niedrigen Volkes, von denen manche noch heute genau so erhalten, viele aber doch auch verloren gegangen sind. Ausgezeichnet, vielleicht das Beste dieser Art, ist die ausführliche, mehr als zwei Quartseiten füllende Antwort, die in dem 11. Stück der Galanthomme dem ersten Elternpaar auf seine Frage giebt: Was heißt denn Galanterie, was ist denn galant? Das Ganze läßt sich hier nicht mitteilen, der wichtigere Teil ist natürlich der zweite, sachliche; der erste, sprachliche lautet:

*) Die Schriften sind sämtlich wie auch alle weitern hier noch zu behandelnden Bücher auf der Leipziger Stadtbibliothek.

Was heuer galant ist, das heißt übers Jahr altmodisch. Die Galanterie in Kleidern ist gar nicht zu determiniren. Kurz aber davon zu reden, heißet es nichts anders, als alle neue Moden mitzumachen, und dieses so oft als etwas neues aufkommt. Jedermann suchet galant zu sein. Gemeiniglich hält man denjenigen vor galant, der heut zu Tage halb teutsch, halb französisch redet, und weil dieses in der teutschen Welt ungemein eingerissen ist, so giebt man auf den Discours derer Menschen genau Achtung. Redet einer rein und unverfälscht teutsch, so hält man ihn vor einen guten, einfältigen Menschen; kann aber derselbige mit französischen Brocken um sich werfen, ei Fickerment! das heißt galant. Hat eine Jungemagd eine Galanterie liebende Herrschaft, so muß sie, will sie anders lange in Diensten bleiben und beliebt sein, teutsch-französisch parliren lernen. Frau, Jungfer, mein Herr, das ist vor sie zu gemein. Sie muß Madame, Mademoiselle, Monsieur sprechen. Gott behüte Sie, guten Morgen, Ihre Dienerin, das sind alte Redensarten. Die neuen heißen Adieu, bon jour, Votre Servante. Es muß alles französisch heißen: Ragout, Fricassee, Carmenade [Carbonade], Boeuf à la mode. So heißt eine solche halb französische Magd alsdenn eine galante Servante. Die Bauern auf den Dörfern bedienen sich jetzo dieser galanten Manier und geben zum Teil erfahrne Teutsch-Franzosen ab. Wenn der Bauer von seinen Ochsen weggehet, so spricht er zu ihnen: Adieu, da hört man mit Servetoeren [Serviteuren] um sich schmeißen, da ist alles unter denen Menschen, was ihnen gefället, galant, charmant, wiewohl auch der Mißbrauch dermaßen stark eingerissen, daß man fast nicht mehr weiß, was seiner Natur nach in der That galant zu nennen. Galant, charmant, honett, hübsch, fein, schmuck, lieblich, admirable, prächtig, excellent, magnifique, englisch, ausnehmend, extraordinaire, vortrefflich, flinck, manierlich, complaisant, herrlich, kostbar heißet mit einem Wort summa summarum nach dem Gout der heutigen Welt: galant.

In der Zeit des siebenjährigen Krieges ist nichts von ähnlicher Litteratur über Leipzig erschienen. Der Krieg und die zahllosen Flugschriften, die er erzeugte, hätten auch nichts dergleichen aufkommen lassen. Aber wenige Jahre nach dem Kriege wagte sich wieder ein Pasquill hervor, und diesmal ein ziemlich umfängliches: die Monatsschrift, die 1768 unter dem Titel erschien: Leipzig nach der Moral beschrieben von Baron von Ehrenhausen. Als Druckort ist Eleutheropolis (Freistadt) genannt, erschienen sind sechs Hefte (Stücke, wie man damals sagte). Das Ganze kam dann noch einmal 1769 in Buchform heraus mit einem „Allgemeinen Vorbericht“ und unter dem veränderten Titel: Das nach der Moral beschriebene Galante Leipzig in den seltsamen Begebenheiten des Barons von E . . . und seines Hofmeisters (430 Seiten 8°). Die Fortsetzung unterblieb wohl, weil dem Verfasser allmählich der Stoff ausging, und infolge dessen auch die Käufer wegblieben. Denn verboten worden scheint das Buch nicht zu sein, dazu war es zu harmlos.

Der Verfasser erzählt, wie er als Student mit seinem Hofmeister die Universität Leipzig bezieht und nun allmählich in das Leben und Treiben der Stadt eingeführt wird. Irgend ein Plan herrscht nicht in der Erzählung. Bald sind es Häuser und Familien, bald öffentliche Orte, wohin der Hofmeister seinen Schützling begleitet. Sie besuchen zusammen Kaffeehäuser und Kaffeegärten, Bälle, die Promenade, den Reitstall, den Fechtboden, Kollegien und

Disputationen, das Theater, den Gottesdienst, die Messe mit ihren unzähligen Sehenswürdigkeiten, allerhand Volksbelustigungen, wie das Männerschießen, das Fischerstechen, die Vogelwiese und die Kletterstange, auch Vergnügungsorte außerhalb der Stadt, und überall kommen sie mit merkwürdigen Personen in Berührung, die ebenfalls eingehend beschrieben werden. Gelegentlich werden auch städtische Einrichtungen, Universitätsgebräuche, gesellschaftliche Sitten geschildert. Aber alle Personen erscheinen unter erdichteten Namen von jener Art, wie sie in den moralischen Wochenschriften und in den Komödien jener Zeit üblich waren (der Hofmeister heißt Herr Vollweis, ein Kaufmann Herr Theuerwaar, der Fechtmeister Herr Stößel, ein feiger Student Herr Ohnemuth), und selbst Orte und Personen, über die gar kein Zweifel sein konnte, wie Auerbachs Hof, der Glanzpunkt der Leipziger Messen, Quandts Hof auf der Nikolaistraße mit seinem kleinen Komödienhause, die Kochsche Schauspielertruppe, die darin spielte, werden mit andern Namen belegt: Edimbachs Hof, Riechers Haus, die Spielenbergerische Gesellschaft usw. Auch sonst erinnert das Buch in seiner ganzen Art noch an die moralischen Wochenschriften. Obwohl unzweifelhaft oft ganz bestimmte Personen „angestochen" sind, schillern doch die meisten Figuren so zwischen Typen und wirklichen Persönlichkeiten, daß niemand dem Verfasser etwas anhaben konnte, und ebenso vorsichtig ist der Ton des Buches, der zwar nicht durchweg, aber doch meistens festgehalten wird: der Ton ironischer Bewunderung. Die Darstellung ist breit und voller Abschweifungen, man sieht deutlich das Bestreben des Verfassers, die Hefte zu füllen; die Sprache ist noch ganz die breitspurige, weitschweifige der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts — zwanzig Jahre später schrieb man ein Deutsch, das wie durch ein Jahrhundert davon getrennt erscheint. Dennoch ist das Buch für die damaligen gesellschaftlichen Zustände Leipzigs eine wichtige Quelle. Ein besondres Interesse gewinnt es noch dadurch, daß die geschilderte Zeit mit Goethes Leipziger Studentenjahren zusammenfällt. Goethe war vom Oktober 1765 bis zum August 1768 in Leipzig, am 10. Oktober 1766 wurde das neue Theater auf der Ranstädter Bastei eröffnet. Das „Galante Leipzig" schildert noch die Schaubühne in Quandts Hof; „itzt befindet sie sich an einem andern Orte, und ich werde Gelegenheit finden, ein andermal davon ausführlicher zu handeln" heißt es Seite 43. Die ganze Schilderung paßt also etwa auf die Mitte der sechziger Jahre, ohne daß deshalb späteres ganz ausgeschlossen wäre; so bezieht sich die Erwähnung eines Studententumults gleich zu Anfange des zweiten Stücks höchst wahrscheinlich auf die Vorgänge, die in die letzten Tagen von Goethes Leipziger Aufenthalt spielten (August 1768). Daß Goethe zu der bekannten Stelle im Faust: „Mein Leipzig lob' ich mir, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute" durch den ersten Satz des „Galanten Leipzig" angeregt worden sei: „Die Zeit, die ich in Leipzig, welches man mit Grund der Wahrheit Paris im kleinen nennen kann, zugebracht habe, rechne ich zu

den vergnügtesten Tagen meines Lebens," ist oft behauptet worden. Es ist auch möglich, daß er das erste Stück des Buches noch als Student in die Hände bekommen hat. Dennoch braucht er den Ausdruck nicht daraus entlehnt zu haben, denn der war damals gewiß in Leipzig schon gäng und gäbe.*)

Der Verfasser des Buches ist bekannt; unter dem Namen Ehrenhausen verbarg sich ein Leipziger Theolog und Mediziner: Johann Georg Friedrich Franz. Von ganz armer Herkunft — sein Vater war „Kehrmann" in der Paulinerkirche gewesen — hatte er erst Theologie studirt, war aber dann, weil er wegen seiner „schweren Aussprache" kein Amt bekam, zur Medizin übergegangen. Gestorben ist er 52jährig 1789 als Professor der Medizin an der Leipziger Universität.**)

Ein paar Proben mögen Art und Ton des Buches veranschaulichen. Im dritten Stück beschreibt der Verfasser eins der damaligen Hauptgebäude der Universität, das „Schwarze Bret" auf der Ritterstraße, namentlich den Thorweg mit den vergitterten schwarzen Tafeln und ihrem mannichfaltigen Inhalt. Dann heißt es weiter: „An dem Eingange dieses schwarzen Bretes stehen fast beständig einige Männer und Weiber mit Körben, worinnen sich allerhand Gebackenes und Obst befindet. Es behaupten diese Leute nicht etwa deswegen diesen Posten, um ihre Ware zu verkaufen und Geld zu verdienen, sondern es geschiehet dieses aus großer Vorsorge für das gemeine Beste. Man weiß, daß die Gelehrten bei ihrem Studieren und Nachdenken sehr oft Essen und Trinken vergessen und sich in Ansehung ihrer Gesundheit den größten Schaden zuzufügen pflegen. Um nun allen übeln Folgen, welche daher entstehen könnten, vorzubeugen, so befleißigen sich diese Leute, die Studenten oft zu erinnern, etwas zu sich zu nehmen, damit sie nicht bei Anhörung eines dreiviertelstündigen Vortrags gar zu sehr von Kräften kommen mögen."

Unter den zahlreichen Personen, die der Verfasser bei dem Besuch eines Vergnügungsgartens vor dem Peterstthore kennen lernt, ist auch ein merkwürdiger Typus aus dem damaligen kirchlichen Leben Leipzigs, ein Überrest noch aus dem Mittelalter: ein Choralist der Nikolaikirche. Es war ein tabakrauchender, „langer, ansehnlicher Herr in einem braunen Kleide, der auf seinem Haupte einen große, dicke und weiße Perrücke hatte, die alle Augenblicke Junge zu werfen drohte. Er hatte ein sehr ehrwürdiges Ansehen und eine majestätische Stimme, die in einen tiefen Baß fiel." Der Herr hat Theologie studirt, ist Famulus in einem vornehmen Hause, hat „einige hübsche Informationen,"

*) In den 1785 erschienenen „Freyen Bemerkungen über Berlin, Leipzig und Prag" heißt gleich der erste Satz über Leipzig: „Ist ohnstreitig eine der schönsten Städte Deutschlands, sie wird dahero immer (!) klein Paris genannt." Der Faust erschien erst 1790.

**) Er hat ungeheuer viel geschrieben auf den verschiedensten Gebieten, Wissenschaftliches und Populäres; ein vollständiges Verzeichnis seiner Schriften in Ecks Leipziger gelehrtem Tagebuch (1789, S. 60).

d. h. er giebt Privatstunden, verwaltet, wie er selber sagt, in der Nikolaikirche das Amt eines Kastraten(!) und lauert nebenbei auf eine Pfarre. Auf die Frage, was denn ein Kastrat in Leipzig sei, giebt er folgende Auskunft:

Es sind einige Stipendia, welche der Rath zu vergeben hat. Diejenigen nun, welche das Glück haben, diese Stipendia zu bekommen, müssen dafür in der Nikolaikirche die Horas canonicas halten und singen. Der gemeine Mann nennet uns Choralisten, weil wir in dem hohen Chore stehen und unsre Stimmen erheben. Wir aber nennen uns Kastraten, weil wir mit den eigentlichen Kastraten einige Ähnlichkeit haben. Es ist freilich diese Verrichtung mit einiger Unbequemlichkeit verbunden, denn wir sind gehalten, des Sonntags sehr früh zu erscheinen. Wenn wir im Chore sein, so müssen wir schwarze Mäntel haben, die Unterkleider aber mögen sein, wie sie wollen. Diese Mäntel werden in der Kirche uns aufgehoben, und wir dürfen sie also nur daselbst anlegen. Es sind dieselbigen nicht nur wegen ihrer bereits geleisteten Dienste unansehnlich geworden — man kann es aber doch noch genau erkennen, daß es schwarze Farbe gewesen ist —, sondern sie können auch die Merkmale, daß sie viel ausgestanden haben, aufweisen. Hin und wieder werden Narben und Wunden angetroffen, und sie sehen zuweilen beinahe so aus, als wie eine Fahne, welche in einem heftigen und hitzigen Gefechte vielen Kugeln den Durchmarsch verstattet hat. Das allerseltsamste dabei ist dieses: wenn wir zur Winterszeit zusammenkommen, da machen wir rechte Figur. Wir eilen in der Dunkelheit nach der Kirche und sind zuweilen nur zur Hälfte angezogen. Diese Eilfertigkeit ist uns deswegen nötig, damit wir nicht nach unsern Gesetzen gestraft werden; es bestehen aber unsre Strafen in lauter Geldbußen. Wir könnten auch in einem andern Verstande Kastraten heißen, weil wir im ehelosen Stande leben. Doch dieses muß ich noch erinnern, daß wir auch unsern Anführer haben, unter dem wir stehen, und dessen Collegen und Gehülfen wir sind. Es ist derselbige der Cantor auf der Nikolaischule, welcher aber das Vorrecht vor uns hat, daß er heirathen darf; ob er aber als Cantor oder als oberster Kastrate auf die Heirath Anspruch machen kann, davon ist in unsern Gesetzen nichts aufgezeichnet.

Unter den Schilderungen, die der Verfasser von den gesellschaftlichen Gebräuchen giebt, ist gleich am Anfang folgende hübsche Beschreibung, wie es damals in Leipzig bei Tische herging.

Nach mannichfaltigen Gesprächen wurde die Gesellschaft eingeladen, sich in ein andres Zimmer zur Tafel zu verfügen. Wir gingen dahin paarweise, je eine Mannsperson und ein Frauenzimmer, welches an der Hand geführet wurde. Nun stellte sich die ganze Gesellschaft gleichsam in Schlachtordnung, alle Heiterkeit war auf einmal von den Angesichtern verjagt, man schlug die Augen nieder, man bewegte die Lippen, ohne einen Laut von sich zu geben, man faltete die Hände, und plötzlich rief einer dem andern zu: Gesegnete Mahlzeit! Es kam mir fast vor, als wann sie alle auf einmal wie Maschinen durch einen Faden in Bewegung gesetzt worden, diese Worte auszusprechen. Nun ging der Krieg erst an; niemand wollte den obersten Platz einnehmen, bis endlich mein Hofmeister fast von allen genöthigt ward, sich auf den ersten Sitz zu setzen. Neben ihm saß eine Commissionsräthin, alsdenn ich, alsdann ein unverheirathetes Frauenzimmer, ein Doctor juris, wiederum ein Frauenzimmer usw. Ich war von Herzen froh, daß dieser Streit ohne Blutvergießen war beigelegt worden, und ich wünschte nichts sehnlicher, als daß sich ja kein neuer Krieg entspinnen möchte. Doch meine Wünsche waren vergebens,

bei dem ersten Gerichte ging es von neuem an. Mein Hofmeister bekam zuerst einen Teller mit Speise, den er seiner Nachbarin überreichte, die aber darwider protestirte und appellirte; er mußte ihn also behalten. Die Reihe kam auch an mich, ich folgte meinem Hofmeister nach und reichte meinen Teller der Frau Commissionsräthin, diese weigerte sich heftig, ihn anzunehmen, und weil ich gar zu sehr in sie drang, so sagte sie endlich: Ich danke Ihnen unendlich, Herr Baron, ich habe bereits gesehen, was auf dem Teller ist. Hierauf wendete ich mich zu der Jungfer, die neben mir auf der andern Seite saß; auch hier ward mein Teller nicht angenommen, sondern sie ergriff meine andre Hand, druckte sie sanft und bat mich, sie zu verschonen. Indessen ward mein Teller so heiß, daß ich mir die Finger verbrannte. Diese Höflichkeitsbezeugungen dauerten bei allen Gerichten fort bis zum Ende. Bei dem Weine wurde jedem insbesondre seine Gesundheit getrunken, und es mußten solchergestalt alle Gäste die Musterung passiren. Nichts kam mir drolligter vor, als das öftere Kopfnicken zur Linken und zur Rechten. Denn es sah fast aus, als wenn alle Gäste heftige Verzuckungen hätten.

Nach dem „Galanten Leipzig" vergeht wieder über ein Jahrzehnt, ehe ein ähnliches Erzeugnis auftaucht. Aber in den achtziger und neunziger Jahren wachsen sie nun wie Pilze aus der Erde; eins folgt immer auf das andre und manchmal auch aus dem andern. Den Anfang macht 1784 das Buch: Tableau von Leipzig im Jahre 1783. Eine Skizze. Exceptis excipiendis (ohne Druckort, 192 Seiten 8⁰).

Das Buch ist eine Nachahmung, freilich eine recht dürftige Nachahmung von Louis Sébastien Merciers bekanntem Tableau de Paris, dessen erste zwei Bände — es wuchs allmählich bis auf zwölf — im Jahre 1781 erschienen waren. Wie sein Vorbild, so verteilt auch der Leipziger Verfasser den Stoff unter eine Menge von Stichwörtern in lauter kleine Kapitel. Solche Stichwörter sind z. B.: Luxus, Straßen, Häuser, Esprit public, Charakter des gemeinen Volks, Figur, Sprache, Ökonomie, Demoisellen, das schöne Geschlecht, Schriftsteller, Buchhändler, Kunstkenner, Perüquenmacher, Opernhaus, Advocaten, Sommerwohnungen, Apotheken, Degen, Meßzeit, Studenten, Prediger, Caffeehäuser, Bildergallerie, Feile Mädchens, Erziehung usw. Als Ganzes taugt das Buch nicht viel. In der Reihenfolge der Kapitel herrscht nicht die geringste Ordnung, alles geht bunt durch einander, es kommen Wiederholungen vor, die Ausführung ist ungleich, es kann kein Zweifel darüber sein, daß der Druck des Buches begonnen wurde, ehe das Manuskript vollständig vorlag. Nicht viel besser ist der Inhalt als Ganzes. Zwischen Kapitel, die nur auf Leipzig passen, sind andre geschoben, die gar nichts besonders Leipzigerisches haben, selbst ganz Fremdartiges ist hereingezogen worden, nur um den Band zu füllen. Die Schilderung ist sicher manchmal übertrieben, wie auch Lob und Tadel übertrieben sind, sodaß das Buch keine rechte Haltung hat. Aber viele Kapitel sind doch auch mit einer gewissen Sorgfalt gearbeitet und enthalten unzweifelhaft sehr wahre, richtig beobachtete, wenn auch etwas karrikirte Schilderungen. Merkwürdigerweise scheint das Buch nicht be-

anstandet worden zu sein. Infolge dessen ist auch nichts über den Verfasser bekannt geworden.

Ein paar Proben auszuwählen ist nicht leicht, man möchte das halbe Buch abschreiben. Folgende zwei Kapitel stehen ziemlich am Anfang, unmittelbar hinter einander:

Charakter des gemeinen Volks. Seine Höflichkeit muß man erkaufen. Giebt man ihm Geschäfte, so nutzt es jeden kleinen Vorteil der Betrügerei. Es ist so plump, daß es einem rund heraussagt, es könne seine Arbeit anderer Orten bezahlt bekommen. Den Lohn, den es bekommt, zählt es vor des Gebers eignen Augen durch, und weigert sich so lange, ihn anzunehmen, bis man sagt, man gebe durchaus nicht mehr; dann sehen sie, daß es der Ort nicht ist, mehr zu erpressen, und strafen ihren Wohlthäter mit Grobheit. Bei Fällen des Aufruhrs vermag es nichts, denn es ist zu schwach. Es berauscht sich gern in hitzigen Getränken und lästert bei einem Glas Branntwein alle Menschen, sich selbst nicht ausgenommen. Da ist keine Verordnung des Raths, die sie nicht begeiferten. Kriechen sie früh aus ihren Hütten, so legen sie ihr Gesicht in trotzige Falten, sie lassen sich um einen guten Preis zu jeder Niederträchtigkeit gebrauchen. Die Männer bekümmern sich nicht um die Weiber, und die Weiber fragen nichts nach ihren Kindern. Alle Wege zur Bildung sind ihnen abgeschnitten, das Schauspiel können sie ihrer Armut wegen nicht besuchen.*) Reichthümer anderer Menschen, die ihnen immer in die Augen fallen, machen ihren Charakter ungestüm.**) Aber unser Pöbel ist zu furchtsam, aus den Schranken seines drückenden Elendes herauszutreten und etwas anders zu thun, als insgeheim zu murren. Welche Laster hat nicht schon je die Armuth erzeugt, und die strenge Hand der Gerechtigkeit zieht selbst den Flor darüber, indem sie sich immer furchtbar gegen die Niedrigen, nachgebender gegen die Höhern zeigt, und des Pöbels größtes Vergnügen ist, sie heimlich zu berücken, wo es die Großen öffentlich thun. In den Vorstädten wimmelt es von solchen Dürftigen, und die Weiber und Töchter nehmen bei ihrem Elend eine weit fröhlichere Miene an als die Männer. Der Schatten, den ihre Hantierung giebt, ruht auf ihren Gesichtern; oder sind sie in einem hohen Alter, welches das funfzigste Jahr ist, so scheints, als hätten sie sich auf einige Augenblicke aus den Gräbern herausgestohlen. Unter dem ganzen Haufen ist keine nervichte Gestalt, wie sie heutzutage nur noch ländliche Gegenden hervorbringen können. Kraftlosigkeit ist bei ihnen zu Hause. Wollust und hitzige Getränke stürzen sie ins frühe Grab und bringen in jeder Generation schwächere Menschen hervor. Man findet anderswo Pöbel, dessen Höflichkeit man der Intrigue wegen fürchten muß. Dies ist hier nicht der Fall. Plumpe Grobheit und niedriger Eigennutz sind so innig vereint, daß man nie Gefahr läuft, eins bei dem andern nicht zu sehen.

Figur. Das erste Studium junger Herren und Damen. Um bemerkt und für den Mann der feinsten Mode gehalten zu werden, trägt der Stutzer nicht nur das Kleid, sondern auch den Kopf nach der Mode. In einer gezwungnen Stellung sieht er sich bloß nach Leuten von Stande um, daher gewinnt es das Ansehen, als wollte er gar nicht bemerkt werden. Wird er gewahr, daß eine Dame hinter

*) Eine bezeichnende Äußerung für die damalige hohe Schätzung des Theaters als Bildungsanstalt.

**) Und doch gab es damals noch keine Schaufenster. Welchen verderblichen Einfluß hat dieser „Fortschritt" gehabt!

dem Fenster lauscht, so ändert er seinen Gang, er zwingt sich in ein nachlässiges Betragen, will beschäftigt oder im Begriff, einem angesehenen Hause die Cour zu machen scheinen. Wer ihn nicht kennt, gegen den nimmt er das Air eines vornehmen Herkommens an. Begegnen sich zwei, die sich nicht kennen, so ists Gefahr, nicht zu scheitern. Scheitern heißt: die Überlegenheit des andern im stutzermäßigen Betragen fürchten und durch ängstliche Bescheidenheit sie zu erkennen geben. Sind beide in ihrer Kunst geübt, so streckt der eine im Vorbeigehen sogleich die Nase in die Höhe, wenn es der andre thut, beide sehen nach einer andern Gegend, vermeiden, daß sie sich nicht in Weg kommen und Gefahr laufen, einander mit Höflichkeit auszuweichen. Sollte dem einen etwas in die Augen fallen, das an dem andern nicht nach der Mode wär, so zeigt er in seiner Miene, daß er gewonnen Spiel hat, er fängt an, langsamer zu gehen, damit die Beobachtenden in Vergleichung beider Zeit haben, diesen Modefehler zu bemerken und ihn zu tadeln. Sind sie Freunde, die sich begegnen, so bleiben sie mitten auf der Straße stehen und fangen einen Discours an, schielen nach allen Fenstern, ob eine Dame auf sie Acht hat, und sollte dies sein, so verweilen sie um desto länger — spectentur ut ipsi. Sie machen sich einige niedliche Verbeugungen, verlassen sich, um sich wieder in einer andern Straße zu begegnen, und jeder von ihnen glaubt alle Herzen erobert zu haben. Lassen es ihre Geschäfte zu, so besuchen sie die Oper, applaudiren ohne Geschmack, schreien encora, und ohne Gefühl für die Musik und ohne den Text zu verstehen, lachen sie bei einer Posse, die der Schauspieler macht, überlaut; wenn dann in Gesellschaft eine Dame die gefühlvolle Arie, die gesungen wurde, lobt, so setzen sie hinzu: Ja, aber der Ponziami ist doch ein drolliger Mann. Im Conzert*) sitzen sie bei ein paar Damen, damit ihnen die Zeit nicht lang werde; ohne die Musik gehört zu haben, applaudiren sie länger als Leute, denen die Hände dann wehthun, und ists möglich, so reizen sie durch ihr Klatschen die Anwesenden zum nochmaligen Applaudiren, dann verstecken sie die Köpfe hinter die Damen und lachen, daß ihnen der Bauch wehthut. Während der Pause laufen sie von Dame zu Dame, sagen jeder ein paar Wörtchen Unsinn, damit man sage: Sie sind ja auch da! und sehe, wie wohlgewählt das Herrchen sich gekleidet habe.

Ein Buch, das 1785 erschien: Freye Bemerkungen über Berlin, Leipzig und Prag, Original und Kopie (ebenfalls ohne Druckort), soll hier nur der Vollständigkeit wegen mit erwähnt werden, denn es ist in dem Teil über Leipzig (S. 89 bis 180) fast nichts, als eine dreiste Abschreiberei aus dem „Tableau" und in den beiden andern Teilen wahrscheinlich ebenso dreist aus Büchern über Berlin und Prag abgeschrieben; eignes enthält es wenig.

(Fortsetzung folgt)

---

*) Gemeint ist das Gewandhauskonzert.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Lohnfrage im Konfektionsgeschäft ist von neuem auf die Tagesordnung gekommen. Die hauptstädtische Presse verschiedner Richtungen bekundet eine starke Entrüstung gegen die Arbeitgeber und versteigt sich beinahe zu Drohungen gegen sie. Es wird den Arbeitgebern vorgeworfen, daß sie, zum Teil wenigstens, von dem vorläufig getroffnen Abkommen abgegangen seien oder überhaupt nicht darauf hätten eingehen wollen, und daß auch die unter ihnen, die auf das Abkommen eingegangen sind, doch nicht ernstlich gewillt seien, es zu halten und sich auch ferner dem Schiedsspruch des Einigungsamts zu fügen.

Wie liegt nun die Sache? Man hoffte durch ein freiwilliges Übereinkommen das zu erreichen, wozu sich die Gesetzgebung nicht verstanden haben würde: die Festsetzung eines niedrigsten Lohnes, auf dessen Erhöhung dann vielleicht nach Verlauf einiger Zeit gedrungen worden wäre. Aber die Innehaltung eines solchen Abkommens ist offenbar ebenso schwierig durchzuführen, wie es die Befolgung eines dahin gehenden Gesetzes sein würde. Das zeigt sich schon jetzt. Wie will man ein Abkommen, das auf einmal eine gar nicht unbedeutende Lohnerhöhung festsetzt, ohne daß die Geschäftslage und die Arbeitsverhältnisse sie rechtfertigen, vor dem „Vertragsbruch" schützen, da dieses Abkommen am meisten gefährdet sein dürfte durch die Arbeitsuchenden selbst, durch ihre Neigung, sich ungünstigen Lohnbedingungen und Arbeitsbedingungen zu unterwerfen?

Wir haben gar keine Veranlassung, für die Arbeitgeber Partei zu ergreifen, sind auch weit davon entfernt, mit unsern Sympathien auf ihrer Seite zu stehen. Aber wir wittern „Utopien" hinter der Bewegung zu Gunsten der Arbeitenden, und von den Versuchen, sie in der Praxis zu verwirklichen, versprechen wir uns nichts gutes. Nicht was wir den Arbeitern gönnen möchten, ist hier entscheidend, sondern es fragt sich, was sich durchführen läßt. Sind denn die Mittel, durch die man jetzt zu wirken sucht, wirklich die, wodurch bisher dem Arbeiterstand eine Aufbesserung seiner Lage verschafft wurde? Die ganze Besserung der wirtschaftlichen Lage des Arbeiterstandes in der Neuzeit ist der Hauptsache nach durch das Wachsen seiner Macht, durch das Steigen des Arbeitswertes bewirkt worden. Streiks, die im einzelnen Falle eine Erhöhung des Arbeitslohns bezwecken, können nur dann erfolgreich sein, wenn die Macht zur Erzwingung dieser Forderung hinter ihnen steht. Auch ein Einigungsamt kann nur nach dem Grundsatz entscheiden, daß ein Lohnsatz bewilligt wird, der in den Verhältnissen seine Berechtigung findet. Sein Zweck ist, unnütze Streitigkeiten zu vermeiden, die durch falsche Beurteilung der Lage von der einen oder andern Seite entstehen könnten.

Nun ist nicht einzusehen, woher einer wirtschaftlich so schwachen Klasse von Arbeitenden, wie es die in Rede stehenden sind, auf einmal die Kraft kommen sollte, sich eine wesentliche Lohnerhöhung zu erzwingen. Auch sind es ja ganz andre Grundsätze, nach denen man die Angelegenheit zu ordnen sucht. Man sucht unter Berufung auf die traurige Lage der Arbeitenden den Arbeitgebern die sittliche Verpflichtung aufzuerlegen, freiwillig einen höhern Lohn zu zahlen, als wozu sie nach der Lage des Arbeitsmarktes genötigt wären. Sie sollen bei einem reichlichen Angebot von Arbeitskräften der Versuchung widerstehen, das billigste Angebot anzunehmen. Um sie dazu zu veranlassen, wird ein Druck der öffentlichen Meinung auf sie auszuüben gesucht. In der That hat das Mittel auch schon eine gewisse Wirkung hervorgebracht. Die Arbeitgeber schienen sich der aus den bezeichneten

Anschauungen hervorgehenden Forderung fügen zu wollen. Soweit wir aber die Lage beurteilen können, wird es nicht gelingen, einen niedrigsten Lohn oder, wie der beliebte häßliche Ausdruck jetzt lautet, einen „Mindestlohn" in der geforderten Höhe dauernd festzuhalten. Das sehen auch wohl die voraus, die die Interessen der Arbeiter zu vertreten behaupten. Es wird für diesen Fall in Aussicht genommen, eine starke Entrüstung der öffentlichen Meinung hervorzubringen.

Ehe aber der Entrüstungsapparat allzu stark in Bewegung gesetzt wird, möchten wir die, die sich daran beteiligen oder zu beteiligen gedenken, fragen, ob sie im geschäftlichen Verkehr durchweg nach den Grundsätzen verfahren, deren Befolgung sie den Arbeitgebern des Konfektionsgeschäfts zur Pflicht zu machen suchen, ob sie sich gewissermaßen verantwortlich fühlen für das Wohlergehen aller, mit denen sie in geschäftlichen Beziehungen stehen, von denen sie Arbeitsleistungen empfangen oder Waren kaufen, ob sie sich bei der Anknüpfung von Geschäftsbeziehungen von solchen Rücksichten leiten lassen, indem sie zugleich Wohlthatspflichten zu erfüllen suchen, ob sie also etwa den ungeschickten Handwerker oder Gewerbtreibenden, der es wohl meistens „am höchsten nötig" haben wird, vor dem geschickten bevorzugen, oder ob sie freiwillig einen höhern Preis bewilligen, als die angebotne Leistung wert ist. So viel muß doch zugegeben werden: wenn man solche Forderungen stellt, so erkennt man damit dem Arbeitenden ein Recht zu, durch Wohlthaten unterhalten zu werden, anstatt ihn auf den von dem Wert seiner Arbeitskraft abhängigen Ertrag seiner Arbeit anzuweisen. Daß es wohlgethan sei, solche Vorstellungen in dem Arbeitenden zu erwecken, bezweifeln wir sehr. Und selbst wenn hier ein Bedürfnis nach Wohlthaten in großem Umfang vorläge, so wissen wir nicht, mit welchem Rechte man das Einflechten von Wohlthaten in den Arbeitspreis verlangen könnte. Dann müßte doch wenigstens gestattet sein, Unterschiede zu machen. Die Ursachen der niedrigen Löhne in manchen großstädtischen Arbeitszweigen haben wir schon erörtert. Es ist eine ganz unzutreffende Vorstellung, daß jeder, der oder jede, die zu „Hungerlöhnen" im Sinne der Unauskömmlichkeit des Lohnes arbeitet, notleidend sei. Ist es denn gerecht oder liegt es auch nur im Interesse der Arbeitenden selbst, eine ganze Klasse von Arbeitgebern, die doch, wenigstens zum Teil, um ihrer eignen Existenz willen darauf angewiesen sind, niedrige Löhne zu zahlen und nur unter dieser Bedingung Arbeitsgelegenheit gewähren können, als Erpresser der Armen an den Pranger zu stellen? Und ferner, wie hat man es sich zu denken, wie ist es vereinbar mit Grundsätzen, die überall im Geschäftsverkehr gelten und unentbehrlich sind, daß ein schablonenhaft festgesetzter „Mindestlohn" unbeeinflußt bleiben könnte von der Beschaffenheit der Arbeit, wie auch von den Schwankungen der Geschäftslage?

Wir geben zu, daß manche Klagen über das Verhalten der großstädtischen Arbeitgeber berechtigt sind. Der Verkehr zwischen Arbeitgeber und Arbeiter vollzieht sich vielfach in harten, unfreundlichen Formen, und gewiß wäre mehr Sympathie und gegenseitiges Verständnis wünschenswert. Nur unterschätze man auch nicht die in den großstädtischen Verhältnissen liegenden Schwierigkeiten der Herstellung wärmerer Beziehungen. Das lose Arbeitsverhältnis, das hier vielfach besteht, wird man nicht messen können mit dem Maßstab eines Verhältnisses, das von selbst die Menschen einander näher bringt. Und was die so oft gehörte Beschuldigung der Hartherzigkeit und des Eigennutzes betrifft, so mag es wohl in psychologischen Gesetzen begründet sein, daß ein stark ausgeprägter Geschäftssinn und die Fähigkeit, in dem so harten Kampf ums Dasein sich oben zu halten, nicht leicht mit einer freundlichen, wohlwollenden Gesinnung in einer Brust zusammen-

wohnt. Ist doch der heutige Erwerbskampf mit seinen Aufregungen und Ärgernissen, seinen Enttäuschungen und Mißerfolgen der Ausbildung einer solchen Gesinnung nicht eben förderlich. Leute, die gern und mit Freuden möglichst viel an andre abgeben, haben durchweg wenig Aussicht, im Geschäftsleben emporzukommen und reich zu werden. Und wenn nun der reich wird, der neben andern Erfordernissen der Geschäftstüchtigkeit sich auch auf das Kneifen und Knausern am besten versteht, so behält er diese Gewohnheit wohl oft auch dann bei, wenn er vielleicht etwas mehr „abgeben" könnte.

Aber mögen wir es bedauern, daß der Reichtum oft seine sozialen Pflichten versäumt, es ist darum doch nicht berechtigt, den sozialistischen Anschauungen an der Verderblichkeit des Kapitals Vorschub zu leisten und die sozialistische Kampfesart anzunehmen. Durch den Ärger darüber, daß das Kapital zu wenig abgiebt, sollten wir uns nicht verleiten lassen, die Bedeutung dessen zu erkennen, was das Kapital im eignen Interesse, nämlich um wirken zu können, abgeben muß. Daß sich die Lage des Arbeiterstandes im allgemeinen gebessert hat, dazu haben die „Geldsäcke" nicht am wenigsten beigetragen, wenn auch nicht durch Spenden von Wohlthaten an andre, sondern durch das Bedürfnis nach Arbeitskräften, das der Trieb des Kapitals, Unternehmungen zu gründen, hervorruft. Wenn wir weniger Geldsäcke hätten, so hätten wir auch weniger Arbeitsgelegenheit. Darum ist es zweifelhaft, ob es auch nur im Interesse des Arbeiterstandes selbst wünschenswert und zweckmäßig ist, wenn außerhalb des Sozialismus stehende Kreise ziemlich in sozialistischer Weise übertriebne Vorstellungen von der Möglichkeit einer Lohnerhöhung zu erwecken suchen und es auf Einschüchterung des Kapitals durch Drohungen anzulegen scheinen. Was man auch auf solchem Wege zu erreichen hoffen mag, gerade je niedriger die Lohnsätze für gewisse Beschäftigungsarten sind, desto klarer ist es wohl, daß jede solche Einwirkung nicht entfernt den ganzen Preisunterschied zwischen dieser schlecht bezahlten und der gut bezahlten oder gar der am besten bezahlten Arbeit, besonders auch der wirtschaftlich gesicherten Stellung der Hausdienenden ausgleichen kann. Darum wiederholen wir, daß den Einwirkungen einer verkehrten Zeitströmung auf die Lage gewisser Klassen von Arbeitsuchenden mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte, und daß man über dem Mitleid mit den Schwachen nicht vergessen sollte, daß auch der Unbemittelte nicht von der Pflicht der Selbstverantwortlichkeit entbunden werden kann.

Was sind es eigentlich für Leute, die bei dieser Gelegenheit am lautesten ihre Stimme erheben? Sehen wir sie uns doch einmal näher an. Die Agrarier halten die Gelegenheit für günstig, ihrem Hasse gegen das städtische Kapital Ausdruck zu geben, und wahrscheinlich werden sie ihre rege Fürsorge für das Gemeinwohl durch Beantragung irgend welcher „Reformen" bethätigen. Die Kreuzzeitung macht einige etwas verschämte und ziemlich unklare Andeutungen, daß man dem Handel zu Leibe gehen solle, denn er sei mehr als die Konfektionäre an den traurigen Arbeitsverhältnissen Schuld. Der Handel soll nach vernünftigen Zweckbegriffen geregelt werden. Man darf sich keine zu hohen Vorstellungen davon machen, was bei einer „vernünftigen Regelung" im agrarischen Sinne herauskommen würde. Geradezu ungeberdig aber ist die Deutsche Tageszeitung. Sie verlangt, das Publikum und die öffentliche Gewalt sollten es nicht ruhig mit ansehen, wie drei Dutzend Juden aus Habsucht, die vielleicht mit nichtswürdiger Rachsucht untermischt sei, tausende von armen Christen terrorisire. Der Staat soll eingreifen, soll zur Unterbringung der überschüssig werdenden Arbeiter und Arbeiterinnen in den Provinzstädten und auf dem Lande die vermittelnde Thätigkeit seiner Organe zur Verfügung stellen.

Mit einem solchen Vorgehen könnte die Frage einer Abänderung des Freizügigkeitsgesetzes mit einem Schlage aufgerollt werden.

Die Agrarier, die selbst mit der größten Rücksichtslosigkeit gegen den Arbeiterstand verfahren, die allen Scharfsinn aufwenden, um Mittel zur Verteuerung der unentbehrlichsten Nahrungsmittel zu ersinnen, die auch am liebsten die ganze Industrie vernichten und damit Tausenden von Menschen die Arbeitsgelegenheit entziehen möchten, werfen sich als Anwälte des Arbeiterstandes auf. Ihnen winkt die verlockende Aussicht, reichliche und — billige Arbeitskräfte zu erhalten. Anstatt die Pflicht der Fürsorge für den Arbeiter, die sie dem städtischen Arbeitgeber so beredt ans Herz zu legen wissen, auch für den Großgrundbesitz anzuerkennen, wollen sie die unbefriedigende Lage eines Teils der großstädtischen Arbeiterschaft dazu benutzen, dem Arbeiter Rückkehr aufs Land oder Verbleiben auf dem Lande zu predigen, wollen ihn durch gesetzlichen Zwang womöglich in den Verhältnissen festhalten, denen er entflieht. Das ist das Wohlwollen, das von dieser Seite dem Arbeiterstande zu teil wird, und bei dem Einfluß der Agrarier auf die Gesetzgebung ist wohl zu erwägen, ob man nicht durch einen Entrüstungssturm ihre Geschäfte besorgt.

Aus dem Königreich Tiele. In der vorigen Nummer ist der Aufsatz der „Nation“ über den Fall Jastrow und das Tielesche Bergregal erwähnt worden. Der Reichsanzeiger hat sich vierzehn Tage Zeit genommen und dann eine Berichtigung gebracht, die sich aber nur auf einen einzigen Punkt bezieht und keine Berichtigung ist. Wie darin mitgeteilt wird, steht dem Regalherrn laut Vertrag mit der Regierung zwar das Recht der Ernennung und Besoldung der Bergpolizeibeamten seines Bezirks zu, die Aufsicht über die Amtsführung dieser Beamten aber führt das königliche Oberbergamt in Breslau. Die Zeitungen heben ganz richtig hervor, daß es einem Beamten nicht ganz leicht fallen kann, die Interessen der Arbeiter dem Herrn gegenüber zu vertreten, der ihn anstellt und besoldet.

Litteratur

Die babylonische Gefangenschaft der protestantischen Kirche in Deutschland. Von Eduard Schall. Leipzig, Reinhold Werther

Der Verfasser dieser mannhaften Streitschrift, der bekannte Pastor in Bahrdorf, geht von Luthers berühmter Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ aus und legt dar, daß die Kirche nach Luther, ohne Luthers Schuld, aus dem Regen in die Traufe, aus der babylonischen Gefangenschaft in die ägyptische Finsternis geraten sei, indem sie es gar nicht zu bemerken scheine, daß sie mehr und mehr zu einer bloßen Staatsanstalt herabsinke. Zum Beweis dafür, in welchem Grade das der Fall sei, zergliedert er den Erlaß des Oberkirchenrats gegen die sozialen Pastoren. Einen solchen auf Stelzen gestellten büreaukratisch-oratorischen Kunstbau mit einem einzigen kräftigen Mundhauch umzublasen ist ja nicht schwer. Aber es geschieht meistens nicht, weil in unsrer höflichen Zeit Erlasse hoher Be-

hörden so zart angefaßt werden, daß von allen den „wenn zwar“ und „andrerseits jedoch“ auch nicht eins der Kartenblättchen ins Wanken gerät. Da ist es nun eine Erquickung, anzusehen, wie so ein aufrichtiger Israelit, in dem kein Falsch ist, die Sache angreift, oder vielmehr so ein ehrlicher deutscher Lutheraner, der es gar nicht anders weiß, als daß man eine Katze eine Katze nennen müsse; wie er sich über die „Zwecksphären“ und die andern unverständlichen Fremdwörter in diesem an deutsche Christen gerichteten Erlasse wundert; wie er sich drüber wundert, daß die Reisen zum Evangelisch-sozialen Kongreß wegen ihrer Seelengefährlichkeit zum Gegenstand eines feierlichen Erlasses der obersten Kirchenbehörde gemacht werden, während weder Vergnügungsreisen noch die Agitationsreisen z. B. Stöckers und des Pfarrers Lic. Weber, solange sie der konservativen Partei dienten, jemals die Aufmerksamkeit der hohen Behörde erregt haben; wie er sich darüber wundert, daß gerade jetzt, wo es sich um die Besserung der Lage der Armen handelt, die oberste kirchliche Behörde es für notwendig hält, vor der übertriebnen Wertschätzung der irdischen Güter zu warnen, wozu doch die Reichen lange genug in weit höherm Grade Anlaß gegeben hätten. Im dritten Abschnitt erörtert er das Verhältnis der Kirche zu den Parteien und kommt zu einem ähnlichen Ergebnis wie Göhre in seiner Geschichte der evangelisch-sozialen Bewegung: es sei die bisherige Verquickung von Religion und Politik zu vermeiden und die Gründung einer christlichen Volkspartei anzustreben, einer Partei, die aus aufrichtigen Christen besteht, aber keine Kirchenpolitik treibt, sondern nur dahin strebt, dem Recht und der Gerechtigkeit im bürgerlichen Leben Geltung zu verschaffen. „Recht und Gerechtigkeit sind nicht Bestandteile der christlichen Religion, sondern die Grundlagen der für alle Menschen geltenden christlichen Ordnung. Was das Christentum anlangt, so haben die Christen Sorge zu tragen, nicht daß diese Welt nach christlicher Ordnung geleitet werde, sondern daß die christliche Ordnung innerhalb der Kirche durch die weltliche Ordnung nur nicht gestört werde.“ Die Hauptquelle aller Störungen findet Schall im Staatskirchentum und fordert daher „vollständige Lösung des Kirchenregiments vom Staate.“ Die Notwendigkeit dieser Lösung sucht er im letzten Abschnitt durch eine Kritik der kirchlichen Verhältnisse des Herzogtums Braunschweig zu beweisen.

1. Johann Peter Uz. Zum hundertsten Todestage des Dichters. Von Dr. Erich Petzet. Ansbach, C. Brügel und Sohn, 1896
2. Karl Immermann. Eine Gedächtnisschrift zum hundertsten Geburtstage des Dichters. Mit Beiträgen von R. Fellner, J. Geffcken, O. H. Geffcken, R. M. Meyer und Fr. Schultess. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1896

In diesen Frühlingswochen haben wir zwei litterarische Gedenktage gehabt, an denen vielleicht mancher unsrer Leser nicht achtlos vorübergehen möchte: am 12. Mai 1796 starb als allverehrter sechsundsiebzigjähriger Greis in der kleinen, behaglichen mittelfränkischen Residenz Ansbach Johann Peter Uz, einer der Begründer der deutschen Anakreontik, und wenige Tage vorher, am 24. April, wurde in Magdeburg, inmitten einer Gegend des modernen Zwiespalts zwischen dem feudalen Landbesitz und der bürgerlichen Maschinenindustrie, Karl Immermann geboren. Wir wollen hier nicht abwägen, welche zeitlichen und obendrein persönlichen Gegensätze in diesen Namen beschlossen liegen — am kürzesten könnte man sie vielleicht so ausdrücken, daß Uz (namentlich in der Ode und der didaktisch-philosophischen Dichtung) einer der würdigsten Vorläufer Schillers ist, des abschließenden Heros des achtzehnten Jahrhunderts, Immermann eine der kräftigsten Gestalten, die auf Goethes Schultern stehen, des ersten Menschen unsrer Zeit —, nur auf die beiden oben genannten

eben erschienenen Gedenkschriften zu diesen Tagen sei aufmerksam gemacht. Uz hat in E. Petzet einen so sorgfältigen Biographen und gerechten Würdiger gefunden, wie ihn die heutige Methode der Litteraturgeschichte nur immer hervorbringen kann; in Rahmen und Inhalt deckt seine kleine Schrift den Anspruch, den sie selbst macht, ein bescheidnes wissenschaftliches Ehrendenkmal für ihren Helden darzustellen. Und die Verfasser der Aufsätze über Immermann (auch der lieblichen und tüchtigen Marianne, dem Urbild der Lisbeth im Münchhausen, ist ein Beitrag gewidmet) stehen alle auf einer solchen Höhe, daß der Leser von etwaigen Verschiedenheiten der Behandlung doch keine Einseitigkeiten des Urteils und damit Trübungen des Gesamtbildes, das er sich zu schaffen sucht, zu befürchten hat. Der schönste Aufsatz ist der erste (von O. H. Geffcken), der Immermann als Patrioten zeichnet; doch ist die etwas allgemein gehaltene Einleitung über den lediglich aristokratischen Charakter des deutschen Nationalbewußtseins vor 1870 nach unsrer Auffassung einer einseitigen Ansicht der Dinge entsprungen. An Kenntnissen überbietet ihn der zweite Aufsatz (von R. M. Meyer), der Tulifäntchen analysirt und Vor- und Nachklänge zu ihm nachweist — den souveränen Satz von „der jetzt wieder in Schwung befindlichen Ansicht über die »Unechtheit« der Edda" hätten wir ihm geschenkt, und Mirza Schaffys Verse:

> Ich höre das Geklapper einer Mühle,
> Doch sehe ich kein Mehl

gehen nicht auf einen Originalgedanken Immermanns zurück, denn die Worte Hermanns in den „Epigonen": „Mir war in dem Getreibe zu Mute wie in einer ewig klappernden und summenden Mühle; nur das Mehl sah ich nie, welches zu gewinnen so viele Räder sich abarbeiteten" sind Lichtenberg entlehnt, dem Immermann ja auch sonst viel verdankt (Lichtenberg wieder hat das Bild aus einem Aufsatze Justus Mösers über die verfeinerten Begriffe). Auch das bisweilen etwas billige Geplauder Meyers (S. 76 „W. Grimm rühmt von Arnim: »Er wandelte, getragen von den Stahlfedern seines Geistes, in voller Gewandtheit auf seiner Bahn« — wobei natürlich nicht an unsre Stahlfedern gedacht werden kann"!) und seine vielen Abschweifungen verschönern den zweiten Aufsatz nicht, und während der erste durchaus erfüllt ist von einer gerechten Wertschätzung von Immermanns Größe, schließt der zweite höchst frappant und „wohl doch" verfehlt: „Als Dichter hat Platen wohl doch Immermann besiegt." Der dritte Aufsatz deutet Gestalten und Stimmungen der „Epigonen" auf Zeitgenossen und Zeitgeschichte, der vierte bringt eine große Zahl von Skizzen Immermanns als Beiträge zu einer Entstehungsgeschichte des „Münchhausen," der fünfte endlich eine sorgfältige Darstellung von Immermanns Thätigkeit als Dramaturg in Düsseldorf.

Beide Gedenkschriften sind mit dem Bilde ihres Helden geschmückt, das Immermanns ist ein prachtvoller Lichtdruck.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Evangelisch-soziale Kongreß

Der Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses mußte diesmal mit größerer Spannung entgegengesehen werden als sonst, da ihm zwei Ereignisse unmittelbar vorausgegangen waren, von denen das eine seinen Bestand, das andre das Recht der Mehrzahl der Mitglieder zur Teilnahme in Frage stellte: der Austritt Stöckers und das kaiserliche Telegramm.

Mit Stöckers Scheiden von seiner eignen Schöpfung — denn das ist der Kongreß — verhält es sich eigentümlich, fast tragisch. Über den Mann und seinen Anteil an der christlich- oder evangelisch-sozialen Bewegung giebt es erst seit einigen Wochen eine Darstellung, die wirklich sachverständig und unparteiisch ist, ihm weder zuliebe noch zuleide geschrieben ist. Es ist das das Buch von dem frühern Generalsekretär des Kongresses und jetzigen Pfarrer in Frankfurt a. O., Paul Göhre (dem Verfasser von „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche"): Die evangelisch-soziale Bewegung (Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow, 1896).

Daß Stöcker den Evangelisch-sozialen Kongreß gegründet hat, daran ist kein Zweifel. Man sagt freilich — und mit Recht —, daß erst durch das Hinzutreten liberaler Männer der Kongreß zu Lebensfähigkeit und nationaler Bedeutung gekommen sei; ja mehr noch: daß alle Leistungen ersten Ranges, alle bedeutenden Berichte und die Hauptarbeit der Verhandlung von liberaler Seite gekommen seien. Aber dabei bleibt immer die Frage: Wo wären alle diese vortrefflichen Dinge geblieben, wenn nicht Stöcker durch die Gründung des Kongresses die Möglichkeit dazu geschaffen hätte? Daß er der einzige Mann war, der durch seine Bedeutung und seine Volkstümlichkeit für ein solches Unternehmen die Grundlage herstellen konnte, wird niemand bestreiten. Eine Gründung von liberaler Seite hätte schwerlich Kreise, die zum Teil weit

nach rechts stehen, so schnell zur Mitarbeit gewonnen; das Zusammenarbeiten aller Richtungen gehört aber zu den Grundpfeilern, auf denen der Kongreß ruht.

Aber es ist richtig: der geistige Schwerpunkt rückte sehr rasch nach links, wenn man auch bemüht war, äußerlich in der Zusammensetzung des Kongresses die Gleichberechtigung der Richtungen zu wahren. Stöcker hat nie einen Versuch gemacht, seine Stellung im Kongreß zu Gunsten seiner kirchlichen oder politischen Ideale geltend zu machen; er hatte die sehr richtige Empfindung, daß es dann mit der Einheit vorbei gewesen wäre. Er hat es sich von konservativ-orthodoxer Seite oft genug vorwerfen lassen müssen, daß er durch seine allzu große Duldsamkeit gegenüber dem „Unglauben“ und dem „Halbglauben“ sich und der Sache etwas vergebe, aber er hat allen solchen Stimmen gegenüber geschwiegen, und nirgends erscheint seine vielfach so herbe und leidenschaftliche Persönlichkeit duldsamer als innerhalb des Kongresses. Trotz alledem hat er die Abneigung, von der ein Teil der leitenden Männer gerade gegen seine Person erfüllt war und immer mehr erfüllt wurde, nicht überwinden können. Wenn ein Mensch in aufrichtiger Hingebung an seine Ideale seine Haut so oft und so rücksichtslos zu Markte getragen, so viel und so leidenschaftlich Politik gemacht hat wie Stöcker, nicht immer frei von dem Grundsatz, daß, wer den Zweck will, auch die Mittel wollen muß, dann kann es nicht ausbleiben, daß er sich dabei schließlich so „kompromittirt,“ daß es kühlern, mehr akademisch gerichteten Leuten allmählich immer unbehaglicher wird, vor aller Welt mit ihm zusammenzusitzen. Solche mehr auf Stimmungen beruhende Gründe können aber leicht durch Erwägungen praktischer Art ergänzt werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß jetzt — wenn man es darauf anlegt — nicht nur einzelne Männer von Ruf, sondern auch ganze Kreise zur Bethätigung am Kongreß gewonnen werden können, denen es bisher ein Anstoß war, daß eine ihnen so unangenehme Persönlichkeit wie Stöcker an seiner Spitze stand. So kam es, daß Stöcker aus dem Schoße der Kongreßleitung heraus privatim die Anregung erhielt, auf die Stelle des zweiten Vorsitzenden zu verzichten. Äußerlich geschah das in der rücksichtsvollsten Weise; gegen die Begründung des Wunsches (Stöcker nehme seit der Trennung von den Konservativen eine für das Interesse des Kongresses zu sehr hervortretende Stellung als selbständiger Parteiführer ein) ist sogar formell nichts einzuwenden; man gestand ihm das Recht zu, seinen Nachfolger selbst zu bezeichnen, wollte ihn auch sicher nicht aus dem Kongreß überhaupt drängen, sondern ihm nur andeuten, daß, wenn er nicht freiwillig verzichte, er im Herbst nicht wiedergewählt werden würde. Aber Stöcker hörte nur das „nein,“ und seiner natürlichen Heftigkeit folgend, antwortete er mit dem Austritt nicht nur aus dem Vorstande, sondern aus dem ganzen Kongreß.

Unzweifelhaft hat er die Wirkung dieses Schrittes überschätzt. In den Augen mancher seiner Anhänger in Württemberg schien es allerdings, als ob

dadurch die Abhaltung des ganzen Kongresses zu Stuttgart in Frage gestellt wäre, und so scheint auch Stöcker vor seiner Austrittserklärung berichtet worden zu sein. Aber in Berlin beurteilte man die Lage so, daß zwar eine Trennung auf der rechten Seite zu erwarten stehe, daß aber der Kongreß auch so beisammen und lebensfähig bleiben werde. Was aber nun in Stuttgart geschehen ist, hat doch allgemein überrascht. Niemand hat an eine so vollständige Niederlage Stöckers geglaubt, wie sie thatsächlich eintrat. In den Ausschußsitzungen vor dem Zusammentritt des Kongresses einigte man sich dahin, der Versammlung gleich vor Beginn der Verhandlungen folgenden Beschluß vorzulegen: „Der Evangelisch-soziale Kongreß erkennt die großen und bleibenden Verdienste des Herrn Hofprediger Stöcker um die Begründung und Förderung der evangelisch-sozialen Bewegung in Deutschland dankbar an, bedauert in hohem Maße seinen Austritt aus dem Kongreß und hofft trotzdem auf eine weitere Gemeinschaft evangelisch-sozialen Wirkens." Dieser Beschluß wurde am Tage darauf von Adolf Wagner, dem Freunde und Parteigenossen Stöckers, dem Kongreß zur Annahme empfohlen und nach wenigen Minuten ohne Debatte, ohne daß sich irgend ein Widerspruch geregt hätte, angenommen. Fortan aber war auf dem ganzen Kongreß von Stöcker keine Rede mehr, ausgenommen den Augenblick, wo am Nachmittag sein Antworttelegramm einlief, das mit lebhaftem Beifall begrüßt wurde: „Herzlichen Dank für den Gruß. Segen und Sieg für die christlich-soziale Arbeit. Stöcker." Damit war die ganze mit Spannung erwartete Auseinandersetzung zu Ende. Der einzige bedeutende Mann, der um Stöckers willen auf dem Kongreß fehlte, war der Führer der rheinisch-westfälischen Arbeitervereine, Lic. Pfarrer Weber. Die sonst noch Stöcker folgend aus der Kongreßleitung ausgetreten sind, sind wohl froh gewesen, diesen Anlaß zum Verlassen der mißliebig gewordnen Bewegung benutzen zu können. Auf dem Kongreß selbst ist Stöcker gar nicht vermißt worden, bei keiner der frühern sechs Versammlungen ist an Reichtum, Gründlichkeit und Klarheit der Verhandlung soviel geleistet worden, wie in diesem Jahre.

Der größte Fehler, den Stöcker von seinem Standpunkte aus gemacht hat — denn es ist nicht etwa seine Absicht gewesen, dem Kongreß schnell und schmerzlos über den Bruch hinwegzuhelfen —, war sein vollständiger Austritt. Erstens hätte er der ganz privaten Anregung, vom Vorsitz zurückzutreten, gar keine Folge zu leisten brauchen, und zweitens wäre es ihm ein Leichtes gewesen, auf dem Kongreß selbst durch die Macht seiner Person und seiner Beredsamkeit eine Sprengung oder mindestens eine viel tönendere Genugthuung für sich herbeizuführen. Jetzt läßt sich mit Sicherheit übersehen, daß dem Kongreß auch ohne Stöcker sein bisheriger Charakter — die Vereinigung aller Parteirichtungen zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung in evangelisch-sozialreformerischem Sinne — und damit auch der weitere Erfolg seiner Arbeit gewahrt bleiben wird. In kurzem wird die Stelle Stöckers ein andrer der

protestantischen Orthodoxie angehöriger Mann einnehmen; ja die nächste Tagung soll sogar in einer Stadt des sehr stark orthodox durchsetzten rheinisch-westfälischen Industriebezirks, nahe dem Wahlkreise Stöckers, stattfinden. Vollends der Plan, den der Schwergekränkte zuerst gefaßt hatte, nach dem zu erwartenden Auffliegen des Kongresses seinerseits einen „kirchlich-sozialen" Kongreß zu gründen, hat nicht die geringsten Aussichten auf Erfolg.

Ohne Zweifel hängt dieser Ausgang damit zusammen, daß der Kongreß im Innern allmählich eine ganz andre Zusammensetzung erhalten hat als damals, wo Stöcker eine wirklich beherrschende Stellung darin hatte. Die radikale, jüngere Richtung hat diesmal noch stärker überwogen, als voriges Jahr in Erfurt. Sie ist aber in erster Linie sozialreformerisch; die Gegensätze von „positiv," „negativ" usw. treten für sie in den Hintergrund. Friedrich Naumann z. B., ihr Führer, steht für seine Person theologisch weit nach rechts, aber der bekannte Prüfstein der Geister, die Apostolikumfrage, hat für ihn so gut wie gar keine Bedeutung gegenüber der Gemeinsamkeit der evangelisch-sozialen Bestrebungen. Überhaupt wird es immer deutlicher, daß der Kongreß, wenigstens in den von ihm beeinflußten Kreisen, eine entschiedne Abstumpfung der theologischen Parteigegensätze herbeiführt, und vom Kongreß aus betrachtet macht das draußen weitergehende Gezänk einen ganz abgestorbnen Eindruck; es ist, als ob die Leute rechts und links ihre Zeit noch nicht begriffen hätten. Es ist nicht unmöglich, daß der Kongreß in dieser Beziehung noch große Folgen haben wird.

Ein weiterer Beweis für das Überwiegen der radikalen Richtung lag in den Verhandlungen, die das kaiserliche Telegramm hervorgerufen hatte. Adolf Wagner und Professor von Soden nahmen dazu das Wort — im übrigen war die Parole ausgegeben worden, das Thema nicht zu berühren. Was die Redner sagten, war eine in der Form maßvolle, in der Sache sehr entschiedne Verwahrung gegen die Zumutung, daß die Pastoren keine Sozialpolitik treiben sollten. Immerhin kamen recht scharfe Wendungen vor, der lauteste, einstimmigste Beifall während der ganzen Verhandlungszeit wurde entfesselt, als in der ersten fast sechsstündigen Sitzung des Kongresses der Referent, Professor von Soden, in seinem Schlußwort sagte, es sei tief traurig, daß den Kaiser seine Ratgeber daran hinderten, zu sehen, welche Wandlung der Geister in und gegenüber der Sozialdemokratie vor sich gegangen sei; kein Christlich-Sozialer behaupte die Existenz einer biblisch gesicherten Wirtschaftstheorie; christlich-sozial sei es, wenn man die Fehler bei sich und nicht immer bei andern suche — und in diesem Sinne sei christlich-sozial nicht Unsinn und führe nicht zur Selbstüberhebung und Unduldsamkeit! Von der Rednerbühne herab fielen Worte wie: Die Undeutlichkeit des Telegramms sei das größte Glück dabei, und als ein Redner eine Kulturkampfsäußerung Treitschkes zitirte: „Will man der Kirche verbieten, über Politik zu sprechen, so fordert man Un-

sinn," brach die ganze Versammlung, von der plötzlichen Kontrastwirkung überwältigt, in ein schallendes Gelächter aus. Hinterher aber ist es manchem seltsam zu Mute geworden, als man sich fragte, worüber denn eigentlich diese tausend ernsthaften Männer in so unwiderstehliche Heiterkeit gerieten.

Das Gegenstück zu der ernsten Entschlossenheit der beiden Referate Sodens und des Eßlinger Stadtpfarrers Planck über die soziale Wirksamkeit des im Amte stehenden Geistlichen, ihr Recht und ihre Grenzen, war das leidenschaftlich herausgeschleuderte Wort Wagners, er wolle lieber mit Bebel als mit Stumm auf einem Blatt Papier zusammen stehen. Der Hieb wurde mit donnerndem Beifall begrüßt. Es wäre aber ganz falsch, anzunehmen, daß man sich etwa in bloßem Lärmen gefallen hätte; nein, der Grundton der vielstündigen Verhandlung war das Bewußtsein, aus ernster Lage heraus Verhältnissen entgegenzugehen, die keinerlei Anlaß zum Optimismus bieten. Lebhafte Befriedigung rief es hervor, daß Sohm sich entschlossen hatte, zum Kongreß zu kommen. Man empfand das allgemein gerade in der jetzigen Lage als einen großen Erfolg. Trotzdem fand Sohm keinen Beifall mit seinem Bestreben, Recht und Pflicht sozialpolitischer Bethätigung zwar für die Pastoren festzuhalten, aber nur für sie als Staatsbürger und nationale Männer, nicht kraft ihres Amtes. Gerade das letztere war die überwiegende Meinung des Kongresses, vor allem der Pastoren selbst.

Was das Äußere betrifft, so ist der diesmalige Kongreß stärker besucht gewesen als alle vorhergehenden. Der Südwesten trat natürlich stark hervor, doch ist das bei der Entfernung Stuttgarts von der Mitte des Reichs begreiflich. Von den Vorträgen fielen zwei auf Berlin (v. Soden und Delbrück), einer auf Württemberg (Plank) und einer auf Marburg (Rathgen). Auch die Kräfte, die in der Verhandlung zu Worte kamen, zeigten, daß mit Ausnahme des rein agrarkonservativen Ostens die Bewegung sich über das ganze evangelische Deutschland ausgebreitet hat.

Ein sehr kühner Vorschlag wurde in der Verhandlung des ersten Tages über die sozialpolitischen Rechte und Pflichten der Geistlichen gemacht, ein Vorschlag, dessen Bedeutung der großen Mehrzahl der Anwesenden in der Erregung und Ermüdung der letzten Augenblicke offenbar gar nicht recht zum Bewußtsein gekommen ist. Der preußische Oberkirchenrat war schon in dem Sodenschen Vortrage mit Nichtachtung und Bitterkeit behandelt worden; nun trat zum Schluß Göhre auf, verurteilte die Form des bekannten Dezembererlasses gleichfalls in den abfälligsten Ausdrücken und brauchte dann plötzlich die Wendung, er billige das Schreiben inhaltlich vollkommen, insofern es den Pfarrern die politische Agitation untersage; daher — denn eine Partei müsse der evangelische Sozialismus unter allen Umständen werden — rufe er seine Amtsbrüder auf, den Talar auszuziehen, wenn sich keine Laien dazu fänden, auf das landeskirchliche Pfarramt also zu verzichten und selbst das Werk der sozialpolitischen Parteigründung

in die Hand zu nehmen. Solche Äußerungen waren zwar unter den Evangelisch-Sozialen im vertraulichen Kreise in der letzten Zeit nichts seltenes mehr, in der Öffentlichkeit aber hat man dergleichen zum erstenmal auf dem diesjährigen Kongreß gehört. Es ist ja eine Eigentümlichkeit Göhres, daß er deutlich zu sein liebt und Dinge sagt, die andre Leute nur denken. Wenn aber der Kaiser und der Oberkirchenrat auf ihrem Quos ego! beharren, so ist in der That nicht abzusehen, wohin das Non possumus der Pastoren auf die Dauer anders führen soll, als zu der ernsthaften Erwägung der Frage, ob für sie überhaupt noch eine Möglichkeit vorliegt, im Amte zu bleiben. Das Wort des Kaisers und der Erlaß des Oberkirchenrats besagen genau dasselbe, das eine im Telegramm-, der andre im Kanzleistil; man kann daher kaum annehmen, daß sich der Kongreß von der beschlossenen Eingabe an den Oberkirchenrat im Ernste etwas verspricht. Wir glauben, daß sich die ganze Angelegenheit einem Punkte nähert, wo für die Pfarrer das einfache „Entweder—oder" nicht zu umgehen sein wird.

Von den Teilnehmern des Kongresses ist niemand in so leidenschaftlicher Weise begrüßt, ist niemand so brausender Beifall gezollt worden, wie Naumann, obwohl er sich sehr zurückhielt und nur einmal zu dem Delbrückschen Vortrag über Arbeitslosigkeit und Recht auf Arbeit das Wort nahm. Dafür hielt er eine Ansprache auf dem Familienabend in der Liederhalle. Zu Grunde lag seiner Rede das Wort: „Was nicht zur That wird, das hat keinen Wert," und dies war mit einer so schneidenden Deutlichkeit auf die vielstündigen Berichte und Verhandlungen des Kongresses gemünzt, daß der nachdenkliche Beobachter ergriffen sein mußte von der Klarheit, mit der dieser körperlich und geistig das Mittel so weit überragende Mann die einzige Frage erfaßte, auf die es hier ankommt: Werden die Tausende, die sich jetzt in dem Hochgefühl gemeinsamen Wollens und geschlossenen Beisammenseins voll evangelisch-sozialer Kraft dünken, auch nur einen Teil davon behalten, wenn jeder wieder für sich allein in Feindesland auf dem Platze steht, den ihm sein Beruf anweist?

Während aber über alles, was sich auf die Frage nach dem Recht der Geistlichen zu sozialpolitischer Wirksamkeit bezog, laut tönende Übereinstimmung herrschte, so änderte sich das Bild in gewissem Sinne, als am Nachmittag des ersten und am zweiten Tage zwei Gegenstände praktischer Art behandelt wurden. Zunächst sprach Professor Rathgen über die soziale Bedeutung des Handels. Der Titel klingt zwar etwas theoretisch, doch liefen Vortrag und Verhandlung auf die sehr praktische Frage hinaus, wie vom sozialen Standpunkte aus die gegenwärtig vor sich gehende Entsittlichung und Zerreibung des Kaufmannsstandes zu beurteilen sei, soweit sich dieser mit dem Vertrieb von Erzeugnissen der Großproduktion an die Verbraucher der Ware befaßt. Der Gegenstand war um so wichtiger, als sich der Kongreß damit auf ein bisher von ihm wenig betretnes Gebiet begab: auf das der sogenannten Mittelstands-

frage. Rathgen selbst beantwortete die Frage dahin, daß der Wunsch einer besondern Klasse, von dem Gewinn der kaufmännischen Vermittlung zwischen Erzeuger und Verbraucher zu leben, insofern gänzlich unberechtigt sei, als diese Vermittlung durch das sich entwickelnde Genossenschaftswesen immer überflüssiger werde, insofern Erzeuger und Verbraucher zu beiderseitigem Vorteil unmittelbar mit einander in Verbindung treten könnten. Der dadurch entstehende Ausfall beim Mittelstande würde durch das Anwachsen eines befriedigend gestellten kaufmännischen Beamtenstandes gedeckt werden. Diese Anschauung fand sehr viel Widerspruch, aber es hätte der Natur und den Zielen des Kongresses nicht entsprochen, wenn es zu einer formellen Ablehnung gekommen wäre; sollte doch grundsätzlich nur ein Meinungsaustausch stattfinden.

Mit besondrer Freude war es zu begrüßen, daß die nationale Posaune auf dem Kongreß diesmal einen deutlichen Ton hören ließ. Schon Naumann hatte es klar und unzweideutig ausgesprochen, daß es sich bei evangelisch-sozial um eine nationale Sache, um ein Werk zur Größe des Vaterlandes handle, aber am erhebendsten und befreiendsten wirkte in dieser Beziehung der Delbrücksche Vortrag. Delbrück trat für das Recht auf Arbeit und zum Zweck seiner praktischen Verwirklichung für eine Reihe von sozialreformischen Maßregeln ein: Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, Zwangssparkassen, Arbeitsnachweis. Einen wirklich dauernden Notstand wollte er nicht anerkennen, ein solcher werde immer nur teils durch den „Saisoncharakter" großer Arbeitszweige, teils durch wirtschaftliche Krisen verursacht. Von verschiednen Seiten wurde entgegengehalten, daß die Not der Arbeitslosen mit der wachsenden Übervölkerung Deutschlands zusammenhänge. Auch Adolf Wagner und der Freiburger Nationalökonom Weber wiesen energisch darauf hin, daß nationale Machterweiterung die beste Versicherung gegen Arbeitslosigkeit sei. Delbrück berief sich darauf, daß es einerseits auf dem Lande ja an Arbeitskräften fehle, andrerseits in wirtschaftlich günstigen Zeiten alle Arbeitswilligen stets zu thun fänden. Aber wie ein zündender Schlag fuhr es durch die Versammlung, als er alle Bedenken wegen Übervölkerung mit dem Glaubensbekenntnis abthat, für ihn sei das Wort zum deutschen Volke gesagt: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde." Brausender Beifall verschlang den Schluß: „Und machet sie euch unterthan!" Mit diesem vollen Akkord klang der Kongreß aus.

Nationalökonomik und Rechtswissenschaft

Ueber den Zusammenhang zwischen Nationalökonomik und Rechtswissenschaft hat sich im Jahre 1862 Wilhelm Roscher sehr lehrreich in einem Vorwort zu Dankwarts „Nationalökonomisch-zivilistischen Studien"*) geäußert. Von diesen Roscherschen Äußerungen ausgehend wollen wir noch einmal auf die in Nr. 20 der Grenzboten schon kurz behandelte Frage der Vorbildung für den höhern Verwaltungsdienst in Preußen zurückkommen, weil wir überzeugt sind, daß die Frage dringend der Lösung bedarf, und daß diese Lösung in der einheitlichen Vorbildung für die Justiz- und Verwaltungsbeamten zu suchen ist. Wie Preußens „großer Ökonomus," Friedrich Wilhelm I., 1727 in der Errichtung des ersten Lehrstuhls für „Ökonomie, Polizei und Kameralsachen" in Deutschland an seiner Universität Halle ein Mittel sah zur Erziehung des altpreußischen Beamtentums, so darf heute der König von Preußen in einer dem Zusammenhang von Nationalökonomik und Rechtswissenschaft entsprechenden Reform der Vorbildung seiner Verwaltungs- und Justizbeamten fast noch mehr ein geeignetes Mittel erblicken, die preußische Beamtentüchtigkeit vor Verfall zu bewahren. Wie es scheint, fehlt es schon etwas an dem erwünschten Zusammenhange zwischen den Ministern in Berlin, und es besteht die Gefahr, daß durch Flickwerk in den einzelnen Ministerien die Assessorenfrage nicht zur Lösung, sondern zur Versumpfung gebracht wird. Die ernste Mahnung, endlich darin „ganze Arbeit" zu machen, die jüngst in den Preußischen Jahrbüchern laut geworden ist, kann in Berlin, wie die Verhältnisse liegen, sehr leicht in den Wind geschlagen werden, wenn ihr nicht in Deutschland gebührend Nachdruck gegeben wird. Die Frage, wie Preußen seine Richter und Verwaltungsbeamten erzieht, fängt an eine deutsche Frage, manchmal von schmerzlicher Bedeutung, zu werden; der preußische Assessorismus erscheint ja sogar vielen schon als deutscher Übelstand, zu Hause und in Afrika. Das muß abgewendet werden, und es kann auch abgewendet werden, wenn der König von Preußen den Ernst der Sache erkennt, obgleich der „große Ökonomus" schon anderthalb Jahrhunderte im Grabe liegt.

*) Aufgenommen in die „Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte." Dritte Auflage. Leipzig und Heidelberg, 1878. Seite 87 ff.

„Daß ein Jurist, sagt Roscher, um seiner Aufgabe zu genügen, volkswirtschaftliche Einsicht besitzen muß, wird heutzutage wohl niemand bezweifeln, der nicht sehr hinter der Zeit zurückgeblieben ist. Die Stellung der Nationalökonomik zu den Rechtsgelehrten hat in dieser Hinsicht ganz ähnliche Phasen durchgemacht, wie die Stellung der Chemie und Physik zu den Ärzten. Vor hundert Jahren hielt die große Mehrzahl der Mediziner diese beiden Naturwissenschaften für eine Art von Kuriosität, deren Nutzen auf ganz bestimmte Einzelheiten beschränkt sei. Vor fünfzig Jahren gab man ihre Unentbehrlichkeit für den medizinischen Forscher bereits zu. Und heutzutage wird kein wissenschaftlicher Arzt mehr ohne sie ausgebildet! Wie der Publizist nicht bloß staatsrechtlicher Kenntnisse bedarf, sondern auch politischer und finanzieller, d. h. nationalökonomischer, so kann der Zivilist der volkswirtschaftlichen Einsicht nicht entbehren." Das gelte besonders für den Forscher auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft und für den Juristen als Gesetzgeber. Der Gesetzgeber müsse, um segensreich zu wirken, das genaueste Verständnis aller menschlichen Bedürfnisse haben und aller Mittel, wodurch sie befriedigt werden können, wenn er es unternehmen wolle, ihre Befriedigung auf eine unstreitige Art zu regeln. Ohne dieses Verständnis werde seine Gesetzgebung sicher nicht nachhaltig sein, ja es sei sehr die Frage, ob sie überhaupt mehr sein könne als eine bloß papierne Gesetzgebung. Aber auch von der Thätigkeit des Richters und Anwalts gelte etwas ganz ähnliches. „Man hat nie bezweifelt, sagt Roscher, daß selbst der gelehrteste Jurist, um wahrhaft nützlich zu sein, praktischer Lebenserfahrungen bedarf. Er muß die menschlichen Verhältnisse, die er als Anwalt in friedlichem Streite verteidigen, als Richter auf unanfechtbare Weise entscheiden soll, auch praktisch kennen, d. h. in ihrem Hervorgehen aus menschlichen Bedürfnissen und in ihrer Rückwirkung auf menschliches Wohl und Wehe. Soll der Jurist diese praktische Kenntnis lediglich aus eigner Erfahrung nehmen: wie spät, wie lückenhaft, mit welchem teuern Lehrgeld für ihn selbst oder doch für seine Klienten usw. wird sie erlangt werden! Zum Glück ist das aber gar nicht nötig. Wir haben eine Wissenschaft, die in systematischer, d. h. für den Unterricht wohlgeeigneter Form den größten Teil jener praktischen Lebenskenntnis zusammenfaßt: das ist eben die Nationalökonomik! Sie bildet für die große Mehrzahl der Rechtsfragen die systematisch ausgearbeitete Wissenschaft von der Natur der Sache."

Nicht weniger wichtig aber sei — so führt Roscher nach einer Würdigung der volkswirtschaftlichen Leistung der altrömischen Juristen weiter aus — der „Nutzen des Rechtsstudiums für Theorie und Praxis der Volkswirtschaftslehre." Wie die große Mehrzahl der Rechtsgeschäfte einen wirtschaftlichen Inhalt und Zweck habe, so setze beinahe jede wirtschaftliche Handlung gewisse Rechtsformen voraus. Nun solle zwar jeder selbständige Mensch verstehen, sich in solchen Rechtsformen zu bewegen, aber der Jurist als solcher

sei Meister darin. Dies gelte namentlich von dem Verständnis und der Auslegung der Gesetze. Und welche unermeßliche Bedeutung hätten die Gesetze in jedem hoch kultivirten Staate nicht bloß für die praktische Entwicklung der Volkswirtschaft, sondern schon für die bloße Erkenntnis ihrer Zustände! Selbst auf den niedern Kulturstufen, wo der Einfluß der Gesetzgebung extensiv und intensiv geringer sei, z. B. in dem Mittelalter der neuern Völker, verdankten wir unsre Kenntnis des volkswirtschaftlichen Lebens zum überwiegenden Teile Quellen juristischer Art und neuern rechtsgeschichtlichen Forschungen. „Hierzu kommt — heißt es für unsre jungen Volkswirte und Volkserretter besonders beherzigenswert — der große methodologische Nutzen, den das Durchmachen einer guten juristischen Schule dem Volkswirte gewährt. Schon der Hauptzweck seines Faches, Streitigkeiten zu verhüten oder zu schlichten, zwingt den Juristen zur genauesten Abwägung seiner Worte. Daher pflegen sich die guten juristischen Begriffserklärungen und Distinktionen ebenso sehr durch Schärfe und Klarheit auszuzeichnen, wie die guten philosophischen durch Tiefe... Nun ist es aber gerade für die historische und praktische Behandlung der Volkswirtschaftslehre mit ihrem Streben nach lebendiger Fülle besonders schwer, gute Definitionen zu machen; sie gewinnt daher besonders viel bei der Selbstkontrolle durch juristische »Trockenheit«, d. h. Schärfe. Wie schon Leibniz der Rechtswissenschaft ein gewisses »Rechnen mit Begriffen« zugeschrieben hat, so bildet, meine ich, das juristische Studium für alle Wissenschaften vom Volksleben eine ähnlich wichtige und heilsame Vorschule, wie die reine Mathematik für alle Naturwissenschaften. Ich wenigstens bekenne offen, daß mir in meiner Studentenzeit keine staatswissenschaftliche oder nationalökonomische Vorlesung auch nur von ferne so viel Nutzen gebracht hat, wie die deutsch-rechtlichen Vorlesungen von Albrecht. Es ist deshalb kein bloßer Zufall, geschweige denn ein Umweg, daß sich unsre deutsche Volkswirtschaftslehre aus den sogenannten Kameralien und diese wieder aus der Rechtswissenschaft heraus entwickelt haben."

Für die Praxis der Verwaltung endlich und die Ausbildung dazu wollen wir noch folgende Ausführungen Roschers wörtlich mitteilen und recht dringend der Beachtung empfehlen: „Ich bin gar kein Freund davon, die künftigen Verwaltungsbeamten in abgesonderten »staatswissenschaftlichen« Fakultäten auszubilden. Zwar das praktische Genie bedarf keiner schulmäßigen Anleitung zur Praxis. Für gewöhnliche Menschen aber ist es entschieden der kürzeste Weg, die vorzugsweise sogenannten »Geschäfte« »praktisch« anfassen zu lernen, wenn sie entweder eine kaufmännische oder eine juristische Schule durchmachen. Nun darf niemand die erstere unterschätzen, mit ihrer stets klaren Übersicht von Soll und Haben, ihrer Vorausberechnung aller eigennützigen Triebfedern auf seiten der Menschen, mit welchen man zu thun hat. In jedem größern Finanzministerium sollte wenigstens ein gelernter Kaufmann sein, und das gesamte

Rechnungs- und Kassenwesen des Staats kann noch sehr viel lernen von gut eingerichteten Privatkomptoirs. Allein für die große Mehrzahl der Verwaltungsämter wird man gewiß keine kaufmännische Bildung wünschen; ebenso wenig wie z. B. eine militärische, die ja auch auf ihrem Gebiete, d. h. wo es auf unbedingtes Befehlen und Gehorchen ankommt, so notwendig ist. Für Männer, deren Amt es ist, Menschen gesetzlich zu regieren, besteht sicher die beste Schulung zur »Praxis« in der juristischen Gewohnheit, zwischen den Klippen widerstrebender Willen das schmale, von beiden Seiten anerkannte Fahrwasser des Rechtsweges aufzusuchen. Alles »praktische« Gebahren beruht doch am Ende darauf, daß man die Hindernisse richtig vorausberechnet hat, die sich der Verwirklichung einer Idee entgegenstellen. Und Rechtsgründe der Gegner sind doch Gott lob, wenigstens bei tüchtigen Völkern, immer eins der vornehmsten solcher Hindernisse."

Soweit Roscher. Wer diese vor mehr als einem Menschenalter niedergeschriebnen Sätze liest und die heutigen Verhältnisse kennt, wird zugeben müssen, daß sie für heute noch mehr gelten als für den Anfang der sechziger Jahre. Daß das für den praktischen Verwaltungsmann der Fall ist, ist in dem Aufsatze „Die Vorbildung für den höhern Verwaltungsdienst" in den Preußischen Jahrbüchern vortrefflich ausgeführt. Aber auch für die wissenschaftliche Volkswirtschaft haben die Roscherschen Sätze heute eine besondre Bedeutung. Seit 1862 ist ein neues Geschlecht von „Forschern" für die Volkswirtschaftslehre herangewachsen. Haben wohl diese Neuen immer die Fühlung mit der Rechtswissenschaft behalten, wie sie Roscher verlangte? Wir haben die Lebensläufe der stattlichen Schar seit 1862 in Deutschland und Österreich neu herangewachsener ordentlicher und außerordentlicher Professoren, Dozenten usw. für Volkswirtschaft nicht zur Hand, aber soviel wissen wir, daß die Doktoren der Rechte unter ihnen zu ganz seltnen Ausnahmen geworden sind. Das ist freilich nur etwas äußerliches, aber uns will es — das sei bei aller Anerkennung der hohen Verdienste der neudeutschen Volkswirtschaftslehre offen ausgesprochen — so scheinen, als ob es in der wissenschaftlichen, in der akademischen Behandlung der volkswirtschaftlichen und sozialen Fragen der Gegenwart bei so manchem der Herren berufsmäßigen Forscher an juristischer Schulung und juristischer Gewissenhaftigkeit mitunter ein wenig fehlte. Zahlreiche Reformvorschläge auf agrar- und gewerbepolitischem Gebiete, vor allem aber die verhängnisvolle Blindheit gegen die Gemeingefährlichkeit der sozialdemokratischen Lehre und Praxis sind der Beweis für diese Einseitigkeit. Nicht Herr von Stumm, sondern Schäffle schrieb 1890: „Nicht weil der Sozialdemokratismus ein überlegnes Gesellschaftssystem vertritt, dem das Bestehende und Werdende in der Diskussion nicht Stand zu halten vermöchte, ist er gemeingefährlich; sondern darum ist er es, weil er wissenschaftlich unhaltbar und praktisch undurchführbar, lediglich die radikalste Re-

gation alles Bestehenden und der Grundgesetze geschichtlichen Werdens bildet und dennoch mit jenem Fanatismus der Sekten, der der Widerlegung ausweicht, als Volksaberglaube sich ausbreitet und das Proletariat für den radikalen Umsturz gewinnt, sammelt und organisirt." Prüft man von diesem Standpunkte aus das Verhalten der berufsmäßigen „Forscher" neuester Schule gegenüber der Sozialdemokratie, so wird man vielfach Grund zu ernstem Bedenken, ja zu schwerem Tadel haben. Statt der Ausbreitung jenes „Volksaberglaubens," wie es die heilige Pflicht der wissenschaftlichen Forschung ist, mit allen Kräften, wo immer es sei, entgegenzutreten, räumt man seit Jahren immer mehr der Sozialdemokratie die Rolle eines schützenswerten, verdienstvollen, unentbehrlichen Bundesgenossen im Kampfe gegen das Manchestertum im Staats- und Wirtschaftsleben ein, preist seine „guten" Seiten, beschönigt seine Fehler, wie das solchen Bundesgenossen gegenüber üblich ist, und macht sich so an der tiefen Korruption unsrer Arbeitermassen in unverantwortlicher Weise mitschuldig. Und was diese berufsmäßigen Forscher nicht unmittelbar verderben, daß verderben sie mittelbar durch die Züchtung eines Heeres unberufner „Forscher," jener sozialpolitischen Modeschriftsteller männlichen und weiblichen Geschlechts, die in der Schilderung alles möglichen „Elends" die einseitige Mache bis zum Virtuosentum treiben, ganz unbekümmert um die unausbleiblichen volkspädagogischen Wirkungen nach beiden Seiten, auf die „Elenden" wie auf die „Reichen." Wahrhaftig, es ist hohe Zeit, daß eine gründliche rechtswissenschaftliche Schulung das Bewußtsein der Verantwortlichkeit in der volkswirtschaftlichen Forschung wieder schärfe und der heillosen Einseitigkeit einen Damm ziehe, die den gesunden Fortgang der Sozialreform schon mehr zu gefährden anfängt als ihn der Hochmut des Protzentums und die starre Orthodoxie der Manchesterleute noch zu gefährden vermag. Es ist kein allzu erfreuliches Zeugnis für unsre Zeit, daß von den mehr als fünfzig berufsmäßigen Volkswirten in Deutschland heute, wo die wirtschaftliche und sozialpolitische Gesetzgebung neun Zehntel der Aufgabe unsrer Parlamente ausmacht, im deutschen Reichstag und im preußischen Landtage nur die Herren Friedberg, Paasche und, wenn man will, neuerdings Herr Hitze zu finden sind. Das ist nachteilig für die gesetzgeberischen Arbeiten und nachteilig für die volkswirtschaftliche Forschung. Die Herren „Forscher" sollten sämtlich in den Reichstag und in die Landtage geschickt werden und dort in allen Kommissionen tüchtig mitarbeiten müssen, das würde sie den Zusammenhang von Nationalökonomik und Rechtswissenschaft am besten wieder würdigen lehren.

Das Verständnis für diesen Zusammenhang wird aber vor allem befördert werden durch die Nötigung sowohl der angehenden Verwaltungsbeamten wie der angehenden Richter zu einem planvollen und ernsthaften Studium der Staatswissenschaften und der Rechtswissenschaft auf der Universität. Ob

Roschers Wunsch, die Lehrstühle der Staatswissenschaft in derselben Fakultät wie die der Rechtswissenschaft untergebracht zu sehen, dem wir grundsätzlich beistimmen, bald in Erfüllung gehen wird, ist wohl zweifelhaft. In Österreich hat man ihn schon erfüllt, aber in Deutschland entsprechen ihm nur die Einrichtungen der Universitäten Würzburg und Straßburg. Die Universitäten München und Tübingen haben besondre „staatswissenschaftliche" Fakultäten, und auf den übrigen deutschen, also auf allen preußischen Universitäten hat man die Staatswissenschaften in den großen Sammeltopf der philosophischen Fakultät mit hineingesetzt, jedenfalls eine ganz ungeeignete Unterkunft, noch ungeeigneter als die Münchner und Tübinger Selbständigkeit. Aber die Hauptsache ist doch, daß es überhaupt Ernst wird mit dem staatswissenschaftlichen Studium neben einem ernsten rechtswissenschaftlichen. Der Verfasser des Aufsatzes in den Preußischen Jahrbüchern hat die Verlängerung der preußischen drei Jahre auf vier verlangt. Das ist berechtigt und auch ausreichend. Von den fünfundsechzig Rechtslehrern, die am 23. Februar d. J. in Eisenach drei Jahre als zu wenig für das Rechtsstudium allein erklärt haben, werden vielleicht manche vier Jahre für zu wenig halten, um Rechts- und Staatswissenschaften zu studiren; aber denen soll man nur die heutige Sachlage gehörig vor Augen halten, wo sich die rechtswissenschaftliche Vorbildung des praktischen Juristen zum großen Teil nach verbummelten sechs Semestern in einem siebenten beim Einpauker vollzieht. Professoren zu erziehen, ist der Hauptzweck der Universitätsstudien weder auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft noch auf dem der Staatswissenschaften. Die Würde der Wissenschaft wird dadurch nicht verletzt, daß der Staat energisch das Ziel verfolgt, eine genügende wissenschaftliche Bildung für die praktischen Juristen und Verwaltungsbeamten auf den Universitäten gewährleistet zu sehen, wofür jetzt durchaus die Gewähr fehlt, wovon in Preußen sogar das Gegenteil geschieht. Im rechtswissenschaftlichen Lager ist man ja erfreulicherweise in voller Arbeit über eine Neugestaltung des akademischen Lehrgangs, und die Herren Staatswissenschaftler thäten wohl daran, sich an dieser Arbeit gleich mit in ausgiebigster Weise zu beteiligen, denn auf ihrem Gebiet ist die Frage, was dem Durchschnitt der angehenden Juristen und Verwaltungsbeamten auf der Universität geboten werden soll, erst recht unklar. Die geltenden Bestimmungen schreiben „die Grundlagen der Staatswissenschaften" vor, aber sind nicht über diese Grundlagen die Forscher am wenigsten einig? Es ist nach dieser Richtung jedenfalls, und zwar unter Mitarbeit auf der Höhe stehender praktischer Justiz- und Verwaltungsbeamten, noch eine bedeutende Vorarbeit zu leisten. Uns will es scheinen, daß man um die Einführung der Studirenden in gewisse Einzelaufgaben, wie sie sich namentlich in den statistischen Seminarien bieten, nicht herumkommen wird. Das praktische Ziel, den jungen Leuten Kenntnisse und Interessen mitzugeben, die sie in der Praxis als Richter, Anwälte und Ver-

waltungsbeamte zum gemeinen Besten, nicht zur Privatliebhaberei, verwerten und weiter pflegen können, muß die Hauptsache bleiben. Doch, wie gesagt, das ist eine noch fast ganz ungelöste Frage, und wir denken nicht daran, sie hier so kurzer Hand lösen zu wollen. Wir möchten nur nicht, daß etwa unberechtigter Professorendünkel sie als gelöst hinstellte.

Auf die richtige Verwendung des sogenannten Verwaltungsjahres, das in den praktischen Vorbereitungsdienst aller, auch der später für das Richteramt verwendeten jungen Juristen durchaus eingeschaltet werden muß, wird ganz besonders viel ankommen. Schon 1868 hat Bismarck, als er die Einführung dieses Verwaltungsjahres im preußischen Abgeordnetenhause, leider vergeblich, befürwortete, hervorgehoben, daß man dabei nicht nur an eine Dienstleistung bei den Regierungskollegien zu denken brauche, da diese dann unter einem Überfluß an Referendaren zu leiden haben würden, der jede wirkliche Ausbildung lähme, sondern daß das Verwaltungsjahr auch bei größern und kleinern Kommunalbehörden, Magistraten, Landratsämtern usw. durchgemacht werden könne. An Stellen, wo die jungen Herren im Verwaltungsjahre recht viel lernen könnten, fehlt es sicher nicht, es kommt aber sehr darauf an, daß ihnen von diesen Stellen die Gelegenheit geboten wird, das rechte zu lernen. Die unmittelbare Berührung mit dem praktischen Leben des Volks, wie sie die alte hannoversche Beamtenvorbildung so vorzüglich vermittelte, ist dabei das erste Erfordernis. Aber an einen weitern Punkt möchten wir außerdem noch erinnern, der bei Feststellung des Inhalts für das Verwaltungsjahr gerade in Bezug auf die Juristen nicht übersehen werden sollte, das ist wieder die viel geschmähte und doch so wenig gekannte Statistik. Es wäre ein ganz außerordentlicher Gewinn, wenn man den Richtern, namentlich denen in der Provinz an den kleinen und kleinsten Amtsgerichten, Interesse und Verständnis für die Statistik beibringen könnte. Jetzt fehlt es daran so gut wie ganz. Was das wert wäre, darüber sei hier nur auf die Ausführungen des Landgerichtsdirektors Schmitz in der Berliner Agrarkonferenz von 1894 verwiesen.*) Hat der Richter Interesse und Verständnis dafür, so ist eine ganz unschätzbare statistische Mitarbeit von seiner Seite zu erwarten, ohne daß daraus eine besondre Geschäftslast erwächst. Das sozialpolitische und volkswirtschaftliche Interesse muß unter allen Umständen im Richterstande nach der praktischen Richtung hin wachgerufen werden, der Staat kann diese ihrer ganzen Stellung nach dazu so gut geeigneten Mitarbeiter auf diesem Gebiete gerade draußen im Lande nicht länger entbehren. Es ist schon in Heft 17 bei Besprechung der Assessorenfrage in Preußen kurz auf diesen Punkt hingewiesen worden, daneben aber noch auf einen zweiten, auf den wir zum Schluß ebenfalls noch mit ein paar Worten zurückkommen wollen, auf die Gemeindebeamten in den sieben preußischen Ostprovinzen.

*) Landwirtschaftliche Jahrbücher, 23. Band, Ergänzungsband II, S. 145.

Obgleich das Amt der Bürgermeister nicht eigentlich zum „höhern Verwaltungsdienst“ gerechnet werden kann, so ist es doch eine Lücke, daß in dem Aufsatze in den Preußischen Jahrbüchern die Vorbildung zum Kommunaldienst mit keinem Wort erwähnt wird. Selbst mittlere und kleinere Städte in Preußen, bis unter 10000 Einwohner, pflegen heute Juristen als Bürgermeister zu berufen, Gerichtsassessoren, auch wohl Gerichtsreferendare, fast niemals Regierungsassessoren und Regierungsreferendare. Eigentlich nur in Großstädten finden sich vereinzelt Gemeindebeamte, die aus dem Staatsverwaltungsdienste hervorgegangen sind. So sehen wir, daß die überaus selbständigen, überaus wichtigen und, wenn die Inhaber nur wollen und dazu befähigt sind, sozialpolitisch und volkswirtschaftlich außerordentlich einflußreichen Stellungen an der Spitze fast aller Stadtverwaltungen mit Leuten besetzt werden, die außer einer ganz geringen wissenschaftlichen und meist recht unfertigen praktischen Ausbildung in der Justiz nichts mit ins Amt bringen, was sie zu der ihnen obliegenden wichtigen Aufgabe befähigte. Was dabei in der Regel — denn rühmliche Ausnahmen giebt es gewiß — herauskommt, gereicht nicht sowohl dem Einzelnen zum Vorwurf als dem Staat, der die Verhältnisse sich so hat entwickeln lassen. Der Einfluß einer von diesen oder jenen Interessen beherrschten Mehrheit im Magistrat oder in der Stadtverordnetenversammlung kann selten etwas helfen, oft schaden. Wir wollen hoffen, daß die einheitliche Vorbildung der Justiz- und Verwaltungsbeamten hier über kurz oder lang Wandel schaffen wird, denn darüber kann kein Zweifel bestehen: die Vorbildung der zur Gemeindeverwaltung übertretenden preußischen Gerichtsreferendare und Gerichtsassessoren für ihr Verwaltungsamt ist so schlecht, daß sie gar nicht schlechter gedacht werden kann. Wir sind der Überzeugung, daß trotz Freizügigkeit, Eisenbahnen und Fabriken die örtliche Gemeinschaft, wie sie sich in der deutschen Gemeinde seit Jahrhunderten verkörpert, nach wie vor eine hohe Bedeutung in wirtschaftlicher, politischer und sozialer Beziehung hat, und die Unterschätzung dieser Bedeutung — teilweise auch eine Wirkung der Manchesterschule in Deutschland — eine große Gefahr in sich birgt. Die wohlwollendste, sorgsamste Pflege des Gemeindesinns und des Gemeindelebens sollte heute der Regierung als heiligste Pflicht erscheinen, und dazu wäre der erste, notwendigste Schritt die Sorge für tüchtige Gemeindevorsteher. Bis jetzt ist davon in Preußen eigentlich noch niemals die Rede gewesen. Aber die Not wird beten lehren. Alle Zukunftsmusik vom Aufbau der berufsgenossenschaftlichen Ordnung wird die natürliche Bedeutung der örtlichen Gemeinschaft nicht aufheben, am wenigsten ihre sittliche und soziale Bedeutung.

Ausdrücklich sei übrigens bemerkt, daß hier unter der Verwaltung der Eisenbahnbetrieb nicht mit verstanden ist. Hier ist der Jurist viel weniger nötig und der Techniker und Spediteur viel mehr ausreichend und am Platze, als man in der preußischen Staatseisenbahnverwaltung noch annimmt.

Im Jahre 1887 hat der Verein für Sozialpolitik einen Band Gutachten und Berichte über die Vorbildung zum höhern Verwaltungsdienst in den deutschen Staaten, Österreich und Frankreich veröffentlicht. Der ganze Band, wie die ganze sonstige die Frage behandelnde Litteratur liefert anerkanntermaßen den Beweis, daß Preußen weit zurückgeblieben ist in der Vorbildung seiner Verwaltungsbeamten hinter allen den Staaten, denen Friedrich Wilhelm I. weit voran ging. Trotzdem hat die preußische Regierung, aber vor allem der preußische Landtag, sich bis heute nicht zu dem Entschluß einer durchgreifenden Reform aufzuraffen vermocht. Die Zeiten sind zu ernst, und Preußens Bedeutung im Reich ist zu groß, als daß damit nicht ein schwerer Vorwurf ausgesprochen wäre.

G. B.

Von unten nach oben

Der Mittelstand hat keine Ahnen, und sogar in unsern bessern bürgerlichen Familien weiß man oft über den Großvater hinaus nichts rechtes mehr aus der Geschichte des Hauses zu berichten. Manchmal geht die Kunde, wenn auch bloß in allgemeinen Zügen, etwas höher hinauf, und nur verhältnismäßig selten und namentlich in städtischen Geschlechtern oder in solchen, von denen ein Zweig in derselben Stadt wohnhaft geblieben ist, trifft man auf eine gepflegte urkundliche Überlieferung, die dann auch wohl einige Jahrhunderte umfaßt. In der größern Zahl der bürgerlichen Familien, bei solchen, die nicht das Glück haben, auf eine lange und beglaubigte Geschichte zurückzusehen, also da, wo die wirkliche Wissenschaft mit dem Großvater aufhört, setzt sich sehr häufig die Familienüberlieferung noch in der Art fort, daß sie von einem oder auch von zwei Vorfahren des Großvaters noch etwas weiteres zu wissen vorgiebt über Beschäftigung oder Herkunft, was aber bei dem ältesten, also dem ersten Ahnherrn seines Geschlechts, gewöhnlich schon recht dunkel lautet.

In den meisten Fällen, wo so die Muse der Geschichte von den Anfängen einer bürgerlichen Familie zu berichten weiß, macht sie es umgekehrt wie ihre Schwestern im Märchen oder in der antiken Sage. Im Märchen stammen bekanntlich geringe Menschenkinder manchmal von Königen ab, in der Heldensage leiten die Menschen bisweilen ihr Geschlecht von Göttern her. In unsern bürgerlichen Familien dagegen ist der Großvater oft geringer in Stand

und Beruf als das gegenwärtige Haupt der Familie, und der Vater des Großvaters, jener erste dunkel bekannte Ahn, pflegt dann wohl als ein noch Geringerer genannt zu werden. Solche Fälle also, wo der jetzt in seinen reifen Jahren stehende, selbständige Mann einen ebenso standesgemäßen Vater hat, einen schon weniger vornehmern Großvater und einen wenig bekannten, aber jedenfalls noch weniger vornehmen Urgroßvater, solche Fälle sind so häufig, daß man meinen möchte, die Familiengeschichte sei eine Art moralischer Erzählung oder Dichtung, die mit einer für das lebende Geschlecht möglichst erfreulichen Nutzanwendung schließen wollte.

Menschen, die zum Betrachten neigen und die dann derartigen Lebensverhältnissen ihre Gedanken zuwenden, sagen nun mit dem üblichen Hange, eine angenehme oder in einem gewissen Zusammenhange passend erscheinende Wahrnehmung zu verallgemeinern: in bürgerlichen Familien ist „gewöhnlich" der Großvater geringern Standes als der Enkel. Nach dieser Art zu beobachten hat es also der Enkel (4.) weit gebracht, und schon ebenso der Vater (3.), wenn, wie es oft vorkommt, dessen Großvater, jener „erste Ahn" (1.) seinem Sohne (2.) gegenüber noch auf einer tiefern gesellschaftlichen Stufe stand. Man gewinnt auf diesem Wege, indem man eine vielleicht nicht sehr große Zahl einzelner Fälle in eine Regel bringt, ein Aufsteigen in vier Geschlechtern, wovon etwa eines an dem gesellschaftlichen Fortschritt der Familie nicht ganz so stark beteiligt ist wie die andern, wenn z. B. der Vater (3.) schon fast ebenso vornehm war wie der Sohn (4.), der Großvater (2.) aber und dessen Vater (1.) viel weniger vornehm waren als jener „Vater" (3.).

Weiter kann man nun noch nach einzelnen Formen des Standes und nach bestimmten Arten der Beschäftigung suchen, in denen sich dieser Fortschritt der Familien besonders gern zu vollziehen scheint. Jeder von uns kennt wohl einen höhern Beamten, dessen Vater Pfarrer war, auch wohl mehrere solche Fälle, ferner auch eine Anzahl von Pastoren, die Söhne von Volksschullehrern sind. Er weiß ferner, daß viele Schullehrer aus Handwerker- und Bauernfamilien hervorgegangen sind. Er nimmt wahr, daß der Gymnasiallehrer, wenn er ein Mann von Ansprüchen ist, seinen Sohn nicht gern wieder Gymnasiallehrer werden läßt, sondern womöglich „etwas besseres." Auf diese Weise erhält jemand, der seine Betrachtungen in ein System bringt, vier Stufen, die ungefähr so aussehen: 1. Bauer, Handwerker. 2. Volksschullehrer, Subalternbeamter, kleiner Geschäftsmann. 3. Pastor, Gymnasiallehrer, mittlerer Geschäftsmann. 4. Höherer Beamter, Großkaufmann, reicher Mittelstand.

Auf Grund solcher Beobachtungen oder Voraussetzungen hat schon vor vierzig Jahren ein um die Erforschung unsers Volkslebens hochverdienter Mann Bücher geschrieben, die damals viele Menschen lieber gelesen haben als alle Romane. Und doch war es eine Art von Wissenschaft, die darin geboten

wurde. Alles erschien so glaublich und so wahr. Man meinte, in die Seele unsers Volks zu sehen, und es war so beruhigend, wahrzunehmen, wie schön und stetig es mit unserm deutschen bürgerlichen Leben aufwärts ging, wenn man sich auch als Nation damals noch nicht fühlen durfte. Ach und wie war das alles geschildert! So friedlich und sonntäglich, daß das Schulmeisterleben zum Idyll wird, wie bei Jean Paul, wobei es sich denn von selbst versteht, daß des vortrefflichen Küsters Sohn der noch angesehenere Herr Pfarrer werden muß, wie in Vossens Louise. Ich weiß nicht, ob die schönen Bücher von Riehl (Land und Leute, Die bürgerliche Gesellschaft, Die Familie) noch viel gelesen werden; mir ist schon mancher begegnet, der Riehl als Musikschriftsteller und Novellisten schätzte, ohne von jenen Büchern etwas zu wissen. Jedenfalls werden sie auf heutige Leser nicht mehr den Eindruck machen wie damals. Denn das Leben hat sich geändert, und die Zeit der Sonntagsblattstimmung ist vorüber.

Ob nun aber das dort so anmutig und für das Gemüt so wohlthuend geschilderte in Wirklichkeit mehr als Dichtung war? Ob, wenn man mit dem Handwerkszeug der Modewissenschaft von heute, der Statistik, darangehen wollte und könnte, von jener Darstellung mehr übrig bleiben würde als die Wahrheit, die auch die Dichtung hat: daß es nämlich so sein kann und manchmal auch so gewesen ist, wer will das sagen? Jedenfalls geht die wirkliche soziale Bewegung, wenn man schärfer ans Beobachten geht und dann seine Erinnerungen sammelt, mehr im Zickzack, als es der Mensch sehen möchte, auf und nieder. Der Menschen Art hält sich nur gern an das Erfreuliche, und darum meint man auch, es sei natürlich, daß sich alles aufwärts entwickle. Das „Hinunter“ sieht keiner gern. Es ergreift und betrübt uns bei Menschen, die uns nahe stehen oder uns irgendwie angehen. Es im großen, als Erscheinung zu beobachten, interessirt keinen. So verfolgen wir denn auch den wirklichen Niedergang so vieler Familien nicht leicht auf eine längere Strecke, während uns das Glück der in die Höhe gekommnen dauernd vor Augen steht oder doch oft in die Erinnerung kommt. Und doch spricht schon Rousseau in der Neuen Heloise das wahre Wort aus: „Man hört immer nur von Talenten, durch die jemand emporsteigt. Keiner will hinunter. Meinst du, daß das natürliche Ordnung sei?“

Zum mindesten möchte doch jeder sich und die Seinen auf der Höhe, die er einmal erstiegen hat, erhalten. Der Wunsch ist menschlich gerechtfertigt. Man meint damit auch wohl schon ein Übriges an Genügsamkeit zu thun, wenn man von einer gewissen Mitte aus nicht höher strebt und nichts weiteres mehr verlangt, und man meint dann, in dieser Zufriedenheit schon eine Tugend zu zeigen. Aus dieser Stimmung heraus sind seit den ältesten Zeiten die vielen schönen Betrachtungen gewachsen über das Glück der mittlern Lebensstellung, über die wahre Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig. Und wer in

dieses Lob von Herzen einstimmen kann, dem pflegt es für seine Person noch leidlich gut zu gehen.

Wir hören seit einer Reihe von Jahren besonders viel den Mittelstand nennen. Man versteht aber darunter nicht immer dasselbe. Da, wo besonders Wert auf äußern Besitz gelegt wird, z. B. in den Hansestädten, versteht der gesellschaftliche Sprachgebrauch darunter die, die nicht soviel haben, um ordentlich mitthun zu können, gleichviel, welcher Stellung und welches Berufs sie sind. In den sozialen Fragen unsrer Zeit gelten als Mittelstand die Handel- und Gewerbetreibenden, und wenn man dabei von der Erhaltung oder der Hebung des Mittelstandes spricht, so hat man nicht die Lage der Einzelnen im Auge, sondern die wirtschaftlichen Bedingungen des Gewerbes. Wir wollen in diesen Betrachtungen den Begriff etwas anders und gesellschaftlich etwas höher fassen und als Mittelstand alle die bezeichnen, die es an Bildung, Stellung oder Stand soweit gebracht haben, daß sie in den Niedrigerstehenden den Wunsch erregen, zu ihnen empor zu steigen, so wie z. B. die Gesellschaft eines Goethischen Romans eine Stufe höher zu stehen pflegt als die eines Jean Paulschen. Also der Tieferstehende möchte in die Höhe, hinein in diesen bessern Mittelstand!

Vor fünfundzwanzig Jahren führte mich ein Freund in die cité ouvrière des damals eben deutsch gewordnen Mülhausen. Im übrigen Deutschland, in Sachsen oder in den rheinischen Fabrikstädten kannte man ja auch schon die Arbeiter für sich wohnend und als abgeschlossene Klasse lebend. Aber so wie dort trat das doch wohl in seiner Eigentümlichkeit nirgends hervor. Äußerlich angesehen, schienen ja die Mülhäuser Fabrikanten recht viel für ihre Arbeiter gethan zu haben. Denn so frei und licht wohnt in den hohen Häusern der großen deutschen Städte mancher besser gestellte Mann nicht wie der Arbeiter in diesen zweistöckigen Vierfamilienhäusern mit etwas Hof oder Garten davor. Aber die Einförmigkeit der Quartiere gab doch schon zugleich das Bild der ganz bestimmt zugeschnittnen Existenz, aus der keiner empor konnte, wie ich damals zuerst hörte. Was der Vater hatte, das reichte gerade soweit, den Sohn zu dem zu bringen, was er selbst war, und wenn es weiter gereicht hätte, so fehlte dem so aufwachsenden Geschlecht der Trieb und der Gesichtskreis, es anders zu machen und es weiter zu bringen. „Wie soll unsereiner weiter kommen?“ sagte geradezu einer dieser Männer, mit dem ich mich in ein Gespräch einließ. Dasselbe Wort hörte ich viel später wieder in einer mitteldeutschen Stadt, wo ich damals wohnte. Auf meinem Wege sah ich täglich einen Eisenbahnbediensteten an einem ziemlich belebten Übergange, wo er die Aufgabe hatte, eine Barriere hin- und herzuschieben. Nachdem ich ihn längere Zeit hindurch immer dasselbe Geschäft in derselben einförmigen Weise hatte ausführen sehen, redete ich ihn endlich einmal an, und da erzählte er mir, daß er nun schon lange, viel länger als ich ihn beobachtet hatte, dieselbe

Stange hin- und hergeschoben — ließ mir auch sagen, wieviel er dafür bekam (es war nicht zu wenig für die ja nicht eben mühsame Arbeit), aber es lag mir vor allem daran, zu wissen, ob ihm die Einförmigkeit seines Berufs ebenso zum Bewußtsein käme wie mir. Und als ich ihn fragte, ob denn das nicht die Vorbereitung zu etwas besserm wäre, sagte er gerade so, wie jener Arbeiter in Mülhausen: „Wie soll unsereiner weiter kommen!“ Und noch ein Bild. Draußen vor der Stadt ging ich eines Abends an einer Erdhöhle vorüber, aus deren Innerm schwacher Rauch empordrang. Es war ein Kalkofen. Ein Mann saß in der Höhle und stierte in die glimmende Asche. Als ich ihm länger zugesehen hatte, ohne daß er sich zu bewegen schien, kroch er endlich an die Öffnung seiner Behausung. Seine Aufgabe bestand darin, allein, ohne Gesellschaft, Acht zu geben, daß die Glut nicht ganz verlöschte, und nur von Zeit zu Zeit durfte er mit einem schwachen Willensakt eingreifen. Wie lange er das schon getrieben hatte, behauptete er, nicht mehr zu wissen, und keine weitere Frage schien mehr in ihm ein Interesse an der Art seines eignen Lebens erwecken zu können. Er besaß z. B. eine Taschenuhr, zog sie aber für gewöhnlich nicht mehr auf. So etwas hatte ich noch nicht erlebt in einem Zeitalter, wo die „Konfirmationsuhr“ ein historischer Begriff geworden ist, weil sie einige Jahre zu spät kommen würde. Ich ging weiter mit dem Eindrucke, den ich bis heute behalten habe, daß ich mir etwas Hoffnungsloseres als Form eines Lebensberufs überhaupt nicht mehr habe vorstellen können. Wo bleibt nun aber ein Mensch, wenn es ihm schlecht geht, ohne alles Hoffen? ohne irgend ein Streben, das doch sogar der Bessergestellte in der Form von Mühe und Sorge zu seinem Wohlbefinden und zu seinem Glücke braucht!

Es muß und soll also im Menschen liegen, wenn ihm sein Leben etwas wert sein soll, daß er sich zu verbessern suche. Aber wie kann das geschehen? Zunächst auf sehr verkehrte Weise, wenn das Streben der Menschen nur darauf hinausgeht, sich durch seine Kleider und andre Äußerlichkeiten über ihren Stand zu erheben, wie wir das am auffälligsten am weiblichen Geschlecht in den niedern Ständen (und zwar nicht nur bei der sogenannten arbeitenden Klasse) sehen können. Dort hat der Wunsch der Eltern, die Kinder über ihren Stand zu erheben, meistens eine Folge gehabt, die man als Regel so ausdrücken kann: je tüchtiger die Mütter sind, desto weniger taugen die Töchter. Die Mutter eines solchen kleinen Hauses trifft man im Arbeitskleid in der Küche bei ihrer Beschäftigung. Die Tochter sitzt feiner angezogen im Zimmer und stickt oder thut sonst etwas besseres, was das einfältige Elternpaar bewundert und als eine Art Anwartschaft auf eine Lebensstellung höherer Ordnung für den Liebling ansieht. Die Mütter haben gedient, die Töchter sind zu gut dazu. Sie treten lieber in Ladengeschäfte ein, um da als Damen zu gelten und sich putzen zu können und abends frei zu sein. Und wenn sie dann schließlich nach einigen Enttäuschungen sehen, daß das auch noch mühevoll ist, so nennen sie es Aus-

deutung, und daraus wird dann bekanntlich ein Teil unsrer „Frauenfrage.“ Wenn irgend etwas verfahren ist, so ist es die. Es wird zuletzt dahin kommen, daß kein Frauenzimmer mehr waschen und putzen will, sondern jedes nur verkaufen und im feinern Kleide irgend eine Art von Repräsentationsdasein führen will, nur um sich einreden zu können, daß sie „etwas besseres“ sei.

Doch wir wollen hier nicht Frauenfrage treiben. Wir wollten ja nur vom Aufsteigen der Männer aus ihrem Stande reden; denn die Männer machen die Familie. Es wiederholen sich da gewisse Erscheinungen, Typen, wie man das zu nennen pflegt. Wir bemerken noch etwas, wie jene Riehlschen Stufen. Aber die Art der Bewegung hat sich geändert.

Handwerker und Kleinbauern suchen ihre Söhne jetzt mehr als früher in den subalternen Dienst zu bringen. In Gegenden, wo der Landmann noch etwas bedeutet, sieht es dieser freilich nicht für eine Standeserhöhung an, wenn sein Sohn Postschreiber werden muß, und auch der gutgestellte Handwerksmeister der Stadt wird für seine Person mit dem kleinen Beamten nicht tauschen wollen. Aber die Vornehmheit ist hier weniger das Ziel der Wünsche, als der feste Gehalt und die Sicherheit einer wenn auch bescheidnen Stellung. Die wirtschaftliche Lage zwingt oder bewegt oft dazu. Handwerker, die etwas ganz ordentliches gelernt haben, treten für ihre Person noch in spätern Jahren manchmal in höchst langweilige Posten von Aufsehern, Verwaltern, Institutsdienern über, nur um „versorgt“ zu sein.

Weniger begehrt ist jetzt der Volksschullehrerstand, dem sich früher Söhne von Handwerkern, namentlich auf dem Lande, aber auch Söhne wohlhabender Bauern zuwendeten. Sie sahen in dieser Laufbahn eine Standeserhöhung mittels der größern Bildung, die sie voraussetzte, und dieser tüchtige, brauchbare Lehrerstand hat, gerade so wie das Riehl beschreibt, zahlreiche tüchtige Söhne in höhere Berufe und Stellungen geliefert. Ich selbst bin noch mit Söhnen von Handwerksmeistern ins Gymnasium gegangen, die von vornherein nichts andres werden wollten als Volksschullehrer, und die dies nicht etwa später nur geworden sind, weil ihnen etwas höheres mißglückt wäre. Diese Art „Ersatz“ ist jetzt seltener. Der Stand der Volksschullehrer, der sich ja selbst jetzt recht vornehm dünkt, und der auf seine stramme Organisation stolz sein kann, imponirt nach meinen Wahrnehmungen doch dem Volke als Laufbahn viel weniger als der Stand des kleinen Beamten. Viele von denen, die früher Volksschullehrer geworden wären, ziehen es darum heute vor, in den subalternen Dienst zu gehen, oder sie überspringen eine Stufe und werden gleich Pfarrer oder Gymnasiallehrer. Der „Ersatz“ aus dem Volke erfolgt also nicht mehr so reichlich zum Stande der Volksschullehrer. Der Stand wird darum heute, wenn man zählen wollte und könnte, auch nicht mehr die Bedeutung für den weitern Zug nach oben haben, die ihm Riehl noch zuschreiben konnte.

Dagegen kommen auf unsre Universitäten jetzt viel mehr Leute unmittelbar aus den untern Ständen als früher.*) Darüber liegen längst Zahlen vor, die wir nicht zu wiederholen brauchen. Im Falle nun den betreffenden sein Streben zum Ziele führt, würde das für unsre Frage bedeuten: dem bessern, gebildeten Mittelstande wachsen heute mehr als früher Elemente aus dem Volke zu, ohne daß eine Zwischenstufe von einer Generation eingenommen wird. Wie vollkommen oder wie unvollkommen das Hineinwachsen in den höhern Stand auf der entscheidenden Stufe geschieht, davon ist gewöhnlich nicht die Rede, und die vielen gar nicht zum Ziel gekommnen und vollständig verunglückten Existenzen zählen vollends nicht mehr mit. Der „Ersatz" des bessern Mittelstandes geschieht also thatsächlich auf diesem Wege, unmittelbar von unten. Gymnasiallehrer, namentlich in kleinern Städten, werben alljährlich dafür, indem sie sogenannte talentvolle arme Knaben zum Studiren ermuntern. Die „Entdeckung" der Talente ist gewöhnlich schon Sache der Landpfarrer. Es wird keiner unter unsern Lesern sein, der sich nicht eines oder einiger solcher Kameraden von irgend einer Stufe seiner fachmäßigen Ausbildung her erinnern könnte. Als Universitätsstudium kommt vorzugsweise in Betracht, was am wenigsten Aufwand an Mitteln verlangt, also Theologie und höheres Lehramt.

Günstige Ergebnisse hat diese Art des Aufsteigens bis in die neueste Zeit wohl nur in der Theologie gehabt, nämlich in manchen ausgezeichneten Geistlichen von ganz kleiner Herkunft. Jeder wird solche Namen leicht finden. In der Herkunft liegt eine wichtige Quelle des Volkstümlichen, was der Pfarrer unter allen Umständen braucht. Ich hörte z. B. einst in einer Dorfkirche den Prediger vor seinen Zuhörern seine Ermahnung in dieser Form auf den Bauersmann zuschneiden: „Wenn du deinen Sohn um einer geringen Unwahrheit willen im Jähzorn zu hart straffst . . ." und sagte beim Hinausgehen zu meinem Begleiter etwa folgendes: Erstens bringt eine Lüge seines Kindes einen Bauern nicht zum Jähzorn, wohl aber ein zerbrochner Topf oder ein verlorner Pfennig, und zweitens sollte in einem solchen Beispiel ein Pfarrer der Lüge niemals die Rolle des Adiaphoron geben, da der geringe Mann hier ohnehin das Grobe kaum richtig beurteilt. Dieser Prediger war nun zufällig ein Sohn vornehmer Eltern und kannte das Wesen des Bauern gar nicht, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß, um das Volk zu kennen, man notwendig Sohn eines Bauern sein müsse. Das Volkstümliche kann ja auch durch Anempfindung und Beobachtung begriffen werden.

Viel seltener gehen Juristen und Ärzte unmittelbar aus den niedern Ständen

*) Der Satz kann bezweifelt werden. Aber man darf sich nicht täuschen lassen durch die äußerlich, z. B. in Kleidern, viel noblere Haltung. Vielleicht gab es vor hundert Jahren, an einzelnen Universitäten möglicherweise auch noch vor fünfzig, mehr Studentenproletariat als jetzt. Aber davon zählte der größte Teil gesellschaftlich von vorn herein nicht mit und brachte es auch zu nichts, sondern verkam.

hervor. Die kostspieligere Laufbahn beschränkt den Zuzug wenigstens auf solche, deren Eltern entweder in einer Universitätsstadt wohnen und es deshalb leichter haben oder sich schon eines gewissen Wohlstandes erfreuen. Wenn hieraus auch noch keine größere Bildung zu folgen braucht, so folgt doch meistens daraus eine etwas höhere äußere Lebensgewöhnung. Der Übergang ist darum nicht so schroff, und die Angleichung des Einzelnen an den höhern Stand wird außerdem durch die allerlei Äußerlichkeiten mehr erzwingende gesellschaftliche Stellung der Juristen und Ärzte mehr gefördert. Dagegen wird man hier besondre Vorzüge, die dem spätern Berufe zu gute kämen, dem unvermittelten, schnellen Emporsteigen aus geringem Stande nicht zuschreiben wollen. Für den zukünftigen Richter ist es zum Verständnis seiner Aufgabe dem Volke gegenüber nicht erforderlich, daß er aus ungelehrtem Stande hervorgehe, ebenso wenig für den künftigen Arzt. Dem Geistlichen kann es unter Umständen zum Vorteil ausschlagen, jedenfalls wird es ihm unter allen Trägern eines höhern Berufes noch am wenigsten nachteilig sein. Dem höhern Lehrstande dagegen gereicht es ganz gewiß nicht zum Vorteil, wenn er sich vorzugsweise aus den niedern Volksschichten ergänzt.

Erwägt man das alles, so sieht man, daß die Gesellschaft durch dieses Emporsteigen einzelner nicht gewinnt. Wie nach dem bekannten Satze schnell erworbner Reichtum nicht standhält, so bedarf auch die höhere Bildung zu ihrer möglichst vollkommnen Ausgestaltung eines allmählichen Wachstums. Das Gemeinwesen hat also kein Interesse daran, diesen Zug nach oben zu befördern, und wir sollen ihn nicht als Zeichen einer gesunden Entwicklung ansehen. Wie steht es nun mit dem Einzelnen, dem gleichwohl dieser Trieb eingepflanzt scheint? Jeder drängt nach oben, und wenn es ihm möglich gemacht wird, das noch schneller zu thun, nicht mehr stufenweise, welche Erwägung könnte oder sollte ihn zurückhalten? Wie steht es nun um die Ergebnisse vom Gesichtspunkte des Privatlebens aus, wenn wir auf das wirkliche Leben sehen? Wie groß ist die Summe des persönlichen Glücks, des wirklichen oder des vermeintlichen, das dem Einzelnen auf diesem Wege zu teil wird? Wie groß die Summe des Gegenteils?

Diese Frage ist von einiger Bedeutung in einer Zeit, wo jeder nach oben sieht, wo sich keiner mehr bescheiden mag, und wo, da doch nicht alle zum Ziel kommen, für einen großen Teil der Menschen das Ende Enttäuschung und Unzufriedenheit sein muß. Das Leben ist freilich viel zu mannichfaltig, als daß wir auch nur eine Seite des Gegenstandes annähernd erschöpfen und jemand, der diesen Gedanken von vornherein unzugänglich wäre, etwas einem Beweise ähnliches geben könnten. Es sollen hier nur einzelne Züge hervorgehoben werden. Die Grenzboten sind so oft für die untern Stände und für den „Zug nach oben" eingetreten, daß sie auch einmal Lesern, denen der andre Standpunkt zusagt, Gelegenheit geben dürfen, die Sache von obenher anzusehen.

In vielen armen Familien soll der Sohn — oft nur einer unter mehreren, weil es nicht weiter reicht — das Haus vorwärts bringen, sein Ansehen, sein Glück erhöhen. Auf ihn wird alles gewandt, was den andern Kindern entzogen werden muß. Wenn er unter großen Opfern seiner Geschwister endlich selbständig geworden ist, so fängt sein eignes Leben erst an. Ein Universitätsstudium giebt äußerst selten einen hinlänglichen Ertrag, wovon den andern Familienmitgliedern noch etwas zu gute kommen könnte. Sollte es aber der Fall sein, und es ist ein guter Sohn oder Bruder, den dies Glück trifft, so ist es für die Geschwister doch meist schon zu spät geworden, um das noch zu nutzen. Ihr Weg ist inzwischen gemacht, aber auf der tiefern Stufe. Sie sind nun von ihrem Bruder gesellschaftlich geschieden. Was haben sie von der Ehre, einen so vornehmen Bruder zu haben? Wie wunderlich kommt sich ein solcher Bruder und andern, die es beobachten können, schon vor, wenn er nur bei den Seinen zu Besuch ist, z. B. als Student in den Ferien! Es nimmt sich manchmal wirklich aus wie eine Komödie. Also der Emporgestiegne hat nun für sich zu sorgen, denn er will sich demnächst seinen eignen Hausstand gründen und kann das doch nicht mehr in den bescheidnen Ansprüchen seiner frühern Gewöhnung. Daß er aber für seine Person soviel erreicht hätte, daß er soviel erwerben oder einnehmen könnte, um seine Angehörigen daran teilnehmen zu lassen — wie der reiche Onkel in Amerika, der seine ganze Familie nachkommen läßt —, das kommt wohl in Romanen vor, vielleicht beschäftigte es auch noch einst die Phantasie des Knaben, als er unter den Entbehrungen seiner Angehörigen seinem höhern Berufe entgegenwuchs, aber im wirklichen Leben geschieht es kaum. Der Lebensweg hat nur einen einzigen aus der Familie nach oben geführt. Und die andern? Der Bauer, der gutstehende Geschäftsmann wird sich freuen, wenn sein Bruder Pastor oder Gymnasiallehrer ist; es war eben genug in der Familie vorhanden, um den Aufwand ohne Schaden für die andern zu bestreiten. Aber der Arbeiter oder der arme Flickschneider oder Schuster haben von der Ehre ihres vornehmen Bruders nichts, als die bittere Erinnerung an das, um was sie selbst zu kurz gekommen zu sein meinen.

Und wie vielen ältern Töchtern aus etwas besser gestellten Familien begegnet man im Leben, die sich kümmerlich durchbringen müssen und dann wohl erklärend sagen: „Ja, bei uns zu Hause wurde alles an die Brüder gehängt, da blieb für uns Mädchen nichts übrig.“ Ist das etwa schön?

Nun findet vielleicht einer oder der andre unsrer Leser in seiner Erinnerung einen Fall, wo ein zu Glück gekommner Bruder auch seine Geschwister, oder wo ein einziger Sohn seine Mutter versorgt hat. Allerdings glaube ich, daß das viel eher vorkommen wird, wenn der betreffende durch ein glücklich betriebnes Gewerbe oder als Kaufmann zu schnellem Wohlstande gelangt ist, als durch die Universitätslaufbahn. Und in dem Falle ist doch auch von seiten

seiner Familie für seine Laufbahn kein so großer Aufwand gemacht worden, als wenn er studirte. Die Art des Aufsteigens war auch angemessener, vernünftiger. Denn der Gedanke war auf wirtschaftliche Verbesserung, anstatt auf ehrenvolle Stellung gerichtet. Das Universitätsstudium ist lange nicht mehr in dem Sinne wirtschaftlich rentabel. Und sollte es in einem einzelnen Falle zu besonderm äußerm Glücke führen, und sollte sich in diesem wieder der gute Sohn oder Bruder als solcher bewähren, so wird man doch, wenn man weiter nachdenken will, auf einen einzigen derartigen Fall viele andre Fälle finden, die der eben gegebnen Schilderung, wie der Regel das Beispiel, entsprechen, Fälle also, wo der emporsteigende Sohn seinen Weg für sich allein geht. Auf diesem wollen wir ihn nun begleiten.

Auf unsern Universitäten besteht die leidige Ordnung, daß dem armen Studenten das Honorar für die Vorlesungen gestundet wird. Muß er vielleicht im schlimmsten Falle alles andre bar bezahlen, hier findet er sicher Kredit. Seine geistige Ausbildung kostet ihn einstweilen nichts. Dafür geht er dann aber auch mit einem für seine Verhältnisse recht beträchtlichen Schuldenkapital belastet ins Leben und soll es abtragen, sobald ihm das seine Einnahmen möglich machen. Aber gewöhnlich hat der ehemalige Student auch noch andre Schulden. Dazu kommen ferner die Forderungen, die der Weg zum selbständigen Berufe auf seinen verschiednen Abschnitten an das Privatvermögen des Einzelnen stellt, und wo solches nicht vorhanden ist, giebt es wieder neue Schulden. An der Stelle eines günstigen Erfolges des also Emporgestiegnen haben wir dann schließlich ein Ergebnis, worüber der Anzeigenteil einzelner Zeitungen fast täglich Zeugnis giebt. Ein Kandidat der Theologie, der vor dem ersten oder zweiten Examen steht, bittet edle Menschenfreunde — Ein Pfarrvikar, der seine erste Pfarre antreten soll, aber noch verschiedne Verpflichtungen zu begleichen hat, bittet usw. — Ein Pfarrer, der ohne seine Schuld in Schuldennot geraten ist, bittet unter Hinweis auf eine Lebensversicherungspolice usw. Oder einer bittet für den andern; immer sind es Theologen oder Lehrer, und vielleicht jedesmal, wenn man den einzelnen Fall kennte, würde man sagen dürfen: Wäre es dem betreffenden nicht besser gewesen, er hätte seinen Lebensweg nach seinen eignen Mitteln und näher dem Berufe seiner Eltern gewählt, anstatt ihn auf fremde Mildthätigkeit zu gründen? Das Brot der Gnade essen müssen demütigt entweder, oder es verbittert, aber es bildet keinen Charakter und läßt freie Bildung sicherlich nicht aufkommen.

Allerdings lernen wir ja von Kindesbeinen an, daß Geld nicht glücklich mache, und um geistigen Gewinnes willen sollen wir Äußerliches freudig entbehren. Aber der Weg, von dem wir hier zu reden haben, wird ja nicht aus geistigem Hunger eingeschlagen; er kann nur als das Ergebnis einer Spekulation gelten. Ja, wenn nun wenigstens der geistige Gewinn das materielle Mißlingen noch aufwiegen könnte! Aber es gehört zu den vielen Täuschungen,

die unsre Auffassung von Lebensverhältnissen durch Bücher, Romane, Erzählungen erfährt, daß man meint, es führte zu besonders schönen Geistesblüten oder zu klaren wissenschaftlichen Ergebnissen, wenn ein Mensch von unten plötzlich in die höhere Region gehoben wird, und es sei immer nur wirkliches Talent, was so unvermittelt von unten nach oben dringe! Universitätslehrer von einiger Erfahrung wissen im Gegenteil, wie außerordentlich selten die Talente unter diesen mittellosen Emporstrebenden sind. Sie wissen andrerseits an solchen Schülern, die aus bessern Familien stammen, den geistig vorbereiteten Boden auch für ihre besondern Lehraufgaben zu schätzen, und vor allem wissen sie von der entsetzlichen Misere der vielen Studenten ein Lied zu singen, die „nichts haben," und die doch nicht aus innerm Berufe, sondern um sich äußerlich zu verbessern auf die Hochschule gekommen sind oder von ihren Angehörigen und Beratern getrieben sind. Aber so etwas dringt nicht leicht an die Öffentlichkeit, und so bleibt denn der arme, aber talentvolle Knabe mit der großen geistigen Zukunft eine stehende Figur im Kreise der Lebensanschauungen unsers Volkes und wirkt da vielleicht auf die armen Knaben nicht minder schädlich als ehemals, nach unsrer Pädagogen Meinung, die Indianergeschichten von Cooper oder Ferry auf die reichen.

Ein feiner und tiefer Beobachter menschlicher Verhältnisse, Professor Hilty, spricht im zweiten Bande seines Buches „Glück" über einzelne bedeutende Eigenschaften eines Menschen, wie Mut, Selbstgefühl, richtigen Geschmack, und meint, dazu gehöre schon eine gewisse Vererbung. „Daher, sagt er weiter, sind auch alle großen Bahnbrecher politischer und geistiger Freiheit selten aus der untersten Volksschicht gekommen, sondern aus einer bereits vorgebildeten Mittelschicht, oft genug sogar aus der Aristokratie selber. Es ist daher auch ein großer Fehler, beinahe ein Vergehen gegen seine Nachkommen, wenn ein höher gebildeter Mensch unter seinem Bildungsstande heiratet." Der Satz ist treffend und weist nach vielen Richtungen hin. Unter den Bahnbrechern hätte Hilty als Ausnahme Luther nennen können, vielleicht auch Shakespeare, wiewohl die Forscher darüber noch nicht einig sein werden, ob der nicht schon aus einer „vorgebildeten Mittelschicht" gekommen sei. Ein Genie ist ferner jedenfalls Carlyle, und er ist aus dem Arbeiterstande hervorgegangen; sein Vater war Maurer. Nun, Bahnbrecher und Genies zählen ja an und für sich schon als Ausnahmen, woher sie auch kommen mögen. Hat aber einer unsrer Leser wohl einmal daran gedacht, wie viel oder wie wenig einfache sogenannte Talente aus den untern Volksschichten auf einem sehr offenkundigen und leicht übersehbaren Felde, nämlich in unsrer Litteraturgeschichte, zu finden sind?

Da ist zuerst der Schusterssohn Winckelmann, er gehört unter die Genialen. Wir sind noch heute seinem Genius dankbar, daß er den Flug nach oben genommen hat. Aber für ihn war es kein Adlersflug, mühelos der Sonne entgegen, sondern, menschlich angesehen, ein recht mühseliges, elendes Empor-

kriechen und Krabbeln, und ich weiß nicht, ob ihm viele von uns das nachmachen möchten, bloß um den Lohn eines großen Nachruhms, wenn der ihnen für ihre Mühsal verbürgt werden könnte! Denn glücklich und in sich harmonisch war Winckelmann nicht. Und wer Carlyles Leben kennt, weiß, daß es mit ihm nicht anders war. Hätte aber jemand an ihn geradezu die Frage gestellt, er würde vollends in seiner polternden Art geantwortet haben: Der Mensch ist gar nicht dazu da, glücklich zu sein, er ist da, um zu arbeiten! Und wer das von Herzen sagen kann, für den giebt es ja auch die ganze Frage, mit der wir uns hier beschäftigen, überhaupt nicht mehr. Ein andrer unter den Emporgestiegnen wäre etwa noch Jung-Stilling, der Sohn eines Dorfschneiders. Seine Selbstbiographie ist für unsre Frage lehrreich. Wir wollen an sie aber hier nur eine Beobachtung knüpfen: wie lange hat dieser Mann mit dem kindergleichen Gemüt und mit seinem Gottvertrauen gebraucht, um nur eine einzige Folge seines Aufsteigens, nämlich die zu den Forderungen des neuen Standes nicht passenden äußern Unebenheiten seines Wesens, notdürftig auszugleichen! Und darnach frage sich jeder Leser der Selbstbiographie Stillings, ob er noch, wenn er vor die Wahl gestellt wäre, für seine Person das Glück eines solchen Lebens eintauschen möchte. Er wird zum mindesten der Ansicht sein, daß der vortreffliche Mann das Glück, wie es die Menschen gewöhnlich verstehen, eher gefunden hätte auf den bescheidnen Wegen seiner Vorfahren. Ihm war nur der Beruf des Arztes und seine Schriftstellerei, also wieder die Arbeit, wie bei Carlyle, Ersatz für das, was ihm an heitern und erfreulichen Gaben das Leben ebenfalls nicht gewährt hatte, als es ihn äußerlich zu beglücken schien. Hätte er diese Arbeit nicht gefunden, so würde er geradezu unglücklich geworden sein. Ganz anders ist es Goethes Jugendfreunde Klinger gegangen. Dem ist es wirklich „geglückt," ein vornehmer Mann zu werden. Er war der Sohn einer Waschfrau und ist später nicht nur General geworden, sondern auch ein hochgebildeter und wirklich vornehmer Mann. Aber nun stelle man dazu noch einen, den letzten, an dem wir etwas zu beobachten haben, nämlich Seume! Dann ist die Reihe schon zu Ende. Seume stammte aus kleinbäuerlichen Verhältnissen, war nicht unbegabt, aber in seinen Schriften zeigt er sich durch und durch verärgert und vergrämelt, äußerlich genommen über Erscheinungen seiner Zeit, im Grunde aber doch über sich selbst, weil er es auf seinem unebnen Lebenspfade zu keiner innern Harmonie hat bringen können. Ein äußerst trauriger Eindruck!

Und diesen Eindruck hat man so oft in Schriften geistiger Parvenüs, die noch nicht der Litteraturgeschichte angehören, und dann darf man wohl denken: wieviel Glück mußte erst zerstört werden, damit diese Kunstpflanze emporkommen konnte! Und hat dieses oder jenes Buch wirklich den Wert, daß darum erst ein natürliches, bescheidnes, bücherloses Menschenleben geknickt werden mußte? Es wird nicht unter die Sätze der „Klassenmoral" gerechnet werden dürfen,

wenn wir aus unsrer Litteraturgeschichte gelernt zu haben meinen, daß eine edle, geistige Frucht nur auf bereits veredeltem Stamme wächst. Und denselben Eindruck werden unsre Leser gewinnen, wenn sie auf andre Gebiete geistigen Thuns ihre Gedanken richten wollen.

Wir möchten noch das Gegenteil dieses geistigen Adels, die vielen Disharmonien, die das Emporstreben leicht mit sich bringt, an einigen kurzen Zügen aus dem Leben weiter verfolgen. Alles soll zu einander passen. Das ist eine ideale Forderung. Wie leicht wird doch auch das in äußerlichen Dingen gestörte Ebenmaß von jedermann empfunden! Ich kannte einst einen klugen, wohlhabenden und angesehenen niederdeutschen Bauern, der gelegentlich mit Herren und Grafen zu Tische saß, und dessen Wort überall mit Achtung gehört wurde. Er war der Erste in seinem Stande. Als er schon über die Mitte seiner Jahre hinaus war, ritt ihn der Hochmutsteufel, und ein Zug nach falscher Vornehmheit zwängte ihm anstatt seines gewohnten Platt ein ungeschicktes Hochdeutsch an, in dem er sich zeitlebens nicht zurechtfand. Von nun an spielte dieser kluge und in seiner Art hochstehende Mann die Rolle eines Tölpels. Einer seiner Gönner hatte diese Veränderung und ihre Folge schon früh vorausgesagt. Ich selbst habe sie wenigstens durch eigne Wahrnehmung noch bestätigen können und möchte nun diese kleine Geschichte noch mit einer andern zusammenstellen, die für ein andres Gebiet dieselbe Nutzanwendung ergiebt. Ein in seiner Art ganz ausgezeichneter junger Volksschullehrer war an der Vorschule eines Gymnasiums angestellt. Jeder schätzte ihn, und Höhergestellte verkehrten gern mit ihm und auf gleichem Fuße. Man hatte den Eindruck, einem Muster seiner Gattung, einer sozusagen vollkommnen Existenz gegenüber zu stehen. Da nun seine Schule in einer Universitätsstadt lag, so wurde es ihm möglich, ohne seine Stellung aufzugeben, noch Vorlesungen zu hören, ein Examen zu machen, und schließlich wurde er als studirter und promovirter Gymnasiallehrer nach einem andern Orte versetzt. Jeder freute sich dessen, alle wünschten ihm Glück. Einer aber meinte im Stillen: ob der Doktor X eine so ausgezeichnete Stelle einnehmen wird, wie der Volksschullehrer X, das ist noch sehr die Frage. Dieser Mann hat das klügste Wort von allen gesprochen.

In den seltensten Fällen wird man dem Einzelnen persönlich etwas gutes anthun, den man doch zu fördern meint, wenn man ihn zu schnell von den natürlichen Bedingungen seines bisherigen Lebens losmacht. Denn das giebt die vielen „verschrobnen" Menschen, das will sagen: die da äußerlich nicht hingehören, wohin sie sich mit Vorliebe stellen, wie niemand das köstlicher geschildert hat, als Goethe in seiner Parabel vom Meister einer ländlichen Schule — das giebt ferner die vielen verkannten Genies, z. B. die wahren Opfer der akademischen Preisaufgabe, die, weil sie eine solche „gelöst" haben, sich nur noch zu etwas Höherm tauglich und berufen glauben, und die es

unter dem Druck eines solchen Schicksals schließlich zu nichts weiterm bringen, als daß sie persönlich andern lächerlich sind, ohne es selbst zu ahnen.

Als man vor einer Reihe von Jahren bei uns zuerst den Ausdruck „studirtes Proletariat“ oder „akademisches Proletariat“ hörte, da wurde er von einzelnen, z. B. von Bismarck in der vielleicht zu wohlwollenden Voraussetzung gebraucht, als ob man die Sache, die damit bezeichnet werden sollte, in Deutschland noch nicht hätte. Man wollte damit vielmehr vor einer künftigen Gefahr warnen, wozu man die Beispiele damals noch aus Rußland nehmen mußte. Gegenwärtig wird auch der größte Optimist zugeben, daß wir mit selbstgezognem Material dienen können. Dem gegenüber wäre wohl einmal zu erwägen, ob bei solcher Überfüllung der akademischen Berufe die „Zuckerprämie“ auf der Universität überhaupt noch einen Sinn habe? Manches, wie die auf Stiftungen, namentlich einzelner Familien beruhenden Stipendien, wird sich nicht ohne weiteres beseitigen lassen, es hat aber auch eine andre praktische Bedeutung. Freitische dagegen und allgemeine kleine Geldstipendien („Saufstipendien“ nennt sie hie und da der Student) sind Mittel zur Beförderung eines Pauperismus, mit dessen Pflege dem Staat und der Allgemeinheit kein Dienst erwiesen wird, dem Einzelnen aber auch nur selten ein wirkliches Glück geschieht.

Der Staat könnte ohne irgend einen Schaden auf den Ersatz seines höhern Mittelstandes aus der niedern Volksschicht verzichten, und wenn er nur Mittel fände, ihn zu verhindern, so würde auch dem Einzelnen nichts entzogen werden. Man hat dafür immer leicht das vielgebrauchte Wort von der notwendigen Zuführung frischen Blutes zur Hand. Aber das Blut verliert nichts durch allmähliche Veränderung, im Gegenteil, es gewinnt nur. Was nun den nach unsrer Auffassung nicht wünschenswerten unmittelbaren Zufluß betrifft, so kann zwar, so sagt man, die Erfahrung eines Einzelnen nichts beweisen (was sie aber auch gar nicht will, weil ihr Eigentümer hinlänglich vernünftig ist, das allein einzusehen), immerhin aber kann sie vielleicht noch auf andre gleichfalls Vernünftige einen gewissen Eindruck machen, wenn sie gewissenhaft formulirt wird. Der Verfasser dieser Betrachtungen ist nicht mehr jung, er hat in den verschiedensten Gegenden Deutschlands in Städten und auf dem Lande gelebt. Er hat eine große Menge Menschen kennen gelernt und mit vielen ältern, die zum Teil lange nicht mehr leben, Gedanken ausgetauscht über dieselbe Frage nach dem „Zuzug von unten,“ so daß seine Erfahrung in diesem Punkte wohl für die Erfahrung mehrerer Menschen gelten kann. Er hat nun auf solche Weise, näher oder ferner, zahlreiche Menschen kennen gelernt, die geradeswegs von unten nach oben strebten, aber unter diesen Hunderten wüßte er nur wenige zu nennen, die sich und andre in diesem Streben glücklich gemacht haben. Das sind einige Geistliche, von denen er das sagen zu dürfen glaubt. Damit ist aber das Buch zu Ende.

Es läßt sich nun einmal nicht verkennen, und noch ganz zuletzt wieder in

der Assessorenfrage ist es vielfach zur Sprache gekommen: ein gewisser Besitz verbürgt, um es möglichst vorsichtig auszudrücken, in der Regel ein gewisses Verhalten des betreffenden Besitzers. Hören wir darüber das Wort eines wirklichen Menschenfreundes, der nicht in dem Verdacht steht, ein Aristokrat zu sein, und noch dazu in der freien Schweiz lebt. Hilty sagt in dem schon erwähnten Buche: „Ich habe wenigstens noch keinen Sohn sehr kleiner Leute gesehen, der nicht einen geheimen Respekt vor Adel und Reichtum gehabt hätte.“ Das ist noch sehr vorsichtig ausgedrückt. Man kann sogar sagen: der Parvenü findet das richtige Verhalten zu dem äußern Besitz fast nie. Ihm wird seine Herkunft immer anhängen. Wer aber Aufwand aus eignen Mitteln für Zwecke höherer Bildung zu machen gewohnt ist, lernt beides früh zu einander in Verhältnis setzen, und solche Anschauung vererbt sich vom Vater auf den Sohn, oder richtiger: die Familie giebt sie dem Einzelnen mit ins Leben, und draußen lernt er dann erkennen, was diese Gabe wert ist. Das bedeutet noch lange nicht die Einerleiheit von „Besitz und Bildung,“ aber wohl bezeichnet es den Weg, wo beides zu einer Einheit werden könnte. Was ich mir geistig erwerbe, ist mein eigen. Wenn ich dafür äußere Mittel aufwenden kann, so bin ich besser dran als mancher andre. Wenn ich es aber thue, so darf ich auch wohl für besser gelten als der, der es könnte und nicht thut. Und diese gute Gewöhnung einer höhern Kultur, wenn auch des Einzelnen persönliches Verdienst darum nicht mehr groß ist, wollen wir nicht gering achten. Wir können dabei wohlthun und mitteilen und brauchen noch lange kein Mammonsdiener zu sein, wenn wir meinen, daß auch die Bildung im letzten Sinne etwas kastenartiges hat und an die Grenzen eines gewissen äußern Verhaltens gebunden ist. „Verehrung falscher Vornehmheit, sagt Hilty, ist immer das charakteristische Zeichen des Plebejers von Geburt und Art.“

Der verstorbne Rudolf Hildebrand hat früher in den Grenzboten „Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen“ veröffentlicht, die jetzt als Buch erschienen sind. Er ist auch ein Mann des Volkes gewesen, wie man fast auf jeder Seite des hübschen Buches sehen kann. Er spricht an einer Stelle darüber, was schon mancher in seinen Gedanken bewegt hat, daß der einzelne Mensch die Erfahrung seiner Jugend gewöhnlich im Alter nicht mehr ausnützen könne, weil es zu spät dazu sei. Wohl aber, meint er dann, könne, was dem einzelnen Menschenkinde versagt sei, die Menschheit als ganzes, die Welt, den Gewinn und die Erfahrung des Alters in die neue Jugend mit hinübernehmen. „Das wird möglich durch das Gesamtbewußtsein, das sich von Geschlecht zu Geschlecht herausbildet und überliefert und auch dem Einzelnen seine Wege erleichtern und abkürzen kann. Damit ist das Bewahren des alten Guten und der Fortschritt aufs beste gepaart. Aller wahre Fortschritt beruht denn auch darauf, daß die alternde Welt sich aus sich heraus fortwährend verjüngen kann und doch dabei wissen, was sie als alte wissen kann.“

In der Richtung dieser Anschauung liegt das, was wir mit einem kurzen Ausdrucke die Kontinuität unsrer höhern Bildung nennen können. Diese Bildung selbst ist wieder durch gewisse äußere Verhältnisse bedingt, und dazu gehört nach unsrer Auffassung auch der jetzt so viel berufne „Besitz,“ wenn man seine Bedeutung nicht über Gebühr steigert. Wer mit einem so begründeten Erbteil seiner Vorfahren in das geistige Leben seiner Zeit eintreten und eingreifen kann, der hat es natürlich leichter, als wer von unten her in jene Kontinuität gewissermaßen einbricht. Um gleichen Erfolg zu haben, müßte des Emporstrebenden geistige Kraft bedeutender sein oder sein Glück größer. Weil uns nun das als eine Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit vorkommt, so schreiben wir, wie es scheint, zunächst jedem Emporsteigenden leicht ein Talent zu, das er in Wirklichkeit gar nicht hat. Und weil dann für ihn das Mißlingen unausbleiblich ist, so machen wir zweitens meist die traurige Wahrnehmung, daß ein zu schnelles Emporsteigen die erste Generation ihres Fortschritts nicht froh werden läßt. Wohl ihr, wenn das Glück der folgenden sie für die eigne Enttäuschung entschädigen kann!

Eine Charakternovelle

Vor kurzem war in einem Blatte zu lesen, der oder der deutsche Schriftsteller — der Name ist mir eben entfallen — habe in den letzten zehn Jahren das und jenes geschrieben, er gelte neuerdings für den ersten Vertreter der — italienischen Charakternovelle. Er stehe in dieser Beziehung sogar noch über Paul Heyse. Einen Augenblick rieb ich mir die Stirn: Hast du denn die letzten zehn Jahre geschlafen? Italienische Charakternovelle, was mag denn das sein? Ich konnte mich wohl aus meiner frühern Kenntnis erinnern, daß kräftige Zeiten oder einzelne kräftige Menschen ein fremdes nationales Kostüm benutzt hätten als Maske für Spott oder Kurzweil, auch im Ernst zum Gewande für eigne, tiefe Gedanken, aber das war doch alte, verjährte Litteraturkenntnis: Gil Blas, Montesquieu, Lord Byron oder so etwas. Aber jetzt, seit zehn Jahren, italienische Charakternovelle? „Nun ja, warum lesen Sies denn nicht,“ pflegte mein alter Freund S. mir bei solchen Anlässen zu sagen. Und wenn ichs mirs dann gekauft oder sonstwie verschafft und es schließlich auch gelesen hatte und dann bei nächster Gelegenheit ihm anvertraute, daß ich doch eigentlich nicht

finden könnte, daß er mir da einen besonders guten Rat gegeben hätte, dann sagte er bloß: „Das geschieht Ihnen ganz recht, warum haben Sies gelesen!"

Nun lebt mein guter alter Freund nicht mehr, ich habe auch längst keine Zeit mehr, um alles zu lesen, was er mir etwa geraten haben könnte. Aber eins habe ich doch dadurch gelernt, nämlich ein bischen die Gabe, zu kennen, auch was ich gar nicht gelesen habe. Oder, damit das nicht zu eitel und ruhmredig klingt, es geht mir wie manchem Litteraturfreund des vorigen Jahrhunderts, dem es an Mitteln fehlte, sich die damals noch nicht so schnell und so billig auf den Markt kommenden Neuigkeiten (oder die noch nicht zu habenden ersten Neuheiten, wie die verbesserte Grammatik sagt) zu verschaffen, und der sich dann wenigstens eine stattliche Sammlung von „Buchhändleradvertissementen" anlegte, die zur Urkunde seiner Bildung und Belesenheit sogar später in einer kurzen Nachricht von seinem Tode noch erwähnt werden konnte. Oder es ging mir ähnlich wie dem armen Lehrer bei Jean Paul, der sich den Titel jedes Buchs, das er gern gehabt hätte, in ein saubres Heft schrieb und den Inhalt, wie er sich ihn dachte, darunter, und der dann meinte, er hätte alle die Bücher nicht nur gelesen, sondern er besitze sie sogar. So wenig nun jenen beiden Besitzern je zum Bewußtsein gekommen sein wird, daß ihnen etwas zu ihrer Bildung oder zu ihrer Unterhaltung notwendiges fehle, so wenig, denke ich, wird auch mir etwas zu meinem Glücke wesentliches entgangen sein, wenn ich diese italienische Charakternovelle der neuern deutschen Litteraturgeschichte, die mich anfangs so heftig beunruhigte, schließlich gar nicht kennen lernte, sondern sie mir nach meiner gelegentlich erworbnen Kenntnis der betreffenden Buchhändleradvertissemente einfach dachte.

Denn jedenfalls kommen darin vor ein deutscher Maler, der die italienische Schönheit an einem Gartenzaun oder hinter einem antiken Mauerrest entdeckt, und ein archäologischer Stipendiat, der über diesen Mauerrest spricht und auch übrigens von Klugheit tropft, ein Italiener, der sich über den Naseweis ärgert und ihn mit etwas Spruchweisheit zurechtsetzt, sodann eine Schilderung von Albano und Frascati oder von Ariccia oder Capri, eine Fiammetta oder eine Violetta, sowie einige tiefe Züge aus dem sogenannten Volksleben, und das ganze kleine Kunstwerk zählt dann mit unter die Hilfsmittel zur Vorbereitung auf die nächste italienische Reise, aus der auch ganz gewiß etwas wird, sobald nur erst Papa die Elektrizitätsaktien plazirt oder auch nur den muffigen Roggen oder die angestoßenen Apfelsinen glücklich über die Grenze geschafft haben wird, von wo an sie dann auf Gefahr des ahnungslosen Bestellers gehen.

Doch das gehört ja wohl eigentlich nicht mehr in eine Charakternovelle, wenigstens wäre der Charakter dann nicht gerade schön. Aber um auf die italienische zurückzukommen — ob die nun wirklich ihren Namen verdient und ihn nicht vielmehr durch Mißbrauch der Bezeichnung bekommen hat, scheint mir doch noch sehr zu überlegen. Das Bedenken beruht freilich zunächst nur

auf der Vorstellung, die ich mir von einer Charakternovelle mache. Sie soll nicht nur in dem betreffenden Lande spielen, sondern auch den Charakter des Volks offenbaren, im ganzen und im einzelnen, in Personen und Zügen und in der Art der Schilderung. Sie kann oder sollte doch vernünftigerweise nur von einem Angehörigen, jedenfalls von einem genauen Kenner des Volks geschrieben werden, sonst giebt es Schnickschnack, der das Heften nicht wert ist, geschweige denn den Goldschnitt.

Daß es so mit meiner Vorstellung von der Charakternovelle ungefähr seine Richtigkeit hat, könnte ich aus der Litteraturgeschichte nachzuweisen unternehmen. Aber ich glaube kaum, daß meine Leser standhaft genug sein würden, mir die Ausführung eines solchen Vorhabens aufrichtig zu danken. Oder ich könnte selbst eine solche Novelle schreiben. Das müßte aber eine deutsche sein. Dazu kommt es vielleicht ein andermal. Einstweilen mag statt dessen das, was ich eine wirkliche Charakternovelle nenne, an einem bereits geschriebnen Buche gezeigt werden, und finden meine Leser vielleicht dabei diese ganze Frage ziemlich überflüssig, worüber ich mit ihnen nicht weiter rechten werde, so werden sie hoffentlich durch das Beispiel dazu, die Novelle selbst, sich einigermaßen für den Aufwand an Zeit und Aufmerksamkeit, den diese lange Vorbemerkung forderte, entschädigt fühlen.

Mit Dänemark standen wir Deutschen in den Tagen der Klopstock, Voß, Stolberg ausgezeichnet, nicht nur durch solche litterarische Anknüpfungen, sondern überhaupt gesellschaftlich und wirtschaftlich. Die Beziehungen zwischen unsern nördlichen Landstrichen und Dänemark waren sehr lebhaft. Das hat der napoleonische Krieg und die schleswig-holsteinische Frage geändert, und sie mußten es ändern. Nun sind die Dänen auf die wenigen lachenden Eilande und auf das magere, ernste Jütland beschränkt. Sie können nicht mehr hoffen, einen größern Staat zu bilden, und fühlen doch mehr Kraft in sich, als zu dem kleinen nötig ist. Mit der skandinavischen Union will es auch nichts werden, und so befindet sich denn der entschieden tüchtigste und intelligenteste Teil der Skandinavier in einer Lage und in einer Stimmung, für die wir Deutschen alle Teilnahme haben, trotz unsrer ganz verschiednen politischen Richtung, und so wenig uns auch ein freundlicher Sinn auf der andern Seite solche Gesinnung leicht macht. Wir lernen die Dänen kennen, wenn wir in die Bäder von Schleswig oder nach Kopenhagen gehen. Sie sind uns niemals ganz fremd geworden. Wir haben den Eindruck, daß sie tüchtig sind und wirtschaftlich strebsam. Aber überall sind ihnen ihre Verhältnisse zu klein, und das Streben hat kein rechtes Ziel zum Ausgreifen. Darum sind die Menschen dort ernst, auch wohl trübe, etwas pessimistisch. Aber sie sind nicht oberflächlich, oder doch nur einige von ihnen haben etwas davon, was äußerlich an französische Kultur erinnert, und mit dieser befreundet man sich gern, weil man politisch auf Frankreich angewiesen zu sein meint. Sonst haben die

Dänen etwas tieferes, sinnendes, was uns zusagt, auch eine eigne Art von Humor, den nordischen, wenn er auch bisweilen salonmäßig frisirt ist, wie bei Andersen.

Doch wer könnte in solchen Zügen, die uns fremdes Volkstum vergegenwärtigen möchten, vollständig sein! Besser versteht es der Dichter, der wahre Erzähler, und er giebt uns eine Erzählung, in der alle Figuren echt sind. Jeder dieser Menschen vertritt eine bestimmte Seite seines Volks, und alle zusammen geben dann dessen ganzen Charakter naturgetreu wieder. Man wird nicht leicht etwas so einfaches, was in seiner Naturwahrheit an eine Reisebeschreibung erinnert, und doch dabei so durchaus unterhaltendes, unsre Teilnahme forderndes lesen können, wie die Erzählung von Henrik Scharling: Junge Helden, übersetzt von Willatzen (Bremen, Heinsius, 1896). Das Original ist schon älter, es ist bald nach dem letzten schleswig-holsteinischen Feldzuge (1864) geschrieben worden, und der Schilderung darin dient der erste Krieg von 1848 bis 1851 als Hintergrund. Damals in jenem ersten Kriege waren die Kräfte der Kämpfenden gleichmäßiger, der Kampf länger und wechselvoller und für einen Dichter reicher an brauchbaren und interessanten Motiven. Die Stimmung aber, die über der ganzen Erzählung liegt, das innere Verhalten der dänischen Gesellschaft, ihr Urteil über den deutschen Nachbar und Gegner, über die eigne Lage und ihre wenig hoffnungsreiche Zukunft, die Beschreibung des politischen Zustandes, das alles steht unter dem Eindrucke der spätern Zeit, in der das Buch entstanden ist, und so giebt uns der Roman ein Bild der Gegenwart, ohne doch lehrhaft zu werden oder gar ein politischer Tendenzroman zu sein.

Der Verfasser, ein Kopenhagener Professor und als Schriftsteller bekannt und bewährt, weiß, wie in seinen andern Werken, so auch in diesem das ewige Recht der Dichtung zu wahren und zu nutzen, um den Widerstreit der Kräfte versöhnend auf der Höhe einer gereinigten Lebensanschauung ausklingen zu lassen. Haben auch seine Landsleute in diesen Kämpfen, die er uns so zum Greifen deutlich darstellt, ihrem Staate nicht den Erfolg verschaffen können, für den sie kämpften, persönlich haben sie doch ihre Tapferkeit bewährt, und ihren gesunden Sinn haben sie sich erhalten, und nun stehen sie in ihrem Privatleben als tüchtige und interessante Menschen da, an deren Gedanken, Enttäuschungen und Hoffnungen wir gern Anteil nehmen. Der Mensch als Mensch bleibt doch das Wesentlichste für unser Interesse, und in dem Leben der Einzelnen wird uns mancher schöne Zug und hie und da auch aufblühendes Glück gezeigt, über das wir uns freuen. Kurz es ist ein echtes, schönes Werk der Dichtung, wovon wir unsern Lesern eine Vorstellung zu geben versuchen wollen.

Dem alten Oberst Hjälm ist alles im Leben quer gegangen. Er hat sich aus dem Dienste, der seiner Thatenlust keine Nahrung geben konnte, verstimmt

zurückgezogen, versteht seine sanfte, zartfühlende Gattin nicht und ärgert sich über seinen einzigen Sohn, den spätgebornen mit den riesigen Gliedmaßen und dem trägen, verschlafnen, träumenden Geiste, in dem er nicht hoffen kann, sein eignes zerstörtes Leben noch einmal besser wieder aufzubauen. Uffe, der Blöde oder der Dumme geheißen, kommt in die Schule und streitet mit seinem kleinen Hausgenossen Palle, dem Sohne des reichen Grossisten Löwe, um den letzten Platz in der Klasse, die Hegemonie von unten, während der alte Oberst brummt und zankt und den Sohn täglich mehr sich entfremdet, die Mutter den ungeleckten Liebling pflegt und beseufzt und nur die alte Tante, ein köstlich geschildertes Menschenkind, an dem jungen Recken niemals verzweifelt. Tante Malene vertritt das Recht des Sohnes gegenüber dem Vater und ist in all dem Familienjammer fest überzeugt, daß sie allein doch schließlich Recht behalten wird. Einstweilen freilich sieht es noch nicht darnach aus. Denn Uffe bringt es mit seinen beinahe zwanzig Jahren nur bis zum Apothekerlehrling, nicht als ob er dazu taugte oder besondre Lust verspürt hätte, sondern einfach weil er es zu allem andern eben nicht bringt. Sein Schulfreund Palle Löwe ist schon ein vollendeter Weltmann, er geht in Gesellschaften, tanzt, hält Vorträge im Studentenverein und schreibt Leitartikel für „Skandinaviens Morgenröte," sucht auch als schneidiger Mentor seinen ungefügen Freund auf diese Höhe mit emporzuheben. Aber der Erfolg ist vor der Hand nur der, daß sich dieser von ihm in die glänzendsten Gesellschaften Kopenhagens schleppen läßt, einmal wegen nächtlichen Unfugs eingesteckt wird und zum noch größern Entsetzen seines Vaters, der ihn nun am liebsten zum Hause hinausgeworfen hätte, um ein schönes Mädchen anhält, das leider schon verlobt ist. Nun sind auch Tante Malenes Hoffnungen auf Null gesunken.

Doch nur auf kurze Zeit. Denn gerade jetzt ist König Christian gestorben, und Frederik VII. kommt auf den Thron. Der Krieg in den Herzogtümern bricht aus. Heimlich geht der lange Uffe eines Morgens früh aus seines Vaters Hause, mit einigen Geldscheinen von Tante Malene versorgt, und meldet sich als Freiwilliger für den Krieg. An Bord des Schiffes, das nach Schleswig geht, trifft er zu seiner Verwunderung seinen Freund, den Politiker Palle, in elegantester Phantasieuniform im Begriff, den gleichen, gefahrvollen Weg zu betreten. Wir begleiten nun diese beiden jungen Helden auf ihren sehr verschiednen Schicksalswegen über zwei Jahre lang. Wir werden auf alle Schlachtfelder der Jahre 1848 und 1849 geführt und sehen die Handlung vor unsern Augen sich entwickeln in lauter Einzelbildern, gestellt von kleinen Gruppen mit bestimmten, lebendigen Zügen, wie sie unser Auge fassen kann. Einzelne der Heerführer, die sich damals auszeichneten, treten ganz in unsre Nähe. Man fühlt, der Verfasser schildert hier aus genauester Kenntnis. Wer auch sonst nicht viel auf Schlachtbeschreibungen giebt, der wird doch diesen kleinen Kunstwerken mit Interesse folgen. Wem aber die Namen Eckernförde, Fridericia,

Idstedt noch von seiner Jugend her in der Erinnerung sind, der sollte sich den Genuß nicht entgehen lassen, von einem hochgebildeten Gewährsmann der Gegenseite sich diese Vorgänge erzählen zu lassen und mitzufühlen, wie das dort auf die Menschen gewirkt hat, was wir in unsern Büchern natürlich so ganz anders lesen.

Für den Verfasser sind die großen Ereignisse gleichwohl nur die Einfassung zu dem weitern Leben seiner beiden Helden. Palle Löwe hat die komische Rolle. Der Held des Mundes und der Feder deckt immer den Rückzug, ehe es verlangt wird, fällt dann einer Studentenfreischar in die Hände und wird kriegsgefangen, was zwar in grauer Vorzeit für eine Schande würde angesehen worden sein, nach den Regeln der modernen Kriegskunst aber dem Tapfersten begegnen kann, und gründet zuletzt in Kopenhagen eine eigne liberale Zeitung, in der alles, was der Krieg an Hoffnungen nicht erfüllt hat, in der Form von Tadel und Verbesserungsvorschlag theoretisch weitergeführt wird. Allzu ernsthafte Journalisten könnten sich vielleicht eins oder das andre hinter die Ohren schreiben.

Der Träger der ernsthaft fortschreitenden Haupthandlung ist Uffe. Er wird auf den einzelnen Schlachtfeldern Leutnant, Kapitän, Major, zuletzt Generalmajor. Klingt das nicht romanhaft? Aber wer es in dem Buche liest, wird vielmehr Uffe Hjälm für eine historische Person halten. Es wird mit jeder neuen Schlacht schöner und spannender. Aus dem liebenswürdigen Weichtier wächst der echte nordische Recke hervor, der sein Vaterland groß gemacht haben würde, wenn — er gekonnt hätte. Der König ist gut. Frederik VII. wird sehr sympathisch geschildert. Für den sterben, ist nicht schwer, meint Uffe, dem als jungem Leutnant bei der Revue in Jütland der König das eigne Danebrogkreuz anheftet. Aber die Verhältnisse! Die Kraft reicht nicht aus gegen das doch thörichterweise unterschätzte Preußen, und das ewige Renommiren verschlimmert die Sache. Was könnte aus dem Vaterlande werden, wenn es lauter solche Männer hätte wie Uffe!

Aber die Erzählung kehrt zum Privatleben zurück und arbeitet mit kleinern Zügen weiter. Der alte Oberst Hjälm wird eines Tages plötzlich aufs Schloß zur Tafel befohlen, wo man ihn schon lange nicht mehr gesehen hat. Die Hofkavaliere scheinen ihn nicht mehr zu kennen und erwidern seinen Gruß steif und höflich. Der König redet ihn über Tisch an und will mit ihm ein Glas auf das Wohl des Sohnes trinken. Der Oberst greift bestürzt nach dem Glase und wirft es um. Der König macht einen Scherz und lacht, die Kavaliere lachen pflichtschuldigst mit, der Oberst aber ist purpurrot vor Verlegenheit. Aber der König verweist den Herren das Lachen, erinnert an das Blut der Feinde, das der junge Hjälm hat fließen machen, so wie der Rotwein aus dem Glase des Vaters über das Tischtuch geflossen ist, erzählt Geschichten von dem jungen Helden und führt sein Glas an die Lippen, und alle Gäste

thun dasselbe. Und es ist wunderbar, wie dieses eine Glas dem Gedächtnis der alten Hofkavaliere zu Hilfe kommt. Nun kennen sie den alten Obersten mit einemmale ganz genau, erinnern sich auch sehr unwahrscheinlicherweise des Sohnes von seinen frühesten Kinderjahren her, und der vergessene Alte hat eine Schar treuer Freunde gefunden, vor deren Liebenswürdigkeiten er sich nicht zu bergen weiß.

Er kommt nach Hause. Er weiß kaum, was er aus der Welt machen soll. Sein Sohn Uffe! Er möchte ihm schreiben. Aber wie die Form finden, er hat das ja nie gethan. Er setzt sich hin. Schon die Anrede will nicht gelingen. Er geht ins Zimmer seiner Frau. Sie schreibt so eifrig, daß sie den Eintretenden nicht bemerkt. „An wen schreibst du?“ Sie zuckt zusammen und flüstert kaum hörbar: „An Uffe.“ „Grüß ihn von mir,“ sagt der Oberst. Sie sieht ihn verwundert an. Aber der Oberst beugt sich über sie und drückt einen Kuß auf ihre Lippen. Sie schlägt ihren Arm um seinen Hals. Zum ersten mal verstehen sich die beiden. Sie haben sich gefunden in ihrem Sohn, in dem blöden Uffe. Und so bleibt es nun. Die Mutter schreibt weiter an den Leutnant, Kapitän, Generalmajor; ihr Brief schließt mit: „Vater läßt dich grüßen,“ und Uffes Briefe an seine Mutter enden: „Grüß Vater.“ Vater und Sohn bedürfen keiner weitern Auseinandersetzung. Und nach drei Jahren, bei dem Einzuge der Truppen in die Stadt, betritt der Sohn zuerst wieder seines Vaters Haus. Er hatte einst, als er zuletzt diese Stufen hinunter rannte, dem Diener Palle Löwes auf die Frage: „Wohin, Herr Hjälm?“ geantwortet: „Ich mache nur einen kleinen Morgenspaziergang.“ Drei ganze Jahre hat der Spaziergang gedauert. Nun soll der Vater den Sohn wiedersehen, für den er nie ein freundliches Wort gehabt, ja dem er bei dem letzten Zwiegespräch das Haus verboten hatte. In Spannung geht er im Wohnzimmer auf und nieder und überlegt, wie er ihn anreden soll. Frau Hjälm sitzt am Fenster und betet, daß ihr Herz nicht brechen mag vor Freude, wenn der lange Ersehnte hereintritt. Tante Malene aber wirft stolz den Kopf in den Nacken und blickt kampfesmutig nach einem Gegner aus, findet aber keinen. Als der Oberst endlich herausgefunden hat, wie er seinen Sohn anreden will, tritt dieser ein, aber dem Alten ist die Anrede entfallen, er wirft sich seinem Sohn um den Hals, nimmt seinen Kopf zwischen beide Hände und küßt ihn. Dann kommt die Mutter mit Nanna, überwältigt vom Glücke, und zuletzt Tante Malene, die ihm treuherzig seinen breiten Rücken tätschelt.

Aber wer ist Nanna? Das führt wieder weit zurück in ein tief im Walde des Herzogtums Schleswig verstecktes Försterhaus und zu einer zarten, schönen, nicht tändelnden und in keinem einzigen Punkte albernen Liebesgeschichte. Zuerst fragt der Freiwillige die Försterstochter an der Pforte ihres Gartens nach dem Wege. Dann zieht er dem neben ihm gefallnen Waffengenossen im Toben der Schlacht den Ring vom Finger, um ihn später der Braut zu bringen.

Er trifft sie nach Jahresfrist in eben jenem Försterhause. Das schöne junge Mädchen aber, das ihm einst den Weg wies, ist seines toten Freundes Schwester, und Uffe selbst ist schon Offizier geworden. Noch einmal kommt er wieder und sagt beim Abschied: „Nanna, leben Sie wohl, bis wir uns wiedersehen.“ Dazwischen liegen Schlachten, und Zeitungen kommen und bringen neue Nachricht von seinem wachsenden Ruhme in das stille Försterhaus. Und je höher Uffe steigt, desto mehr schwindet Nanna die Hoffnung, ob er wohl kommen wird. Endlich kommt er als Generalmajor angeritten, kurz vor dem Einzuge der Truppen in Kopenhagen, wo wir schon die Braut im Hause seiner Eltern gesehen haben. Was sich aber die zwei vorher sagten im Garten des Försterhauses, das ist sehr schön ausgedrückt, eignet sich aber besser dazu, von dem Leser selbst gelesen, als im kurzen Auszuge hier wiedergegeben zu werden.

So findet denn die dänische Charakternovelle einen für alle Beteiligten befriedigenden, wohlthuenden Abschluß. Das geistvolle Buch ist auch gut übersetzt, und daß das in der deutschen Kaufmannsstadt geschehen ist, wo übrigens der Spiritus wohl häufiger in seinem Originalzustande angetroffen werden möchte, als in seiner deutschen Übersetzung, ist nebenbei auch noch recht hübsch und erfreulich.

Unterm Schlehdorn

Vor mir auf dem Schreibtisch, in einer Vase mit Wasser, steht ein blühender Schlehdornzweig und streut mir sacht ein weißes Blättchen nach dem andern aufs Papier. Ich trage mir gern Blumen aus der freien Natur ins Haus; denn wenn man sich aus der Gärtnerei einen Fliederstrauß oder etwas derartiges holen läßt, weiß man nie, ob die Dinger nicht etwa veredelt, gekreuzt, getrieben, hochgezüchtet oder auf eine andre Weise verbastert sind. Man thut es ja heutzutage nicht anders: selbst die Petersilie in der Suppe muß von einer aufs höchste verfeinerten Kulturrasse stammen.

Er ist mir ans Herz gewachsen dieser wehrhafte Strauch, der seine keusche Blütenpracht mit tausend Speeren schirmt und draußen in vergessenen Ackerwinkeln, an vertretenen Wegrändern sich mit zäher Kraft an die Scholle klammert und um sein schwer bedrohtes Dasein ringt. Eine gute halbe Stunde vor der Stadt haben die Feldmesser seinerzeit bei der Grundstückszusammenlegung, als sie alle Hecken und wildwachsenden Sträucher ausrotteten, einen Feldrain stehen lassen, vermutlich weil sie nichts damit anzufangen mußten. Es ist der Abhang einer alten diluvialen Flußterrasse, und er ist so stark geneigt, daß es zu umständlich war, ihn einzuebnen. So zieht er sich nun in einer Länge von etlichen hundert Metern hin, bis er, niedriger und niedriger werdend, sich zwischen üppigen Saatfeldern verliert.

Saftiger Rasen deckt ihn, goldgelber Löwenzahn und himmelblauer Gundermann machen sich darauf breit, und unzählige Schwarzdornsträucher hüllen alljährlich den Grund in einen entzückenden Blütenschleier. Wie gern gehe ich um diese Zeit dort vorbei! Gestern konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mir etwas von diesem Blumenzauber anzueignen. Ich bog vom Feldweg ab, wand mich ein Dutzend Schritte weit vorsichtig durch eine Ackerfurche und war nun an dem Abhang angekommen. Wie das blühte, leuchtete und von unzähligen Bienen und Hummeln summte! Ich schaute und schaute; dann wählte ich mir einen schönen Zweig aus und schnitt ihn ab. Dabei stach mich ein Dorn tief in den Finger, aber ich nahm das gern mit in den Kauf, es gefiel mir, daß der Strauch sich seine Schätze nicht gutwillig rauben ließ.

Während ich noch damit beschäftigt war, die kleine Wunde auszusaugen, hörte ich auf einmal hinter mir eine rauhe Stimme. Dort stand ein vierschrötiger Mann in Arbeitsanzug und blauer Schürze, den dicken Kopf schief in den Nacken gelegt, die grellblauen Augen, unter denen dicke Säcke hingen, halb zugekniffen. Im gemeinsten Dialekt sagte er: „Weiß der Herr nicht, daß hier kein Weg geht, und daß man sich nicht an fremdem Eigentum vergreifen darf? Ich werde Sie pfänden und strafen lassen!" Einige ruhige Worte und ein Fünfzigpfennigstück besänftigten den Mann; seine Bullenbeißerphysiognomie hellte sich auf, und er wollte mir sogar erlauben, noch mehr „von dem Zeug" abzuschneiden. Ich hatte aber genug, nahm meinen teuer erkauften Zweig und zog ab. Meinen Zweig! Ob ich nun wirklich ein „dingliches" Recht an ihn habe? Der Mann war wohl schwerlich Eigentümer des Grundstücks; ich habe wenigstens stets beobachtet, daß der Mensch dann am gröbsten wird, wenn er nicht seine eignen, sondern fremde Rechte vertritt.

In Gedanken wandelte ich heimwärts. Ich verhehlte mir nicht, daß ich die peinliche Situation mir selbst zuzuschreiben hätte, denn ich habe es seinerzeit versäumt, liegende Gründe zu erwerben; was ich verdiene, geht meist für leichtbewegliche Gegenstände auf, und Latifundien werde ich in meinem Leben so wenig besitzen, als ein Gärtchen, worin ich mir Schlehdorn und unveredelte Suppenpetersilie ziehen könnte. Aber der Mensch, den die Entwicklung der Kultur von Grund und Boden weggedrängt hat, streckt nun einmal immer wieder die Hand aus nach einer Blume am Wege, einem Blatt am Baume, einem Pilz im Walde und knickt damit täglich die heiligsten Rechte — ein atavistisches Überbleibsel aus einer rohen Urzeit, wo jeder aus der Natur nahm, was er kriegen konnte, und erst dann, wenn ihn ein andrer dafür totschlug, sich von seinem Unrecht überzeugen ließ!

Für mich hat übrigens die Sache noch einen ganz besondern Haken. Ich bin Lehrer und als solcher verpflichtet, im Sommer mit meinen Schülern botanische Exkursionen zu machen und Pflanzen sammeln zu lassen. Haben die Jungen nichts in ihren Herbarien, so wird das höhern Orts nicht gern gesehen; lasse ich aber Pflanzen sammeln, so muß ich allsommerlich von Grundstückseigentümern, Straßenwärtern, Flurwächtern und Forstläufern die schönsten Grobheiten einstecken. In diesem Widerstreit der Pflichten habe ich das zweite gewählt und finde, daß ich mich dabei eigentlich gar nicht schlecht stehe, denn die guten Leute könnten mich ja bestrafen lassen, was bis jetzt noch keiner gethan hat. Auch der Umstand, daß sie niemals die Schüler, sondern immer mich anschnauzen, zeugt von feiner Empfindung; sie wissen, daß niemand für rechtswidrige Handlungen verantwortlich ist, die er im Auftrage einer höhern Autorität verübt.

Nachdenklich schritt ich fürbaß und betrachtete meinen Schlehdornzweig. Daß mitten auf den Wegen nichts wächst, ist sehr bedauerlich. Die Fluren zu betreten

ist uns verwehrt, in den Wald dürfen wir auch nicht mehr gehen. Aber auf den Wegen und Straßen zu existiren haben wir ein sonnenklares Recht, das heißt, wenn wir uns nicht an den Rändern zum Ausruhen niedersetzen, denn dann werden die Graspächter grob. Und stellten wir uns mitten darauf, so würde nach einigen Stunden ein Gendarm kommen und nach unsrer Legitimation fragen und bei ordnungsmäßigem Befund uns freundlich auffordern, weiter zu gehen.

Unter solchen Betrachtungen war ich aus den Feldern heraus und auf die Landstraße gekommen. Ich blickte mich um: es war weit und breit kein Mensch zu sehen. Da setzte ich mich an den Straßengraben. Es war ein wonniger Maitag; das zartgrüne Gras entfaltete seine ersten Rispen, ein Kirschbaum neben mir stand in voller Blütenpracht, eine Ammer flötete unverdrossen ihren eintönigen Schlag, unzählige Lerchen flatterten trillernd in der blauen Luft. Da versank ich in Träume. Der blühende Zweig in meiner Hand wuchs vor meinen Augen zu einer dichten Hecke empor, die den Abschluß eines schön gepflegten Gartens bildete. Auf dem blumigen Rasen davor tummelten sich meine beiden ältesten Kinder, im Hintergrunde stand ein einstöckiges Wohnhaus, in einer Weinlaube saß meine Frau mit dem jüngsten. Dahinter Wirtschaftsgebäude und ringsum üppige Fruchtfelder, eine Fläche von 5,4 Hektar oder 22 preußischen Morgen, denn soviel Grund und Boden kommt ja in Deutschland durchschnittlich auf eine Familie von fünf Köpfen.

Das war alles sehr schön, aber es fielen allmählich Schatten auf dieses friedliche Bild. Ich überlegte mir, daß von dieser Fläche noch Wald, Ödland, Wasserläufe, Wege und dergleichen abzurechnen wären, und daß der Rest, mittlere „Bonität“ vorausgesetzt, auch bei „intensiver Kultur“ zum Unterhalt einer Familie nicht ausreichen könnte. Schon sah ich mich im Geiste, wie ich mit stelzbeinigen Schritten nach der Laube hinüberstieg, um meine Frau mit Goldwährung und Differentialtarife zu öden, und meinen Jungen, wie er ängstlich das Gesicht verzog und seiner Schwester ins Ohr sagte: „Komm, Liese, wir wollen ausreißen, der Vater zankt schon wieder!“ Oder sollte ich in meinem gemütlichen Heim eine Buntpapierfabrik einrichten und meinen Arbeitern auf der Koalitionsfreiheit herumtreten? Kurz entschlossen, nahm ich die deutschen Schutzgebiete hinzu. Aber dadurch wurde die Sache nicht besser; die Malariadistrikte machten die Rechnung sehr verwickelt, und dann mußte ich ja auch anstandshalber den Eingebornen eine größere Durchschnittsfläche zubilligen, weil sie an größere Ellbogenfreiheit gewöhnt sind als wir hochgezüchteten Europäer. Da wurde die Sache ungemütlich. Die Blüten meines Schlehdornzweigs welkten, wurden schwarz und fielen ab, die Dornen reckten sich und wuchsen zu starrenden Lanzenschäften mit flatternden Fähnlein und zu blitzenden Magazingewehren mit Haubajonnetten; Heerhaufen füllten das Blachfeld und schoben sich klirrend und stampfend an mir vorüber in der Richtung auf Klein-Poppelwitz, dessen Kirchturm im Osten über den Kirschbäumen hervorragte. Das Herz schlug mir vor Wonne: ein reisiges Geschlecht, trotzige Männer mit funkelnden blauen Augen, ein stahlhartes Herrenvolk, das auszog, eine Welt zu erobern. Schon waren die ersten über Klein-Poppelwitz und Bessarabien meinen Blicken entschwunden, und noch immer quollen neue Geschwader über das stäubende Gefilde. Mir zerrte es an allen Muskelfibrillen. Auf, und fort aus dieser unerträglichen Enge! Ich zuckte empor, um mir ein lediges Krümperpferd einzufangen.

Da legte sich eine schwere Hand auf meine Schulter, und eine ärgerliche Stimme sagte: „Hier im Chausseegraben haben Sie nichts zu suchen, ich dächte, so verständig könnten Sie selber sein und das einsehen. Einmal habe ichs Ihnen schon gesagt, das nächste mal kostets eine Mark fünfzig Strafe. Diese Leute haben

doch nie ein Einsehen!" Es war der Straßenwärter, mit dem ich schon früher einmal Bekanntschaft gemacht hatte.

Was sollte ich thun? der Mann war in seinem Rechte. Da ging ich denn still nach Hause und stellte meinen Schlehdornzweig ins Wasser. Und da mag er stehen bleiben, bis er schwarz wird.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unangenehme Situationen. Es ist eine allgemeine Eigenschaft des homo sapiens, also auch seiner Spezies homo politicus, daß er sich nicht gern an unangenehme Thatsachen erinnern läßt, und wenn ein Publizist das thut und wiederholt thut, so kommt er als unangenehmer Mensch in Verruf. Hält aber der Publizist an der Überzeugung fest, daß es nicht seine Aufgabe sei, sich angenehm zu machen, sondern die Wahrheit zu sagen, und harrt er geduldig aus, so kommt wohl der Tag, wo man ihm Recht giebt. Diese Genugthuung hat uns die Reichstagsverhandlung vom 3. Juni mit Beziehung auf eine der unangenehmen Thatsachen verschafft, die wir von Zeit zu Zeit festzustellen pflegen. Wir sind nämlich nicht so anmaßend, den Gesetzgebern Ratschläge zu geben und zu sagen: das und das muß geschehen, sondern wir beschränken uns darauf, die Thatsachen festzustellen, und auf die Folgerungen hinzuweisen, die sich daraus ergeben. So predigen wir seit Jahren: die gegenwärtige Praxis unsrer Strafrechtspflege in manchen Stücken, namentlich in der Behandlung politischer Vergehungen, läßt sich auf die Dauer nicht durchführen; über kurz oder lang wird man sich entscheiden müssen, ob man das gleiche Recht für alle, das der Buchstabe und der Geist unsrer Reichs- und Staatsverfassung fordert, will gelten lassen, oder ob man zweierlei Recht schaffen will. Wir stimmen also den Hamburger Nachrichten insoweit bei, als auch wir der Überzeugung sind, daß sich das, was die „Staaterhaltenden" wollen, auf dem Boden des gemeinen Rechts nicht erreichen läßt, aber wir gehen noch ein Stück weiter und sagen: auch ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokraten würde den Zweck nicht erfüllen, man würde es sehr bald durch ein Ausnahmegesetz gegen die Christlich-Sozialen, ein weiteres gegen die Antisemiten und weiß Gott gegen wen noch ergänzen müssen. Was man erstrebt, kann man nur erreichen, wenn man deutlich mit der Sprache herausgeht und für die Unternehmer und die Lohnarbeiter zweierlei Recht schafft. Wir sagen nicht, welcher der beiden offen stehenden Wege beschritten werden soll; wir gestehen ein, daß wir nicht wissen, welcher der bessere sei; wir sagen nur, daß die Gesetzgeber über kurz oder lang einmal gezwungen sein werden, sich für einen der beiden Wege zu entscheiden.

Hätte man nun unsre Warnungen beachtet, so wäre die Notwendigkeit einer Entscheidung vielleicht erst nach vielen Jahren eingetreten. Staaten können innere Widersprüche jahrzehntelang mit sich fortschleppen, ohne daß etwas andres als nur manche Unbequemlichkeit daraus entsteht. Nun aber hat der Übereifer der Polizei und der Staatsanwälte die Notwendigkeit der Entscheidung an den Haaren herbeigezogen, sodaß ihr schwer auszuweichen sein wird. Wenn Bebel, wie er versprochen hat, die Statuten der verschiednen Parteiverbände dem Staatsanwalt ein-

reicht, dann befindet sich dieser in einer Lage, die wir unserm ärgsten Feinde nicht gönnen. Denn dann muß dieser unglückselige Staatsanwalt die so lange behutsam im Winkel verwahrte Bombe zum Platzen bringen. Den Parteien erlauben, daß sie alljährlich so und so oft gegen jedesmalige Erlegung einer Strafe das Vereinsgesetz übertreten — den bürgerlichen Parteien würde es ja wohl billiger gemacht werden als um 75 Mark, die Bebel als Sozialdemokrat und vielfach „vorbestraftes" Subjekt zahlen muß —, das geht nicht, wenn die Rechtspflege nicht zum Kinderspott werden soll. Mit den bestehenden Vereinsgesetzen aber Ernst machen und jede Übertretung energisch unterdrücken, das geht erst recht nicht. Denn Wahlen sind ohne Parteiorganisation nicht möglich, aus Wahlen aber geht der Reichstag hervor, und auf dem Reichstage beruht das Reich; der Reichstag ist die einzige Institution, die jeden einzelnen Bürger des deutschen Reichs in unmittelbare Verbindung mit Kaiser und Reich bringt, während es in der Heeres- und in der Postverwaltung für die süddeutschen Staaten oder vielmehr für deren Regierungen noch Reservatrechte giebt. Man hat sonderbarerweise die baldige Annahme des bürgerlichen Gesetzbuchs als eine nationale Ehrenpflicht hingestellt, obwohl bis dahin ein bürgerliches Gesetzbuch noch niemals zu den Dingen gerechnet worden war, die zu besitzen Ehrensache einer Nation sei, obwohl außer engen juristischen Kreisen niemand dieses neue Gesetzbuch begehrt, und obwohl die Verschiedenheit des Zivilrechts nicht die geringste partikularistische Gefahr in sich schließt, weil die Geltungsgebiete der verschiednen Rechte nicht mit den verschiednen Bundesstaaten zusammenfallen. Dagegen erfordert gerade diese Materie, die der § 81 des Einführungsgesetzes zum Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs der Hauptsache nach den Einzelstaaten überweist, das Vereinsrecht, die Regelung auf reichsgesetzlichem Wege, nicht weil das Ehrensache wäre, sondern aus dem oben angegebnen Grunde; die Notwendigkeit dieser Regelung aus einer bloß logischen zur praktisch-politischen gemacht zu haben, ist eben das Verdienst oder Mißverdienst der polizeilichen und staatsanwältlichen Praxis der letzten Jahre. Wer diese Regelung im gegenwärtigen Augenblicke für äußerst gefährlich hält — und für ganz unbedenklich wird sie wohl außer den Sozialdemokraten niemand erklären wollen —, der weiß nun, bei wem er sich für die unangenehme Situation zu bedanken hat. Wie unangenehm sie ist, und in welcher Verlegenheit sich die Kartellparteien befinden, das beweist ihr beredtes Schweigen und das beharrliche Wegbleiben des konservativen ersten Vorsitzenden von der Kommissionsberatung.

Was die Konservativen sagen müßten, wenn sie ihre Gedanken und Wünsche offen aussprechen wollten, das weiß ja die Welt. Es auszusprechen dürften sie nur dann wagen, wenn sie gewiß wären, für ihre Wünsche und Anträge die Mehrheit zu gewinnen, aber vorläufig sind sie des Gegenteils gewiß. Sie können nicht einmal auf eine imposante Minderheit rechnen, weil nicht alle Nationalliberalen so denken wie der nationalliberale Landtagsabgeordnete Dr. Beumer, der an demselben 3. Juni in einer Delegirtenversammlung des Zentralverbandes deutscher Industriellen einen Vortrag über die Rechtsfähigkeit der Vereine nach dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs und nach den Beschlüssen der Reichstagskommission gehalten hat, worin er unter dem Hinweis auf die angeblich gefährliche Entwicklung der englischen Gewerkvereine gegen die Kommission den Motiven des Entwurfs beistimmt, „die aus Rücksicht auf das Gemeinwohl und den öffentlichen Frieden den politischen, sozialpolitischen und religiösen Vereinen die Rechtsfähigkeit nicht unter den gleichen Bedingungen zugänglich machen wollen wie den übrigen Vereinen für soziale Zwecke." So also denken bei weitem nicht alle Nationalliberalen, und darum ist auf eine

reaktionäre Verfassungsänderung im großen Stil durch Reichstagsbeschluß nicht zu rechnen. Dies ist ja der Grund, weshalb die Herren, die sie wünschen, fortwährend nach der Wiederherstellung des Kartells und nach einer Kartellmehrheit seufzen. Die Aussichtslosigkeit ihrer Wünsche macht sie unwirsch, und wie es bei übler Laune zu gehen pflegt, vermehren sie durch allerhand Ungeschicktheiten die Unbehaglichkeit ihrer Lage. So geraten die Norddeutsche Allgemeine und die Schlesische Zeitung von Zeit zu Zeit — erst jetzt wieder in den letzten Tagan — einander in die Haare, indem jede der andern vorwirft, daß sie durch ihre Ungeschicklichkeit die Einigung hindre, anstatt sie zu fördern, und die den Hamburger Nachrichten seelenverwandten Berliner Neuesten Nachrichten schreiben gar, ehe sich die bürgerlichen Parteien zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie anschicken, dürften sie sich genötigt sehen, „sich zuvörderst in eine Frontstellung gegen die Regierung zu begeben, die durch sozialistische Maßnahmen, wie die Bäckerei- und Druckereiverordnung, dem sozialistischen Staat sich bereits soweit angenähert hat, daß wir mit einem Fuß bereits drinstehen.“

Nicht minder groß als die aus politischen Meinungsverschiedenheiten entspringende Verlegenheit der Kartellfreunde ist die durch Gegensätze der wirtschaftlichen Interessen hervorgerufne, die wir schon oft geschildert haben. So hat jetzt der Vorstand des deutschen Zuckerexportvereins an den Reichstag eine Eingabe gerichtet gegen die von diesem beschlossene Einführung eines Warenterminregisters. „Angesichts der führenden Stellung des deutschen Zuckerhandels auf dem Weltmarkte, heißt es darin, bildet der Zuckerterminmarkt nicht etwa eine mit einem Makel behaftete Begleiterscheinung, der eine preisdrückende Tendenz innewohnt, sondern lediglich eine im großen Stil angelegte, aus dringendem Bedürfnis hervorgegangne Versicherungseinrichtung, die jederzeit sofortige Rückdeckungen ermöglicht.“ Der Nutzen des Terminhandels wird dann genau so dargestellt, wie ihn die Verteidiger der Getreidebörse darstellen, und die Befürchtung ausgesprochen, daß die Zuckerindustrie eine arge Schädigung erleiden werde. Ins Börsenregister würden sich überdies anständige Geschäftsleute nicht eintragen lassen, weil ihnen das einen Makel anhefte, und so bleibe nichts übrig, als den Zuckerhandel ins Ausland zu verlegen. Ja, warum haben denn die Herren den Mund nicht eher aufgethan? Wenn die mächtigen Zuckerinteressenten, die ja wohl großenteils in der nationalliberalen Fraktion sitzen, ihren Einfluß geltend gemacht hätten, so würde ja das Börsengesetz anders ausgefallen sein. Es kann doch nur aus taktischen Rücksichten, aus Wahlspekulationen und Kartellwünschen erklärt werden, daß die Nationalliberalen den Agrariern soweit entgegengekommen sind. Mittelparteiliche Blätter, die den Bund der Landwirte in auffälliger Weise gefördert haben, dürften sich durch die Berechnung haben leiten lassen, daß es dem Bunde gelingen werde, das Zentrum zu sprengen. Bis jetzt ist ihm das nicht gelungen, und wenn der Erfolg nicht bald eintritt, wird sich die Berechnung als verfehlt erweisen, denn dem Bunde droht, wie der Herr von Graß-Klanin am 19. Mai im Herrenhause geklagt hat, ein „tragischer Ausgang.“ Man vermutet, daß mit diesem poetischen Ausdruck eine sehr unpoetische Pleite gemeint sei. Die Agitation des Bundes soll ein Heidengeld kosten, das weder durch Beiträge, noch durch die Einnahmen des Bundesorgans, noch durch Handelsgeschäfte aufzubringen ist, und deficiente pecu wird auch das Feuer der Begeisterung der Wanderredner erlöschen. In Baiern ist es weniger die überfeine Spekulation der Parteien, als die plumpe Offenheit des biedern Landmanns, was sowohl den Parteiführern wie der Regierung Verlegenheiten bereitet; denn dort sind die Agrarier wirkliche Bauern, nicht Rittergutsbesitzer. Wie vor

ein paar Jahren die Holz- und Waldrechtbewegung, so hat jetzt die Bewegung für die Ablösung der Bodenzinsen, bei der diese „Konservativen“ ganz unbefangen die französische Revolution preisen und über die schwachen Erfolge der Revolution von 1848 klagen, die Vertreter der Regierung in Harnisch gebracht. Der Finanzminister Riedel sah sich vorige Woche veranlaßt, den Agrariern Exzesse vorzuwerfen und hervorzuheben, daß selbst in Baiern, wo die ländliche Bevölkerung noch überwiegt, der Schwerpunkt des Wirtschaftslebens nicht mehr in ihr ruhe, sondern im städtischen Gewerbe; die Allgemeinheit leiste schon jetzt für die Landwirtschaft mehr als die Landwirtschaft zu den allgemeinen Lasten beitrage. So verursacht also sowohl die Unaufrichtigkeit der feinen als die Offenherzigkeit der groben „Begehrlichen“ gar manche Unbequemlichkeiten; mit Gefahren verbunden sind aber nur die Unbequemlichkeiten der ersten Art.

Gute Familien. Verwundert genug mag er um sich blicken, der Präsident des preußischen Kammergerichts, wenn er sich den Staub aus den Augen reibt, den seine Herrenhausrede in der Tagespresse aufgewirbelt hat.

Er hatte es als erwünscht bezeichnet, daß sich der preußische Richterstand überwiegend aus guten Familien ergänzte. Es ist stark zu vermuten, daß die jetzigen Inhaber der preußischen Richterstellen mit sehr wenigen Ausnahmen jeden Zweifel an ihrer Herkunft aus guter Familie als schwere Kränkung ansehen würden. Herr Drenkmann hat sich also im wesentlichen für die Befestigung des Zustandes ausgesprochen, der thatsächlich seit Generationen in Preußen bestanden hat. Das „peinliche Aufsehen,“ das eine so unverfängliche und anscheinend unanfechtbare Kundgebung gleichwohl hervorrief, konnte dem unbefangnen Zuschauer wieder einmal vor Augen führen, welcher überzeugten Verwunderung die Organe der öffentlichen Meinung fähig sind, wenn ein mutiger Mann an weithin sichtbarer Stelle auszusprechen wagt, was zwar kein Mensch von gesundem Verstande bestreiten kann, was aber nach herrschender Theorie und Praxis aus Schonung für „berechtigte Empfindlichkeiten“ nur gedacht und niemals gesagt werden darf.

Wäre diese Erfahrung nicht fast ebenso alt wie die Welt, man könnte nur mit Kopfschütteln wahrnehmen, wie sich selbst angesehene Blätter unter den Wespenschwarm verirren, den die unerhörte Kühnheit des Kammergerichtspräsidenten aufgestört hat. Ein nationalliberales Blatt, das in seinen Leitartikeln das überhandnehmende Laster der Volksumschmeichlung wiederholt mit beredten Worten gegeißelt hat, legt gegen Herrn Drenkmanns Standpunkt entschieden Verwahrung ein. Mit Bedauern verzeichnet es den Eindruck, daß der Präsident des obersten preußischen Gerichtshofs die Auswahl der Richter „von äußerlichen Dingen, wie der Zugehörigkeit zu guten Familien, abhängig machen“ will. Es sei das ein gänzlich ungreifbarer, beliebig auszulegender Begriff; Familien, die sich für gute, ja für die besten hielten, würden oft von andern Leuten ganz anders klassifizirt. Nach einem Hinweis auf die verfassungsmäßige Gleichheit aller Preußen vor dem Gesetz und auf den ebenfalls nicht beschränkten Zutritt zu den öffentlichen Ämtern folgt die bündige Erklärung, daß nur die Tüchtigkeit und die Leistungen bei der etwa erforderlichen (!) Auswahl entscheiden dürften, nimmermehr die Zugehörigkeit zu irgend einer Kategorie von Familien.

Ist es möglich, diese wohlfeile Forderung eines vollkommnen und folglich unerreichbaren Zustandes ernst zu nehmen? Wie in Preußen ist er bekanntlich auch in andern Ländern schon seit Jahrzehnten gesetzlich sanktionirt. Dennoch weiß jedes Kind oder wenigstens jeder Erwachsene, daß seine gesetzliche Zulassung noch nirgends

die Kraft gehabt hat, auch seine Verwirklichung zu ermöglichen, daß mit andern Worten die Proklamirung der gesetzlichen Gleichheit aller Staatsbürger noch in keinem Lande vermocht hat, die thatsächliche Ungleichheit der Menschen und ihre Wirkungen zu beseitigen. Ist doch die Vorstellung, als könnte jemals das Zweite die Folge des Ersten sein, nicht verständiger als etwa das Verlangen, durch die Gesetzgebung auch die Länge unsrer Gliedmaßen einheitlich zu regeln. Wie ihre Ungleichheit wird auch die aller übrigen menschlichen Verhältnisse durch Verkennung und Ableugnung nicht aus der Welt geschafft. Auch wer sie nicht für ein Naturgesetz, sondern für das Produkt einer unnatürlichen geschichtlichen Entwicklung hält, wird sie noch lange ertragen müssen. Denn das Produkt einer ursprünglich unnatürlichen Entwicklung würde sich doch im Laufe der Jahrtausende unzweifelhaft derart mit unserm Wesen verschmolzen haben, daß der Versuch seiner Entfernung auf dem Wege des operativen Eingriffs auch dem geschicktesten gesetzgeberischen Chirurgen mißlingen müßte.

Oder ist etwa trotz alledem in den großen Republiken der Neuzeit, in Frankreich und in den Vereinigten Staaten, das Ideal der allgemeinen bürgerlichen Gleichheit verwirklicht? Jeder Kundige weiß das Gegenteil; und die Stärke der Arbeiterbewegung in beiden Ländern kann auch den Unkundigen eines bessern belehren. Besitz und Bildung verleihen dort dasselbe Übergewicht wie in Deutschland; und wenn hervorragenden Menschen von niedrer Herkunft in den Republiken der Weg zu den höchsten Ehrenstellen offensteht, so ist das in Preußen von jeher der Fall gewesen. Bekanntlich war Scharnhorst der Sohn eines Bauern, und der Feldmarschall Derfflinger hatte seine Laufbahn als Schneider begonnen. In einem freilich sind die Vereinigten Staaten und Frankreich und sind auch die englischen Kolonien dem deutschen Reiche voraus: in dem alles beherrschenden Einfluß des Geldes.

Mächtig genug hat er sich ja auch in unserm Vaterlande ausgewachsen, und wer vermöchte ein Ende dieses Wachstums vorauszusagen? Noch aber sind die Gegengewichte gegen die aufstrebende Plutokratie in Deutschland stärker als in Frankreich, Amerika oder Australien; nämlich die Gegengewichte der Mannszucht des Heeres und der Rechtschaffenheit des öffentlichen Dienstes in allen seinen Zweigen. Beide Vorzüge finden noch heute ihre Nahrung da, wo sie sie von Alters her gefunden haben: in dem Elternhause der Männer, denen die verantwortlichen Stellen übertragen werden; in ihrer Herkunft aus guten Familien.

„Ein gänzlich ungreifbarer, beliebig auszulegender Begriff,“ erwidert der Kritiker des Präsidenten Drenkmann. Merkwürdig; der Sprachgebrauch pflegt sich doch sonst nicht mit unverständlichen Ausdrücken zu belasten; und daß der Ausdruck gute Familie dem landläufigen Sprachgebrauch angehört, wird wohl nicht bestritten werden. Unser Volk versteht darunter eine Familie, die in ihrem Verkehrskreise eine geachtete Stellung einnimmt, eine Familie, die „etwas auf sich hält.“ Man frage nur den ersten besten Landsmann: Kaufmann, Bauer oder Handwerker, ob die Frau seines Nachbarn aus guter Familie ist; er wird ohne Zweifel die richtige Antwort geben.

Es handelt sich also um einen gesellschaftlichen Ausdruck, in dessen Zusammensetzung das Wort gut ebenso wenig einen moralischen Sinn hat wie beispielsweise in den Ausdrücken eine gute Köchin oder ein gutes Pferd. Wollte jemand ausdrücken, daß die Mitglieder einer bestimmten Familie moralisch gute Menschen sind, so würde er nicht sagen, die X sind eine gute Familie, sondern die X sind gute Menschen. Das eine ist vom andern ganz unabhängig. Deshalb kann auch mo-

ralischer Unwert einzelner Familienglieder unter Umständen die gesellschaftliche Stellung der Familie völlig unberührt lassen. Diese entsteht und vergeht nach den eigentümlichen ungeschriebnen Gesetzen der Gesellschaft, die zu den Sittengesetzen nicht in dem Verhältnis des Gegensatzes, aber unzweifelhaft in dem begrifflicher Verschiedenheit stehen.

Wenn die so gegebne Bestimmung des Begriffs der guten Familie zutrifft, so ist ohne weiteres ersichtlich, wie schief es sein würde, hinter den Äußerungen des Präsidenten Drenkmann gesellschaftliche Vorurteile zu suchen. Es ist ihm ganz gewiß nicht darum zu thun, in seinem Aufsichtsbezirk nur noch Richtern mit englischen Absätzen und weiten Beinkleidern zu begegnen. Sondern was seine Äußerung in Wahrheit besagt, ist das Verlangen nach möglichster Gewähr für die Eigenschaft des Richterstandes, die noch immer für sein unentbehrlichstes Requisit gegolten hat: die Unparteilichkeit.

Das wäre denn doch noch zu zeigen, mag der geneigte Leser denken, was Unparteilichkeit mit der Herkunft aus guter Familie zu schaffen haben soll. Genau genommen mehr als mit der wissenschaftlichen Ausbildung. Denn Unparteilichkeit setzt die Gewohnheit der Selbstbeherrschung voraus, da der Mensch als empfindendes Wesen von Natur parteiisch ist. Gewohnheiten aber werden bekanntlich nicht angeboren, sondern anerzogen; und mehr als von irgend einer andern gilt dies von der schwersten: der Gewohnheit der Selbstbeherrschung. Wo man auch dieses edle Gewächs antreffen mag, immer ist es die Errungenschaft einer strengen Erziehung, einer festen Schulung des Willens von Kindheit an. Und läßt sich etwa endlich bestreiten, daß solche strenge Erziehung ein thatsächliches Privileg eben der Familien ist, die „etwas auf sich halten," in denen es eine Überlieferung giebt, mag sie auch erst vom Großvater oder vom Vater herrühren?

Absichtlich ist im vorstehenden gerade die Unparteilichkeit der Richter mit der sozialen Grundlage des Richterstandes in Verbindung gebracht, weil dieser Zusammenhang am wenigsten an der Oberfläche liegt und deshalb am seltensten erkannt wird. Die Herkunft des Richters aus guter Familie stellt aber auch andre Vorzüge in den Dienst der Rechtsprechung, auf die sie nur zu ihrem Schaden verzichten kann, wenn sie ihr auch nicht in gleichem Grade unentbehrlich sind wie die Unparteilichkeit. Weite des Gesichtskreises, Sicherheit und Würde des Auftretens, Fähigkeit zur Leitung einer Verhandlung, das alles sind Eigenschaften, die erfahrungsmäßig nicht ohne Wahl über die Welt zerstreut sind, sondern sich fast immer auf einem sozialen Boden entwickeln, der sich schon in einer gewissen Kultur befindet. Will doch Eduard von Hartmann harmonisch gebildete Persönlichkeiten durchschnittlich nur in Familien gefunden haben, die mindestens drei Generationen hindurch in Wohlstand und Bildung gelebt hatten. („Das Judentum in Gegenwart und Zukunft.") Durch vereinzelte Ausnahmen werden auch solche Regeln nicht widerlegt, sondern bestätigt.

Fast wörtlich dasselbe, was der Präsident des Kammergerichts im Herrenhause erklärt hat, sagte dem Schreiber dieser Zeilen schon vor Jahren ein alter Richter, der von gesellschaftlichen Vorurteilen sehr weit entfernt war. Herr Drenkmann hat lediglich in autoritativer Weise ausgesprochen, was jeder wußte, der im praktischen Leben steht. Nur dieser Mut seiner Meinung hat ihn zur Zielscheibe unverdienter Angriffe gemacht; eben dieser Mut aber sichert ihm die rückhaltlose Anerkennung jedes Deutschen, der in den herkömmlichen Verbeugungen der öffentlichen Meinung vor der französischen Gleichheitsphrase eine der schlimmsten Schwächen der Gegenwart erkennt.

Arnold von Senfft

Deutscher Kolonien- und Zeitungsklatsch. Wer unter Deutschen im Auslande gelebt hat, der hat die unglaubliche Kraft erfahren, die ein so unscheinbares häßliches Ding wie der kleinliche neidische Philisterklatsch in der Zerklüftung und allgemeinen Schwächung der deutschen Gesellschaft leistet. In dem harten verbitternden Kampf ums Leben, den so viele von unsern Landsleuten unter national ungünstigen Verhältnissen durchzuringen haben, aber auch in den mitgebrachten kleinstädtischen und Bierhausgewohnheiten findet diese Wucherpflanze den fettesten Boden. Mehr, als die daheim unter größern Verhältnissen lebenden glauben, wirkt sie zerstörend auf die großen Gedanken und Handlungen einzelner, lähmt Schwung und Opferbereitschaft. Wir möchten hier ein Beispiel festnageln, wie ein Spiegelchen an die Wand. Ein junger Deutscher, Dr. Hermann Meyer, der sich jahrelang zu einer wissenschaftlichen Reise vorbereitet hat, kommt nach Brasilien mit einer auf seine Kosten gut ausgerüsteten Expedition, mit der er im Innern des Landes geographische und ethnographische Forschungen machen will. In den letzten Jahren haben auch andre Deutsche, besonders Von den Steinen, sich dort unter fast unbekannten Indianerstämmen Lorbeern geholt und einige von den unbehaglichen leeren Stellen der geographischen Karte ausgefüllt. Da es in Südbrasilien in der Nähe der deutschen Kolonien von Sa. Catarina noch zerstreute wilde Indianer giebt, beschloß Dr. Meyer diese zuerst aufzusuchen. Es wurde ihm mitgeteilt, daß in einem bestimmten Gebiet diese Wilden, Bugres genannt, gesehen worden seien, er begab sich also dorthin und ließ sich in einer einsamen Waldhütte nieder, um mit den scheuen, von den Kolonisten gefürchteten und gehetzten Leuten in einen friedlichen Verkehr zu kommen. Aber nachts wurde die Hütte von ihnen durch Steinwürfe und Pfeilschüsse angegriffen und Dr. Meyer gezwungen, sich zurückzuziehen. Ohne sein Zuthun telegraphirt ein übereifriger Zeitungsmann die Geschichte nach Deutschland, und unsre Landsleute haben Mühe, ihre Angehörigen telegraphisch zu beruhigen. Während sie nun ihre Reise fortsetzen, die sie jetzt in das Innerste von Brasilien geführt hat, geht durch deutsche Zeitungen eine südbrasilische Korrespondenz eines westfälischen Lokalblattes, die den nächtlichen Angriff für einen lustigen Streich der Kolonisten erklärt. Sie hätten sich gern die dreihundert Milreis verdienen wollen, die Dr. Meyer dem versprochen habe, der ihm den ersten wilden Indianer zeigen würde. Am Schluß wird in hämischer Weise von den Errungenschaften für die „deutsche Wissenschaft" gesprochen, die von der Expedition zu erwarten seien, wenn sie noch mehr solche Entdeckungen machen würde. In Deutschland, wo man sich bis dahin wenig um die doch immerhin erfreuliche, bei uns noch seltne Thatsache gekümmert hatte, daß ein Sohn aus reichem Hause seinen Überfluß auf wissenschaftliche, nicht ungefährliche, jedenfalls entbehrungsreiche Reisen verwendet, griffen die verschiedensten Zeitungen den Klatsch begierig auf. Sogar die Beilage der Allgemeinen Zeitung bringt die südbrasilianische Korrespondenz wörtlich unter ihren langweiligen Personalnotizen aus der wichtigthuenden Welt der deutschen Professoren, die zu Hofräten, Geheimen und Obergeheimen ernannt, mit Orden geschmückt oder durch eine Berufung beglückt werden. Jede druckt den hämischen Zusatz mit ab, keine giebt sich die Mühe, in den weitverbreiteten Fachzeitschriften nachzusehen, ob diese Expedition nicht schon nennenswertes geleistet habe, oder wie Dr. Meyer selbst den Überfall darstellt. Es genügt eben, daß ein deutscher Landsmann aus eigner Kraft und mit eignen Mitteln etwas nicht ganz alltägliches unternimmt und anstrebt, um ihn den Philistern verdächtig zu machen.

Litteratur

Gotteshilfe. Gesammelte Andachten von Friedrich Naumann. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1896

Auch denen, die dem sozialpolitischen Wirken Naumanns mit etwas bedenklichen Blicken zusehen, die nicht allem zustimmen können, was allwöchentlich seine „Hilfe" von der zweiten Spalte an bringt, auch denen werden, falls sie nicht der Parteigeist hassen gelehrt hat, die kleinen Andachten, die in der ersten Spalte jeder Nummer auf die Gotteshilfe hinweisen, Erbauung und Freude gewährt haben. Sie zeigen, daß Naumann versteht, das Evangelium dem Volke unsrer Zeit in alter Reinheit und Schlichtheit zu predigen und dabei doch auf die Fragen der Herzen unsrer Tage erquickende Antworten zu geben. Wer die Andachten der „Hilfe" aus dem vorigen Jahre gern gesondert haben und sich noch öfter daran erfreuen möchte, oder wer die „Hilfe" selbst nicht kennt und Naumann lieber erst einmal als Prediger kennen lernen möchte, den machen wir auf das genannte Büchlein aufmerksam.

Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen auf geschichtlicher Grundlage. Für die Hand des Lehrers, sowie zum Selbstunterricht. Von Dr. K. Schenk. Leipzig, B. G. Teubner, 1896

Deutsch, Geschichte und Geographie sind die Unterrichtsfächer, denen in der Hauptsache die Aufgabe zufällt, in unsern Schülern eine gesunde Mitte zwischen konservativer und fortschrittlicher Gesinnung wo nicht herzustellen, so doch zu ermöglichen. Den vorläufigen Versuchen, zu diesem Zwecke die Geschichtsstunden in den obersten Klassen der höhern Schulen auf eine weitere Grundlage zu stellen und dem Schüler auch in wirtschaftliche und soziale Wandlungen den Einblick zu gewähren, den er zu thun vermag, reiht sich dieser mit der Absicht an, namentlich durch die ableitende (d. h. im modernen Sinne allein wahrhaft geschichtliche) und die vergleichende Methode zu wirken. Das erste halten wir für so notwendig wie das zweite für überflüssig. Eine Gleichung wie (S. 155): Deutschland 1648 = Hellas um 190 (das Gegenüber von corpus evangelicorum und corpus catholicorum entspreche dem achäischen und dem ätolischen Bund, das stammverwandte Schweden dem stammverwandten Mazedonien, der zweite sich einmischende Staat Frankreich dem alten Rom und das Jahr 1806 dem Jahre 146) ist eine bloße persönliche Spielerei des Lehrers. Ein rechter Wirklichkeitssinn kann nicht durch derartige Parallelen, sondern nur dadurch geweckt werden, daß jede Zeit rein aus ihren besondern Bedingungen heraus erklärt wird. Auch Fragen wie (S. 169): „Wäre nicht im sechzehnten Jahrhundert eine große Reichsreform mit Hebung der untern Stände möglich gewesen?" oder (S. 170): „War im ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts eine Kräftigung der Zentralgewalt herbeizuführen?", die Schenk beide mit „Vielleicht" und einer weitern Erörterung darüber beantwortet, wie etwa die Dinge anders hätten verlaufen können, halten wir für zwecklos.

Der Geschichtslehrer braucht heute eine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Bildung, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wer sich die erworben hat, der kann aller derartigen „Belehrungen" entbehren, wer nicht, der wird sie sich, fürchten wir, auch aus diesen hier nicht holen; dazu sind sie zu knapp abgefaßt. Auch philologisch sind sie nicht tadellos, „gereit" z. B. in dem Schlußstück der zwölf Bauernartikeln ist nicht unser „gerade," sondern eine alte Nebenform zu „bereits."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Noch einmal das deutsche Reich und die Kurie

Die Grenzboten haben im 21. Hefte einen Aufsatz über das Verhältnis des deutschen Reichs zur Kurie gebracht, worin diese wichtige Frage mit einer ganz hervorragenden Kenntnis des Gegenstands behandelt wird. Gleich im Anfang spricht der Verfasser einen Satz aus, womit er für jeden, der über die Sache nachgedacht hat, den Nagel auf den Kopf trifft: „Der Mangel an Vertrautheit mit den Überlieferungen und mit der Sprache der Kurie hat zur Folge, daß die öffentliche Meinung [nämlich bei uns in Deutschland; in Frankreich und vollends in Italien keineswegs!] stets schwankt zwischen Überschätzung und Unterschätzung der Kundgebungen, der Absichten und der Machtmittel Roms.“ In diesem Nichtkennen und Nichtwissen hat ja, wie jeder jetzt leicht sagen kann, das traurige Mißlingen unsers ganzen Kulturkampfs seinen Grund gehabt.

Zu den Kennern zu gehören, oder gar damals, als die Frage noch im Fluß war, schon gehört zu haben, will ich mich nun nicht vermessen, wenn ich heute zu jenem Aufsatze einige Nachträge zu geben versuche. Mein Wissen beruht hier vielmehr auf dem, was mich kluge Männer zu verschiednen Zeiten gelehrt haben. Man wolle diese Bemerkungen nur wie Illustrationen ansehen, die ein Sonntagspolitiker gewissermaßen aus der Mappe seiner Erinnerungen zu einem bereits feststehenden Texte giebt. Solche kleine Bilder können der mit vollständiger Sachbeherrschung geschriebnen Darstellung nichts wesentliches mehr hinzufügen. Vielleicht wird aber manchem Leser eine einfache Erzählung ganz konkreter Züge noch deutlicher zum Bewußtsein bringen, in welchem Maße der Verfasser jener Darstellung Recht hat. Er sagt, indem er zwei Wendepunkte in der Geschichte dieser Frage scharf auseinanderhält: „Man hat in Deutschland die Absichten der Kurie überschätzt, als der neue Glaubenssatz von der Unfehlbarkeit des Papstes vorbereitet, beraten, beschlossen und ver-

kündet wurde," und: „Man hat die Machtmittel der Kurie unterschätzt bei der Eröffnung des Kulturkampfes." Ich weiß nicht, ob das so ganz zu meinen Wahrnehmungen stimmen wird. Doch ich gehe zur Sache.

Im Winter 1871/72, also anderthalb Jahre vor den Maigesetzen hatte ich zufällig Gelegenheit, einen öffentlichen Vortrag über das letzte vatikanische Konzil zu hören von einem unsrer ersten Kirchenrechtslehrer. Die Verkündigung des Dogmas durch Pius IX. am Abend des 18. Juli 1870 in Sankt Peter unter dem Beifall einiger piepsenden Nonnen wurde als der folgenlose Abschluß einer prächtigen, nichts bedeutenden Maskerade geschildert. Von irgend welchen weitern Absichten der Kurie oder gar von deren Überschätzung war da nichts zu spüren, weder bei dem Vortragenden, der doch für einen hervorragenden Kenner des katholischen Kirchenrechts galt, noch bei seinem sehr intelligenten, aus den besten Kreisen zusammengesetzten Publikum, dem die „piepsenden Nonnen" das meiste Vergnügen zu bereiten schienen. Mehrere Jahre später, nach der Annahme der Maigesetze, brachten dann die Zeitungen aus München wieder einmal eine ihrer Mitteilungen über den päpstlichen Nuntius (es war damals Jacobini) und meldeten zugleich, vom preußischen Kultusminister sei der Rat Soundso zu einer Besprechung hingeschickt worden. In einer Abendgesellschaft, wo darauf die Rede kam, meinte ein Anwesender: „Ach, wenn sie keinen gefährlichern Gegner haben für den schlauen Monsignore, als meinen Freund X, dann thun mir die Maigesetze leid." Der so sprach, war ein kluger Mann, und „seinen Freund" pflegte er in solchem Zusammenhange jemanden zu nennen, wenn er von ihm, mochte dieser auch im übrigen ebenfalls recht klug und vortrefflich sein, durch das Prädikat und ein begleitendes unendlich komisches Lächeln ausdrücken wollte, daß der betreffende in besagtem Falle eine fragwürdige Rolle spiele. Und dann setzte er uns auseinander, daß solche Leute, die einem solchen Monsignore gewachsen wären, wahrscheinlich überhaupt in keinem deutschen Kultusministerium zu finden wären, möchten sie nun Geheimräte heißen oder nicht. Das müßten entweder hochgebildete katholische Geistliche sein oder, da es damit für derartige Missionen in dem protestantischen Preußen wohl seine Schwierigkeit haben würde, besondre Talente, vornehme Kenner der Verhältnisse. Ob es die aber jetzt gebe, wisse er nicht. „So gut sie den aber hinschicken, könnten sie mich auch schicken," meinte er zuletzt, und bis auf diesen Schluß, für dessen Richtigkeit niemand einstehen kann, wird man, auch ohne etwas weiter von diesem meinem Gewährsmann oder von jenem Geheimrat zu wissen, heute wohl zugeben, daß das richtig geurteilt war. Der Mann war jedoch kein Kirchenrechtslehrer, aber er hatte als Evangelischer unter Katholiken am Rhein gelebt, und die Macht Roms und ihre äußern Zeichen hatte er mit seinen klugen Augen auch öfter an ihrem Muttersitz betrachten können.

Damals war ich schon selbst in der Lage, jenen Ansichten, die in der

Gesellschaft keineswegs allgemeine Billigung fanden, nicht nur zuzustimmen, sondern auch aus eigner Weisheit einiges zu ihrer Bestätigung beizutragen. Das heißt, es war doch eigentlich nicht meine Weisheit; ich hatte sie mir nur angeeignet aus den Unterhaltungen mit einem ältern Freunde, den ich seit meiner Jugend kannte, dem ich von Zeit zu Zeit immer wieder begegnet bin, und dem ich vielleicht das meiste verdanke von dem, womit ich mich nicht streng berufsmäßig zu beschäftigen gehabt habe.

Mein Freund F. war zuletzt preußischer Landrat und ist vor kurzem in hohem Alter gestorben. Preußische Landräte können ja nun bekanntlich sehr verschieden sein. Dieser war vom Leben viel herumgeworfen worden, hatte auch als Beamter eine wechselvolle Laufbahn hinter sich und sah sich am liebsten als einen späten Schüler Justus Mösers an, aus dessen osnabrückischer Heimat er auch stammte. Vorübergehend war er auch einmal Referent für Volksschulsachen in einem der ehemaligen hannöverschen Kultusministerien gewesen. Mit diesem meinem alten, unvergeßlichen Freunde F., meinem Lehrmeister auf manchem Gebiete unsrer vielgestaltigen Welt, hatte ich nun im Herbst 1872 verschiedne Unterhaltungen über den damals schon in Aussicht stehenden Kulturkampf. Bismarck hatte im Mai vorher das berühmte Wort von dem Gange nach Canossa gesprochen.

Wir sind leicht geneigt, bei Vorgängen, die wir erlebt und mit besonderm Interesse verfolgt haben, durch nachträgliche Zusätze aus unsrer spätern Erfahrung unsre Erinnerungen unbewußt zu fälschen. Ich weiß mich davon in diesem Falle frei, denn ich habe meine Eindrücke treu bewahrt und könnte einzelnes wörtlich wiedergeben. Er vertrat also, um es kurz zu sagen, ruhig, ja mit einer seinem Wesen eignen und im Vergleich zu der damaligen Stimmung der meisten auffällig kühlen Sachlichkeit die Ansicht, daß der Staat den Kampf nicht aufnehmen dürfe, weil er ihn verlieren müsse. Ich glaubte das ebenso wenig wie die meisten andern zu jener Zeit. Man stand noch unter dem frischen Eindruck eines neuen, starken Nationalgefühls, und man vergaß darüber sich zu fragen, ob dieses zunächst auf dem Politischen ruhende Bewußtsein auch imstande sein werde, der Kurie gegenüber die beiden durch ihren Glauben getrennten Teile des deutschen Volkes zusammenzuhalten. Man schätzte die Macht Preußens mit Recht sehr hoch, und man nahm mit demselben Recht an, daß diese Macht durch die Reichseinheit noch vergrößert worden sei. Aber man bedachte nicht, daß das Reich nach seiner Verfassung in kirchlichen Angelegenheiten gar nicht einheitlich vorgehen konnte, daß dem Papst gegenüber also für Preußen mit der neuen politischen Ordnung nichts gewonnen war. Vermutlich hat sich mein Freund über diese Dinge schon damals ebenso klar und bestimmt ausgesprochen, wie heute jeder darüber denkt, wenigstens darüber denken kann. Ganz bestimmt erinnere ich mich der Unterhaltung eines Tages, wo ich ihn fragte, wie er sich den Verlauf dächte. „Die Sache wird ähnlich

kommen, sagte er, wie einst unter Heinrich IV. Die Geistlichen werden abgesetzt, sie werden auch gefangen gesetzt werden. Der Gottesdienst, den die Kurie will, wird aufhören. Andre Geistliche wird das Volk seiner Mehrheit nach nicht wollen. Die Glocken werden an vielen Orten nicht mehr zur Kirche läuten. Es wird dann dort in den katholischen Landesteilen sein, wie einst unter dem Interdikt. Das wird eine Zeit lang dauern; man wird sehen, daß das katholische Volk auch das erträgt. Aber der Staat kann es nicht lange mit ansehen. Er muß zuletzt nachgeben, weil die Kurie nicht nachgiebt.“ In dieser Überzeugung blieb er ohne Wanken. Seinem überlegnen Lächeln gegenüber kam es mir äußerst seltsam vor, daß die leitenden Männer in Preußen gerade das vorzubereiten im Begriffe standen, was er auf Grund seiner Kenntnis der katholischen Kirche von vornherein für thöricht und hoffnungslos ansah. War er denn der einzige unter den Klugen? Und es kamen mir Gedanken gerade in der Richtung des Themas hin, das in dem Aufsatz im 21. Heft behandelt ist. Ich fragte also meinen Freund, woher er denn seine Kenntnis hätte und ob man die denn nicht auch etwa im preußischen Kultusministerium haben könnte? „Ob man dort jetzt Männer hat, die die Kurie kennen, meinte er, darüber bin ich zu wenig unterrichtet. Bei uns, d. h. im ehemaligen Hannover, hätte man sie gehabt. Wir wußten aus dem, was wir in unsern verschiednen kleinen konfessionell gemischten Gebieten gelernt hatten, ganz genau, wie weit wir der Kurie gegenüber gehen konnten.“ Das sagte er mit einer überlegnen Ruhe, die solche Auseinandersetzungen von ihm besonders eindrucksvoll machte. Dann fuhr er mit seinem freundlichen Lächeln fort: „Uns wird man nicht mehr fragen, aber wenn man es wollte, würde man wohl Leute finden, die die richtige Auskunft zu geben wüßten. Und Sie werden sehen, daß wir Recht behalten. Die Kurie gewinnt, und der Staat muß klein beigeben.“

Sachlich ist hierüber heute nichts mehr zu sagen. Wohl aber verdient das Wort des vortrefflichen Mannes nicht vergessen zu werden, weil es schon früh gerade aus der Kenntnis der Kurie hervorgegangen ist, die der Verfasser des Aufsatzes im 21. Heft vermißt. Und sie ist ja, wie er zeigt, auch jetzt noch selten. Darüber noch einige Worte.

Manche unsrer evangelischen Universitätstheologen der freiern Richtung meinen jene Kenntnis zu haben. Aber sie würden, wenn auf ihre Meinung einmal praktisch etwas ankäme, ebenso Schiffbruch erleiden wie Falk. Sie studiren die Kirchengeschichte aus Büchern und sind auch wohl alle einmal in Rom gewesen. Aber das reicht doch noch lange nicht. Denn die Kenntnis, von der hier die Rede ist, kann nur unmittelbar erworben werden, im Verkehr mit Katholiken, in katholischen Landen, oder innerhalb der katholischen Kirche selbst als deren Mitglied. Wer sich aber in dem letzten Falle befindet, der steht selten frei genug da, um sein Wissen den Andersdenkenden zur Verfügung zu stellen. Darum sind Mitteilungen von Ottokar Lorenz oder Carl Jentsch,

wenn sie dieses Gebiet berühren, für uns Evangelische so wertvoll, während sogar ein so gründlich aus Büchern unterrichteter Mann wie Heinrich v. Eicken in seinem Werke über die mittelalterliche Weltanschauung hinsichtlich der doch noch immer im Leben zu beobachtenden katholischen Kirche mit seinen Ansichten vielfach fehlgegangen ist. Diese schematische Auffassung, sagt einmal Lorenz, sei schuld, daß der protestantische Liberalismus die katholische Kirche vergeblich bekämpft habe. Die liberalen evangelischen Theologen fanden, indem sie sich selbst so viel höher vorkamen, das „Gespenst" der mittelalterlichen Weltanschauung „für seine Zeit" gar nicht so übel und behandelten es darum besser, als sie mit ihren eignen orthodoxen Kollegen umzugehen pflegten. In diesen Kreisen war es ja seit den Tagen des Vatikanischen Konzils, man möchte sagen, förmlich Modesache, mit dem Stiftspropst von Döllinger zu kokettiren, als ob sich der mit einemmale zu den protestantischen Theologen gerechnet hätte. Ob der hohe Herr seinen neuen Freunden diese Ehre gedankt oder sie nicht vielmehr im stillen freundlich zurückgewiesen hat, wie so mancher Altkatholik es laut gethan hat, den man auf protestantischer Seite dazumal ohne weiteres freudig umschlingen wollte — das ist nicht überliefert. Aber unerbittlich hat mit seiner nicht zu bestechenden Treue noch viel später Treitschke in seiner Deutschen Geschichte darauf aufmerksam gemacht, wie Döllinger sich einst gegen Evangelische, wie Harleß und Thiersch, verhalten hat in den vierziger Jahren, wo seine „mannichfachen Häutungen noch niemand ahnen konnte."

Die Täuschung über die Macht und das Wesen der Kurie unter den Evangelischen ist alt und hat schon früh bei uns Kreise erfaßt und einzelne amtlich hochstehende oder geistig bedeutende Männer beherrscht, bei denen uns das als Wahrnehmung heute wunderbar berührt. Als man nach den Befreiungskriegen in Deutschland an eine katholische Nationalkirche dachte, war man über die reaktionären Gesinnungen eines Pius VII. ganz im unklaren. Und gleich nach dessen Tode übernahm der Freiherr von Bunsen in Rom die diplomatischen Geschäfte selbständig und trieb zum Schaden Preußens Kirchenpolitik, wie ein Nachtwandler, und galt dabei doch bei seinen Zeitgenossen für einen Staatsmann und einen Diplomaten, während er doch alles andre eher gewesen ist als das. Und sogar Ranke schrieb in seiner Geschichte der Päpste (Vorrede von 1834): „Die Zeiten, wo wir etwas fürchten könnten, sind vorüber; wir fühlen uns allzugut gesichert." Wie gut — das sah er erst später ein, bei einer neuen Auflage im Jahre 1874, wo er die Worte wieder las, und sie ihm eben so seltsam vorkamen, wie uns allen jetzt!

Ja, die Kurie ist klug. Weltklug und vornehm steht sie da. Trotz aller Niederlagen der einzelnen Päpste steht sie aufrecht wie vordem und führt alle Evangelischen hinters Licht, die sich zu ihrem eignen Schaden für klüger halten. Äußerlich hat ja wohl fast jeden einmal die glänzende Erscheinung berückt, wenn er sie am Orte ihres uralten Sitzes sich vor seinen Augen aufthun sah.

Mancher denkt dann, wenn er sich nach den ersten überraschenden Eindrücken wieder zurechtgefunden hat, in diesen Dingen, die doch schließlich nur Äußerlichkeiten sind, mehr erfaßt zu haben als seine Mitmenschen und tritt bald als ihr Lehrer auf. Das giebt die vielen unberufnen Verfasser von Korrespondenzen aus Rom für unsre deutschen Zeitungen. Die Herren sind meistens noch recht jung, manchmal nur Monatsreisende und treiben alle ihr lustiges Gewerbe im Nebenamt. Das höchste ihres Ehrgeizes und zugleich ihrer Thorheit pflegen Mitteilungen über den Vatikan zu sein. Kluge Katholiken und die Eingeweihten überhaupt lächeln darüber, und in manchen Zeitungsredaktionen faßt man diese Schriftsteller von vornherein nur komisch auf. Gleichwohl werden diese Korrespondenzen bis auf den heutigen Tag weitergedruckt. Sie sind ein Stück jener Unkenntnis von Rom, über die wir hier reden.

Vor vielen Jahren kannte ich einen fröhlichen Gesellen, der von seinem ganz besondern Lebensstandpunkt aus die Kurie ansah und zwar durchaus richtig, und der sehr unterhaltend und lehrreich über diese Dinge zu sprechen wußte. „Soll sich doch keiner dieser Gelbschnäbel einbilden, sagte er manchmal, daß auch nur der geringste Prete oder Abbatino irgend etwas aus dem Vatikan einem mitteilt, dessen er nicht ganz sicher ist, geschweige denn einem, den er in dem Verdacht hat, daß er etwas in eine Zeitung schreiben werde. Mir würden sie schon etwas sagen, denn sie wissen, ich treibe solche Thorheiten nicht und habe weiter keinen Ehrgeiz als jahraus jahrein meine Handschriften zu wälzen.“ Und dann gestikulirte er mit seiner schmalen, weißen, aristokratischen Hand und stellte, lebhaft nachahmend, dar, wie er bisweilen der Ehre teilhaftig würde, daß einer der klugen Monsignori die Hand unter seinen Arm schiebe und mit ihm vertraulich ein paarmal im Cortile auf und nieder wandle, sowie wir es manchmal bei Passini oder Heylbuth gemalt sehen, und daß dann der Schweizer beinahe die Hellebarde vor ihm schultere, wenn er allein in das Arbeitszimmer zurückkehre. „Ja ja, pflegte er dann zu schließen und strich dabei seinen langen Schnurrbart, klug sind sie, diese Monsignori, aber sie wissens auch, und kein Nordländer, der mit ihnen zu thun hat, soll denken, daß er klüger sei, wenn er nicht selbst der Düpirte sein will!“

Zur Lage des Grundbesitzes

Zur Beurteilung der Lage des Grundbesitzes bringen einige neuere Veröffentlichungen bemerkenswerte Beiträge. So vor allem das von der österreichischen Statistischen Zentralkommission unter Leitung des bekannten Volkswirts Dr. C. Th. v. Inama-Sternegg herausgegebne fünfte Heft des fünfundvierzigsten Bandes der „Österreichischen Statistik“ eine statistische Darstellung des Geschäftsverkehrs der Grundbuchämter (Veränderungen im Besitz- und Lastenstande der Realitäten). Abgesehen von den Ländern Vorarlberg, Küstenland, Galizien und Bukowina, wo die Grundbuchverhältnisse erst in jüngster Zeit oder noch gar nicht geordnet sind, sind die den Ausweisen der Grundbuchämter entnommnen Zahlen zuverlässig und lassen erfreulicherweise erkennen, daß sich seit mehreren Jahren die Grundbesitzverhältnisse, namentlich aber der Stand der hypothekarischen Belastung nicht nur nicht ungünstig entwickelt hat, sondern sogar Fortschritte zur Gesundung zu machen scheint. Allerdings schließt das Zahlenwerk mit Ende 1893 ab, aber die erst im laufenden Jahre abgefaßte Einleitung berechtigt zu der Annahme, daß ein Umschwung zum schlechtern seitdem nicht wahrnehmbar geworden ist. Was zunächst die Häufigkeit des Besitzwechsels betrifft, so geben die mitgeteilten Zahlen für die Jahre 1888 bis 1893 ein günstiges Bild. In allen im Reichsrate vertretenen Ländern, mit Ausnahme der vier oben genannten, also in Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol, Böhmen, Mähren und Schlesien betrug der Flächeninhalt sämtlicher „Realitäten,“ die aus irgend einem Grunde den Besitzer gewechselt haben:

1888	4,57	Prozent	1891	4,63	Prozent
1889	5,24	„	1892	4,46	„
1890	4,66	„	1893	4,60	„

des Gesamtareals. Der Herausgeber bemerkt hierzu: „Der Besitzwechsel hielt sich also innerhalb der Grenzen, deren Innehaltung sowohl aus betriebswirtschaftlichen wie aus sozialpolitischen Rücksichten wünschenswert erscheint.“ Nicht minder günstig erscheint das Bild, das wir von den Veränderungen im „Lastenstande“ erhalten. Die Neubelastung betrug im Jahre 1885 in den zuletzt genannten zehn Ländern zusammen 264848898 Gulden in 247161 Posten,

im Jahre 1893 289831439 Gulden in 233394 Posten. Die Schwankungen in der Zwischenzeit sind unbedeutend. Der Hypothekenkredit ist also alljährlich in ziemlich gleichem Maß in Anspruch genommen worden, wobei aber erfreulicherweise die kleinen Darlehen bis zum Betrage von 500 Gulden „ununterbrochen und zugleich erheblich" abgenommen haben. Diese kleinen Darlehen schließen den größten Teil der „Notschulden" und namentlich fast alle durch Exekution eingetragnen Schulden ein, sodaß ihre jeweilige Zu- oder Abnahme ganz besonders bezeichnend ist für „die Wandlungen in den sozial- und finanziell-wirtschaftlichen Verhältnissen des kleinen und mittlern Grundbesitzes." Die Abnahme dieser kleinen Eintragungen belief sich von 1885 bis 1893 auf 17,3 Prozent, und unser Gewährsmann giebt als Hauptursache dafür ausdrücklich die „Besserung der finanziell-wirtschaftlichen Verhältnisse des kleinen Grund- und Realitätenbesitzes" an. Die in den Löschungen von Hypotheken zum Ausdruck kommende „Entlastung" des Grundbesitzes belief sich 1889 auf 208977634 Gulden in 190094 Posten und 1893 auf 208799209 Gulden in 193946 Posten. Auch hier ist eine gesunde Gleichmäßigkeit zu beobachten, wobei noch darauf hinzuweisen ist, daß die wirkliche Entlastung wohl viel größer sein wird als die buchmäßige, da sehr zahlreiche Tilgungsraten nicht zur Löschung angemeldet werden, auch alle Annuitäten- (Amortisations-) Zahlungen von den Grundbuchbehörden unberücksichtigt bleiben. Auch die Zahl der Zwangsverkäufe, sowohl im allgemeinen wie insbesondre von Grundstücken bis tausend Gulden, ist in den letzten fünf Jahren, und zwar seit 1890 ununterbrochen, zurückgegangen von 11985 auf 9505 und von 7804 auf 6541. Die Ursachen der Zwangsverkäufe sind in Österreich bisher nicht zum Gegenstande besondrer Erhebungen gemacht worden. Inama-Sternegg hält es für mehr als wahrscheinlich, „daß eine solche Erhebung auch in Österreich nichts andres ergeben hätte, als daß die Mehrzahl der jahraus jahrein vorkommenden Zwangsverkäufe in letzter Linie durch das persönliche Verschulden der davon Betroffnen selbst herbeigeführt worden ist, und daß die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse zum mehr oder minder häufigen Vorkommen derartiger Katastrophen nur insofern beitragen, als sie den Auflösungsprozeß finanziell herabgekommner Wirtschaften beschleunigen oder verzögern." Über den Stand des Zinsfußes bei Hypothekarschulden fehlen Angaben seit 1890. Im allgemeinen ist seit Ende der siebziger Jahre eine erfreuliche Erleichterung der Zinsenlast eingetreten, doch liegen in dieser Beziehung die Verhältnisse in Österreich noch immer sehr viel ungünstiger als in Deutschland. Hoffentlich wird die jetzt ernsthaft ins Auge gefaßte Fürsorge für billigen Kredit durch Darlehnskassen, öffentliche Kreditinstitute usw. namentlich dem österreichischen Bauernstande bald die erwünschte Erleichterung verschaffen. Ob sich die geplante „berufsgenossenschaftliche" Organisation der Landwirte in dieser Frage als praktisch bewähren wird, erscheint vielen in Österreich selbst noch zweifelhaft. Bei den Verhandlungen des sechsten öster-

reichischen Agrartages, die kürzlich veröffentlicht worden sind (Wien, Wilhelm Frick), sprach sich Freiherr v. Gudenus, ohne ernstern Widerspruch zu finden, darüber folgendermaßen aus: „Die berufsgenossenschaftliche Organisation spukt seit Jahren, und ich frage, was man damit meint. Wir haben ja den Nachbarverband in den uralten Gemeindeansiedlungen, der immer bestanden hat; jetzt suchen wir auf einmal eine berufsgenossenschaftliche Organisation. Wir haben eine politische Gemeinde geschaffen, die schlecht ist, und wir haben das wirtschaftliche Element in unserm Gemeindegesetze ganz totgeschlagen. Das Gemeindegut wird im Gesetze nicht als das betrachtet, was zur Förderung der Wirtschaft der einzelnen Grundbesitzer dienen soll, sondern als kapitalistische Einnahmequelle. Ebenso ist die Frage der Stierhaltung ausdrücklich im Gemeindegesetz nicht als Gemeindeangelegenheit erklärt, der Steuerzwang ist aufgehoben, kurz, wir haben im Gemeindegesetz jede wirtschaftliche Zusammengehörigkeit künstlich zu Grunde gerichtet, und heute ruft man nach Berufsgenossenschaften. Geben Sie der Gemeinde den Wirkungskreis, der ihr gehört, aber nicht den politischen, den sie nicht versteht, und den sie nur mit Subvention von Reich und Land kümmerlich ausübt. Dann brauchen wir keine Berufsgenossenschaften. Die Sachen werden viel einfacher gehen. Es wird der Betreffende, wenn er in schlechte Verhältnisse kommt, die Unterstützung wie in alten Zeiten vom Gemeindeverbande finden. Ich kann mich daher nur gegen die obligatorische Versicherung aussprechen, da ich überzeugt bin, daß bei der bäuerlichen Bevölkerung meine Ansicht nur bestärkt werden und eine Opposition gegen jeden Zwang gewaltig auftreten würde, so wie sie gegen das Heimstättengesetz aufgetreten ist, weil die obligatorische Aufstellung der Hauptgrund war, daß es nicht zur Entwicklung kam.“ Der österreichische Freiherr mag damit vielleicht etwas über das Ziel hinausgeschossen haben, in der Hauptsache hat der Mann Recht, auch für Deutschland.

Ja, auch für Deutschland! Was uns hier in neuester Zeit wieder im agrarischen Rettungswesen vorgesetzt worden ist, wenigstens von der preußisch-berlinischen Schule, ist denn doch arg. Herr Professor Sering (Berlin) hat gestattet, daß sein am 6. Februar dieses Jahres im deutschen Landwirtschaftsrat vorgetragner Bericht über die Schuldenerleichterung und Schuldenentlastung des ländlichen Grundbesitzes veröffentlicht worden ist. Es wäre das nicht zu begreifen, wenn man nicht annehmen müßte, daß bei diesen Herren Nothelfern allgemach die „Bauernrettung“ zur fixen Idee zu werden droht. Das Thema, das Sering zu behandeln hatte, bezog sich keineswegs nur auf die Bauern, und da er hauptsächlich vom Osten sprach, hätte man vor allem Vorschläge zur Rettung der Herren Rittergutsbesitzer erwarten sollen, die ja östlich von der Elbe am lautesten schreien und auch am elendesten daran sind. Aber diese Herren sind für die Experimente der neupreußischen Bauernretter doch etwas zu widerhaarige Objekte. Wagt man schon nicht, ihnen ernsthaft in ihre Wirt-

schaftsführung hineinzusehen, wie man es bei einem die Zahlungsunfähigkeit behauptenden und Rettung auf andrer Leute Kosten beanspruchenden Wirtschafter doch durchaus thun müßte, so wagt man erst recht nicht, ihnen mit den Vorschlägen wirtschaftlicher Entmündigung zu kommen, auf die Herr Sering hauptsächlich abzielt, mit dem Anerbenrecht, mit der Verschuldungsgrenze usw. Da scheint der Bauer das willkommne corpus vile zu sein, das sich die Vivisektion gefallen lassen muß, wenn der Herr Professor oder einer seiner ausgezeichneten „Zuhörer" kommt und ihm die eigentlich gar nicht vorhandnen Haushalts- und Wirtschaftsrechnungen prüft oder vielmehr zurechtstutzt, um daraus dann die Entmündigung des Menschen um des lieben Grund und Bodens willen als notwendig zu erweisen. Sering beweist dem deutschen Landwirtschaftsrat, wie er meint, haarscharf, daß die Bauern auf Staatskosten gerettet werden müssen; die Rittergutsbesitzer gehen ihn wie gesagt nichts an. Schlagend ist ihm zunächst der Hinweis auf die „Ergebnisse der bairischen und badischen Erhebungen" und auf die „Entvölkerung der kleinbäuerlichen Gebiete Württembergs"; die sollen auch ergeben, daß die Masse der Bauern vor dem Bankerott stehe. Thatsächlich ergeben die Berichte über die bairischen und badischen amtlichen Erhebungen genau das Gegenteil. Die bairischen und badischen Bauern denken nicht daran, sich für bankerott zu halten, wie 1894 die Professoren Brentano und Bücher auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in Wien Herrn Sering und der ganzen Berliner Rettungskolonne beinahe grob vor Augen gehalten haben, und Buchenberger in Karlsruhe erst neuerdings noch deutlicher nachgewiesen hat. Und wie steht es mit der württembergischen „Entvölkerung"? Das hätte Herr Professor Sering in den amtlichen württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde vor seinem Bericht nachlesen können, er würde dann im Jahrgang 1894, I, S. 288 für die Zeit von 1834 bis 1890 den Nachweis gefunden haben, daß der eigentliche Bevölkerungsverlust unzweifelhaft das flache Land nur in seinen „gewerbtreibenden" Bewohnern treffe, daß „die landwirtschaftliche Bevölkerung der Zeit der sinkenden Getreide- und Viehpreise auch ihr Opfer habe bringen müssen," daß sich aber dieses Opfer „nicht höher als auf 0,7 Prozent" belaufe und nur dort gebracht worden ist, „wo vermöge der Industrie die Situation der ländlichen Bevölkerung weniger gefestigt war." Aber die süd- und westdeutschen Verhältnissen streift Sering nur kurz, er ist von der Durchschlagskraft seiner Beweismittel auch ohnedies überzeugt. Die armen schlesischen Bauern müssen herhalten, über deren Lage er seine eigne Statistik „aufgemacht" hat. Nun haben die Grenzboten kürzlich in einem Aufsatz über „landwirtschaftliche Reinerträge" an der Hand der Erhebungen eines Herrn Stumpfe, eines „Zuhörers" von Sering, die in den Landwirtschaftlichen Jahrbüchern veröffentlicht worden sind, gerade die schlesischen bäuerlichen Verhältnisse besonders eingehend geschildert, aber kein Mensch mit unbefangnem Blick

wird daraus auf den bevorstehenden Massenbankerott der Bauern, selbst auf minder gutem Boden, geschlossen haben. Die Bauernwirtschaft stellt sich auch in Schlesien in den Reinerträgen, und das ist die Hauptsache, den Großbetrieben gegenüber als sehr begünstigt und deshalb als sehr viel sicherer und widerstandsfähiger dar. Wir wollen auf die ganz wertlosen Zahlen des Professor Sering nicht näher eingehen, er selbst erspart uns das durch folgende Ausführungen. Er behauptet nach seiner Statistik, daß die schlesischen Bauern, wenigstens die auf minder gutem Boden, schon bei einer hypothekarischen Belastung von $1/3$ des Wertes dem Bankerott verfallen seien, und doch sagt er gleichzeitig, daß mit der Beleihung der Bauergüter bis zu $5/6$ des Wertes und noch darüber hinaus für den Darleiher so gut wie gar kein Risiko verbunden sei. Das sind die Grundlagen, auf die er sein Verlangen nach Staatshilfe stützt! Der Staat „muß" helfen, weil die mit mehr als $1/3$ verschuldeten Bauernwirtschaften bankerott sind, und er „kann" helfen, weil diese Bauernwirtschaften ohne Risiko bis über $5/6$ beliehen werden können!

Der deutsche Landwirtschaftsrat hat auf Antrag Serings einen Ausschuß beauftragt, Vorschläge für staatliche Maßnahmen zur Schuldenentlastung und Schuldenerleichterung des ländlichen Grundbesitzes zu machen. Wir wollen sehen, was dabei herauskommen wird. Nur um eins möchten wir dringend bitten: man lasse die Bauern links und rechts von der Elbe einstweilen mit den Berliner Rettungskuren in Ruhe und wende vorläufig alle Aufmerksamkeit, alle Geistesschärfe und alle Zähigkeit der Rettung der ostelbischen Rittergutsbesitzer zu, freilich nicht auf Kosten der auch in Schlesien notwendigen Vermehrung der Bauergüter, namentlich der mittlern von 10 bis 25 Hektar.

Ein Wort zum deutsch-dänischen Streit

Von Th. Brix (in Berlin)

Jahrhunderte alt ist in der Nordmark der Kampf zwischen Deutschen und Dänen. Er ist, nachdem er durch die Vereinigung Schleswig-Holsteins mit Dänemark zu einem Abschluß gekommen war und dann lange geruht hatte, in der Neuzeit unter andern Verhältnissen in andrer Form wieder erwacht. Das Erwachen des Nationalitätsgefühls in den Völkern ließ den alten Hader wieder aufleben. Nun wurde das Zusammenleben von Deutschen und Dänen in einem Staatsverband unleidlich. Es ist aber sehr bemerkenswert, wie viel die von dänischer

Seite gegen das Vordringen des Deutschtums ergriffnen Gegenmaßregeln dazu beigetragen haben, die nationalen Gegensätze zu verschärfen und den Bruch unvermeidlich zu machen. Die dänische Politik hat das gefördert, was sie hemmen wollte. Sie hat in den Schleswig-Holsteinern die deutsche Gesinnung und die Abneigung gegen die dänische Herrschaft bestärkt; sie hat die Teilnahme Deutschlands für die Stammesbrüder im Norden geweckt. Fehler der dänischen Politik sind den deutschen Interessen zu gute gekommen. Dies gilt schon für die von dänischer Seite vor dem Kriege von 1848 bis 1850 betriebne Politik, ganz besonders aber für die gänzlich verfehlten Danisirungsbestrebungen während des Zeitraums von 1850 bis 1863.

Diesen letztern Zeitraum habe ich als Kind mit durchlebt, und ich habe mir eine sehr lebhafte Erinnerung bewahrt an alle Vorgänge, die sich damals in meiner Heimat, der Landschaft Angeln, dem Hauptschauplatz der verfehlten Danisirungsmaßregeln, abspielten. Ich habe aus der Beobachtung dieser Vorgänge eine Überzeugung geschöpft, die ich seitdem unbeirrt festgehalten habe, und die aufzugeben ich mich um so weniger veranlaßt fühle, als ich sie neuerdings wieder sehr deutlich bestätigt finde, nämlich daß es thöricht und verfehlt ist, durch Gewaltmittel eine Bevölkerung entnationalisiren zu wollen, daß für die herrschende Nationalität, wenn sie Aussöhnung bewirken will und auf dauernde Sicherung ihres Besitzes bedacht ist, Schonung der Empfindungen der unterworfnen Bevölkerung geboten ist, daß namentlich ihre teuersten nationalen Güter nicht angetastet werden dürfen.

Es ist mir darum auch ganz unbegreiflich, daß viele meiner engern Landsleute in dieser Frage eine ganz entgegengesetzte Ansicht vertreten. Wir Schleswig-Holsteiner sonderlich, meine ich, sollten die Mißerfolge der dänischen Gewaltherrschaft als warnendes Beispiel im Gedächtnis behalten. Auch der Umstand, daß das deutsche Reich so viel mächtiger ist als damals das kleine Dänemark, rechtfertigt nicht ein ähnliches Verfahren von unsrer Seite, wie es damals von den Dänen geübt wurde. Dieser Unterschied der Machtverhältnisse, diese kolossale Übermacht auf unsrer Seite, die jeden Losreißungsversuch der Dänen, wenigstens ohne Verbündete, gänzlich aussichtlos erscheinen läßt, kann sogar leicht dazu verführen, daß man sich die Mißerfolge der Germanisirungsmaßregeln verbirgt und im Vertrauen auf die Macht ungestraft Fehler begehen zu können glaubt, die dennoch üble Folgen nach sich ziehen. Germanisiren heißt die Denkweise der dänischgesinnten Bevölkerung umwandeln, und das können wir nie mit Machtmitteln erreichen. Wie stark wir diese auch anwenden mögen, immer findet die deutschfeindliche Gesinnung Schlupfwinkel, wohin die staatliche Macht sie nicht verfolgen kann.

Auch ist es ein unzutreffender Vergleich, wenn zur Rechtfertigung des deutschen Verfahrens angeführt wird, die Dänen hätten es zur Zeit ihrer Herrschaft noch etwas schlimmer gemacht, als wir jetzt. Nach vierzig Jahren ist

die Welt nicht auf demselben Flecke geblieben. Das Bedürfnis der Teilnahme am politischen Leben ist reger und allgemeiner geworden; Presse und Vereine haben sich in einer damals unbekannten Weise entwickelt. Dadurch ist auch eine gesteigerte Empfindlichkeit entstanden, die jede Schmälerung dessen, was als gutes Recht und unentbehrliches Bedürfnis betrachtet wird, als schwere Kränkung empfindet. Ein politisch hoch entwickeltes Volk hat bei Beschränkungen auf diesem Gebiet ungefähr das Gefühl, als wenn ihm die geistige Atmosphäre beengt, das Atmen erschwert würde.

Für solche Erwägungen aber haben die kein Verständnis, die sich gegenwärtig als die berufnen Vertreter des Deutschtums in Nordschleswig aufspielen, die in der Presse das große Wort führen, die den Anspruch erheben, daß ihr Urteil allein maßgebend dafür sei, was zur Förderung des Deutschtums in Nordschleswig diene. Die Führer des vor einigen Jahren gegründeten Deutschen Vereins in Nordschleswig vertreten den Grundsatz, daß dänische Sprache und dänisches Nationalgefühl im deutschen Reiche nichts zu thun haben und möglichst bald daraus vertrieben werden müssen. Sie betrachten die Dänen als einen unverbesserlichen Menschenschlag, für den die Zuchtrute nicht zu hart werden könne. „Die Dänen haben es nicht besser verdient" oder: „Es ist mit den Dänen nicht anders fertig zu werden," das erhält man zur Antwort, wenn man diese oder jene Maßregel als unzweckmäßige Härte tadelt. Bei diesen Deutschgesinnten Nordschleswigs herrscht ein Gefühl der Gereiztheit gegen die Dänen. Sie empfinden Genugthuung über jede Strafe, die über die Dänen verhängt wird, weil sie darin eine Vergeltung für ihnen zugefügte Kränkungen erblicken. Das ist aber eben für den nationalen Frieden sehr gefährlich, namentlich wenn sich auch die Behörden von solchen Anschauungen beeinflussen lassen und demgemäß verfahren.

Noch ein Umstand verdient Erwähnung. Was ich oben von den Erfahrungen der Schleswig-Holsteiner insbesondre sagte, kann keine Anwendung finden auf das seitdem herangewachsene jüngere Geschlecht, noch auch auf die von außerhalb nach der Provinz eingewanderten Altpreußen oder Angehörigen des deutschen Reichs. Gerade diesen letztern aber, mögen sie als Beamte oder als Privatleute an dem nationalen Kampfe beteiligt sein, wird es von den Dänen besonders verübelt, wenn bei ihnen die vielberufne „Schneidigkeit" stark hervortritt. Das Nationalgefühl der dänischen Nordschleswiger ist mit partikularistischen Regungen stark verquickt. In ihren Köpfen wurzelt fest der Glaube, daß es ein so vortreffliches Völkchen wie sie auf dem Erdenrund nicht mehr gebe, so mild und gerecht, so ordnungliebend und bescheiden. Sie sind nun wohl geneigt, dem nahe verwandten Südschleswiger, der ja eigentlich nur ein germanisirter Däne ist, in geringerm Maße vielleicht auch noch dem Holsteiner, einen Anteil an diesen guten Eigenschaften zuzugestehen. Aber jenseits der Elbe fängt das eigentliche Deutschtum mit allen seinen unangenehmen und

schlechten Eigenschaften an. Wer von dort herkommt, wird mit Mißtrauen betrachtet, nicht bloß weil er als Eindringling gilt, der die Dänen aus ihren angestammten Sitzen verdrängen will, sondern auch weil man zu einer schärfern Beurteilung seines Verhaltens neigt. Es ist vielleicht nicht genügend beachtet worden, wie sehr dieser Umstand zur Verstärkung der Abneigung gegen das Deutschtum beiträgt. Von dem Standpunkt aus freilich, daß die Dänen einfach zu gehorchen haben und ihre Anschauungen keine Beachtung verdienen, sind solche Sorgen überflüssig.

Bei der oben bezeichneten Stimmung der deutschen Nordschleswiger nun scheint es mir bedenklich, wenn die von dieser Seite kommenden Urteile als Autorität hingestellt werden, und wenn man daraus eine zutreffende Kenntnis von den nordschleswigschen Verhältnissen zu schöpfen sucht. In der letzten Zeit ist in mehreren deutschen Blättern, allerdings nur solchen von einer bestimmten Parteirichtung, ein Buch anerkennend und wohlwollend besprochen worden, das in der erwähnten Weise zur Aufklärung über die nordschleswigschen Verhältnisse dienen will. Herr Strackerjahn in Flensburg scheint in der That das von ihm herausgegebne Buch: „Dänische Umtriebe in deutschem Lande" hauptsächlich zu dem Zwecke geschrieben zu haben, das deutsche Publikum darüber zu belehren, welche widerspenstige und bösartige Rasse die nordschleswigschen Dänen sind, und daß sie nur mit Strenge regiert werden können. Ich weiß nicht, ob das Buch viel Leser findet. Für Kenner der dortigen Zustände enthält es nichts neues; für das deutsche Publikum im ganzen aber dürfte es zu ausführlich und deshalb ermüdend sein. Mit großem Sammelfleiß sind die Beweise für die deutschfeindliche Gesinnung der Dänen, für ihre Befangenheit in der Beurteilung deutscher Zustände zusammengetragen. Wenn man aber bedenkt, daß der Verfasser des Büchleins jahrelang als Redakteur einer deutschen Zeitung im Kampfe mit den Dänen gelebt hat, so ist wohl der Zweifel berechtigt, ob seine Auffassung unbefangen sei. Die Anführungen aus der Presse mögen wortgetreu, die thatsächlichen Angaben der verschiednen Vorfälle mögen richtig sein, und doch macht die ganze Zusammenstellung den Eindruck, daß es im Norden viel schlimmer hergehe, als wirklich der Fall ist. Wenn z. B. vereinzelt einmal eine Schlägerei stattfindet, so ist es doch ganz verkehrt, daraus auf eine besondre Bösartigkeit des dänischen Volkscharakters zu schließen. Auch die angeführten Beispiele deutschfeindlicher Gesinnung berechtigen nicht zu dem Schluß, daß der Deutsche beständigen Belästigungen ausgesetzt sei. Ich habe während meines mehrjährigen Aufenthalts in Nordschleswig, in den siebziger Jahren bis in die achtziger Jahre hinein, bei den Dänischgesinnten eher vorsichtige Zurückhaltung bemerkt, als Neigung zum Streit um politische Fragen mit den Gegnern ihrer Anschauungen. Ja ich muß gestehen, daß ich bei der einfachen bäuerlichen Bevölkerung in dortiger Gegend mehr Takt gefunden habe als bei manchem Parteikampfhahn im lieben

deutschen Vaterlande. Ich habe mitunter nach längerm Verkehr mit dem einen oder andern nicht gewußt und erst durch gelegentliches Befragen bei andern erfahren, ob er ein Deutscher oder ein Däne war. Komme ich aber mit einem Antisemiten zusammen, so weiß ich nach fünf Minuten, wie sein Programm lautet.

Es ist gewiß Sache des Temperaments, wie man sich im Verkehr mit politischen Gegnern benimmt. Das aber dürfte feststehen, daß eine vorlaute Art, bei jeder Gelegenheit den Gegnern gegenüber die politische Überzeugung zu vertreten, namentlich wenn es mit starkem Selbstbewußtsein geschieht, mehr Schaden als Nutzen schafft, daß zudringliche Bekehrungsversuche meistens abstoßend wirken. Ich weiß, daß auch andre Deutsche in Nordschleswig nach dem Grundsatze verfahren, man solle aus dem persönlichen Verkehr die politischen Gegensätze fernhalten. Ich habe gefunden, daß ganz gut ein Verkehr mit den Dänen in geschäftlichen und sonstigen neutralen Angelegenheiten möglich war, wobei man sich beiderseits darüber verständigte, politische Fragen nicht zu berühren, um die Einigkeit nicht zu stören. Ich entsinne mich noch eines bezeichnenden Vorfalls. Ein kleinerer landwirtschaftlicher Verein, mehrere Kirchspiele umfassend, war auf dem Grundsatz der Neutralität in politischen Dingen errichtet worden. Als nun auf einer von diesem Verein angestellten Tierschau ein junger dänischer Bauer, der des süßen Kaffeepunsches etwas zu viel genossen hatte, mit einem Deutschen anbändeln wollte, wurde er sofort von ältern Parteifreunden an die Statuten des Vereins erinnert.

Es ist richtig, daß die Führer der dänischen Agitation darüber anders denken und einen Verkehr, der zur Abschleifung der nationalen Gegensätze dient, nicht gern sehen. Ist denn aber von deutscher Seite das Mögliche geschehen, den Frieden zu fördern? Alle Nachrichten, die mir aus Nordschleswig zukommen, lassen erkennen, daß in dieser Hinsicht nicht Fortschritte, sondern Rückschritte gemacht worden sind, daß die nationalen Gegensätze jetzt schärfer hervortreten als damals. Ich schreibe dies nicht einer Änderung des dänischen Volkscharakters zu, sondern den von deutscher Seite begangnen Fehlern. Die Dänen sind nicht bösartiger geworden, aber ihr Nationalgefühl ist einer den deutschen Interessen wenig dienlichen Weise gereizt worden.

Davon wollen natürlich Herr Strackerjahn und seine politischen Freunde nichts hören. In ihren Augen ist der Deutsche der Mustermensch, dem alles, was er thut, wohl ansteht. Und das Verfahren der Regierung zu bemäkeln, würde nach ihrer Ansicht ein sträfliches Verleugnen des Nationalgefühls bedeuten. Herr Strackerjahn, der den Dänen ein so langes Sündenverzeichnis vorhält, hat für das Verhalten der Deutschen nur Worte des Lobes. Und wenn er an dem in Nordschleswig bestehenden Regierungssystem etwas auszusetzen findet, so ist es nur das, daß in unsrer leider allzu weit fortgeschrittnen Zeit sich ein Regierungssystem, wie es seinen Wünschen entsprechen würde,

nicht mehr einführen läßt, d. h. daß die Einwilligung der Gesetzgebung dazu nicht zu erlangen ist. Für die unter den Politikern dieser Richtung herrschenden Anschauungen ist es bezeichnend, daß Herr Strackerjahn seiner Sehnsucht nach einem russischen Regiment Ausdruck giebt. Er meint, ein Verbot der die Lostrennung predigenden und alles Deutsche verunglimpfenden Presse, eine Schließung der Vereine, die gleiche Bestrebungen verfolgen, eine unnachsichtige Ahndung aller sonstigen Ausschreitungen würden in kurzer Zeit nicht nur dem ganzen Walpurgisspuk äußerlich den Garaus machen, sondern auch bald den innern Frieden herbeiführen.

Gesetzt, daß die Gesetzgebung solche Ratschläge befolgte, daß sie in Nordschleswig ein vollständiges Gewaltregiment einführte, ohne sich um die dadurch im Auslande erregte Entrüstung zu kümmern, giebt es denn nicht andre Mittel, den Ansteckungsstoff des Deutschenhasses fortzupflanzen, als Zeitungen und Vereine? Wie tief will man in das Privatleben des Volkes eindringen, wie viele Späher müßten angestellt werden, um den Verkehr zwischen Mann und Mann zu überwachen, und wie wollte man es ermöglichen, über die Erziehung im Hause eine Aufsicht in demselben Sinne zu führen? Vielleicht müßte das russische System dann noch weiter, durch Massenaustreibungen usw., vervollständigt werden.

Weil wir diesen Weg nicht beschreiten können, ist es gewiß fruchtbarer, zu untersuchen, ob wir nicht schon zu weit gegangen sind. Die Herzenswünsche der nordschleswigschen Chauvinisten kennen zu lernen, ist deshalb so belehrend, weil daraus hervorgeht, daß Mißerfolge gesetzgeberischer Maßregeln meistens die Wirkung haben, die, die solche verfehlte Maßregeln anrieten, in ihrem Irrtum zu bestärken, und daß sie dann in einem Weitergehen auf der verkehrten Bahn Abhilfe suchen. Wie die Agrarier nach immer stärkern Mitteln verlangen und zu immer albernern Forderungen gelangen, je mehr sich herausstellt, daß die Staatshilfe nicht die gehofften Wirkungen hat, so geht es auch den Freunden eines strammen Regiments in Nordschleswig. Die Klagen über zu große Milde der Regierung sind ziemlich so alt wie die Zugehörigkeit Nordschleswigs zu Deutschland. Aber sie fanden zu Anfang weniger Gehör. Sowohl in der öffentlichen Meinung Deutschlands als in den Regierungskreisen herrschte damals die Ansicht vor, daß man suchen müsse, die Dänen durch Milde zu gewinnen und zu versöhnen. Man hielt Gewaltmaßregeln entweder nicht für zweckmäßig oder des deutschen Reichs nicht für würdig. Man ließ sich von einem Gefühl der Großmut gegen den überwundnen kleinen Feind leiten. Später wurde dann zu schärfern Maßregeln gegriffen, angeblich, weil mit dem bisherigen Verfahren nichts erreicht worden war. Dabei wurde vergessen, daß Völkerverschiebungen immer nur langsam vor sich gehen, und daß in dem Leben eines Volkes ein Jahrzehnt eine kurze Spanne Zeit ist. Ich bin weit davon entfernt, rasche Wirkungen von einer „Aussöhnungspolitik“ zu

erwarten, denn solche sind überhaupt nicht zu erwarten. Aber die Bemühungen, die Germanisirung durch energischere Maßregeln zu beschleunigen, sind zwecklos und schädlich. Als ein gründliches Germanisirungsmittel wurde die Einführung gänzlich deutschen Unterrichts in den nordschleswigschen Volksschulen angesehen, die im Jahre 1888 stattfand. Diese Maßregel aber hat, ohne die Verdrängung der dänischen Volkssprache wirklich zu fördern, für das Deutschtum ungünstig gewirkt. Sie hat in dem kleinen, von hohem Selbstbewußtsein erfüllten Volksstamm eine zähe Widerstandskraft gegen die Germanisirungsbestrebungen erweckt, hat erhöhte Anstrengungen zur Erhaltung der Muttersprache hervorgerufen, hat die Sympathien der Volksgenossen jenseits der Grenze für die um die Bewahrung ihres Volkstums ringenden Nordschleswiger bestärkt und sie zur Opferwilligkeit angespornt, hat die Aussöhnung zwischen Deutschen und Dänen, wofür im übrigen in Dänemark viel mehr Neigung vorhanden ist als in Nordschleswig, erschwert. Diese ungünstigen Wirkungen des Sprachzwanges werden heute zugegeben von solchen Kennern der nordschleswigschen Verhältnisse, die sich ein unbefangneres Urteil bewahrt haben als die oben genannten Politiker. Diese Deutschgesinnten mochten zu Anfang vielleicht mit ihrem Urteil über die Sprachverfügung von 1888 zurückhalten, abwartend, wie ihre Wirkung sein würde, mochten es für unpatriotisch halten, sie zu bekämpfen; jetzt aber lautet ihr Urteil entschieden mißbilligend.

Haben doch deutschgesinnte Geistliche sich auf die Seite der Dänen gestellt und eine Bittschrift um Einführung einiger Stunden dänischen Sprachunterrichts mit unterschrieben! Sie haben das um der Erhaltung des kirchlichen Sinnes willen gethan, und wenn man daran zurückdenkt, daß der schwerste gegen die dänische Gewaltherrschaft erhobne Vorwurf der war, sie zerstöre die Kirchlichkeit durch Hinübertragen der Politik auf das kirchliche Gebiet, so muß wohl zugegeben werden, daß wir uns gerade hier besonders davor hüten sollten, in die Fußtapfen der Dänen zu treten. Bei der Einführung gänzlich deutschen Unterrichts in den nordschleswigschen Schulen ist der dänische Religionsunterricht beibehalten worden, und darin liegt die Anerkennung, daß die Dänen ein Recht auf Festhaltung der Muttersprache in ihren innersten Herzensangelegenheiten haben. Es wird nun behauptet, daß einige Stunden dänischen Sprachunterrichts nötig seien, um den Religionsunterricht recht nutzbar zu machen. Diese Forderung beweist, daß die Dänen auf die Kirche viel Wert legen. In Nordschleswig herrscht mehr kirchlicher Sinn als in manchen andern Gegenden. Und wenn nun von deutscher Seite dahin gestrebt wird, nicht bloß aus der Schule, sondern auch aus der Kirche die dänische Sprache allmählich zu verdrängen, so kann das nur dazu beitragen, daß die Dänen die Kirche als eine fremde, im Dienste einer ihnen feindlich gesinnten Macht stehende Einrichtung betrachten und ihr kirchliches Bedürfnis außerhalb der Landeskirche zu befriedigen suchen. Aber auch abgesehen von diesen kirchlichen Rücksichten wirkt

der Kampf um die Sprache verderblich. Man beschränkt sich nicht darauf, die dänische Sprache aus der Schule zu verbannen; man legt auch den Bemühungen der Dänen, außerhalb der Schule für dänischen Unterricht ihrer Kinder zu sorgen, möglichst Hindernisse in den Weg. Es wird nicht gelitten, daß mehrere Familien gemeinschaftlich einen Privatlehrer für diesen Zweck annehmen usw. Bei dem in Nordschleswig herrschenden Germanisirungseifer ist es ja begreiflich, daß jeder dänische Sprachunterricht nicht allein als überflüssig, sondern sogar als den Zwecken der Schule zuwiderlaufend, als ein Hemmnis für andre Unterrichtsgegenstände betrachtet wird. Das ist aber genau dieselbe kleinliche Art, wie früher die Dänen jede Pflege deutscher Bildung zu hemmen suchten.

Wie die Verdrängung der dänischen Volkssprache, so ist auch die Verdrängung des dänischen Nationalgefühls durch den Schulunterricht nicht eine so leichte Aufgabe, wie sie sich manche denken. Was die Schule in dem Kampfe mit dem Hause vermag, lehrt unter anderm die Entwicklung der Sozialdemokratie im deutschen Reiche, die im Gegegensatz zu allen Einflüssen der Schule gewachsen und erstarkt ist. Bei dem Bemühen, in einer Bevölkerung mit deutschfeindlicher Gesinnung durch die Schule deutsches Nationalgefühl zu pflanzen, ist jedenfalls mit viel Takt und Vorsicht zu verfahren, wenn sich nicht das Wort bewähren soll, daß „man Absicht merkt und verstimmt wird.“ Wenn unsre nordschleswigschen Chauvinisten der Schule die Aufgabe stellen, geradezu eine Kampfanstalt gegen das Dänentum zu sein, so bezweifle ich, daß dadurch günstige Wirkungen erzielt werden. Es wird als ein besonders wirksames Germanisirungsmittel betrachtet, daß überall von den Schulhäusern die deutsche Fahne weht, was doch anderswo nicht für nötig gehalten wird. Die Schuljugend soll beim Ein- und Ausgehen beständig daran erinnert werden, daß sie im deutschen Reiche wohnt; sie soll ihre Gefühle rechtzeitig dieser ihrer Staatsangehörigkeit anpassen. Das ist gewiß sehr schön ausgedacht, wenn nur nicht die Dänen, die es am nächsten angeht, selbst ein Wort in der Sache mitzusprechen hätten und sich einen Einfluß auf die Entwicklung ihrer Kinder zu wahren wüßten. Thatsächlich trägt das Fahnenaufpflanzen zur Verschärfung des Gegensatzes zwischen Schule und Haus bei. Die Fahnen bieten einen Angriffspunkt für deutschfeindliche Gesinnung und Zerstörungslust. Mit unverkennbarem Behagen wird in dänischen Blättern berichtet, daß hie und da eine Fahne zerstört worden sei, was dann wieder zu Untersuchungen und Strafprozessen Anlaß giebt.

Nicht bessern Erfolg hat das Bemühen, den Erwachsenen die dänische Gesinnung auszutreiben. Man ist hierbei allmählich zu einer Verschärfung des Verfahrens gelangt. Die dänischen Blätter Nordschleswigs brachten um die Jahreswende spaltenlange Übersichten über die im abgelaufnen Jahre vorgekommnen politischen Strafprozesse. Es wäre zu wünschen, daß dies Verzeichnis

weniger reichhaltig wäre, denn dieser Lesestoff dient nicht zur Beruhigung der Gemüter. Es ergiebt sich im Vergleich mit frühern Jahren eine Zunahme der politischen Prozesse, der Polizeistrafen, kurz der Konfliktfälle zwischen den Behörden und der dänisch gesinnten Bevölkerung, sowie der dänischen Presse. Das ist entweder so zu erklären, daß die feindselige Gesinnung der Dänen gegen das Deutschtum zunimmt, oder daß die Behörden den Zügel schärfer anziehen. Wahrscheinlich ist beides der Fall, und beides steht mit einander in Wechselwirkung. Daß das Verbotne einen Reiz hat, gilt nicht bloß für die dänischen Nordschleswiger. Und welchen Unterschied es macht, ob der Beamte im Verkehr mit der Bevölkerung mehr schonend verfährt, oder ob er, sich als Vertreter der herrschenden Nationalität fühlend, diesem Bewußtsein einen starken und auffälligen Ausdruck giebt, das braucht nicht erst dargelegt zu werden. Die Behörden, namentlich die untern lokalen Behörden, sind offenbar beeinflußt von der oben erwähnten unter den Deutschgesinnten herrschenden Anschauung, daß die Dänen eine unverbesserliche, nur durch Strenge im Zaum zu haltende Rasse seien, und es hat eine unheilvolle Wirkung, wenn die, in deren Hand die Macht gelangt ist, solche Grundsätze in der Praxis möglichst anzuwenden suchen.

Die Konfliktfälle lassen zum Teil deutlich die Neigung erkennen, in der Auslegung der Gesetze möglichst streng zu verfahren und hierin weiter zu gehen als bisher, solche Vergehen als staatsgefährlich und strafbar hervorzuziehen, die bisher als verhältnismäßig harmlos betrachtet wurden und straffrei ausgingen. Ein besonders merkwürdiges Beispiel davon, wie diese Auffassung die Strafpflege beeinflußt, ist folgender Fall. Eine in Apenrade herauskommende Zeitung ist in zwei Instanzen zu einer Geldstrafe verurteilt worden, weil sie beständig die Benennung „Sönderjylland“ anstatt „Schleswig“ brauchte. Nun ist aber diese Benennung seit Jahren in der nordschleswigschen Dänenpresse üblich; auch war es bisher recht gut bekannt, daß dadurch angedeutet werden sollte, von Rechts wegen gehöre Schleswig, oder wenigstens Nordschleswig, zu Dänemark. Wenn jetzt, wie es in der Begründung des Urteils heißt, ein grober Unfug darin gesehen wird, daß die Gefühle der Deutschgesinnten durch das Lesen dieses Wortes verletzt werden, so ist es doch merkwürdig, daß man diese Schädigung der nationalen Interessen nicht früher entdeckt hat. Auch begreife ich nicht, warum gerade auf dies eine Wort Jagd gemacht wird, das doch nicht schlimmer ist, als so vieles andre, was in den dänischen Zeitungen steht. Ärgert sich der Deutsche etwa nicht, wenn er liest, daß Fürst Bismarck allein den Krieg von 1870 verschuldet habe, oder daß alle Feinde des deutschen Reiches, mögen sie Franzosen, Russen oder Tschechen heißen, ehrenwerte Leute seien, und nur die Deutschen nichts taugen?

Es ist interessant, die Wirkung solcher Urteile zu beobachten. Die erwähnte Zeitung hat seitdem das verpönte Wort durch eine der Buchstabenzahl

entsprechende Zahl von Punkten ersetzt. Da wird nun der Leser jedesmal an den Strafprozeß und seine Bedeutung für den nationalen Kampf erinnert, während er sonst wahrscheinlich das oft gelesene Wort nicht sonderlich beachtet hatte. Ich überlasse es den Patrioten im Norden, Mittel ausfindig zu machen, wie dieser neue „grobe Unfug" zu verhindern ist. Ich meine jedoch, daß man daraus lernen sollte, wie schwer es ist, durch solche Verfolgung die gewünschte Wirkung zu erzielen.*)

Welches Kunststück ist es überhaupt, zu bestimmen, was in einer solchen Zeitung unsern Interessen am meisten schadet! Welcher Herzenskündiger müßte der sein, der die Einwirkungen des Gelesenen auf den Leser genau bestimmen und darnach abgrenzen könnte, was am „aufreizendsten" wirkt! Es ist ein Irrtum, zu meinen, daß der Zweck, das Deutschtum herabzusetzen, nur durch offne Verhöhnung, durch verletzende Angriffe und für den Strafrichter faßbare Ausdrücke erreicht werden könne. Die dänischen Zeitungen brauchten sich in der letzten Zeit manchmal bloß darauf zu beschränken, gewisse Strafprozesse und andre Vorgänge im deutschen Reiche wahrheitstreu, von einigen Bemerkungen begleitet, wiederzugeben, und sie konnten doch dadurch das deutsche Ansehen schädigen. Oder es kann der Sehnsucht nach dem schönen Dänemark Ausdruck gegeben, das Traurige der Fremdherrschaft mit lebhaften Farben geschildert und dabei doch die Berührung mit dem Strafrichter vermieden werden. Ich las vor einiger Zeit in einer dänischen Zeitung eine kleine Erzählung, die dem Strafrichter schlechterdings keine Handhabe bot, und die meiner Ansicht nach dennoch zur Bestärkung der Abneigung gegen die deutsche Herrschaft mehr geeignet war als so manche gehässige Angriffe auf das Deutschtum und die Staatsgewalt. Die Erzählung war einfach, aber ergreifend für jeden, der sich in die Gefühle der dortigen Bevölkerung hineinzuversetzen vermag. Sie handelte von einem nach Dänemark ausgewanderten Nordschleswiger, der um die Weihnachtszeit das Elternhaus aufsucht. Es war da geschildert, welche Gefühle beim Betreten des heimischen Bodens in ihm erwachen, wie er scheu umherspäht, ob ihm nicht Häscher auflauern. Die Plackereien und Scherereien, denen die ihre Verwandten besuchenden ausgewanderten Nordschleswiger sowie diese ihre Angehörigen ausgesetzt sind, bilden nämlich einen Hauptbeschwerdepunkt der dänischen Nordschleswiger.

Und wessen Urteil entscheidet nun oftmals darüber, was in der dänischen Presse staatsgefährlich und strafbar sei? Das Urteil derer, die selbst Partei in der Sache sind, der deutschen Redakteure und Zeitungsschreiber, fällt, wie

*) Eine unter dem Titel Sönderjydska Aarböger (Südjütische Jahrbücher) herauskommende Zeitschrift, die schon seit Jahren besteht, ist lediglich wegen dieses Titels mit Beschlag belegt worden. Doch scheint es nach einem neuerdings gefällten Urteil, daß in Betreff dieses Namens das Obergericht in Kiel eine unbefangnere Auffassung vertritt, als die untern Instanzen in Apenrade und Flensburg.

es scheint, wenn es auch nicht geradezu entscheidend ist, doch für die Beurteilung der Behörden schwer ins Gewicht. Da ruft ein deutsches Blatt voll Entrüstung aus, man dürfe diese oder jene von einer dänischen Zeitung gebrachte Äußerung im deutschen Reiche nicht dulden. Es wird von deutscher Seite auch dahin zu wirken gesucht, daß Bekanntmachungen von Behörden sowie von privaten Unternehmungen, wie z. B. den Dampfschiffahrtsgesellschaften, den dänischen Blättern nicht zugehen. Kurz, es wird auf jede Weise der dänischen Presse das Dasein zu erschweren gesucht.

Wird aber durch solche Mittel wirklich das Dänentum zurückgedrängt? Bei diesen Boykottirungsversuchen, bei diesem gegen die dänische Presse geübten Angebesystem schimmert ziemlich deutlich durch das Gewand patriotischer Entrüstung der Brotneid hindurch. Die Dänen aber werden dadurch nicht zum Abschaffen ihrer Blätter bewogen; vielmehr wird in ihnen das Gefühl bestärkt, daß ihnen Unrecht geschehe, daß man sie zu Staatsbürgern zweiter Klasse machen wolle. In Nordschleswig herrscht, wie anderswo, besonders zwischen den kleinen lokalen Blättern, ein heftiger Konkurrenzkampf, und die Preßfehden arten zum Teil in Gehässigkeit und persönliche Verunglimpfungen aus.

Hier nur ein Beispiel davon, zu welchen Mitteln der Verdächtigung mitunter auch von deutscher Seite gegriffen wird. Nach dem Tode des kürzlich verstorbnen dänischgesinnten Abgeordneten Lassen stellte sich bei einer von ihm geleiteten Sparkasse ein bedeutender Fehlbetrag heraus. Bei dieser Gelegenheit stellte eins der deutschen Lokalblätter die Behauptung auf, für die jeder Beweis fehlte, die unterschlagnen Gelder seien für die dänische Agitation verwendet worden. Damit war angedeutet, daß die ganze Parteileitung um den Kassenbetrug Bescheid gewußt haben müsse. Nun ist es freilich schlimm genug, wenn sich herausstellt, daß jahrelang Betrug geübt worden ist von einem Manne, der zu seinen Lebzeiten in hoher Achtung gestanden und auch bei den politischen Gegnern als Ehrenmann gegolten hatte. Aber mit der dänischen Gesinnung hat doch die Sache nichts zu thun. Ähnliche Fälle sind gerade in den letzten Jahren in Schleswig-Holstein öfter, auch in den Gegenden mit deutscher Bevölkerung, vorgekommen. Sie beweisen nur, daß eine starke Versuchung darin liegt, wenn einem einzelnen Manne ein unbegrenztes Vertrauen geschenkt wird.

Wenn sich aber so „menschliches, allzu menschliches" in den nationalen Kampf einmischt, ist es dann nicht eine bedenkliche Auffassung, daß auf der einen Seite, wo die staatlichen Interessen vertreten werden, die Leidenschaft ebenso berechtigt sei, wie auf der andern Seite, bei den Vertretern der staatsgefährlichen Bestrebungen, verwerflich? Ich erwähne nur, daß neulich ein Führer der Dänenpartei wegen „groben Unfugs" verurteilt worden ist, weil er in einer Versammlung dazu aufgefordert hatte, nur dänische Inschriften zu brauchen und bei Dänen zu kaufen. Die viel weitergehenden Aufforderungen

zum Boykott von deutscher Seite aber werden als berechtigte Germanisirungsbestrebungen betrachtet, wenn sie nicht geradezu von den Behörden befolgt werden. Die Führer des Deutschtums in Nordschleswig haben nicht das geringste Verständnis dafür, daß jedes Parteiergreifen der Staatsgewalt in diesem Sinne, selbst wenn darin nicht so weit gegangen wird, wie es der Parteigeist verlangt, eine moralische Stärkung der Gegner bedeutet. Dasselbe gilt von dem beständigen Anrufen des staatlichen Schutzes gegen deutschfeindliche Kundgebungen. Auch diese Klagen werden damit begründet, daß die Gefühle der Deutschgesinnten durch solche Kundgebungen verletzt würden. Wenn sich aber der Deutsche in Nordschleswig über alles ärgern will, was die Dänen thun und treiben und sagen und schreiben, so kommt er aus dem Ärger gar nicht mehr heraus, und ich glaube, daß es besser sei, sich mit etwas Gleichmut zu wappnen. Auch würde die Empfindlichkeit schwerlich so groß sein, wenn sie nicht künstlich gezüchtet worden wäre. Wenn man sich beständig einredet, daß das nationale Interesse möglichst strenge Ahndung aller deutschfeindlichen Kundgebungen erheische, so wird auch schon die Entrüstung über das Treiben der Dänen für verdienstlich gehalten, weil man dadurch einen Druck auf die Dänen auszuüben hofft. Die Folge davon ist dann ein ängstliches Spüren nach staatsgefährlichen Demonstrationen, das uns den Spott des Auslandes einträgt.

Da wird ein Kochbuch, noch dazu ein deutsches, mit Beschlag belegt, weil auf dem Umschlag eine dänische Fahne prangt. Nachdem das geändert ist, darf das Büchlein, seines staatsgefährlichen Charakters entkleidet, in die Welt hinauswandern. In Flensburg, einer Stadt, wo deutsche Sprache und Gesinnung längst keine Bedeutung mehr haben, wird einem Buchhändler von dem Polizeimeister aufgegeben, er solle die dänischen Bücher aus seinem Schaufenster entfernen. Da heißt es nun in dänischen Blättern und sonst überall, wo man uns gern etwas am Zeuge flickt, aber auch in der sonst doch nicht grundsätzlich deutschfeindlichen Times: in Flensburg seien dänische Bücher verboten, der nächste Schritt werde wohl sein, daß die dänische Sprache als Umgangssprache verboten werde. Das Polizeiverbot wurde zurückgenommen, weil es sich als unberechtigt herausstellte, aber der Eindruck von dem deutschen Regiment als einem willkürlichen und herrischen ist geblieben. Ein in einem nordschleswigschen Dorfe wohnender Höker wird angeklagt und in erster Instanz zu einer Geldstrafe verurteilt, weil er in seinem Laden Tassen ausgestellt hat, die mit den dänischen Nationalfarben verziert sind. Der Verkauf dieser Tassen ist nicht verboten, aber der „grobe Unfug," auf Grund dessen die Verurteilung erfolgte, wurde in dem Ausstellen der Tassen gesehen, das die Gefühle der Deutschgesinnten verletze. Der Höker soll die Waren, die von der Mehrzahl seiner Kunden wahrscheinlich am meisten begehrt werden, in seinem Laden verstecken. Vielleicht hat er das Ausstellen nun gar nicht mehr nötig, denn

eine bessere Reklame für die Tassen mit der Dannebrogsfahne, als ein solches Urteil, ist wohl nicht denkbar. Übrigens ist in diesem Fall in der zweiten Instanz Freisprechung erfolgt, wieder ein Beweis dafür, daß bei den untern Behörden mehr Neigung zu unnötiger Strenge herrscht als dort, wo man dem nationalen Kampfe ferner steht und unbefangner urteilt. Folgender Vorfall mag zeigen, wie solche Urteile wirken. In einer Familie wird das von dem Untergericht gefällte Urteil besprochen, und der Vater knüpft daran eine Belehrung über die Bedeutung der dänischen Nationalfarben. Den Kindern, die wißbegierig fragen, was denn die Dannebrogfahne sei, wird erklärt, das sei die im besten Zimmer hängende Fahne, die man lieb habe, und auf die man bei gegebnen Gelegenheiten ein Hoch ausbringe. Am nächsten Tage sitzen drei kleine Knirpse zusammen und rufen ohne weitere Veranlassung: „Hurra für den Dannebrog.“ Das Jüngste erklärt mit großer Bestimmtheit, es werde künftig seine Milch nur aus einer mit der dänischen Fahne geschmückten Tasse trinken. So trefflich verstehen es unsre wackern Patrioten im Norden, die Abneigung gegen das Deutschtum in die jungen Herzen zu pflanzen.

Einen Streitpunkt bilden die Ortsnamen. Die Dänen halten der amtlichen Verdeutschung vieler Ortsnamen gegenüber an ihrer Schreibweise und Aussprache fest; sie haben andre Ortsnamen, die durch den Sprachgebrauch allmählich einen deutschen Klang erhalten haben, in ihrer ursprünglichen Gestalt, wie sie behaupten, wieder hergestellt, haben alte, längst abgekommne Benennungen wieder ausgegraben, thun sich nun darauf viel zu gute und sehen in dem Gebrauch dieser Namen ein Mittel zur Bewahrung ihrer Nationalität. Darob ein Kampf mit Post- und Eisenbahnbeamten, die von den dänischen Namen nichts wissen wollen und den Gebrauch der deutschen verlangen. Es ist zuzugeben, daß dieser Namenwirrwarr für die Beamten nicht angenehm ist. Dennoch meine ich, daß der politische Streit vermieden und genau so verfahren werden sollte, wie überall im deutschen Reiche, wenn schlechte Handschrift, fehlerhafte Schreibweise oder Aussprache ähnliche Schwierigkeiten bereiten. Es ist denn auch, wenn in Streitfällen die Dänen klagbar wurden, wenigstens zum Teil von der obern Behörde zu ihren Gunsten entschieden worden. Wie sollte auch der einzelne Beamte in jedem Falle mit Sicherheit entscheiden können, ob politische Absicht oder Unkenntnis zu Grunde liegt!

Auch um die Personennamen wird ein Kampf geführt. Kommt ein dänischer Familienvater aufs Standesamt und will den Namen Mads oder Jörgen einschreiben lassen, so erfährt er, daß es solche Namen im deutschen Reiche nicht giebt, sondern nur einen Matz und Jürgen. Nun weiß ich nicht, ob die Sicherheit des deutschen Reichs durch das Eintragen eines ds statt eines tz oder eines ö statt eines ü in das Standesamtsregister gefährdet wird, aber das Volk hängt an den alten Familiennamen und betrachtet die erzwungne Änderung der Schreibweise als eine Verletzung seiner Rechte. Für deutsche

Ohren klingen die Mads und Jörgen überhaupt nicht schön, auch wenn man ihnen durch Änderung eines Buchstabens einen deutschen Klang zu geben sucht; um die Verdeutschung zu vervollständigen, müßte man wohl einen Georg und Matthias daraus machen. Wieviel aber den Dänen an der Festhaltung ihrer Namen liegt, ist daraus zu ersehen, daß in dänischen Blättern eine List angeraten wird, um das Verbot zu umgehen. Wenn die Eltern ihren Jungen vor der Eintragung ins Standesamtsregister taufen lassen, so erreichen sie, daß er einen dänischen Namen trägt.

Auch die dänischen Aufschriften zu irgend welchen geschäftlichen Zwecken erregen „Ärgernis." Ein Gemeindevorsteher befahl, daß keine Bekanntmachungen in dänischer Sprache allein ausgehängt werden sollten. Ein früherer Seekapitän, der Englisch gelernt hat, hängt eine Bekanntmachung in dänischer und englischer Sprache aus. Das verstieß nicht gegen den Wortlaut der von dem Gemeindebeamten erlassenen Verfügung, entsprach aber natürlich nicht dem Sinne dieser Verfügung, die so gemeint war, daß die zweite Sprache das Deutsche sein sollte. Der schlaue Einfall des Kapitäns, der in solcher Weise das Gebot zu umgehen wußte, wurde als eine Herausforderung der Behörde betrachtet, und es wurde ihm eine Geldstrafe zuerkannt.

Bei Besetzung von Gemeindeämtern wird auf die politische Gesinnung viel Wert gelegt, und wird ein Däne, der sich an der politischen Agitation irgendwie beteiligt hat, von der Bevölkerung für einen solchen Posten ausersehen, so findet er schwer Bestätigung. Es kommt vor, daß in einem solchen Falle „konstituirte" Gemeindevorsteher mit erhöhtem Gehalt angestellt werden, um die Bevölkerung wegen ihrer dänischen Gesinnung zu strafen.

Ein Schulvorsteher wird abgesetzt, weil er der Vorsitzende eines Vereins für Erhaltung der dänischen Sprache ist. Ein Distriktskommissar der Landesbrandkasse, der dies Amt seit Jahren innegehabt hat, wird abgesetzt, weil er ebenfalls in dem genannten dänischen Verein einen Posten bekleidet. Auch der Lehrer an einer städtischen Fortbildungsschule wird wegen Bekundung dänischer Gesinnung abgesetzt.

Die Ausweisungen dänischer Staatsangehörigen, die in irgend einer Weise das Mißfallen der Behörden erregt haben, erhöhen das Gefühl der Unsicherheit. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel bricht der Ausweisungsbefehl über Leute herein, die manchmal nicht wissen, worin ihr Vergehen besteht. Dieses Mittel der Einschüchterung wird wieder von den untern Behörden sehr willkürlich gehandhabt. Da fällt es einem Landrat ein, zu befehlen, daß mehrere aus Dänemark eingewanderte Knechte, die bei dänischgesinnten Bauern dienen, ihr Dienstverhältnis lösen sollen, wenn sie nicht die Ausweisung gewärtigen wollen. Es ist wirklich schwer, einzusehen, warum die Anwesenheit dänischer Dienstknechte im deutschen Reiche für das Deutschtum gefährlicher sein sollte, wenn sie bei Dänen, als wenn sie bei Deutschen dienen. Der Vorfall zeigt aber,

wie leicht die Ausweisungsbefugnis mißbraucht werden kann. Mehrere dänische „Meieristen“ wurden ausgewiesen mit keiner andern Begründung, als daß ihre Stellungen den Landeskindern zukämen.*)

Den Ausweisungen würdig zur Seite stehen die schon erwähnten Verfolgungen solcher Ausgewanderten, die ihre Angehörigen in Nordschleswig besuchen. Großes Aufsehen hat auch das Schicksal eines nach Amerika ausgewanderten Nordschleswigers erregt, der später zurückkehrte und um Wiederaufnahme in den preußischen Staatsverband nachsuchte. Dies wurde ihm verweigert, er wurde ausgewiesen und ging nach Dänemark. Aber auch hier war er nicht heimatberechtigt, er wurde von da, weil er sich als unterstützungsberechtigt angemeldet hatte, wieder zurückgeschickt, ist aber seitdem mehrmals mit Haft bestraft worden, nur weil er sich noch immer auf deutschem Boden aufhielt.

(Schluß folgt)

Leipziger Pasquillanten des achtzehnten Jahrhunderts

(Fortsetzung)

Seit überboten wurde das „Tableau von Leipzig“ durch ein Buch, das zur Neujahrsmesse 1787 erschien und wie eine Bombe in Leipzig einschlug: Detlev Prasch, Vertraute Briefe über den politischen und moralischen Zustand von Leipzig. London, bey Dodsley und Compagnie, 1787 (222 Seiten 8°).

Die Firma Dodsley und Compagnie gab es wirklich; es war eine angesehene Londoner Buchhandlung. Schon Ende der sechziger Jahre hatte sie der Buchhändler Schwickert in Leipzig, damals noch Handlungsdiener in der Dykschen Buchhandlung, mißbraucht und Nachdrucke unter dieser Firma herausgegeben, z. B. 1768 die „Vermischten Gedichte“ von J. C. Rost, 1769 den Leipziger Musenalmanach, eine freche Nachahmung und Plünderung des Göttinger, und in demselben Jahre Lessings Hamburgische Dramaturgie. Nun wurde wieder von andrer Seite Mißbrauch mit ihr getrieben: in Wahrheit waren die „Vertrauten Briefe“ in Stendal erschienen.

Von dem erdichteten Verfassernamen waren wenigstens die Anfangsbuchstaben

* Die verhältnismäßig große Anzahl dänischer Staatsangehörigen in Nordschleswig erklärt sich daraus, daß dort noch eine Art von Übergangszustand aus der Zeit der dänischen Herrschaft besteht.

richtig: der Verfasser war ein junger Leipziger Jurist, Degenhard Pott. Er stammte aus Braunschweig, wo sein Vater Kaufmann gewesen war, hatte seit 1779 in Leipzig Jura studirt, 1784 auch eine Schrift drucken lassen: Über Bankerotte und Fallimente, eine Kritik des kursächsischen Bankerottirermandats von 1783, die, wie er selbst behauptete, viel Beifall gefunden hatte. Wahrscheinlich hatte er sich aber mit dieser Schrift mehr geschadet als genützt, und wie man aus einzelnen Stellen der „Vertrauten Briefe“ schließen kann, hatte er wohl auch hie und da in der Gesellschaft als „Raisonneur“ Anstoß erregt, hatte sich daher vergebens um eine Stellung bemüht, obwohl er ein begabter und kenntnisreicher Mensch war, war nirgends angekommen, war in Not geraten und war so schließlich zur Schriftstellerei gedrängt worden. Seine ganze Galle über dieses Mißgeschick schüttete er in den „Vertrauten Briefen“ aus. Denn ein Pasquill sind sie, ein hagebüchnes Pasquill, so oft sich auch der Verfasser seiner Unparteilichkeit, seiner Vorsicht, seines Anstandes rühmt, so auffällig er auch beflissen ist, den Rat der Stadt gegen ungerechte Anklagen in Schutz zu nehmen, so oft er auch versichert, daß er weder zum Pasquillanten noch zum Schmeichler herabsinken wolle, daß es ihm nur um die Wahrheit zu thun sei, und daß er gegen das viele Gute in Leipzig keineswegs blind sei. Viele seiner Schilderungen sind stark übertrieben, seine Urteile oft viel zu scharf, und das übelste: seine sittliche Entrüstung hat gar nichts überzeugendes, sie wird verdächtig auch da, wo er mit seinen scharfen Urteilen, wie sich beweisen läßt, und wie eine spätere Zeit bestätigt hat, Recht gehabt hat. Dennoch ist auch dieses Buch eine unschätzbare und ganz unentbehrliche Ergänzung zu so kritiklosen, in fortwährender Bewunderung schwimmenden Büchern, wie etwa Schulzes Beschreibung der Stadt Leipzig vom Jahre 1784. Auch geschrieben ist das Buch vortrefflich, den Juristen merkt niemand heraus. „Machte ein gedrückter Mann — sagt der Verfasser einmal an einer Stelle, wo er von den Klagen über Steuerdruck redet — eine ordentliche Vorstellung, spräch' er nicht im Akten-, sondern im ehrlichen Mannesstil darinnen, ich bin gewiß, es würde ihm geholfen werden.“ Diesen „ehrlichen Mannesstil“ beherrscht er; man sieht hier schon den Einfluß unsrer großen Schriftsteller.

Potts Buch besteht aus zwanzig Briefen, in die der ganze Stoff planvoll verteilt ist. Auf einige Bemerkungen über das Äußere der Stadt folgen zunächst die kirchlichen Zustände, die Universität, an die gleich die Schriftsteller angeschlossen sind, dann die Schulen, das Stadtregiment und die städtischen Einrichtungen. Das ist der „politische“ Teil. Der „moralische“ schildert die gesellschaftlichen Zustände, besonders eingehend die französische Kolonie, dann den Kaufmannsstand überhaupt, im Anschluß daran den herrschenden Luxus, die Vergnügungen und — die Liederlichkeit in allen Schichten der Gesellschaft. Der letzte Punkt wird hier zum erstenmal mit erschreckender Offenheit behandelt; dabei werden, wenn auch ohne Namen, ebenso rücksichtslos eine Menge ein-

zelner Skandalgeschichten erzählt, wie in den frühern Kapiteln die Professoren, Schriftsteller, Geistlichen, Lehrer usw. einzeln durchgehechelt werden.

Proben zu geben ist hier fast noch schwieriger als bei dem „Tableau," weil man sie aus dem Zusammenhange reißen muß. Sehr hübsch ist, was Pott über die Promenade von Leipzig schreibt (es erinnert etwas an die Art, wie sie Goethe 1776 in einem Briefe an den Herzog von Weimar schildert):

Promenade heißt ein kleines Stück der Allee, das man mit einem guten Schritt in einer Viertelstunde ein halb Dutzend mal auf- und abwandern kann, und welches sich von der übrigen ganzen Allee durch nichts unterscheidet, als daß die Aussicht am schlechtesten, der Staub wegen Enge des Weges am beschwerlichsten, und nicht selten der Geruch aus dem Stadtgraben am kräftigsten ist. Da wandeln denn nicht bloß die adonisirten Herrchen mit süßduftendem Puder oder das Heer der plattbrüstigen Coquetten, sondern auch steife Magisters, spekulirende Philosophen, disputirende Juristen, Officiers, Studenten, Kaufleute, Bürger, Handwerksbursche, Kindermägde, Matronen, selbst der Pabst Leipzigs*) mit seiner Päbstin, in bunter Vermischung von einem Thore bis ans andre, schnell sich umkehrend, wenn sie ans Ziel der Promenade gelangt sind, und sich wieder in die Staubatmosphäre hineinstürzend, in der sie sich drängen und keuchen und lachen und liebäugeln und bösen Leumund machen und, ohne irgend eine Freude mehr, als welche sie auch auf einem alten Boden haben könnten, genossen zu haben, mit dem süßen Gefühl zu Hause gehen, daß sie heute mit der andern schönen Welt auf der Promenade gewesen sind.

So glimpflich der Verfasser mit den Leipziger Ratsherren umgeht, so grausam kühlt er sein Mütchen an den Beamten des Rats, deren Kreis freilich damals, wie auch sonst zur Genüge bezeugt wird, zum guten Teil eine Versorgungsanstalt für das ausrangirte Dienstpersonal der Ratsherrenfamilien und andrer vornehmer Familien war. Über sie schreibt Pott:

Unausstehlich sind die Subalternen, und vorzüglich diejenigen, welche von der Schuhbürste an gedient haben. Die Studirten (denn das Wörtchen Gelehrte hier anzuwenden, wäre baarer Unsinn), die Studirten unter ihnen also haben doch wenigstens einige Geschliffenheit, haben doch zum mindesten noch eine Ader akademischer Fidelität in sich und sind denn doch, wenn ihnen ihre schweren Amtssorgen nicht gerade einfallen, wenigstens leidlich; aber für so einen vom Bauerjungen zum Herrn mit Stock und Degen verwandelten Schreiber mach ich ein Kreuz wie für den leidigen Gottseibeiuns. Die wichtige Miene, der steife, bedachtsame Gang, das herausgepreßte Unterkinn, der wie Herablassung klingende Ton ihrer Stimme und die grobe Unwissenheit, der gänzliche Mangel von aller wahren Artigkeit — dies beisammen macht ein Gemälde, dem in der ganzen weiten Natur das Gegenstück fehlt. Herrscht nirgends ein Esprit de corps, so herrscht er unter dieser Menschenklasse, und dieser Geist ist der Hoffartsteufel, der sie von dem Augenblick an beseelet, da sie die Livrei ausgezogen haben. Der Mensch, der noch vor acht Tagen vier Groschen mit der tiefsten Verbeugung annahm, steht heut mit bedecktem Haupt neben dem ehrwürdigsten Bürger, der mit abgezogenem Hute fast zitternd mit ihm zu sprechen waget. Ohne Erziehung, ohne von irgend einem

*) Gemeint ist nicht der Superintendent Körner (der Großvater Theodor Körners), sondern der oberste der Universitätstheologen, Professor Burscher.

Dinge, das jenseit ihres Schreibepults liegt, einen leidlichen Begriff zu haben, und doch aufs höchste eingenommen von ihrer untrüglichen Weisheit, doch bei sich selbst fest überzeugt, daß sie bloß ihrer eigenen Geschicklichkeit ihr Glück zu verdanken haben, daß ihre Geschäfte, denen meist jeder gute Meß- und Markthelfer gewachsen wäre, an Wichtigkeit allen andern Geschäften vorzuziehen sind, dünken sich diese Federhelden, die man hier auch sehr bezeichnend Karetenhüpfer*) nennt, die Seligsten aller Sterblichen zu sein.

Ein altes Erbstück der Leipziger ist ihre unermüdliche und unersättliche Theaterlust. Daß sie schon vor hundert Jahren mindestens so groß war wie heute, zeigt folgende Schilderung Potts:

Für das Schauspiel ist man leidenschaftlich eingenommen, wiewohl es noch zur Herrlichkeit Leipzigs fehlet, ein beständiges Theater zu haben.**) Wenn die Bondinische Gesellschaft auch noch viel schlechter wäre, als sie noch in der Folge werden muß, wenn die besten Mitglieder ihren Abschied zu nehmen fortfahren, so bin ich doch überzeugt, daß sie hier nichts als Beifall und Ehre zu erwarten hätten. Denn ein Schauspieler ist hier an und für sich ein Gegenstand der Verehrung von vielen, die sich drängen, in Schauspielergesellschaft zu kommen, und sich gratuliren, wenn auch nur der Souffleur ihr Freund ist; der Geschmack der Menge aber ist so leicht zu befriedigen, daß eine Gesellschaft nur das Vorurteil für sich haben darf, um auch mit der schlechtesten Kunst willkommen zu sein. An fein gezeichneten Charakterstücken findet man auch hier wenig Belieben; aber wenn das Schauspielhaus von dem Wüten und Toben halb wahnsinniger Menschen ertönet, wenn Panzer dröhnen, Schwerter klirren und Haupt- und Staatsaktionen aufgeführt werden, dann ist das Haus voll, und der schlechteste Schauspieler wird dann so derb beklatscht, als es Reinicke wird. Die Liebe zum Theater ist überhaupt so groß, daß auch die italienische Oper, welche zuweilen hier ist, keinen Mangel an Zuschauern hat, nicht als ob diese Zuschauer Italienisch verständen oder starkes Gefühl für die Musik hätten, sondern weil es etwas zu sehen ist, und man doch über das närrische Zeug lachen kann, das die Leute machen. Dies ist auch der Grund, warum die elenden Comödiantenbanden, Marktschreier mit Hanswurst, Marionetten u. dergl. Raritäten, die in den Messen vor dem Petersthore ihren Sitz aufgeschlagen haben, nicht bloß vom Pöbel, sondern von Herren und Damen häufig besucht werden; denn so wenig Verstand und Geschmack besitzen denn doch die Leipziger wirklich nicht, daß sie im Ernst an diesen armseligen Possen wahres Vergnügen finden sollten, wenn ich auch zuweilen weit geneigter bin, diese Possen zu sehen und zu entschuldigen, als die Schauspiele, welche von Kindern, Studenten, Kaufdienern usw. aufgeführt werden und hier sehr stark im Schwange sind. In großen Familien vergeht fast kein Geburtstag, an welchem nicht ein Schauspiel aufgeführt würde, wobei denn die Erwachsenen zusehen und nicht unterlassen, den lieben Kleinen, wenn sie es nur leidlich machen, recht viel Schönes über ihr gutes Spiel vorzusagen.

Obwohl man genau wußte, wer die „Vertrauten Briefe" geschrieben hatte, ging man doch dem Verfasser nicht zuleibe. Ihr Vertrieb in Leipzig wurde von der Bücherkommission verboten, aber was nützte das? Es gingen doch

*) Weil sie früher als Lakaien auf den Trittbrettern der Kutschen gestanden hatten.
**) Ein ständiges Theater erhielt Leipzig erst 1817.

eine Menge Exemplare von Hand zu Hand. Es erschienen auch zwei kleine Gegenschriften: Kurze Bemerkungen über die Briefe, den Zustand von Leipzig betreffend. 1787 (22 Seiten 8°) und: An das Publikum. Eine Beylage zu Detlev Praschens vertrauten Briefen über Leipzig. Wien, Dresden usw. 1787 (70 Seiten 8°). Die erste sucht einen möglichst kühlen und verächtlichen Ton anzuschlagen, gesteht aber doch zu, daß der Verfasser vielfach Recht habe. „Freilich — heißt es — herrschen Luxus, Sinnlichkeit, Leichtsinn, Hang zur Üppigkeit und zu Vergnügungen in einem sehr hohen Grad in Leipzig, ob aber mehr als in andern blühenden Handelsstädten, ist sehr zweifelhaft, wahr indessen, nur zu wahr, daß die Einwohner Leipzigs weichlich und größtenteils schlecht erzogen werden, daß dieses schon itzt den größten Einfluß auf das moralische Verhalten der Einwohner hat, und daß leider mit der Zeit noch traurigere Folgen davon zu erwarten sind.“ Die zweite Gegenschrift ist ganz lahm, sie sucht Schritt für Schritt die Urteile Potts abzuschwächen, in welcher Weise aber, mag folgendes Beispiel zeigen. Pott hat über das schlechte Essen im Studentenkonvikt geklagt. Was erwidert der Gegner? „Sollte es auch bisweilen vorfallen, daß die Speisen gar schlecht wären, so wird der Student in den besten Traiteurhäusern sich das öfters gefallen lassen müssen.“

Eine eigentümliche Genugthuung bereitete sich der Leipziger Bürgermeister Müller, der zwar von Pott besonders gepriesen worden war, sich aber doch durch die Angriffe auf die ganze Stadt persönlich verletzt fühlte. „Daß gerade bei der Versammlung der Landstände das unselige Geschmiere über Leipzig erschienen ist, darüber habe ich mich nicht wenig geärgert. Es ist hier seit acht Tagen in aller Händen,“ schreibt er Ende Januar vom Landtag in Dresden an einen Leipziger Freund. Da that es ihm nun wohl, daß ganz unerwartet ein Jugendfreund aus seiner Leipziger Studentenzeit ein Pflaster auf sein verwundetes Herz legte. Der bekannte, zu dem Kreise der Bremer Beiträge gehörende Odendichter Johann Andreas Cramer, damals Kanzler der Universität Kiel, schickte ihm eine schwungvolle, wenn auch etwas schwer verständliche Ode „Über Leipzig“ zu, worin die Stadt mit einem schönen, früchtereichen und schattenspendenden Baume verglichen wird, der trotz des feindlichen Sturmes, der jetzt durch seine Äste gerauscht sei, noch feststehe wie zuvor, dann die Bedeutung der Stadt für Wissenschaft, Kunst und Gewerbfleiß feiert und schließlich den Bürgermeister, an den die Ode gerichtet war, wegen seiner Verdienste um die Stadt preist. Müller ließ von dieser Ode sofort einen Prachtdruck in Quart herstellen und an seine Leipziger Freunde verteilen, in der Hoffnung, daß das „mit jenem Geschmiere gut contrastiren“ werde.

Kaum hatte sich die Aufregung über die „Vertrauten Briefe“ etwas gelegt, so erschien abermals ein Pasquill, das nun wieder die „Vertrauten Briefe“ noch beträchtlich an Dreistigkeit überbot, vor allem insofern es sich ausschließlich gegen einen einzelnen stadtbekannten Mann richtete. Am 16. August 1787

reichte Dr. Jakob Friedrich Kees, Beisitzer des Oberhofgerichts und des Konsistoriums, Dozent an der Universität und Besitzer dreier Rittergüter bei Leipzig, eine Beschwerde beim Rate ein, worin er klagt, es habe „ein ungenannter Lotterbube" das beigefügte Pasquill drucken und seit einigen Tagen in den hiesigen Buchhandlungen — er nannte Böhme, Schneider und Kummer — verkaufen lassen. Das Pasquill führte den Titel: Goldfitz Suseka, oder Erzählungen aus dem Leben eines Geizhalses. Eine komisch tragische Geschichte. 1788 (119 Seiten 8°). Das Titelkupfer zeigte einen davonsprengenden Reiter, dem ein Bettelweib Verwünschungen nachruft.

Es wurde sofort der Bücherinspektor herumgeschickt; er berichtete aber, daß er nirgends ein Exemplar gefunden habe, nur Böhme habe eingeräumt, daß er zwölf Exemplare von der Hemmerdischen Buchhandlung in Halle zugeschickt bekommen habe, doch habe er sie schon alle verkauft bis auf eins, das er für sich zu behalten wünsche. Darauf wurde das Buch verboten.

Der wunderliche Name Suseka ist durch Umstellung der Buchstaben von caseus, dem lateinischen Wort für Käse (Kees) gebildet. Auch Keesens Schwiegervater, der reiche Kaufmann Satler, erscheint mit Namen: er wird Slater genannt. Kees war ein berüchtigter Geizhals Leipzigs — einen Erzgeizhalz, Erzknicker, Erzfilz und Erzwucherer nennt ihn der Verfasser in der Widmung des Buches. Die Geldgier war in seiner Familie hergebracht, schon der Vater und der Großvater waren Geizhälse gewesen. Die unglaublichsten Geschichten aber erzählte man sich von ihm selbst: wie er schon als zehnjähriger Junge Geld auf Zinsen ausgeliehen habe, wie er dann in Göttingen als Student die Philister geprellt habe, was er für Wuchergeschäfte in Leipzig treibe, wie geizig er lebe; dazu eine Anzahl von Proben der schmutzigsten Habgier, wie die, auf die sich das Titelkupfer des Buches bezog: daß er einer Bettlerin ein Hufeisen, das sie gefunden hatte, weggenommen habe und davongeritten sei, daß er bei einer großen Zahlung die Annahme eines stolbergischen Zweigroschenstücks verweigert habe, weil es zwei Pfennige weniger wert sei als die sächsischen usw. Eine haarsträubende Geschichte aber erzählte man sich von ihm als Familienvater. Er hatte fünf Kinder. Da ging er nun in seinem Geiz so weit, daß er — der reiche Mann! — die eignen Kinder, um sie so billig als möglich zu erhalten, eine Zeit lang zu einer Frau in der Vorstadt gab, die sich mit der Aufziehung sogenannter Fallkinder abgab. Als in dem langen, harten Winter 1784 auf 1785 eine Teuerung der Lebensmittel eintrat, nahm er zwar die Kinder wieder zu sich, steckte sie aber, um Heizung zu sparen, zu dem Gesinde in die Bodenkammer. Dort erkrankten sie alle, und eines starb, ohne daß ein Arzt geholt worden wäre. Endlich ruft man einen Arzt, aber es sterben noch zwei. Der Arzt verlangt, daß die noch übrigen zwei aus der pestilenzialischen Luft, in der sie liegen, in ordentliche Zimmer gebracht werden. Da läßt sie Kees auf — eines seiner Rittergüter bringen! Der Arzt

ist es zufrieden und erbietet sich, täglich hinauszufahren. Aber Kees lehnt das als überflüssig ab, da ein geschickter Feldscher draußen sei. Der Arzt — und nun mag der Verfasser des „Goldfitz Suseka“ weiter erzählen:

Der Arzt ließ diesen Menschen zu sich kommen, unterrichtete ihn wegen Abwartung und Diät der Kinder und befahl ihm aufs strengste, täglich die Gesundheitsumstände der beiden Kinder, besonders wenn die Krankheit zunähme, genau zu berichten. Der Arzt erhält in acht Tagen keine Nachricht und schließt daraus, daß alles gut stehe, bis er auf einmal erfährt, daß beide Kinder den Weg alles Fleisches gegangen. Natürlicherweise wurde er auf den Feldscheer sehr aufgebracht, weil er keine Nachricht von demselben erhalten, ließ daher den Feldscheer zu sich kommen und machte ihm die bittersten Vorwürfe über seine Nachlässigkeit, besonders über die Unterlassung der zu erstattenden Berichte. Der Feldscheer versichert auf seine Ehre, er habe, sobald die Kinder kränker geworden, täglich zweimal alle Veränderungen treulich berichtet. Der Arzt versichert, keine erhalten zu haben. Es mußte also ein Irrtum vorgegangen sein. Und durch wen, lieber Leser, durch wen glaubst du wohl, daß diese Unterlassung, die offenbar den Kindern das Leben kostete, veranlaßt worden sei? Durch Goldfitzen. Einen Boten mit dem jedesmaligen Berichte in die Stadt hineinzuschicken kostete vier Groschen. Goldfitz erhielt die Berichte des Feldscheers, um sie dem Arzt zu übersenden, allein er war es, der, um die vier Groschen zu ersparen, die Berichte des Feldscheers sämtlich unterschlug.

Als der Leipziger Rat an Dr. Kees die peinliche Aufforderung richtete, die Stellen des Buches zu bezeichnen, die er auf sich beziehe, erwiderte er, „die ganze Schrift gehe von Anfange bis zum Ende auf ihn und sei durchgängig von ihm und seiner Familie geschrieben.“ Man forderte nun den Buchhändler Böhme vor. Dieser änderte jetzt seine frühere Aussage und gab an, daß er sechzehn bis zwanzig Exemplare verkauft habe, und zwar habe er sie von dem Studiosus Röper am Nikolaikirchhof erhalten, der sie von auswärts zum Vertrieb bekommen habe. Er selbst habe das Buch bloß für einen satirischen Roman gehalten und nicht gewußt, daß es eine hiesige Person betreffe; erst durch die Gespräche der Leute in seinem Laden sei er darauf aufmerksam gemacht worden.

Auf Verlangen Keesens sollte nun der Student Röper vernommen werden. Als aber die Bücherkommission am 21. August nach ihm schickte, war er nirgends zu finden. Seine Mutter, bei der er wohnte, sagte aus, er sei ein paar Tage „verreist“ gewesen, sei zwar gestern Abend zurückgekehrt, aber die Nacht über nicht in der Wohnung gewesen. Als zwei Tage darauf wieder nach ihm geschickt wurde, war er wieder „verreist,“ „ins Thüringische, wo er einen Vetter habe.“ Bis zum 27. August war er nicht aufzutreiben. Endlich am 1. September stellte er sich freiwillig der Bücherkommission und gestand, daß er die Schrift verkauft habe, versicherte aber, weder selbst der Verfasser zu sein, noch den Verfasser zu kennen. Er habe nur den Druck besorgt, und dazu sei er auf folgende Weise gekommen. In der letzten Ostermesse habe er in der Kafkischen Buchhandlung aus Stettin einen ihm unbekannten Mann getroffen,

der sich Hoffmann genannt habe. Dieser sei mit ihm ins Gespräch gekommen und habe ihn nach seiner Beschäftigung gefragt, worauf er ihm erwidert habe, er fertige Übersetzungen aus dem Englischen und Italienischen an, suche auch andrer Gelehrten Manuskripte bei Buchhändlern unterzubringen. Nach der Messe sei dieser Mann in seine Wohnung gekommen, habe das Manuskript des „Goldfitz Suseka" mitgebracht und ihn gefragt, ob er ihm den Druck dieser Schrift in Halle besorgen wolle, in Leipzig wären jetzt alle Pressen besetzt. Darauf habe er die Sache übernommen, habe für acht Bogen 32 Thaler Druckerlohn und ein Douceur von einem Dukaten bekommen, sei dann nach Halle gegangen und habe die Schrift bei Franke in Halle drucken lassen. Die Auflage sei 1000 Exemplare gewesen, die habe er sich dann nach Leipzig schicken lassen. Davon habe er 50 Freiexemplare, die ihm versprochen gewesen seien, für sich behalten und verkauft. Die übrigen 950 Exemplare habe er eines Tages auf ein Billet hin, das ihm Hoffmann durch einen unbekannten Mann — wieder der „unbekannte Mann!" — zugeschickt habe, an diesen ausgeliefert. Von Hoffmanns Person wollte er nichts weiter wissen, als daß er wahrscheinlich aus Berlin sei. Auf die Frage, wie er denn aus dem übersandten Billet Hoffmanns Hand erkannt habe, erwiderte er, er kenne sie daher, daß ihm Hoffmann bei der Übergebung des Manuskripts einen von seiner Hand geschriebnen Zettel mit einer Anweisung über das zu der Schrift anzufertigende Titelkupfer zurückgelassen habe. Ein paar Tage darauf wurde Röper nochmals vorgefordert, um den Kupferstecher zu nennen, der das Titelkupfer angefertigt habe; darauf nannte er den Kupferstecher Weise.

Die Bücherkommission wußte sich nicht zu helfen und gab die Sache an den Leipziger Schöppenstuhl zum Verspruch ab. Die Schöppen entschieden, Röper solle seine Aussagen beschwören. Dieses Urteil wurde ihm eröffnet und der 27. September als Schwörungstag angesetzt. Röper erschien auch und erklärte sich bereit, den Eid zu leisten, „aller an ihn gethanen beweglichen Vorstellungen ungeachtet, daß er bei manchen Unwahrscheinlichkeiten, die sich in seinen Aussagen befänden, sein Gewissen bedenken und nicht leichtsinnig schwören möchte." „Weil er aber selbst sich dabei erkläret — heißt es in dem Protokoll —, daß er hypochondrisch sei, sich auch bei allen Antworten sehr hastig bezeiget," so trug die Kommission Bedenken, ihn schwören zu lassen und schickte ihn fort, um ihn später wieder vorzuladen. Inzwischen begann die Michaelismesse, wo man sich nach Kaske aus Stettin erkundigte, der aber nicht zur Messe gekommen war, am 6. Oktober wurde Röper wieder vorgeladen und leistete nun wirklich den Eid „nach vorgängiger beweglichen Vorstellung von der Wichtigkeit des Eides und scharfen Verwarnung für der Strafe des Meineides." Hinterher vernahm man noch den Kupferstecher Weise, dessen Aussage mit der Röpers übereinstimmte. Darauf wurden nochmals die Schöppen um ein Urtel angegangen, und sie entschieden, da Röper den Eid geleistet habe,

so sei „wider ihn weiter etwas nicht vorzunehmen." Doch wurden er, Böhme und der Kupferstecher zu gleichen Teilen zu den Kosten verurteilt.

Röper war der Sohn eines kleinen Leipziger Tischlermeisters. Er hatte Theologie studirt, war aber zu keinem Ende damit gekommen — der Vater war 1777 gestorben —, und so suchte er sich nun, ebenso wie Pott, durch Schriftstellerei zu nähren. Den „Goldfitz Suseka" hatte er nicht geschrieben; der wirkliche Verfasser blieb vorläufig unentdeckt. Die Sache hatte aber noch ein Nachspiel. Als der Kupferstecher Weise seine Kosten bezahlen sollte, hieß es, er befinde sich eben „auf dem academischen Carcer in custodia"*); und als Röper nochmals vorgefordert wurde, ließ er sagen, es sei ihm vom Rektor und vom Syndikus der Universität untersagt worden, vor der Bücherkommission zu erscheinen. Darauf wurde zum Rektor geschickt und angefragt, ob sich das so verhielte, worauf der Rektor erklärte, „die löbliche Universität sei noch nicht einig, ob ein Studiosus vor die Bücher-Commission gefordert werden und vor derselben erscheinen könne."

In der That hatte das Concilium academicum Röpern „nachdrücklich verwiesen," daß er sich vor der Bücherkommission gestellt hatte, und das führte zu einem großen Streit zwischen dem Rat und dem Concilium, ob die Bücherkommission überhaupt das Recht habe, einen Academicus vorzuladen und zu vernehmen. Die Universität bestritt das in einem längern Schreiben an den Rat vom 7. November 1787, worin sie die Grenzen der Befugnis der Bücherkommission darlegte. Die Bücherkommission sei eine öffentliche Anstalt, die bestimmt sei, „theils alles gemeinschädliche beim Buchhandel und Bücherwesen zu verhüten, theils dasjenige, was zu dessen besserer Aufnahme gereichen könne, zu befördern." Sie könne also zwar „Polizeiverfügungen treffen, welche z. B. dahin gehen, daß Bücher, welche ohne Censur gedruckt worden sind, nicht verkaufet, und besonders solche, welche zum Nachtheil der Religion und [der] guten Sitten oder auch zum Nachtheil des Staates gereichen dürften, unterdrückt und confisciret werden"; aber „eine prozessualische Untersuchung zu verhängen" sei sie nicht befugt, sie sei lediglich eine Polizeianstalt, eine Gerichtsbarkeit dürfe sie sich nicht anmaßen, am allerwenigsten fremden Jurisdiktionsverwandten gegenüber. Daß ein Universitätsprofessor Mitglied der Bücherkommission sei, ändre daran nichts; dieser sei „als Concommissarius bloß zur Aufrechterhaltung des Buchhandels und Handhabung der nöthigen Aufsicht über das Bücherwesen bestellet, keineswegs aber in der Absicht, um durch diese Zuziehung ein auch für Academicos gültiges Forum daselbst zu begründen."

Der Rat erwiderte in einer ausführlichen Entgegnung, daß die Schranken, die damit der Bücherkommission gezogen werden würden, weder dem höchsten Auftrage, noch dem bisherigen Gebrauch entsprächen. Die Bücherkommission

*) Die meisten Kupferstecher standen unter der akademischen Gerichtsbarkeit.

sei jederzeit als ein „Judicium mixtum“ anerkannt worden, „das jussu principis bei den in das Bücherwesen einschlagenden Sachen nicht bloß Aufsicht zu führen, sondern auch die sich äußernden Mißbräuche abzustellen und die dabei vorkommenden Rechtsstreitigkeiten zur Erörterung zu bringen“ habe. Es sei also kein Zweifel, daß ihr „die Cognition in dergleichen Sachen, wie über andere, so auch über einzelne Universitätsverwandte zugleich mit übertragen sei, höchstwahrscheinlicherweise um deswillen, damit diese über eine Evocation von ihrem Foro sich nicht zu beschweren haben, und damit insonderheit die erforderlichen schleunigen Verfügungen nicht aufgehalten und erschweret werden.“ An einer ganzen Reihe von Fällen aus den Jahren 1709 bis 1787 sucht der Rat nachzuweisen, daß die Bücherkommission jederzeit „den in Büchersachen vernommenen Academicis zum Teil Ermahnungen und Weisungen gegeben, teils auch Strafen zugesprochen“ habe, ohne daß jemals von der Universität etwas dagegen eingewendet worden sei.

Die Universität beruhigte sich aber dabei nicht, sondern berichtete im Januar 1788 eingehend an die Regierung, wobei sie die ganze Frage, „ob der Bücherkommission überhaupt eine Gerichtsbarkeit zustehe,“ geschichtlich und prinzipiell erörterte (es müsse „der Punkt bestimmt werden, wo eine Polizeiangelegenheit in eine Justizsache übergehe,“ und dies geschehe, „sobald im einzelnen Falle es nicht mehr bloß auf allgemeine, zum Besten des Ganzen gereichende Anordnungen überhaupt, sondern auf die Erörterung der Rechte und Befugnisse einzelner Personen ankomme“), ihre eigne Ansicht durch juristische Autoritäten zu stützen und die von der Bücherkommission angeführten frühern Beispiele teils als unzutreffend, teils als Beweise eines widerrechtlichen Verfahrens hinzustellen suchte, dagegen aus den Universitätsakten eine ganze Reihe andrer Fälle aus den Jahren 1705 bis 1784 vorbrachte, die das Gegenteil beweisen sollten. Der Rat erstattete, von der Regierung aufgefordert, endlich im Juli 1789 einen ausführlichen Gegenbericht. Zu einer Entscheidung dieser ganzen „Jurisdiktionsdifferenz“ scheint es aber nie gekommen zu sein; wenigstens enthalten die Akten nichts davon.

(Fortsetzung folgt)

Mein alter Nachbar

Von Martin Böttcher (in Hamburg)

Ich sehe sie noch, die altersgrauen Häuser des schleswigschen Städtchens, wo ich geboren wurde und heranwuchs; ich sehe sie noch mit den hohen, gezackten Giebeln, die der Straße zugekehrt waren, mit den traulichen Erkern und den schweren, seltsam geschnitzten Thüren. Ich habe sie später noch oft gesehen, nachdem sie umgebaut und „modernisirt“ worden waren; aber in meiner Erinnerung stehen sie fest in ihrer ursprünglichen Gestalt, die lieben, altertümlichen, heimischen Giebelhäuser.

Und auch ihn sehe ich noch, unsern alten Nachbar, der trotz seiner gebückten Haltung gewöhnliche Menschen um Hauptеslänge überragte. Ich sehe ihn, wie er in der Thür des „toten Hauses“ erscheint, das dem unsern gegenüberlag, wie er mit gesenktem Blick und langsamen Schritten die Straße hinuntergeht. In der linken Hand trägt er sein Angelgerät; mit der rechten stützt er sich schwer auf einen wuchtigen Stock mit goldnem Knopfe. Er grüßt nicht und wird nicht gegrüßt. Auch ihn habe ich später noch oft gesehen, da war seine Gestalt aufrechter, sein Gang leichter, sein Blick freier geworden, er schien mit den Jahren jünger geworden zu sein; aber in meiner Erinnerung lebt er als der alte, müde Mann mit der gebückten Haltung und dem gesenkten Blick.

Er war mein vertrautester Freund, und in seinem Hause habe ich glückliche Stunden verlebt.

Es gab eine Zeit, wo ich ihn mit unsäglicher Furcht betrachtete und mich von ihm und seinem Hause in gehörigem Abstande hielt. Er hatte ja mir und meinem Schwesterchen gegenüber der Popanz sein müssen, wenn wir unartig gewesen waren. Aber dann kam die Zeit, wo der Glaube an die grausamen Kinderfeinde zu wanken begann, wo die Wißbegierde allmählich der Furcht ihre Macht raubte. Über das Wesen des Alten und über seine Umgebung war ein eigentümlicher Zauber gebreitet, der zum Nachforschen reizte. Ich erinnere mich noch deutlich des Abschnitts in meinem Leben, wo der kindliche Forschergeist mit der kindischen Furcht kämpfte, wo der Drang, Entdeckungen zu machen, nach und nach so lebhaft wurde, daß er mich zuletzt antrieb, alle Rücksichten auf meine Sicherheit beiseite zu setzen und mich in Gefahren zu stürzen — in eingebildete Gefahren freilich —, damit er nur befriedigt würde. Wenigstens glaube ich mich daran zu erinnern. Und wenn auch vielleicht das und jenes durch ein Loch des unzuverlässigen Gedächtnisses entschlüpft sein sollte, so ist es doch durch die häufigen und umständlichen Berichte meines Vaters wieder vollkommen ersetzt worden, und zwar so, daß ich jetzt nicht mehr weiß, was ihm und was mir gehört.

Das Nachbarhaus jenseits der Straße war wohl geeignet, einer lebhaften Phantasie Beschäftigung zu geben. Wie man erzählte, war es der Rest eines

frühern Schwarzbrüderklosters*). Was die Wörter „Schwarzbrüder“ und „Kloster“ bedeuteten, davon hatten wir Kinder natürlich keine Ahnung; aber es lag etwas in den Wörtern verborgen, was in Kinderköpfen phantastische Vorstellungen zu bilden geeignet war, und sie wurden gebildet und angewandt. Schwarzbrüder? Schwarz ist der Teufel; schwarz sind die bösen Leute, die Menschen fressen. Diese Weisheit hatten wir von Stine, dem Stubenmädchen, und die war sehr klug. Und nun gar Schwarzbrüder — hu! Und Kloster? Daß das eine Art Gefängnis war, davon hatten wir zufällig Kunde bekommen. Schwarzbrüderkloster also — hu! Wie gut das zusammenpaßte! Und wie sich das Wort eignete für das alte, düstere Haus mit den verwitterten, dicken Mauern und den schmalen gotischen Fenstern!

Und dieses Haus, war es nicht wie eigens eingerichtet für seinen geheimnisvollen Bewohner? Das „tote Haus“ wurde es genannt, und wir hatten das Gefühl, daß diese Benennung so ziemlich berechtigt sei. Sie wäre es ganz gewesen, wenn nicht jeden Abend im Giebelzimmer Licht angezündet worden wäre, was verriet, daß sich drinnen doch Leben regte; denn mit Ausnahme des Giebelfensters, das so hoch war, daß es fast vom Fußboden bis zur Decke reichte, waren alle Fenster des Hauses beständig durch Läden verschlossen. Die Vorhänge wurden gewöhnlich nicht gleich herabgelassen, wenn drüben Licht angezündet worden war, und so konnten wir fast jeden Abend eine Zeit lang den ganzen sonderbar geformten und ausgestatteten Raum überschauen. Er war sehr schmal, sehr tief, und die Seitenwände neigten sich oben schräg der Decke zu. Seht, nun steckt man Licht an im großen Sarge! sagte Stine eines Abends, als die Eltern beide ausgegangen waren und wir in der Dämmerung am Ofen des Gesindezimmers hockten. Ein schöner Vergleich war das nicht; aber ich habe später gefunden, daß er ganz treffend war: die Sargform hatte die Stube unleugbar, und ihr Bewohner war ein Mann, der tot war vor der Welt.

Ein altes Original! sagte mein Vater eines Tages mit nachdenklicher Miene und eigentümlichem Kopfschütteln, als er am Fenster stand und auf die Straße hinunterblickte. Ich kletterte geschwind auf einen Stuhl und folgte der Richtung seines Blickes. Unten trottete unser alter Nachbar langsam und müde daher, den wuchtigen Stock in der rechten, das Angelgerät in der linken Hand, um zu seiner täglichen Beschäftigung zu gehen. Ein Original! Das war wieder so ein dunkles, geheimnisvolles Wort, hinter dem sich gewiß etwas entsetzliches verbarg! Die Wißbegierde rührte sich mächtig und wollte befriedigt sein. Ich bat daher den Vater um Aufklärung. Aber die bekam ich nicht, sondern ich wurde ersucht, mich um meine eignen Angelegenheiten zu kümmern, da das nichts für mich sei. Der Vater war offenbar schlecht gelaunt. Wenn er aber glaubte, den Forschergeist getötet zu haben, so irrte er sich gewaltig. Die schroffe Abweisung und besonders die daran geknüpfte Andeutung hatten ihn erst recht lebendig gemacht. Ich verwahrte also das rätselhafte Wort und wiederholte es immer und immer wieder in Gedanken, um es fest im Gedächtnis zu behalten. Stine, die kluge Stine, dachte ich, würde wohl Bescheid wissen, die wollte ich fragen, wenn es Zeit und Umstände erlaubten, das heißt, wenn wir einmal allein wären; denn im Beisein meiner Eltern war sie nicht die kluge Stine, die sich in jeder Sache zurechtzufinden verstand. Ein O-ri-gi-nal! wiederholte ich also fort und fort in meinen Gedanken, und: Ein Original! soll ich geantwortet haben, als man mich an demselben Tage fragte: Was willst du einmal werden, wenn du groß wirst?

*) „Schwarzbrüder“ wurden im Volksmunde die Dominikaner genannt.

Erst am Morgen des folgenden Tages fand ich die zu einer Besprechung mit Stine gelegne Zeit. Aber leider waren die Umstände nicht ganz günstig. Sie mußte eben mit dem Aufräumen in Vaters Zimmer beschäftigt sein; denn ich hörte sie dort mit Tischen und Stühlen rumoren. Der Vater war Arzt, und seine Sprechstunde mußte bald anfangen; also hatte es Stine wohl eilig, und wahrscheinlich war sie nicht in der rosigsten Laune. Doch darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen; mein Anliegen duldete keine weitere Verzögerung. Ich stolperte also in größter Geschwindigkeit die Treppe hinauf, und über die Schwelle fallend brachte ich atemlos die brennende Frage hervor: Du, Stine, was ist denn ein Original? Die unliebsame Störung mitten in der Geschäftigkeit machte sie mürrisch, und sie drohte mit dem Besen. Eine Antwort bekam ich aber doch: Ein Original? Du bist selber auf dem besten Wege, eins zu werden; mach, daß du geschwind hinauskommst! — Ach, gute Stine, bat ich schmeichelnd, sage mirs doch; ich werde es dann auch nie wieder der Mutter erzählen, wenn dein Bruder hier gewesen ist. Das wirkte. Der „Bruder," mit dem sie sich später verheiratete, war ihre schwache Seite, und sie verstand die Diskretion zu schätzen, die ich ihr zusicherte. Na na, antwortete sie besänftigend, ein Original ist ein Mensch, bei dem im Kopfe eine Schraube locker ist. Nun wußte ich es. Aber ich verstand es doch nicht so ganz; die Erläuterung schien mir etwas unglaubwürdig. Eine lockre Schraube im Kopfe! Was zusammengeschraubt werden muß, das muß doch zuerst entzwei gegangen sein. Also mußte der Kopf des sonderbaren Nachbars entzwei sein. Hatte mich Stine vielleicht zum besten? Ich sah sie forschend an; doch ihr Gesicht strafte sie nicht Lügen. Dann fiel mein Blick auf das Geripp in der Ecke. Wahrhaftig, sein Kopf war voller Risse! Nun wußte ich es, und nun verstand ich es auch. Der tote Mensch mußte ein Original gewesen sein; warum sollte es der lebendige nicht sein können?

Auf der Treppe traf ich die kleine Sophie. Sie kam wie gerufen; denn wäre sie nicht gekommen, so hätte ich sie ganz gewiß aufgesucht, um doch jemand zu haben, vor dem ich die Fülle meines Geistes ausschütten könnte, jemand, der sich von meinem Wissen imponiren ließe. Weißt du, was der Alte drüben im Giebelzimmer ist? rief ich ihr triumphirend entgegen. Ein Original ist er! Aber die Wirkung meiner Worte entsprach nicht der großen Erwartung. Sophie wollte sich nicht imponiren lassen. Ob sie mir nun bloß zeigen wollte, daß sie selbst eine Meinung haben könnte, oder ob sie wirklich selbst etwas von dem glaubte, was sie sagte, weiß ich nicht, aber sie ging auf meine Meinung gar nicht ein, sondern rückte mit einer eignen hervor. Ihre Ansicht war die, daß der riesengroße Mann vielleicht — der liebe Gott selbst sei. Ja, sie gab mir sogar Beweise, als ich das doch gar zu lächerlich fand. Ich wisse doch wohl, fragte sie, indem sie eine ungeziemende Überlegenheit in Ton und Haltung annahm, daß Gott groß sei? Ja, denn sage die Stine nicht immer: „Großer Gott!" Und kennte ich wohl einen Menschen in der ganzen Stadt, der dem Alten höher als bis zur Schulter reiche? Nun, Fiekchen war noch sehr jung, zwei ganze Jahre jünger als ich, und ich mußte als der Ältere und Vernünftigere ihrem Unverstande durch die Finger sehen. Aber eine kleine Strafe hatte sie wegen des altklugen und beleidigenden Tones, den sie sich mir gegenüber erlaubt hatte, doch verdient; auch mußte der schwere Irrtum, in dem sie sich befand, berichtigt werden. Du faselst, Sophie, sagte ich also belehrend, Gott ist viel größer als der drüben; doppelt so groß ist er wenigstens. Habe ich nicht selbst ein hölzernes Bild von ihm gesehen in der großen Kirche zu Schleswig? Er trägt auf der Schulter einen kleinen Knaben, der sich da oben nicht

größer ausnimmt als eine junge Katze. Und dann hat er einen langen Bart. Hat der Alte drüben etwa mehr Bart als du und ich? Wie kann der Gott sein? — Meine Beweisführung war einleuchtend genug, sollte ich meinen; aber Sophie wollte sich nicht überzeugen lassen. Ach was, er mag sich ja seitdem rasirt haben, antwortete sie verächtlich und ging davon.

Aber mein Interesse für den Mann im „toten Hause," der ein Original war, ein Mensch mit einem zerquetschten, von Schrauben zusammengehaltenen Kopfe hatte sich so gewaltig gesteigert, daß mir der Forschergeist von nun an keine Ruhe mehr ließ, es mochte kommen, was da kommen wollte! Die Entdeckung mußte gemacht werden; ich mußte selber sehen, was ich gehört hatte, und an was ich so unerschütterlich fest glaubte. Aber was half es, daß ich dem Alten, so oft er die Straße hinabspazierte, unverdrossen nachtrabte, geduldig wartend, ob er nicht einmal den Kopf entblößen würde, um einen Bekannten zu grüßen! Er hatte ja keinen Bekannten, wurde nie gegrüßt und grüßte auch nie. Was half es, daß ich jeden Abend, wenn Licht angezündet wurde, nach dem Giebelzimmer hinüberspähte, um seinen Bewohner wenigstens aus der Ferne ohne Hut zu sehen. Er trug immer ein Käppchen. Es galt also, eine gelegne Zeit abzuwarten. Die sollte aber bald kommen.

Eines Tages, als ich beim Vater auf seinem Zimmer saß und mich mit den Anfangsgründen der schweren Lesekunst abquälte, wurde an die Thür geklopft, und herein trat der alte Diener aus dem „toten Hause." Er wurde mein rettender Engel; denn ich war zerstreut und unaufmerksam gewesen und sah eben mit großer Angst einer Ohrfeige entgegen. Nun senkte sich die erhobne väterliche Hand, und der Zorn, der mir galt, wurde ungerechterweise in die schroff klingende Frage an den Eintretenden geleitet: Was wollen Sie? — Wenn der Herr Doktor so freundlich sein möchte, sich gleich hinüber zu bemühen; mein Herr ist plötzlich heftig erkrankt.

Der Kopf muß zusammengeschraubt werden! dachte ich. Jetzt hieß es handeln; die Umstände konnten nicht günstiger sein. Ich konnte mich ja unbemerkt hinter dem Vater herschleichen, bei dessen Nähe etwaige Angriffe geheimnisvoller Mächte mir fast gefahrlos erschienen. Ins Giebelzimmer durfte ich natürlich nicht kommen; aber es war auch gar nicht notwendig, daß ich mich so weit wagte. Stines Beispiel und eigne Erfahrung hatten mich den Nebenzweck des Schlüssellochs gelehrt. Durch das wollte ich meine Beobachtungen anstellen, und ich hoffte auf ein günstiges Ergebnis; denn, dachte ich, wenn der Kopf zusammengeschraubt werden soll, so muß doch erst das Käppchen beseitigt werden.

Schnell war der Plan gemacht, und unverzüglich wurde er ausgeführt. Als des Vaters Schritte im obern Korridor des Nachbarhauses verhallten, trat ich mit Zittern und Zagen über die Schwelle, und als er oben anklopfte, befand ich mich schon mitten in der tiefen, dunkeln Hausflur, die quer durch das Haus führte. Wäre ich doch nur erst glücklich oben angelangt gewesen! Die steile Treppe war unheimlich dunkel. Nun, ich sollte schneller hinaufkommen, als ich erwartet hatte. Durch die offenstehende Hinterthür stürzte plötzlich ein toller Hahn mit ausgespannten Flügeln und heiserm Geschrei in den Gang herein. Er flog mir auf die Schulter, schlug mich mit den Flügeln um die Ohren und hackte auf meinen Kopf los. War das die Strafe? Wollte er mir den Schädel zerhacken und mich zu einem Original machen? War es überhaupt ein richtiger Hahn? Er war ja gar nicht wie unser eigner, der sich vor mir fürchtete. Nein, das ging gewiß nicht mit rechten Dingen zu; es war offenbar Zauberei im Spiele! Mit erschreckender Deutlichkeit kam es mir in den Sinn, daß der Vater einst von einem Mann erzählt hatte, der, wenn

ich mich recht erinnere, einen Küster in einen Hahn verwandelt hatte.*) Blitzschnell folgte nun eine unheimliche Vorstellung der andern: dieser Küster war gewiß ein schlechter Mensch, vielleicht gar ein „Schwarzbruder“ gewesen, und er war es vielleicht — unzweifelhaft, der nun auf meiner Schulter saß und auf meinen Kopf loshackte, um mich zu einem Original zu machen!

Heulend und in namenloser Angst stürzte ich die Treppe hinauf; heulend und ohne die Folgen zu erwägen stürzte ich ins Giebelzimmer hinein. Ich sehe noch den strafenden Blick meines Vaters und erinnere mich noch des harten Griffes seiner Hand um meinen Arm, als er mich, ohne ein Wort zu sprechen, nach der Thür zog, um mich hinaus zu befördern. Aber nun sollte der Alte, vor dem ich mich gefürchtet hatte, mein Beschützer werden. Er entschuldigte mich mit ein paar freundlichen Worten, die er an den Vater richtete, und wandte sich dann an mich: Was fehlt dir, mein Junge, und was willst du? sagte er lächelnd und streichelte mir die Wange.

Alle meine Furcht vor ihm war mit einemmale wie weggeweht; aber gleichzeitig war der Forschergeist, der nur einen Augenblick in den Hintergrund gedrängt worden war, wieder zurückgekehrt. Nachdem ich wie geistesabwesend auf das und jenes geantwortet hatte, begann ich, den Stuhl zu umkreisen, auf dem er saß, um nach seinem Kopfe zu spähen, der heute wirklich einmal nicht von einem Käppchen bedeckt war.

Meine Stimme mag eine starke Enttäuschung verraten haben, als ich nach beendigter Untersuchung äußerte: Aber ich sehe ja keine einzige Schraube! — Was — Schraube? Was meinst du damit? — Ja, Papa sagt, daß du ein Original wärest, und Stine sagt, daß ein Original Schrauben im Kopfe hätte. — Die Verlegenheit, die ich meinem Vater bereitet haben mag, verursachte mir keine Skrupel; er ließ mich auch später nicht entgelten, was er doch eigentlich selbst verschuldet hatte. Dazu erhielt er freilich auch keine Veranlassung; denn der Alte versetzte ihm keinen einzigen Puff zum Weitergeben. Sonst heißt es: Auge um Auge und Zahn um Zahn! und wenn nach diesem Grundsatz gehandelt worden wäre, hätte die Situation heikel werden können für meinen Vater und — nach dem Gesetz der Fortwirkung — auch für mich. Aber es wurde nicht darnach gehandelt. Die Folge des kleinen Zwischenfalls war also keineswegs eine fernere Erweiterung der Kluft zwischen den beiden Nachbarhäusern, die ja nur bestand, weil kein Mensch es für der Mühe wert gehalten hatte, sie auszufüllen. Im Gegenteil, jetzt war zwischen ihnen eine Brücke gebaut worden. Das unbedacht hingeworfne Wort meines Vaters hatte das Material dazu geliefert, und ich war der Baumeister, der es an seinen Ort gebracht und verarbeitet hatte.

Von dem Tage an schrieb sich die Freundschaft, die das „tote Haus“ mit dem unsern verband. Der Alte war trotz seines Unwohlseins so heiter und aufgeräumt geworden, wie ich ihn mir gar nicht hatte vorstellen können, und er schien sich durch das Attribut, das ihm beigelegt worden war, fast geehrt zu fühlen. Dein Vater hat gewiß Recht, mein Junge! sagte er mit sonderbarem Lächeln. Damals verstand ich das nicht. Jetzt verstehe ich es. Denn — von andern Eigentümlichkeiten abgesehen — war nicht schon der Umstand, daß er ohne Zorn eine übel lautende, ungeschminkte Wahrheit vertragen konnte, etwas ungewöhnliches, originelles?

Das Unwohlsein war ohne Bedeutung und wurde schnell gehoben. Nach

*) Ludwig Holberg: Erasmus Montanus, Akt 4, Szene 2.

wenigen Tagen erwiderte der Patient den Besuch des Arztes, wie man den Besuch eines Freundes zu erwidern pflegt, und von da an kam der Arzt oft als Freund ins Nachbarhaus. Ich aber ging täglich hinüber. Die Brücke war ja gebaut worden, um benutzt zu werden. Von nun an saß ich in der Dämmerung, wenn die Eltern ausgegangen waren, nie mehr bei der Stine, um ihren dummen Gespenstergeschichten zuzuhören. Das überließ ich dem Fiekchen, das noch einfältig genug war, an alles zu glauben, was erzählt wurde. Ich war ein ausgeprägter Skeptiker geworden und fühlte mich nicht wenig stolz, es zu sein. Und ich vermißte die abgeschmackten Geschichten gar nicht, denn ich fand völligen Ersatz in dem, was mein alter neuer Freund zu erzählen wußte von „schwarzen Brüdern," von schwarzen, braunen und kupferfarbigen Menschen, von fremden Städten und fremden Ländern. Und wie er erzählen konnte! Und dann war er auch ein Sportsman! Er verstand sich auf die Anfertigung von Fliederbüchsen und Weidenflöten; er lehrte mich den Vogel in die Schlinge und den Fisch auf die Angel locken. Kein Wunder, daß Stines Stern allmählich verblaßte, während der seine mit jedem Tage in hellerm Lichte erglänzte.

Aber sie rauschten dahin, die glücklichen Jahre, wo das Spiel eine Paradiesesfreude war und die leichte Arbeit nur ein ernsteres Spiel zur Abwechslung, und es kamen die Lehrjahre, die schweren, mit Arbeit im Schweiße des Angesichts, die Jahre, wo der Fluch, der dem aus Eden vertriebnen Adam nachgeschleudert wurde, schon anfängt, die Kinder fühlbar zu treffen. Da verwandelte sich mein vortrefflicher Spielgenosse in einen ebenso vortrefflichen Mentor, der es prächtig verstand, die Lasten zu erleichtern, die mir das Übermaß von Geschichte und Geographie, Mathematik und Sprachen auf die Schultern legte.

Ein Fach gab es, wo er es selbst sehr weit gebracht hatte, und worin er auch versuchte, aus mir etwas tüchtiges zu machen, als nach seiner Ansicht die Zeit gekommen war: der Weiberhaß. Sicherlich hätte ihm damals keine größere Freude bereitet werden können, als wenn seine Bestrebungen mit mir auch in diesem Punkte zu einem günstigen Ergebnis geführt hätten. Aber sie führten zu keinem Ergebnis, trotz aller Mühe, aller Beredsamkeit, die er aufbot.

Seine unverdrossenen Bemühungen waren oft ebenso rührend wie ergötzlich. Begegneten wir, wenn wir mit einander ausgingen, einem jungen Mädchen, so beobachtete er mich mit Argusaugen. Hatte das junge Mädchen schönes Haar, dann konnte ich sicher sein, den Satz zu hören: „Die Weiber haben mehr Launen als Locken." — War das Mädchen hübsch gekleidet, so konnte ich mich auf den geringschätzigen Satz gefaßt machen: „Vielfältiger Rock — einfältiger Kopf." Erwiderte eine bekannte junge Dame meinen Gruß mit freundlichem Zunicken und Lächeln, dann schüttelte er grollend den Kopf, zog die Brauen zusammen und räusperte sich zornig; dann hieß es: „Weibergunst ist nie umsunst." Nach solchen Sentenzen — ich glaube, daß sie der Alte zu Hunderten auf Lager hatte — folgte gewöhnlich eine moralische Geschichte, die den Zweck hatte, die Wahrheit zu veranschaulichen, die er soeben in knapper Fassung ausgesprochen hatte.

Eines Tages — es war einer der letzten, die ich im Vaterhause und unter der Leitung meines väterlichen Mentors verbrachte — muß er der Meinung gewesen sein, an mir unheilverkündende Anzeichen entdeckt zu haben, während wir gerade einen unsrer gewohnten Ausflüge unternahmen. Und seine Befürchtungen waren auch nicht grundlos; denn ich hatte ein paar junge Damen meiner Bekanntschaft sehr verbindlich gegrüßt, verbindlicher, als unumgänglich nötig gewesen wäre, und daher fing mir das Herz heftig an zu klopfen, als mich der Alte aufforderte,

ihm auf sein Zimmer zu folgen. Es war auch wirklich etwas außerordentliches, was meiner harrte, nicht eine seiner gewöhnlichen Sentenzen, sondern — ein Text aus der Bibel, auf den ohne Zweifel eine regelrechte Predigt gefolgt wäre, wenn ich nicht im Gefühl meiner Würde als angehender Student dem kräftig vorgebeugt hätte. Mit feierlicher Miene lud er mich ein, Platz zu nehmen; mit feierlicher Miene holte er das Buch hervor, setzte sich mir gegenüber, schlug es auf und begann, nachdem er mir einen warnenden und strafenden Blick zugeworfen hatte: Höre, was der weise Sirach sagt. „Es ist keine List über Frauenlist, und kein Zorn so bitter als der Frauen Zorn. Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem bösen Weibe. Wenn sie böse wird, so verstellet sie ihre Geberden und wird so scheußlich wie ein Sack. Ihr Mann muß sich ihrer schämen, und wenn man es ihm vorwirft, so thut es ihm im Herzen wehe. Alle Bosheit ist gering gegen der Weiber Bosheit. Ein waschhaftig Weib ist einem stillen Manne, wie ein sandiger Weg hinauf einem alten Manne. Laß dich nicht betrügen, daß sie schön ist, und begehre ihrer nicht darum. Ein böses Weib macht ein betrübt Herz, traurig Angesicht und das Herzeleid. Die Sünde kommt her von einem Weibe, und um ihretwillen müssen wir alle sterben. Wenn einer ein böses Weib hat, so ist es als ein ungleich Paar Ochsen, die neben einander ziehen sollen!"

Dies waren die Textesworte. Eine an Länge und Breite entsprechende Predigt hätte ich nicht aushalten können. Kaum war daher das Buch zugeklappt, so erlaubte ich mir die Bemerkung, daß Sirach hier nur von bösen Weibern rede, und daß er also doch wohl voraussetzen müsse, daß es auch gute gebe. Aber da kam ich schön an. Mein alter Freund geriet in ungeheure Aufregung; ich habe ihn weder früher noch später wieder so erregt gesehen. Daß es nicht der unpassende Ton war, den ich mir ihm gegenüber erlaubt hatte, der das bewirkte, sondern die Erwägung, daß ich bald seine Leitung würde entbehren müssen, und die Sorge, daß ich wehrlos ein Opfer der Weibertücke werden könnte, das habe ich später erkannt. Damals erkannte ich es nicht. Er redete sich mehr und mehr in seine erregte Stimmung hinein, und auch ich wurde immer hitziger, ein Wort gab das andre, und endlich verließ ich das Nachbarhaus im Zorn. Einen Thoren kann nur die bittere Erfahrung weise machen, dachte der Alte wahrscheinlich; denn von dem Tage an ließ er die Weiberfrage ruhen. Der zerrissene Faden der Freundschaft aber war bald wieder zusammengeknüpft; daß er einen Knoten hatte, war nicht zu merken.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Belehrende Ereignisse. Es giebt außerhalb der landwirtschaftlichen Kreise gute Seelen, die die Klagen, Deklamationen und Verheißungen der Herren vom Bunde der Landwirte vollkommen ernst nehmen. Diese könnten nun, wenn ihr Glaube nicht unerschütterlich wäre, aus der letzten Debatte über den Terminhandel Belehrung schöpfen. Bloß „der Wissenschaft halber" und zu eigner Belehrung hat auch der Vater Ploetz, der grimme Feind der Börse, sein Spielchen gemacht. Man wußte es ja auch vorher schon, schreibt recht gut die Nationalzeitung: „sie predigen

Wasser und trinken heimlich Wein; aber es ist doch immer belehrend, wenn wieder einmal ein Weinkeller der Wassertrinker aufgedeckt wird.“ Die Zentrumsführer sind bekanntlich ebenfalls grimmige Börsenfeinde, aber da sie auch ohne persönliches Studium nach Ploetzischer Manier nicht umhin können, zu wissen, was die Börse leistet und was sie nicht leisten kann, so bauen sie schon jetzt, ehe noch der Bundesrat das neue Börsengesetz bestätigt hat, dem voraussichtlichen Unwillen ihrer großbäuerlichen Wähler vor; man möge nicht etwa, so äußert sich eine Zentrumskorrespondenz, von dem neuen Gesetz große Erwartungen hegen; die Abschaffung des Terminhandels werde das Getreide weder teurer noch billiger machen; ja der Terminhandel gewähre trotz der Auswüchse, die sich daran heften, so bedeutende Vorteile, daß die Landwirte möglicherweise sehr bald seine Wiederherstellung fordern würden; auch würden outsiders, die sich mit der Börse einlassen, in Zukunft nicht weniger schonungslos gerupft werden als bisher. Höchst belehrend war auch die Reichstagssitzung vom 8. Juni; auf der Tagesordnung stand der Handelsvertrag mit Japan, Graf Kanitz aber sprach, wie immer bei solchen Gelegenheiten, über die Schädigung der deutschen Landwirtschaft durch den russischen Handelsvertrag. Der Staatssekretär von Marschall widerlegte seine Behauptungen Punkt für Punkt: das russische Getreide wird nicht zu enorm billigen Tarifsätzen nach Königsberg und Danzig gefahren, im Gegenteil sind die russischen Tarifsätze zum Teil erheblich höher als die deutschen und jetzt nicht niedriger als vor dem Vertrag; der Konsum der Seestädte ist den heimischen Landwirten nicht verloren gegangen, im Gegenteil verbrauchen jene jetzt mehr deutsches Getreide als vor dem Vertrag usw. Nachdem sich aber der Staatssekretär gesetzt hat, steht Graf Kanitz auf und fährt fort, über die Schädigung der deutschen Landwirte durch den Handelsvertrag mit Rußland zu jammern, als ob er die Widerlegung seiner Behauptungen gar nicht gehört hätte. So wirds gemacht; nach diesem Rezept arbeitet der Bund der Landwirte; unbequeme Thatsachen, auch wenn sie von ganz zuverlässiger amtlicher Stelle bestätigt werden, behandelt man als nicht vorhanden oder verschleiert man dem Bauer mit einem Schwall pathetischer Redensarten oder die Aufmerksamkeit abziehender Witzeleien und wiederholt Tag für Tag mit eiserner Stirn die alten, längst widerlegten Behauptungen. Doch haben unsre Bauern zu viel gesunden Menschenverstand, um sich auf die Dauer täuschen zu lassen, und zu ruhiges Blut, als daß sie durch Exaltation um die Besinnung gebracht werden könnten; selbst die dem Bunde der Landwirte zur Verfügung stehenden Machtmittel, z. B. der Beistand der ihnen befreundeten Landräte, fangen an zu versagen, wie der Sieg des Freisinnigen in dem Wahlkreise Ruppin-Templin beweist. Und wie stark muß der Widerwille gegen das Agrariertum in dem Wahlkreise Ansbach-Schwabach sein, wenn dort ein Conrad siegen konnte, ein Litterat von der „Moderne,“ gegen den selbstverständlich die Geistlichkeit beider Konfessionen alles aufgeboten hatte, was in ihren Kräften stand!

Macht sich bei diesen wie bei mehreren vorhergegangnen Ersatzwahlen die Gegenströmung gegen die im Reichstage herrschende Richtung, die sich gern konservativ nennt, ganz deutlich bemerkbar, so beeilt sich dafür die „konservative“ Reichstagsmehrheit desto mehr, solange sie noch das Heft in der Hand hat, alles, was ihr am Herzen liegt, geschwind noch vollends unter Dach und Fach zu bringen. Die Herren von der Regierung haben es nicht ebenso eilig. Der Reichskanzler hat aus seiner Verwunderung über das Verbot des Detailreisens — die Konservativen sagen freilich, es sei gar kein Verbot — kein Hehl gemacht und sein Sohn so entschieden dagegen gesprochen, daß der Antisemit Gräfe ausrief: Gott sei Dank, daß der Reichskanzlerposten nicht erblich ist! Und der Staatssekretär von Bötticher gestand ganz offen ein, daß er den Gesetzentwurf bloß vorgelegt habe, weil ihn die Reichs-

tagsmehrheit durchaus haben wollte. Er hat damit unsers Erachtens ganz richtig gehandelt; wir bleiben dabei, daß die Regierung am klügsten thut, wenn sie der agrarisch-zünftlerischen Reichstagsmehrheit in allem zu Willen ist und ruhig abwartet, was dabei herauskommt. Selbstverständlich wird sie sich dann nach ein paar Jahren der Mühe unterziehen müssen, das ganze schöne legislatorische Bauwerk wieder abzutragen, denn was herauskommen muß, das kann gar nicht zweifelhaft sein. Die von uns schon oft beleuchtete Praxis, bei der „Rettung des Mittelstandes" die Pferde zugleich vor und hinter den Wagen zu spannen, hat Eugen Richter im Abgeordnetenhause sehr hübsch beleuchtet, wo man den Versandgeschäften durch Besteuerung den Garaus machen will. Die Stimmung der Regierungsmänner in Baden ist in der viel besprochnen Tischrede des Finanzministers Dr. Buchenberger zu Tage getreten, die den Unfug rügt, bei jedem Übelstande gleich die Hilfe des Staates anzurufen, die Gesetzgebungsmaschine in Bewegung zu setzen und den Aberglauben, der den Gesetzen mystische Kräfte zutraut; man solle das „Selbst ist der Mann" nicht vergessen, mahnte Herr Buchenberger, der, nebenbei bemerkt, ein genauer, vielleicht der genaueste Kenner der landwirtschaftlichen Verhältnisse seines kleinen Staates ist. Das werden freilich die Konservativen nicht zugestehen; fängt es doch sogar auch schon bei den Leuten der „Post" an, Glaubensartikel zu werden, daß die Minister und alle übrigen Herren des grünen Tisches von den Fragen des praktischen Lebens nichts verstehen.

Bei den oben erwähnten Ersatzwahlen hat es sich freilich nicht allein um Widerstand gegen die das Maß überschreitende wirtschaftliche Reaktion gehandelt, sondern es hat ohne Frage auch die Abneigung gegen das herrschende politische System mitgewirkt. Wie groß diese ist, dafür hat man einen Maßstab an der Haltung des preußischen Abgeordnetenhauses bei der Behandlung des Assessorenparagraphen, wobei man sich daran erinnern muß, daß in diesem Hause die untern Bevölkerungsschichten so gut wie gar nicht vertreten sind. Sogar die Nationalliberalen haben den Paragraphen abgelehnt. Das bedeutet, daß er — ob mit Recht oder Unrecht, mag unerörtert bleiben — ganz allgemein im Lande so verstanden wird, wie ihn — der Kladderadatsch durch seine Illustrationen erklärt hat. Ein guter Einfall des Abgeordneten Hobrecht war es, zu sagen: „Wir haben Beispiele vor Augen, die beweisen, daß bis in die allerhöchsten Kreise die Ansichten darüber auseinandergehen, was Takt ist und was nicht." Es war ein denkwürdiger Augenblick, als bei der Abstimmung die Nationalliberalen Arm in Arm mit dem Zentrum gegen die Konservativen marschierten. Noch denkwürdiger war dann das Festmahl, mit dem in denselben Tagen der Reichstag seine hundertste Sitzung beging. Der Präsident Buol zwischen Stumm und Bennigsen beim Festmahl, und in einem Festartikel der Kölnischen Zeitung gefeiert! Wie lange ist es denn her, daß von diesem Reichstag und von diesem Präsidium kein einem nationalliberalen oder freikonservativen Manne gehöriger Hund einen Bissen Brot mochte? Die damalige Entrüstung war eben nur ein verspätetes Wiederaufflammen von Empfindungen, die ihren Nährboden verloren haben und, wo sie zum Beweise der Gesinnungstüchtigkeit gelegentlich noch einmal geäußert werden, nicht mehr von Herzen kommen. Die gemeinschaftlichen Interessen überwiegen heute die Interessen und Ideen der Kulturkampfzeit so vollständig, daß sich die Nationalliberalen und Freikonservativen die Bundesgenossenschaft des Zentrums ganz gern gefallen lassen, während andrerseits der Liberalismus der Partei Bennigsen so wenig hitzig und so frei von blutroter Färbung ist, daß sich ihn auch der frömmste Kaplan gefallen lassen kann. Und so wird denn auch das „eminent nationale" Werk, das bürgerliche Gesetzbuch, unter der Flagge des Zentrums und auf von ihm gesteuertem

Schiff „mit bedächtiger Schnelle" in den sichern Hafen gebracht werden, nachdem die beiden gefährlichsten Klippen geschickt umschifft worden sind. Dem Paragraphen über das Vereinsrecht ist eine für die Regierung annehmbare Fassung gegeben worden, und in Beziehung auf die Zivilehe hat der Liberalismus den Konfessionellen Zugeständnisse gemacht, die er sich noch zur Zeit des Entrüstungssturmes gegen den Zedlitzschen Schulgesetzentwurf nicht hätte träumen lassen. Hirtenknabe, Hirtenknabe, dir auch singt man dort einmal — das gilt auch für das Restchen Falkgeist, das noch in der preußischen Schulverwaltung stecken mag. Mit welcher Entrüstung sind sonst immer die „Pfaffen" gegeißelt worden, die die Zivilehe ein Konkubinat genannt haben! Nun, wenn die Kommissionsbeschlüsse Gesetz werden, so ist die Auffassung der „Pfaffen" gesetzlich anerkannt. Indem die Zivilehe in der Überschrift des Abschnitts nicht als Ehe schlechthin, sondern als bürgerliche Ehe bezeichnet wird, und indem durch einen neuen Paragraphen 1566 c der Kirche das Recht eingeräumt wird, die Bedingungen einer giltigen Eheschließung für ihre Angehörigen festzusetzen, wird für die ohne kirchliche Mitwirkung zustande gekommne Ehe kaum eine andre Bezeichnung übrig bleiben, oder wird wenigstens in den unter kirchlichem Einfluß stehenden Volkskreisen zwischen einer bloßen Zivilehe und einem Konkubinat kein Unterschied gemacht werden.

Drei Zöpfe auf einmal abgeschnitten. Der preußische Finanzminister und der Minister des Innern haben an sämtliche Regierungspräsidenten folgenden im Staatsanzeiger veröffentlichten Erlaß zur Vereinfachung des Geschäftsganges und zur Verminderung des Schreibwerks in dem Verwaltungsbereich der Regierungen gerichtet:

1. Alle Berichte, Schreiben und Verfügungen von Behörden an Behörden tragen auf der ersten Seite des Schriftstücks in der obern rechten Ecke die Orts- und Zeitangabe, in der obern linken Ecke den Namen der schreibenden Behörde und darunter die Journalnummer, in der untern linken Ecke, soweit erforderlich, die Angabe der betreffenden Behörde. 2. Berichte sind nur auf den ersten drei Seiten in halber Breite, von da ab in Dreiviertelbreite des Bogens zu schreiben. Auf der linken Hälfte der ersten Berichtsseite ist außer der kurzen Angabe des Inhalts die veranlassende Verfügung oder, daß ohne solche berichtet werde, zu vermerken, und unmittelbar darunter sind die zurückfolgenden und die neu eingereichten Anlagen zu bezeichnen, daß über ihre Identität kein Zweifel entstehen kann. Anlagen von größerer Anzahl sind, soweit es angeht, zu einem Anlagenhefte zu vereinigen, zu paginiren und mit einem Umschlag zu versehen, auf dem die Stücke des Hefts einzeln aufzuführen sind. Erwiderungen auf Schreiben gleichgestellter und auf Berichte nachgeordneter Behörden sind, geeignetenfalls durch Vordruck, mit der Überschrift zu versehen: „Erwiderung auf das Schreiben (den Bericht) vom ... Nr. ..." 3. In den Berichten und in den Erwiderungen selbst unterbleibt die bisher übliche Eingangsformel, die Wiederholung der im Rubrum enthaltnen Angaben [und nun kommen die drei Zöpfe!], die Anwendung der Kurialien „gehorsamst, ergebenst, geneigtest, gefälligst usw.," die Anrede mit „Euer Hoch-, Hochwohl- und Wohlgeboren," der Submissionsstrich und bei der Unterschrift die Wiederholung der am Eingange des Schriftstücks bereits erfolgten Bezeichnung der Behörde. Die Schriftstücke sind rein sachlich, in klarer und knapper Ausdrucksweise zu fassen. Die Bezugnahme auf Anlagen erfolgt lediglich nach der Nummer, mit der sie im Rubrum des Berichts oder in dem Anlagenhefte angeführt sind, z. B. „Nach Anl. Bl. 9 ist ..." 4. Bei den auf urschriftlichen Verfügungen einer vorgesetzten Behörde zu erstattenden Berichten ist jede Einleitung fort[weg!]zulassen und ohne weiteres

mit der sachlichen Berichterstattung zu beginnen. Kurze Berichte können auf die Vorlage selbst gesetzt werden. 5. Bei Einreichung von Verzeichnissen, Übersichten und Nachweisungen unterbleiben alle Begleitberichte, wofern sie nicht einen besondern selbständigen Inhalt haben. Es genügt der auf das mit entsprechender Aufschrift über den Inhalt des Verzeichnisses usw. zu versehende Schriftstück oder auf einen Umschlag zu setzende Vermerk „Verfügung vom ...“ Bei Schriftstücken an Einzelbeamte, die eine Behörde vorstellen, ist in der Innen- und Außenadresse der Name des Beamten nur dann anzugeben, wenn es sich um persönliche Angelegenheiten desselben handelt.

Die Grenzboten können sich, wie manches andern, auch dieses Erfolges freuen. Die Ausdrucksweise wird mit der Zeit schon auch noch etwas „klarer und knapper“ werden.

Jonathan Swifts Bücherschlacht und Verwandtes. Im Januar 1687, als der Sonnenkönig Ludwig XIV. eben von einer ernsthaften Krankheit genesen war, las in der Akademie Charles Perrault ein Lobgedicht auf den König und auf die moderne Zeit mit ihrer großen Kultur; das Altertum und die ihm anhingen wurden zum Ärger der anwesenden Akademiker Boileau und Racine mit deutlicher Mißachtung darin behandelt. Perrault wurde sogleich in einen heftigen Streit mit Boileau gezogen und schrieb bald darauf seine bis auf den heutigen Tag berühmte Parallele zwischen den Alten und den Neuern. Aber noch vorher erschien jenes Gedicht im Druck, gleich vorn am Eingang eines kleinen Buches, das 1687 in Paris und im folgenden Jahre in Amsterdam unter dem Titel herauskam: Poetische Geschichte des neuerdings zwischen den Alten und den Neuern ausgebrochnen Krieges. Fast zweihundert Jahre lang blieb der Verfasser dieses Buches unbekannt. Jetzt weiß man, daß es ein vornehmer Diplomat und Akademiker war, de Callières, von dem wir außerdem noch ein feines Buch über den guten und schlechten Ausdruck haben (1693). Jene „poetische Geschichte“ endet mit einem Friedensschluß, worin dem französischen Klassizismus — Racine und Boileau mit eingeschlossen — seine Ebenbürtigkeit mit den Alten aufs neue gewährleistet wird unter einigen unwesentlichen, an die Neuern gemachten Zugeständnissen, die zum Teil im Sinne von Perrault sind. Die Sache ist aber inhaltlich ohne jede Bedeutung. Die ausführliche Beschreibung des Kampfes mit einer in Kupfer gestochnen Schlachtordnung ist meistens völlig abgeschmackt und kaum an einem einzigen Punkte auch nur annähernd witzig. Von geschichtlichem Interesse ist aber wohl noch heute für uns, daß in dem Friedensvertrage griechische und lateinische Verse den „feinen“ Nationen verboten und den „Gymnasiasten, den Deutschen und andern Völkern des Nordens“ überlassen werden, denen neben allen andern nichtromanischen Nationen auch das Lateinschreiben solange anheimgegeben wird, „bis sie ihre Muttersprache hinlänglich verfeinert haben werden.“

An diesem unbedeutenden Machwerke soll nach einer in England geltenden Meinung (die z. B. noch R. Garnett in der großen Encyklopädie als etwas ausgemachtes behandelt) Swift mit seiner Bücherschlacht, die etwa 1697 geschrieben worden ist, ein Plagiat verübt haben. Womit diese Ansicht begründet werden könnte, weiß ich nicht. Als einziger Anhalt für eine Möglichkeit wäre anzugeben, daß Swifts Buch zehn Jahre nach jener Schrift abgefaßt worden ist (erschienen ist sie erst 1704); im übrigen aber ist bei Swift alles anders und das meiste, könnte man sagen, entgegengesetzt wie bei Callières.

Aber auch Swifts Schrift ist nur in den Nebendingen hie und da witzig, als Ganzes aber und in seiner Erfindung — auf den Gestellen der Bibliothek,

deren Kustos Bentley ist, schlagen sich die Bücher mit einander — keineswegs geistvoll zu nennen. Man vergreift sich stark, wenn man diesen Jugendscherz, den ein geistreicher Mann einem reichen Gönner zu Gefallen zu Papier gebracht hat, für ein Meisterstück des journalistischen Humors ausgiebt, und erst recht, wenn man sich bemüht, wie gewöhnlich geschieht, aus diesem Buche für seinen Verfasser Swift eine ernsthafte Rolle in dem Kampfe zwischen Altertum und neuer Zeit, zwischen Klassizismus und Romantik zu entwickeln. Samuel Johnson hat fünfzig Jahre später gesagt, Swift hätte den eigentlichen Streitpunkt gar nicht verstanden, oder er hätte ihn absichtlich verschoben und entstellt. Beides ist unrichtig. Zu dem ersten war Swift zu klug, und das zweite hatte er nicht nötig. Er gab sich gar nicht die Mühe, hier etwas ernsthaft zu nehmen, und machte seine Scherze darüber, und weil nun seine Gönner die antiken Schriftsteller schätzten, aber nicht verstanden, ihr Gegner, der Magister Bentley, aber sie verstand und sowohl sie wie ihre Beschützer kritisirte, und zwar recht unsanft, so war mit einemmale seltsamerweise Swifts Gegner Bentley zu einem „Modernen“ geworden, und die ganze Satire Swifts verschob sich zu einer Polemik nicht gegen oder für den Klassizismus, sondern gegen Bentley und alles pedantische Gelehrtentum, in das dann sogar Swifts eigner, inzwischen schon verstorbner Vetter Dryden mit einbegriffen wurde. Swifts Satz ist etwa: Ihr behandelt die Alten so, daß sie euch nicht anerkennen würden und ihr selbst sie nicht von Angesicht erkenntet, wenn sie euch einmal plötzlich leibhaftig begegneten! Man geht ganz fehl, wenn man in allen diesen Ausführungen irgendwelche Konsequenz und hinter dem Buche eine andre Absicht sucht, als die, Bentley nach Möglichkeit zu ärgern.

Viel besser aber und viel feiner hat Swift in seinem spätern Leben in einer Frage des kritischen Geschmacks das Wort genommen und gezeigt, daß er sich von den Alten vieles angeeignet hatte, wenn er auch persönlich ein völlig moderner Mensch war. Das ist die Schrift „Über das Platte oder die Kunst des Niedrigen in der Poesie,“ die zuerst in einer von Pope 1727 herausgegebnen Sammelschrift stand und jedenfalls nicht Swifts alleiniges Eigentum ist. Aber leider ist das Einzelne hierüber nicht mehr festzustellen, da uns Popes Mitteilungen im Stiche lassen. Die Schrift behandelt ihren Gegenstand ironisch in Erinnerung an den Titel eines bekannten griechischen Traktats: Über das Erhabne. Dieser Traktat ist namenlos überliefert und geht infolge einer unrichtigen und dann falsch verstandnen handschriftlichen Bezeichnung unter dem Namen des Longinus. Er enthält sehr verständige Bemerkungen und ist deswegen oft auch in der schönwissenschaftlichen Kritik berücksichtigt oder nur genannt worden. Swifts Schrift aber ist in unsrer Litteraturgeschichte von Anfang an, wie sie es verdiente, sehr hoch gestellt worden.

Gervinus spricht in seiner Geschichte der deutschen Dichtung von einem „Antilongin“ Swifts. Das ist ein kleines Versehen. Denn wie der Alte über das Erhabne spricht und dabei den falschen Schwulst tadelt, so will Swift von dem Niedrigen oder dem verwerflichen Schwulst der Neuern gleichfalls tadelnd sprechen. Beide sind also einig, nur daß der Moderne die Form der Ironie wählt, wodurch der Irrtum von Gervinus entstanden ist.

„Dionysius Longinus“ hat auch Gutzkow eine seiner letzten Schriften (zweite Auflage 1878) genannt, von der er sich gewiß noch eine beträchtliche Wirkung versprach. Sie giebt viel zu denken. Gutzkow, der ja vor Zeiten — allerdings vor langen Zeiten — als Schriftsteller in Deutschland einen Namen gehabt hat, giebt sich hier als Vorkämpfer der Alten zu erkennen, der „lateinischen Bildung, die nur in Gymnasien langsam gewonnen werden kann“ und die „ein Kraft gebendes Erklimmen des Berges“ genannt wird, während die Feuilletonistik „mit Händen

und Füßen rudert, weil sie mit ihrer kurz zuvor geladnen Last zu versinken droht." Das ist gewiß sehr hübsch und treffend gesagt. Aber wer ist nun sein Gegner, der Mann der „unlateinischen Bildung, ohne den Humor, den nur die Schule giebt"? Es ist Gervinus, der einstige Kaufmannslehrling, der die erste wissenschaftliche und die noch heute auf jeder Seite anregende Geschichte der neuern deutschen Litteratur geschrieben hat. Jenes Versehen des „Antilongin" beruht allerdings ein bischen auf der „unlateinischen Bildung." Aber was will eine solche Kleinigkeit sagen! Und Gutzkow selbst hat sie nicht einmal bemerkt, dafür hat er aber seine eigne Schrift nicht nur mit jenem falschen Namen betitelt, sondern sie auch noch ausgestattet mit der Biographie eines Dionysius Longinus, der mit dem fälschlich so benannten Verfasser des Traktats gar nichts zu thun hat. Er kann also mit dieser „lateinischen Bildung" keinen Staat machen.

Geht man aber den ganzen Inhalt des Gutzkowschen Buches durch, so dürfte es sich selten in traurigerer Weise kundgethan haben, wie tief ein Mann geistig herunterkommen kann, auch wenn man die frühere Höhe in diesem Falle noch so niedrig anschlagen möchte. Nichts als Klatsch, der eigentlich doch niemanden interessirt. Wahrscheinlich hat Gutzkow, ehe er das Buch verfaßte, Swifts Bücherschlacht, von der jeder einmal gehört hat, gelesen. Hätte er auch Swifts spätere Schrift gekannt, so würde er vielleicht diesen Dionysius Longinus nicht geschrieben haben. A. P.

Von den Karmelitern. In der Buchausgabe meiner „Wandlungen" habe ich Seite 381 ff. das Leben der Karmeliter geschildert. Wie mir mein Bruder schreibt, hat mich dabei mein Gedächtnis in einigen Punkten getäuscht. Jeder Mönch hat auf der Pritsche drei Kotzen (Decken), zwei als Unterlage und eine zum Zudecken, und nach einem für die nördlichen Ordensprovinzen erlassenen Indult dürfen sie im Winter heizen. Im Frauenkloster zu Graz befinden sich zur Zeit nur zwei adliche Damen, in galizischen Klöstern des Ordens giebt es deren mehrere. Die Infantin von Spanien zu Graz wohnt in einem zum Kloster gehörigen besondern Hause als Hospitantin. Weil das im Buche nicht mehr berichtigt werden konnte, halte ich mich für verpflichtet, es hier zu thun. K. J.

Litteratur

Zur Mäßigkeitsbewegung. Der unermüdliche Kämpfer gegen den Alkohol, Dr. Wilhelm Bode, hat ein hübsches Büchel herausgegeben, dessen Titel jedoch: Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland (München, J. F. Lehmann, 1896) nicht ganz wahrheitsgemäß ist, da eigentlich nur die Geschichte der Mäßigkeitsbestrebungen erzählt wird, während die Trinksitten in einem kurzen einleitenden Kapitel und einem Anhange abgefertigt werden. Bode vertritt seine Sache mit der Wärme eines edeln, begeisterten Herzens und schildert das Wirken der deutschen Mäßigkeitsapostel: eines Seld, Seling, Böttcher, Fietzeck, Wichern, Oldenberg, Wald, Stüve in anschaulicher und fesselnder Weise. Die Mäßigkeitsbewegung trat bekanntlich zuerst in der Gestalt von Enthaltsamkeitsvereinen auf und hat sich seit 1883 in dem Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke verkörpert, während daneben neue Enthaltsamkeitsvereine entstehen. Der Verein gegen den Mißbrauch fordert, wie schon sein Name sagt, nicht die gänzliche Enthaltung, sondern will nur den Mißbrauch durch „bessere Gesetze, bessere

Einrichtungen, bessere Anschauungen" bekämpfen. Es versteht sich, daß wir der Hauptsache nach mit der Auffassung des Vereins übereinstimmen, nur daß wir das Hauptgewicht auf die bessern Einrichtungen legen, insbesondre auf die Herstellung gemütlicher Arbeiterwohnungen und die Gründung von Volkserholungsstätten, die das gewöhnliche Wirtshaus mit seinem Zwange zum Alkoholgenuß überflüssig machen. Wenn alle Förster so vernünftig handelten wie der auf Seite 174 erwähnte, der seinen Waldarbeitern das Kaffeekochen zu Mittag ermöglichte, so könnte man sich viele Predigten gegen den Schnaps ersparen. Daß und warum wir die gänzliche Beseitigung des Alkoholgenusses für kein erstrebenswertes Ziel halten, haben wir bei andern Gelegenheiten dargelegt. Wir verehren die Männer, die Enthaltsamkeitsvereine begründen, dort, wo es nötig ist, aber es ist glücklicherweise nicht überall nötig; in der Gegend, wo Rezensent schreibt, sind Trunkenbolde äußerst selten, und das Volk lebt ohne Vereine und ohne polizeiliche Maßregeln im ganzen sehr mäßig. Wir wissen aus eigner Erfahrung, daß Trunkenbolde leichter zur gänzlichen Enthaltung als zur Mäßigkeit gebracht werden können, aber solche unglückliche Geschöpfe sind eben Kranke, und nach deren Bedürfnis darf man doch nicht die Diät der Gesunden einrichten. Ein Mann, der trinken kann, ohne ein Trunkenbold zu werden, ist ein vollkommnerer Mensch als der ganz Enthaltsame, der weiß, daß er, wenn ihm ein Tropfen Wein oder Branntwein über die Lippen käme, nicht eher aufhören würde, als bis er unter dem Tische läge. Ein gebildeter Europäer, der in den Wald spazieren geht und dann wieder zu seiner Arbeit zurückkehrt, ist ein vollkommeres Geschöpf als ein eingefangner Wilder, den man anbinden muß, weil, wenn er einmal in den Wald entkäme, man ihn nicht wieder herauskriegen würde.

Grundriß der Psychologie von Wilhelm Wundt. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1896

Es ist wohl überflüssig, hier noch ein Wort über die Bedeutung von Wundts psychologischen Arbeiten zu sagen. Wir freuen uns, daß auch er das Bedürfnis der Zeit anerkennt, Wissenschaft und Leben einander zu nähern, namentlich das Leben mit der heute gewonnenen Haltung der Wissenschaft zu durchtränken, und mit diesem ausgezeichneten Buche, auf den Nimbus der Zunft verzichtend und doch mit ihrer gediegnen Kraft erfüllt, vor einen größern Kreis wissenschaftlich Gebildeter tritt. Seine nach der Einsicht des neunzehnten Jahrhunderts rein menschliche Methode, sein ruhiger, nicht leichter, aber schließlich doch höchst klarer Stil, in dem kein taubes Wort Platz hat, müssen auch auf den Neuling gleichmäßig vertrauenerweckend wirken; die bildlichen Ausdrücke, deren er sich bedient, sind meist mathematischen Ursprungs, d. h. bieten die beste denkbare Gewähr, daß nichts nebensächliches, störendes durch den Ausdruck in die Vorstellung eingeschmuggelt werden kann. Der Stoff ist so gegliedert, daß der Leser von den psychischen Elementen (den Empfindungen und den einfachen Gefühlen) zunächst zu den psychischen Gebilden (den Vorstellungen und den zusammengesetzten Gefühlen, den Affekten und den Willensvorgängen) und dann in den Zusammenhang der psychischen Gebilde (Assoziationen, Apperzeptionsverbindungen und psychische Zustände) eingeführt wird. Die beiden Schlußkapitel behandeln die psychischen Entwicklungen der Tiere, des Kindes und geistiger Gemeinschaften (Sprache, Mythus, Sitte) und endlich die psychische Kausalität, d. h. den Begriff der Seele und die psychologischen Beziehungs- und Entwicklungsgesetze.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Fürstenwürde und Partikularismus

Wie könnte es in Deutschland jemals vergessen werden, daß das Bestreben der kleinen deutschen Fürsten, möglichst selbständig zu sein, die Schwäche des alten deutschen Reichs verschuldet hat, daß noch in der Neuzeit die Sonderrechte der Fürsten und ihre Abneigung, sie preiszugeben, das Haupthemmnis der deutschen Einigung waren? Nicht der gute Wille der Fürsten, sondern der Zwang der Verhältnisse hat die Einschränkung ihrer Rechte bewirkt, die nötig war, wenn das deutsche Reich einig und stark werden sollte.

Seitdem ist öfter mit Genugthuung hervorgehoben worden, daß die deutschen Fürsten die neugeschaffnen Verhältnisse freudig anerkennen. Aber ein Vorfall, wie der jüngst so viel besprochne, zeigt, daß das doch nicht allgemein zutrifft. Und darauf haben auch schon manche andre Erscheinungen schließen lassen. Auch genügt es zur Beurteilung dieses Verhältnisses und der etwa darin liegenden Gefahr nicht, daß man die Gesinnung der gegenwärtig herrschenden Fürsten und vielleicht noch der Thronerben prüft. Es sollte vielmehr erwogen werden, was in Zukunft eintreten könnte, welche Möglichkeit, eine Sonderpolitik zu treiben, noch für einen ehrgeizigen Fürsten gelassen ist, welche Stütze er vermutlich an der Stimmung der Bewohner seines Landes finden würde, wenn die heute so deutlich hervortretende Mißstimmung weiter zunimmt und in den Verhältnissen Nahrung findet.

Es könnte auch eingewandt werden, daß die Hauptgefahr nicht in der Mißstimmung und dem verletzten Ehrgefühl der Fürsten zu suchen sei, sondern in der Volksstimmung, in der alten und heute wieder auflebenden Stammesfeindschaft zwischen Nord und Süd. Es ist richtig, daß der Partikularismus eine Hauptstütze findet in der Gesinnung, die man als spießbürgerlich zu bezeichnen pflegt, und die in den Kreisen des kleinern Mittelstandes in der Stadt

und auf dem Lande wohl am verbreitetsten ist. Der Idealismus, der in dem Streben für ein größeres Ganze liegt, findet bei dem niedrigen Bildungsgrade in diesen Kreisen oft wenig Verständnis. Und die kleinliche Gesinnung, die die Unterordnung unter ein größeres Ganze als lästigen Zwang empfindet, wagt sich um so freier hervor, je mehr die Erinnerung an die großen Ereignisse des Krieges und die Waffengemeinschaft von Nord und Süd verbleicht, je mehr auch andre Umstände dazu beigetragen haben, den Idealismus zu schwächen.

Aber wie kräftig auch immer die Sigl und Genossen schimpfen mögen, sie sind doch schwerlich die Leute, die eine Sonderpolitik mit Erfolg leiten könnten. Man ist bei uns viel zu sehr an die Führung durch die Fürsten gewöhnt, und die militärische Organisation ist viel zu mächtig, als daß nicht im Ernstfalle die Haltung der Fürsten bestimmend sein sollte. Fürstenpolitik hat im Jahre 1866 die Haltung der einzelnen deutschen Kleinstaaten bestimmt, obgleich doch schon damals eine starke auf Einigung gerichtete Bewegung lange im deutschen Volke bestanden hatte. So wird auch in Zukunft der bramarbasirende Preußenhaß erst dann zu einer Gefahr werden, wenn er sich mit Machtgelüsten eines Fürsten verbindet, wenn er an der fürstlichen Politik eine Stütze und einen Mittelpunkt findet. Und wie aufrichtig immer die Versicherung gemeint sein mag, daß ernsthaft an eine Sonderpolitik nicht gedacht werde, es muß eben, wie gesagt, jede Möglichkeit für die Zukunft erwogen werden, und bei der geographischen Lage Süddeutschlands, bei der ansehnlichen Volkszahl dieses Ländergebiets, liegt die Gefahr einer Rückkehr zu alten Überlieferungen dort am nächsten. Darum sollte sorgfältig auf jedes Zeichen wachsender Entfremdung in den Volkskreisen geachtet werden, aber auch auf jedes Zeichen zunehmenden Selbständigkeitsgefühls bei dem einen oder andern Fürsten. Es ist schon nicht unbedenklich, wenn das Wachsen der Abneigung gegen Preußen vielleicht doch nicht ganz ungern gesehen wird, weil diese Stimmung als ein Gegengewicht betrachtet wird gegen die erdrückende Macht des Großstaats und damit zugleich als eine Stärkung des Ansehns der einzelnen Fürsten, eine Erhöhung ihrer Popularität bei den eignen Unterthanen. Und da erinnern wir wieder an das schon Gesagte von der Bedeutung der Fürstengewalt und des Fürstenhofes mit allem, was damit zusammenhängt, für den Partikularismus. Man braucht wahrlich nicht hart zu urteilen, man braucht sich nur die Macht der von Kindheit an auf die Fürsten einwirkenden, mit ihrer Erziehung und Umgebung zusammenhängenden Einflüsse zu vergegenwärtigen, um zu begreifen, daß sich ein Gefühl der Eifersucht einstellen kann, wenn z. B. die Ergebenheitsgefühle für den Kaiser und für den König mit einander in Konkurrenz treten.

Warum ist in Schleswig-Holstein der Partikularismus viel rascher und gründlicher verschwunden als in Hannover? Warum hat dort sehr bald nach dem 1870er Kriege die sogenannte Landespartei nur noch ein kümmerliches

Dasein gefristet, während in Hannover die Welfenpartei noch heute eine Macht ist? Der Preußenhaß war kurz vor dem Kriege von 1866 in Schleswig-Holstein gewiß mindestens eben so stark wie in Hannover. Aber in Schleswig-Holstein fehlten die Überlieferungen des selbständigen Fürstenhauses, die in Hannover so mächtig nachwirken und die Übertragung der Ergebenheitsgefühle auf die Hohenzollernmonarchie so lange erschwert haben. Von Anhänglichkeit an das dänische Fürstenhaus war bei den deutschgesinnten Bewohnern Schleswig-Holsteins nach dem Kriege von 1848 bis 1850 keine Rede mehr. Der Wunsch der Selbständigkeit aber, der in den Huldigungen für den Augustenburger so beredten Ausdruck fand, war doch nur ein kurzer Traum, der keine bleibenden Spuren im Volksgemüt hinterlassen hat. Heute wünscht kein verständiger und politisch zurechnungsfähiger Schleswig-Holsteiner mehr, daß auf Schloß Gottorp ein selbständiger Fürst seinen Sitz haben möge. Wo der Fürstenhof fehlt, da stellt sich eben viel leichter das Gefühl der Gleichberechtigung ein, da wird nicht die doch so notwendige und unvermeidliche Unterordnung unter die Zentralgewalt als drückende Demütigung empfunden. Wenn dem Provinzialen alle Wege offen stehen, wie sollte er nicht lieber der Angehörige eines Großstaates als der eines Kleinstaates sein wollen, und welcher Anlaß wäre für ihn zum Neid auf eine Größe und Bedeutung, woran er selbst mit Anteil nimmt?

Ganz anders ist es bei dem Träger einer königlichen Würde, dem der Verzicht auf Gleichberechtigung mit dem Beherrscher des im Staatenbunde führenden Staates schwer fallen mag, und der doch der Natur der Dinge nach unter den heutigen Verhältnissen gar nicht eine selbständige unabhängige Stellung beanspruchen kann. Wann wären denn in der Neuzeit die deutschen Kleinstaaten Verbündete im Sinne eines internationalen Bündnisvertrags zwischen gleichberechtigten Mächten gewesen? Sie waren Vasallen des ersten Napoleon, sie folgten 1866 der Führung Preußens oder Österreichs, und sie würden in Zukunft die Oberhoheit Preußens nur abschütteln können, um in eine andre, aber für das Nationalgefühl schmachvolle Abhängigkeit zu geraten. Aber wie allbekannt dies auch ist, so mag es doch, wie die Thatsachen lehren, für den, der das Bewußtsein fürstlicher Würde im Busen trägt, nicht immer angenehm sein, sich die Stellung eines Kleinstaats zu vergegenwärtigen und hieraus die notwendigen Folgerungen zu ziehen.

Was soll nun geschehen? Sollte die im Jahre 1866 unvollständig gebliebne Revolution von oben nachträglich vollendet, die Einigung vollständig durchgeführt werden? Daran kann im Ernst nicht gedacht werden. Was eintreten könnte, wenn in Zukunft jemals ein deutscher Fürst seine Pflicht versäumen sollte, entzieht sich jeder Berechnung. Für die Gegenwart aber ist unsre Aufgabe klar genug gegeben. Wir sollen diese Erscheinungen sorgfältig beachten und daraus zu lernen suchen. Anstatt die süddeutschen Brüder zu

schmähen und zu schelten, sollten wir vielmehr untersuchen, ob nicht von Preußens Seite manches geschehen ist, was im Süden Mißstimmung erregt hat. Es sollte dahin gestrebt werden, daß dem Verhältnis des Großstaats zu den Kleinstaaten jede verletzende Form benommen werde, daß sich die Süddeutschen als gleichberechtigt, nicht als untergeordnet fühlen. Bei der Politik des führenden Staates sollte immer auf das Verhältnis zu Süddeutschland Rücksicht genommen, sollte darnach gestrebt werden, die dortige Volksstimmung günstig zu beeinflussen. Die ganze innerpolitische Entwicklung der letzten Jahre hat aber eher in der entgegengesetzten Richtung gewirkt. Es wird ja viel zu wenig Wert auf moralische Eroberungen, auf Gewinnung der Volksstimmung gelegt; statt dessen wird die Anerkennung einer durch ihre Würde gebietenden höchsten Autorität der Regierungsgewalt verlangt. Wenn in mancher Weise auf die Anschauungen früherer Zeiten zurückgegriffen wird, so scheint zu wenig beachtet zu werden, daß dadurch auch in gewissem Grade die Neigung der Rückkehr zu den frühern Zuständen gefördert werden kann. Können wir uns darüber wundern, daß die Vorstellungen von der Härte und Schroffheit des Preußentums wieder aufleben, wenn eine Geistesrichtung gepflegt wird, die ehemals das Preußentum so unbeliebt gemacht hat, und wenn die Macht durch Befolgung von Grundsätzen zu befestigen gesucht wird, die heute in Wahrheit diesem Zweck nicht dienen? Eine „Junkerherrschaft“ ist am wenigsten dazu geeignet, bei den „gemütlichen“ Bajuvaren Sympathien für Preußen zu erwecken.

Ganz besonders sollte erwogen werden, ob eine in neuerer Zeit gepflegte Anschauung von der Stellung und Aufgabe des Fürsten im modernen Staat wohl dem damit verbundnen Zweck, das deutsche Reich zu stärken, wirklich dient, oder ob nicht gerade dadurch partikularistische Machtgelüste wachgerufen werden könnten. Lange hat man ja in der Stärkung der Fürstengewalt das wirksamste Mittel zur Befestigung des deutschen Reichs gesehen; auch im Volke haben solche Anschauungen vielfach Verbreitung gefunden. Dabei scheint aber die Möglichkeit gar nicht erwogen worden zu sein, daß sich zwischen den von der Reichsregierung und den von den einzelnen Bundesregierungen vertretnen Anschauungen, richtiger zwischen den persönlichen Anschauungen des Kaisers und denen der Bundesfürsten, Gegensätze zeigen könnten. Die deutschen Fürsten sind lange als die guten Kinder gelobt, wegen ihrer Folgsamkeit und ihrer musterhaften nationalen Gesinnung als Vorbild für die störrigen Kinder, die oppositionell gesinnten Abgeordneten aufgestellt worden. Manche Vorgänge der letzten Zeit aber könnten wohl Zweifel daran erwecken, ob diese Auffassung auch ganz richtig sei. Es ist natürlich, daß sich Gegensätze unter den Fürsten mehr zu verbergen suchen, als die in Volkskreisen herrschende naiv und vorlaut sich kundgebende Stimmung. Aber gerade deshalb ist ihre Bedeutung um so ernster. Es ist psychologisch sehr erklärlich, daß, je mehr im deutschen

Reich die Fürstenwürde in den Vordergrund tritt und auch mit äußerm Glanz ausgestattet wird, je mehr der persönliche Wille des Reichsoberhaupts zum ausschließlich bestimmenden zu machen gesucht wird, desto eher das nun einmal thatsächlich vorhandne und unvermeidliche Abhängigkeitsverhältnis als demütigend empfunden werden kann, daß sich desto eher solche Gegensätze bilden, und die Neigungen zum Betreiben einer Sonderpolitik wieder erwachen können. Es sollte nie vergessen werden, wie das deutsche Reich zu stande gekommen ist, und wodurch die Gegensätze zwischen Nord und Süd so rasch ausgeglichen, auch die von Preußen neu erworbnen Landesteile verhältnismäßig rasch innerlich angegliedert worden sind. Die mächtige Volksbewegung, das Bewußtsein der nationalen Verwandtschaft und der Gemeinsamkeit der Interessen, das unbedingte Vertrauen auf die bewährte Führung, die schöne Eintracht zwischen den Fürsten und dem Volke, das alles wirkte damals zusammen und drängte jede kleinliche Regung zurück. Das Herrscherhaus der Hohenzollern hat sich damals und in der nachfolgenden Zeit ein hohes Verdienst um die Befestigung der deutschen Einheit erworben. Aber nicht durch Berufung auf das Legitimitätsprinzip, dessen verpflichtende Kraft nicht über die Grenzen Altpreußens hinausgereicht hätte, sondern durch das persönliche Wirken und die gewinnende Persönlichkeit seiner Vertreter. Auch ferner sollte die Stellung der Monarchie in modernem Geist aufgefaßt werden, sollte ihre beste Stütze in der Popularität, in der Gewinnung der Zustimmung des Volks gesucht werden, und dies gerade mit besondrer Rücksicht auf die eigentümlichen staatlichen Verhältnisse des deutschen Reichs, weil nämlich die Berufung auf angestammte Erbrechte auch zur Rechtfertigung partikularistischer Machtgelüste dienen könnte.

Der Frauentag in Kassel

In Kassel sind zu Pfingsten die Abgeordneten der deutschen Frauenvereine zu einem „Kongreß" zusammen gewesen und haben über die wichtigsten Punkte der sogenannten Frauenfrage beraten. Außer diesen Abgeordnetensitzungen aber, deren Beurteilung sich natürlich dem Nichtteilnehmer entzieht, fanden auch zwei zahlreich besuchte öffentliche Versammlungen statt, die in vieler Beziehung Befremden erregt haben und zu einigen Bemerkungen nötigen. Nicht etwa um den äußern Erfolg anzuzweifeln; der ist den Veranstalterinnen im reichsten Maße zu teil geworden, und das ist auch nicht zu verwundern. Denn fast alle Damen, die

an den beiden Abenden sprachen, zeigten sich als vorzügliche Rednerinnen, die mit hervorragender Gewandtheit und Sicherheit auftraten, einzelne sogar — mit allzu großer Sicherheit, und hiermit komme ich auf das erste Bedenken, dem ich Ausdruck geben möchte. Ich gestehe offen, daß die Art und Weise, wie vor allem die viel gefeierte Fräulein Helene Lange auftrat, mich geradezu unangenehm berührt hat. Man merkte ihr denn doch gar zu sehr das Bewußtsein ihrer Berühmtheit an, das Bewußtsein, daß jedes von ihr gesprochne Wort von den Hunderten von anwesenden Damen — Herren waren nur sehr wenig da — als Evangelium aufgenommen werde, daß sie die Führerin sei, gegen die es keinen Widerspruch gebe. Ich möchte nicht mißverstanden werden, wie von einer Dame, der ich bald nach jenem Abend diesen meinen Eindruck mitteilte, und die mir erwiderte: Muß denn nicht der Redner von der Wahrheit seiner Worte überzeugt, von Begeisterung erfüllt sein? Gewiß, Begeisterung und Selbstvertrauen sind etwas Schönes und für den großen Redner unentbehrlich. Aber damit hat die Sicherheit, von der ich rede, nichts zu thun. Es ist ein großer Unterschied, ob man überzeugt und begeistert von seiner Sache spricht, oder im Tone der Unfehlbarkeit und — ich kann mir nicht helfen — der Anmaßung. Diese Art von Sicherheit wirkte bei Fräulein Lange um so unangenehmer, je schwächer begründet sie für den urteilsfähigen Zuhörer war.

Gleich zu Anfang wurde erklärt und zwar in einem Tone, als ob an der Berechtigung dieses Grundes nur ein Einfaltspinsel zweifeln könnte: Man giebt der männlichen und weiblichen Jugend die gleiche körperliche Nahrung, folglich — muß man ihr auch die gleiche geistige Nahrung geben. Solche Beweisgründe gehören doch kaum in eine ernsthafte Verhandlung. Fräulein Lange will nun aber gar nicht die der heutigen höhern männlichen Schuljugend gebotne geistige Nahrung für ihre „Geschlechtsgenossinnen“: leider werde noch der Besuch der Universität meist von der Absolvirung des humanistischen Gymnasiums abhängig gemacht; solange man an diesem veralteten Standpunkt festhalte, könnten die Frauen auf die gleiche Bildung verzichten. Veraltet — mit diesem einen Worte war der ganze Wert der humanistischen Bildung abgethan. Gewiß läßt sich gegen diese humanistische Bildung manches einwenden, aber so einfach ist doch diese Frage, in der die ersten Männer unsers Volkes verschiedner Meinung sind, nicht, daß man sie spielend mit einem Worte erledigen könnte. Hätte Fräulein Lange begeistert, wenn auch in noch so scharfer Weise mit Gründen die humanistische Bildung bekämpft — und auf diese Frage einzugehen hätte schon das Thema „Frauenbildung“ gefordert —, so hätte ich ihr mit der Anerkennung, die man auch dem Gegner nie versagt, zugehört, aber die Art, die Fräulein Lange beliebte, wirkte auf den Sachkundigen nur erheiternd.

Weniger erheiternd war es, daß in diesem Tone Behauptungen und

Schlagwörter in die Versammlung geworfen wurden, die sich mehr durch ihre agitatorische Kraft als durch ihre innere Wahrheit auszeichneten, und die die Gemüter erbittern, die Sache aber blutwenig fördern können. So bekamen wir öfter von dem „Puppenheim" zu hören, in dem der Mann bisher die Frau gehalten habe. Ich fragte mich, welche Frau. Die Hälfte unsrer Bevölkerung besteht aus Bauern, bei denen ist von einem Puppendasein wohl nicht die Rede, der größte Teil der andern Hälfte besteht aus Arbeitern, bei denen erst recht nicht, und ebenso wenig bei den Handwerkern und kleinern Kaufleuten. Aber auch in den sogenannten gebildeten Klassen — ich dachte unwillkürlich an mein eignes Elternhaus, die Familien so vieler Verwandten und Bekannten — konnte ich nicht finden, daß die Frau in einem Puppenheim lebte, sondern daß sie eine recht verantwortungsreiche Stellung hatte, die sich allerdings nicht auf das politische oder Vereinsleben erstreckte und deshalb nach außen nicht auffiel, worauf es aber doch wohl auch nicht ankommt. Wenn das von Ibsen entlehnte Wort „Puppenheim" überhaupt Geltung hat, dann trifft es höchstens die obern Zehntausend, wo der Reichtum die Frau von jeder Arbeit im Haushalt und in der Erziehung befreien kann; kann, nicht muß. Denn auch dort kommt es sehr auf die Frau an. Oder hat Gabriele von Bülow etwa auch nur ein Puppendasein geführt? Ich möchte mancher Frauenrechtlerin wünschen, sie könnte am Schlusse ihres Lebens mit so gutem Gewissen wie diese sagen: Ich habe meine Pflicht gethan und nicht umsonst gelebt.

Man fordere eine bessere Erziehung der Mädchen, denn die ist allerdings nötig, und gerade über diese wichtige Frage hätte ich von einem Vortrage über Frauenbildung genauere, sachliche Vorschläge erwartet, man eifre gegen das oft oberflächliche, öde gesellschaftliche Treiben in den sogenannten bessern Ständen, aber man bleibe mit allgemeinen Redensarten weg wie dem „Puppenheim," in dem der Mann die Frau halte, Redensarten, die vielleicht bei einem kritiklosen Publikum einen Augenblickserfolg haben, aber den Kern der Sache verdunkeln und damit der Sache selbst schaden zum Bedauern aller, die für die berechtigten Bestrebungen der Frauenwelt ein Herz haben.

Diese Verwechslung der Frau mit der Frau der obern Klassen fand aber nicht nur hier statt, sondern gerade in diesem Punkte herrschte und zwar bei allen Rednerinnen, die ich gehört habe, eine große, für die ganze Bewegung charakteristische Unklarheit. Man erklärt ja, der allgemeinen Frauensache, allen „Geschlechtsgenossinnen" dienen zu wollen, und in einigen praktischen Punkten, auf die man neuerdings Wert legt, trifft das auch zu. Aber im tiefsten Herzensgrunde — diese Empfindung hat sich mir an den beiden Abenden unabweisbar aufgedrängt — denken doch alle diese Damen in erster Linie — vielleicht ihnen selbst unbewußt — an die Frauen der sogenannten gebildeten Stände und deren Interessen, zum Teil in recht ehrgeiziger Weise. Diese

Unklarheit führt dann zu einem so verblüffenden Satze wie dem, den Fräulein Lange aufstellte: die Aufgabe des Mannes ist die wissenschaftliche Erkenntnis, die der Frau die soziale That. Ausgesprochen wurde er als ein allgemein das Geschlecht charakterisirender Satz. Sinn hat er nur, wenn man ihn auf die obern Klassen bezieht. Denn mindestens 90 Prozent aller Männer sind gar nicht in der Lage, sich der Wissenschaft zu widmen, und die soziale That der Frau? Es ist klar, Fräulein Lange und ihre Freundinnen betrachten eben die ganze Frauenfrage von dem Standpunkt der Frauen der obern Stände, denen in dem Elend der untern Klassen sich ein Feld zur sozialen Thätigkeit eröffnet. Es ist von der Sozialdemokratie gar nicht mit Unrecht der heutigen Frauenbewegung der Vorwurf gemacht worden, daß sie nur die Interessen der obern Klassen im Auge habe. Denn in Wahrheit sind die wirklich dringenden Interessen der Arbeiterinnen ganz andrer Natur. Wenn also die Frauenvereinlerinnen ihren Standesgenossinnen, die unzufrieden mit ihrem Lebensinhalte sind, neue Felder der Thätigkeit eröffnen wollen und sie unter anderm auch auf die soziale Thätigkeit hinweisen, schön! aber sie mögen nicht immer so reden, als ob sie die Sache der Frauen schlechtweg verträten, sich als Vorkämpferinnen und Beschützerinnen der unterdrückten niedern Frauenwelt aufspielen. Agitatorisch bietet diese Unklarheit freilich Vorteile, und Fräulein Lange hat leider selbst in ihrer Rede ein bedenkliches Beispiel gegeben, wie sich die gedrückte Lage der Frauen der untern Klassen für ihre besondern höhern Ziele verwenden läßt.

Man hat bekanntlich gegen das Studium der Frauen auch eingewandt, der Körper, die Gesundheit der Frauen sei nicht stark genug dazu. Gegen diesen Grund wird sich manches einwenden lassen, aber hören wir, wie ihn Fräulein Lange erledigt. „Solange man den Tausenden von Frauen, die jährlich der Industrie, der Schande zum Opfer fallen, keine Thräne nachweint, ist es pure Heuchelei, sich über die vom Studiren gebleichten Wangen der Frauen und die Opfer, die hier fallen, aufzuhalten.“*) Das klingt so einfach und überzeugend, es ist auch nur ein einziger Punkt dabei entstellt oder vielmehr verschwiegen, aber er genügt, der Sache gleich ein ganz andres Aussehen zu geben. Gewiß gehen Tausende von Frauen in den untern Ständen zu Grunde, aber ebenso gehen dort Tausende von Männern zu Grunde und verkommen, ohne daß es der Staat hindert oder, um mit Fräulein Lange zu reden, ihnen eine Thräne nachweint. Er kann es nämlich gar nicht hindern, bei der heutigen Wirtschaftsordnung, unter deren Härte nicht nur das weib-

*) Merkwürdigerweise ist über die beiden öffentlichen Versammlungen kein Bericht in den Zeitungen erschienen. Ich bedaure das, da gerade hier der genaue Zusammenhang, in dem jene Äußerung gefallen ist, die Methode von Fräulein Lange deutlicher machen würde, doch genügt auch diese Äußerung für sich, und sie ist, wie ich besonders betone, in allen wesentlichen Teilen wörtlich so gefallen.

liche Geschlecht, sondern die ganze Klasse der Arbeiter, Männer*) wie Frauen, leidet. Man eifre also gegen die heutige Wirtschaftsordnung und helfe mit an der Lösung der großen Frage, wie ihre Schäden zu beseitigen, wie gerechtere soziale Grundsätze zu verwirklichen sind, helfe daran nicht mit Worten, sondern mit praktischen Vorschlägen, aber man rede nicht von einer heuchlerischen Ungerechtigkeit der Männer gegen die Frauen, von der dabei gar keine Rede ist. Die Heuchelei liegt ganz wo anders. Oder hat Fräulein Lange jene Worte nicht so gemeint? Aufgefaßt mußten sie so werden und sind auch von der Versammlung so aufgefaßt worden: wäre ein Bericht über die Rede erschienen, so hätte er hinter der angeführten Äußerung „Bewegung im Saal“ verzeichnen müssen. Denn Bewegung, und zwar ziemlich lebhafte, rief Fräulein Lange damit hervor, ob sie sich aber dadurch bei Leuten, die sich durch Sicherheit des Auftretens allein noch nicht imponiren lassen, Sympathie erworben hat, möchte ich nach meiner persönlichen und andrer Leute Erfahrung bezweifeln.

Auch andre Rednerinnen ließen es nicht an Sicherheit in gewagten Behauptungen fehlen; so wurde auch diesmal wieder die berühmte Million überschüssiger Frauen als sichrer Beweisgrund ins Feld geführt, während doch längst festgestellt ist, wie es sich mit diesem Überschuß wirklich verhält, und daß er auf der heirats- und erwerbsfähigen Altersstufe gar nicht vorhanden ist. Aber ich habe an Fräulein Lange genug und wende mich zum Schluß zu einigen Äußerungen, die nicht in die Öffentlichkeit gedrungen sind, aber festgenagelt zu werden verdienen.

Frau Stritt erklärte am Schluß ihrer den Rechtsschutzvereinen für Frauen geltenden Rede: es giebt eine Forderung, die heute noch nicht von allen meinen Genossinnen vertreten wird und heute auch noch nicht auf dem Programm steht, aber einst darauf erscheinen wird und muß: Vertretung der Frauen in Gericht und Gesetzgebung. Also Stimm- und Wahlrecht der Frauen! Das mögen sich die hinter die Ohren schreiben, die da meinen, bei uns sei die Frauenbewegung ganz harmloser Natur und habe mit wirklichen Emanzipationsbestrebungen nichts zu thun. Discite moniti!

Zu dieser Forderung paßte gut die Drohung, die gleich darauf eine andre Dame in die schon im Aufbruch begriffne Versammlung hineinrief: man dürfe sich nicht wundern, wenn in nächster Zeit von den Frauenvereinen gegen das

*) Die Prostitution kommt beim Manne nicht in Betracht, aber sie ist ebenfalls eine notwendige Begleiterscheinung unsrer ganzen sozialen Verhältnisse und läßt sich weder durch sittliche Entrüstung noch durch Gesetze einfach beseitigen. Auch in diesem Punkte wurden auf dem Kongreß merkwürdige Ansichten laut, die gerade keine besondre Reife der Anschauung verrieten. Wenn eine Rednerin erklärte: wir werden nicht eher ruhen, als bis die Prostitution verschwunden ist, so sind das große Worte, hinter denen aber nichts steckt, und die bei dem Ernst der Sache nur unangenehm wirken.

bürgerliche Gesetzbuch eine Agitation eingeleitet werde, „wie sie Deutschland vielleicht noch nicht gesehen hat.“ Das kann hübsch werden!

Nur ungern gehe ich endlich auf eine Stelle in der Rede von Frau Schwerin ein. Denn diese Dame, die in ruhiger und sachlicher Weise, mit Wärme und doch ohne jene unangenehme Sicherheit über den Berliner Konfektionsstreik sprach, machte von allen den besten Eindruck. Aber die Sache, um die es sich dabei handelt, erheischt geradezu öffentliche Aufklärung und darf deshalb nicht übergangen werden. Frau Schwerin hat nämlich den Sitzungen des bei dem Konfektionsstreik thätigen Einigungsamts als Zuhörerin beigewohnt und erzählte nun darüber folgende Geschichte: Einmal sei auch ein junges Mädchen erschienen, gut gekleidet, in Pelzkragen und Muff. Vom Vorsitzenden des Einigungsamts befragt, dessen Sachkenntnis und Freundlichkeit Frau Schwerin im übrigen anerkennt, habe das Mädchen ihren Wochenverdienst auf sechs Mark angegeben. Der Vorsitzende habe ihr darauf genau vorgerechnet, daß sie bei ihren Ausgaben (Petroleum usw., Muff!) damit nicht auskommen könne, also doch noch einen Nebenverdienst haben müsse. Darauf habe das Mädchen nichts geantwortet. Der Vorsitzende habe ihr nochmals genau die Unmöglichkeit, mit sechs Mark auszukommen, vorgerechnet, aber das Mädchen habe wieder geschwiegen und keine weitere Auskunft gegeben. Als sie fort war, habe sich der Vorsitzende an die Rednerin gewandt und gefragt: „Verstehen Sie, wie die mit sechs Mark auskommt, bei ihrer Kleidung obendrein? Ich verstehe es nicht.“ Frau Schwerin knüpfte in ihrer Rede daran die Bemerkung, es wäre doch besser, wenn auch Frauen in dem Einigungsamt säßen: sie hätte sofort gewußt, wie es sich mit dem Mädchen und seinem Einkommen verhalte. Das glaube ich gern; aber nicht nur Frau Schwerin, sondern jeder Student im ersten Semester hätte es sofort gewußt und dem Vorsitzenden Aufklärung geben können. Und das legt doch eine Erwägung nahe. Wenn sich die Sache wirklich so verhält, wie sie Frau Schwerin geschildert hat, und ihr kein Irrtum untergelaufen ist, wenn wirklich jener Herr so — kindlich war und die Wahrheit nicht sofort durchschaute, dann taugte er doch wohl nicht zum Vorsitzenden eines Einigungsamts für den Konfektionsstreik, und für zukünftige Fälle muß im Interesse der Sache eine geeignetere Persönlichkeit gewählt werden. Dann hätten auch die öffentlichen Versammlungen des Frauentages, die sonst ein wenig erfreuliches Bild von der Sachlichkeit der heutigen Frauenbewegung und dem Auftreten ihrer Führerinnen gaben, wenigstens etwas gutes gehabt. L. Z.

Ein Wort zum deutsch-dänischen Streit

Von Th. Brix (in Berlin)

(Schluß)

Alle diese kleinen Reibungen lassen erkennen, wie sehr die nationalen Gegensätze in das tägliche Leben des Volkes eindringen, und so immer die Erinnerung daran wachgehalten wird, daß man nur gezwungen und ungern dem deutschen Reiche angehört. Mag der Einzelne mehr oder weniger hart betroffen werden von Maßregeln der Behörden, immer steht die gesamte dänisch gesinnte Bevölkerung mit ihren Sympathien auf seiner Seite. Besonders bezeichnend für den unnatürlichen Kampfeszustand ist auch, daß das Singen, sonst der Ausdruck harmloser Fröhlichkeit des Volkes, öfters Anlaß zu politischen Strafprozessen giebt. Und da ist es nun wieder eine durchaus willkürliche Bestimmung, welche Ausdrücke als aufreizend und staatsgefährlich anzusehen seien, ein wie hoher Grad von Deutschfeindlichkeit dazu gehöre, um das Verbot eines dänischen Liedes zu rechtfertigen. Die in dieser Hinsicht gefällten Urteile lassen deutlich Schwanken und Unsicherheit erkennen, aber auch hierbei scheint neuerdings eine strengere Auffassung Platz zu greifen. Da wird z. B. eine Gesellschaft wegen Singens eines dänischen Liedes verurteilt, obgleich dasselbe Lied in einem frühern Falle für harmlos erklärt worden ist. Aber der beaufsichtigende strenge Gesetzeswächter hatte etwas wie Schalkhaftigkeit in den Mienen der Sänger entdeckt, und auf Grund dieses erschwerenden Umstandes wird das Strafurteil gefällt.

Als bezeichnend für den Zustand, der durch den Kampf gegen das Singen dänischer Lieder erzeugt wird, gebe ich folgende kleine Erzählung nach einer dänischen Zeitung wieder. Die Quelle ist nach der Ansicht meiner Gegner in dieser Frage gewiß sehr verdächtig, aber die Erzählung trägt den Stempel der Wahrheit. Der Berichterstatter des Blattes trifft auf dem Felde einen Knaben, der laut singt, beim Herannahen eines Fremden aber plötzlich verstummt. Dieser, dessen Aufmerksamkeit dadurch erregt wird, tritt an den Knaben heran und forscht nach dem Grunde des Schweigens. Da sagt der Bursche, mißtrauisch auf den Fremden blickend: „Es war keins von den verbotnen

Liedern.“ Und als er gefragt wird, ob er denn genau wisse, welche Lieder er singen dürfe, zieht er einen Fetzen Papier aus der Tasche, worauf er mit seiner ungelenken Hand die Titel der verbotnen Lieder geschrieben hat.

Auf welche Seite wird sich nun wohl dieser Bursche, wenn er heranwächst, stellen? wem wird er das Recht im nationalen Kampfe zuerkennen, den Deutschen oder den Dänen? Wird er, der Lieder für verschiednen Gebrauch im Gedächtnis hat und sorgfältig unterscheiden lernt, wo und wann er die Lieder singen darf, die ihm wahrscheinlich die liebsten sind, wohl die Staatsgewalt als eine wohlthätige Macht anerkennen, dieselbe Staatsgewalt, um deren Anordnungen er sich so früh kümmern muß, die mit Strafen belegt, was ihm im Hause als der berechtigtste Ausdruck geheiligter Empfindungen gelehrt wird? Und wie wird er über die Angehörigen des Deutschtums denken, vor denen er sich so ängstlich hüten muß, daß er jeden Unbekannten darauf ansieht, ob nicht in ihm ein Angeber steckt, daß er es für klüger hält, beim Herannahen eines Fremden sein Singen einzustellen, wenn er auch nicht einmal ein verbotnes Lied, nur ein dänisches Lied überhaupt singt? Dieser Bursche mit seinem überkritzelten Zettel ist das Bild einer Bevölkerung, die das schmerzliche Gefühl der Bedrückung im Herzen trägt, scheu der Staatsgewalt und allen, die mit ihr im Bunde stehen, ausweicht und sie doch trotzig hinterm Rücken verhöhnt. Das ist die Stimmung, wie ich sie von meiner Kindheit her kenne. Das kleinliche Aufspüren von Kundgebungen eines im Gegensatz zur Staatsgewalt stehenden Nationalgefühls, das Fahnden auf verbotne Farben, das Belauschen verbotner Lieder, alles hält die Gemüter in Erregung. Da wird denn erzählt, wie hier oder da diese staatsgefährlichen Verbrecher, mit denen die Bevölkerung sympathisirt, bei ihrem Treiben entdeckt und zur Verantwortung gezogen worden sind. Es laufen Übertreibungen mit unter und erhöhen den Eindruck der Gewaltherrschaft. Und gerade das, was die deutschen Chauvinisten in Nordschleswig als patriotische Pflicht betrachten, daß der Privatmann den Behörden bei diesem nützlichen Werk zur Hilfe kommt, wirkt vergiftend auf den Verkehr. Dadurch wird ein Mißtrauen erzeugt, das den Dänen veranlaßt, sich vor dem Deutschen zurückzuziehen und seine Gesellschaft zu meiden, während doch ein harmloser Verkehr zwischen den Angehörigen der verschiednen Nationalitäten wünschenswert ist. In meiner Heimat war zur Zeit der Dänenherrschaft niemand verhaßter als der Überläufer, vollends wenn er den Angeber spielte. Wer möchte denn auch die Gefahr verkennen, daß unehrenhafte Beweggründe mit dem schönen Gewande der Vaterlandsliebe verdeckt werden?

Und wenn nun die nordschleswigschen Chauvinisten dieses ganze System, das Bemühen gewaltsamer Unterdrückung dänischer Sprache und dänischen Nationalgefühls, in Schutz nehmen mit denselben elenden Ausflüchten und schlechten Advokatenkünsten, die damals den Dänen Spott und Verachtung zu-

zogen, so weiß ich auch, daß sie in derselben Verblendung befangen sind, die damals den Dänen so verhängnisvoll wurde, und die für uns ebenfalls schädliche Wirkungen haben muß, wenn auch der ganzen Lage nach der Ausgang für uns nicht derselbe sein kann wie damals für die Dänen. Die Dänen sind schuld, so heißt es, sie sind die Angreifer, gegen die wir uns wehren müssen. Es ist richtig, daß die Dänen die Beilegung des nationalen Kampfes zu hindern suchen, aber sie verfahren so nicht aus grundsätzlicher Lust am Streit, sondern weil sie mit dem bestehenden Zustand nicht zufrieden sind und seine Beseitigung erstreben. Und — wir haben es nicht besser gemacht zu der Zeit, als wir der Amboß und die Dänen der Hammer waren. Ebenso einseitig und befangen wie heute das Urteil der dänischen Nordschleswiger über Deutschland und alles Deutsche, war damals unser Urteil über Dänemark und die Dänen. Man wollte gute Eigenschaften weder dem dänischen Volke im ganzen noch dem einzelnen unter der deutschen Bevölkerung wohnenden Dänen zuerkennen. Vor meiner kindlichen Phantasie stand der Däne da als ein Mensch, dem man nichts gutes, wohl aber viel böses zutrauen könnte, und es ist mir bei meinem spätern Verkehr mit den Dänen mitunter ordentlich komisch gewesen, wenn ich daran zurückdachte, welche Anschauungen über die Dänen ich sozusagen mit der Muttermilch eingesogen hatte. Man wollte von der dänischen Regierung keine Wohlthaten; man stieß den einzelnen Dänen zurück, wo er Annäherung versuchte. Der Gebildete mochte ihm nicht gastlich sein Haus öffnen, und wenn doch, was ja fast unvermeidlich war, ein Däne oder Dänenfreund Eingang in einen deutschen Familienkreis fand, so herrschte darin ein Gefühl der Beklommenheit, das erst wich, wenn sich der unwillkommne Gast verabschiedete. Was immer von dänischer Seite gegen uns gesündigt werden mochte, in diesem Verhalten der Deutschen lag doch eine Ungerechtigkeit, aber eine gewollte und bewußte Ungerechtigkeit, denn sie war die Schutzwehr unsrer Nationalität; sie sollte das Aufgehen in der dänischen Nationalität hindern.

Es ist nicht zu verwundern, daß bei dieser Stimmung die wohlwollende Ermahnung zur Besserung nichts fruchtet. Auch dies wiederholt sich. Man stellt den Dänen vor, wie gut man es mit ihnen meine, daß man nur ihr eignes Bestes wolle, indem man sie vollständig zu dem mache, was sie eigentlich schon seien, zu Deutschen. Aber die nordschleswigschen Bauern sind ebenso schwer von Begriffen, wie es unter der Dänenherrschaft die Bewohner der Landschaft Angeln waren; sie haben für die ihnen zugedachte Wohlthat kein Verständnis. Auch die verlockende Aussicht, von allen Plackereien befreit zu werden, kann keine Bekehrung bewirken. Man sagt den Dänen, ähnlich wie Herr von Stumm und seine Freunde auf die Sozialdemokratie einzuwirken suchen: Sobald ihr artige Kinder seid, legen wir die Rute weg. Aber den Dänen ist es gar nicht so sehr um Ruhe zu thun, wie hierbei vorausgesetzt wird. Sie wollen den ihnen angebotnen Frieden nicht, wenn dabei zur Be-

dingung gemacht wird, daß sie die Bestrebungen aufgeben, die ihnen wertvoller sind als die Ruhe unter den gegenwärtigen Verhältnissen.

Das System darf nicht abgeschafft werden, denn das System wirkt vortrefflich, so lautet ein andrer Beweisgrund, der freilich mit der Behauptung von der Unverbesserlichkeit der Dänen, ihrer Verstocktheit und Bösartigkeit schwer zusammenzureimen ist. Mit den angeblichen Erfolgen der Germanisirungsbestrebungen aber steht es so. Seit mehr denn einem halben Jahrhundert hat sich in Schleswig eine allmähliche Bevölkerungsverschiebung zu Gunsten des Deutschtums friedlich und unmerklich vollzogen, ist die Sprachgrenze nach Norden vorgedrungen. Diesen Fortschritt des Deutschtums hat die Dänenherrschaft mit allen Zwangsmitteln nicht aufhalten können; er ist dann allerdings nach dem Aufhören der Dänenherrschaft durch den lebhaftern Verkehr mit dem Süden und andre Einflüsse gefördert worden. Daß aber dieser natürliche Vorgang die Wirkung der von den Chauvinisten so warm empfohlnen Zwangsmaßregeln sei, ist eine tendenziöse Entstellung, die am besten durch die Thatsache widerlegt wird, daß das Vorrücken deutscher Sprache und Gesinnung nur an der Grenze des dänischen Sprachgebiets stattfindet, während weiter oben im Norden das Dänentum merklich erstarkt ist. Eben dieses natürliche Vordringen des Deutschtums thut die Überflüssigkeit von Gewaltmitteln dar, und es ist bedauerlich, wenn es den Chauvinisten gelingt, durch Berufung auf Fortschritte des Deutschtums, an denen ihr System nicht das geringste Verdienst hat, die Mißerfolge dieses Systems zu verdecken.

Nein, man soll die Germanisirung nicht überstürzen, nicht im Sturmschritt erzwingen wollen. Das gilt auch von einer andern Art von Germanisirungsbestrebungen, die man in der letzten Zeit sehr herausgestrichen hat, und obgleich diese Germanisirungsmethode auf den ersten Anblick etwas bestechendes hat, spreche ich doch, auf die Gefahr hin, als grundsätzlicher Nörgler zu gelten, hier meinen Zweifel an ihrer Wirksamkeit aus. Ich meine die neuerdings mit Volldampf betriebnen Ansiedlungen deutscher Landwirte in Nordschleswig. Einwanderungen Deutscher in das dänische Bevölkerungsgebiet haben auch bisher stattgefunden, und in gewissem Grade ist dadurch die Germanisirung gefördert worden. Ich glaube aber, daß der Erfolg der Besiedlungen besser gesichert wäre, wenn die Einwanderung aus wirtschaftlichen Gründen stattfände, als wenn, wie es nun geschieht, die politische Agitation die Sache in die Hand nimmt und die Besiedlung mit Deutschen in größerm Maßstabe durchzuführen sucht. Ich will mich auf die dänischen Urteile über das von einem Pastor geleitete und mit einem Geldunternehmen verbundne Ansiedlungswerk nicht berufen. Aber die in den polnischen Landesteilen gemachten Erfahrungen lassen den Schluß zu, daß ähnliche Mißerfolge, wie dort das staatliche Vorgehen gehabt hat, bei einem privaten Unternehmen möglich sind. Für ein abschließendes Urteil über die Wirkungen dieses Unternehmens ist es noch zu früh. Aber es kann schon

nicht günstig wirken, wenn, ebenso wie in den polnischen Landesteilen, dieses Vorgehen als eine Kampfmaßregel empfunden und dementsprechend von dänischer Seite dazu Stellung genommen wird. Außerdem heißt es die Kapitalkraft der Dänen stärken, wenn man ihnen in einer Zeit, wo Landbesitzungen im allgemeinen schwer loszuwerden sind, Gelegenheit zu günstigem Verkauf verschafft. Sodann könnte es auch leicht sein, daß, wenn solche Ankäufe in einer Art von nationaler Hurrastimmung vorgenommen werden, dadurch das Urteil bestochen und die Solidität der Unternehmungen beeinträchtigt wird. Werden doch den jungen Landwirten heute vielfach und nicht mit Unrecht leichtsinnige Ankäufe zum Vorwurf gemacht. Wer nun von Süden her nach Nordschleswig zieht, ist meistens nicht allzu stark mit Kapital ausgerüstet, und der verhältnismäßig billige Preis der Grundstücke verführt leicht dazu, daß man die mit diesem Preisunterschied zusammenhängende Minderwertigkeit, sei es, daß sie auf Bodenbeschaffenheit, örtlicher Lage oder sonstigen wirtschaftlichen Verhältnissen beruht, nicht genügend anschlägt. Außerdem ist keine unbedingte Gewähr dafür gegeben, daß nicht diese Ansiedler mit der Zeit danisirt werden, wenn auch nicht der Sprache, so doch der Gesinnung nach.

Die Hauptaufgabe des Deutschtums besteht nicht darin, die Dänen zu verdrängen oder ihres Volkstums zu berauben, sondern sie mit den bestehenden Verhältnissen auszusöhnen. Alle Bemühungen der erstern Art sind für diese Aufgabe hinderlich. Eine Einwirkung der Zeit auf die Denkart der nordschleswigschen Dänen ist schon bemerkbar. Als Landtagsabgeordneter ist vor einiger Zeit der Zeitungsverleger und Redakteur Hanssen in Apenrade gewählt worden. Dieser ist der Führer der sogenannten jungdänischen Richtung in Nordschleswig, die sich in manchen Dingen von dem Programm der ältern Richtung losgesagt hat und deshalb von dem Hauptvertreter dieser letztern, dem Redakteur Jessen in Flensburg, besonders in der letzten Zeit, ehe die obige Entscheidung fiel, heftig bekämpft worden ist. Diese Jungdänen nähern sich den Anschauungen der Linkenpartei in Dänemark. Sie haben eine unbefangnere Auffassung von der heutigen politischen Lage, haben manche von den irrtümlichen Vorstellungen fahren lassen, die für die Dänen so verhängnisvoll geworden sind und zum Teil noch festgehalten werden, namentlich die Vorstellung, daß es eine Hauptsorge befreundeter und wohlwollender Großmächte sei, Dänemark in seinem bestehenden Umfang zu erhalten, ja sogar ihm einen Teil des entrissenen Ländergebiets wieder erwerben zu helfen.

Sollte nun diese Ernüchterung der Denkart nicht eine Verständigung erleichtern? Es ist wahr, auch die Jungdänen halten die Hoffnung auf Wiedervereinigung Nordschleswigs mit Dänemark fest. Wie sie sich die Verwirklichung dieser Hoffnung denken, mag ihre Sorge sein. Von unsrer Seite aber ist es durchaus verkehrt gehandelt, die Träger dieser Zukunftsträume als staatsgefährliche Verbrecher zu verfolgen und sie dadurch zu Märtyrern zu

machen. Was sollte es denn heißen, daß der obengenannte Redakteur Hanssen, als er in einem Vortrag andeutungsweise auf diese Zukunftshoffnungen hingewiesen hatte, gefänglich eingezogen wurde, um sich wegen Hochverrats zu verantworten? Die gewissenhaften Vertreter der deutschen Interessen in Nordschleswig hatten herausgefunden, daß Hanssens ganze politische Thätigkeit eigentlich eine Vorbereitung auf ein hochverräterisches Unternehmen sei. Herr Hanssen wurde zwar auf Anordnung der obern Behörden bald wieder freigelassen, aber die guten Absichten, die man mit ihm hatte, sind doch kennzeichnend für die Auffassung der untern Behörden. Man denke sich, daß alle Führer der Sozialdemokratie eingesperrt würden, weil ihre ganze Thätigkeit eine Vorbereitung auf ein gegen den Staat geplantes Verbrechen, den Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung, sei!

Überhaupt ist gerade dieser Führer der Jungdänen und künftige Abgeordnete beständigen Verfolgungen ausgesetzt gewesen. Das von ihm herausgegebne Blatt war es, dem der famose Prozeß wegen des Wortes „Sönderjylland" angehängt wurde; er hat auch sonst mehrfach politische Prozesse zu bestehen gehabt, weil er sich in scharfen Ausdrücken über die Verdrängung der Muttersprache aus der nordschleswigschen Volksschule und andre Maßregeln der deutschen Behörden ausgesprochen hatte.

Das Mißtrauen und die Feindseligkeit der Behörden gegen alle dänischen Bestrebungen äußert sich auch in den gegen die dänische Vereinsthätigkeit ergriffnen Maßregeln. Die Dänen haben eine Anzahl von Vereinen, sogenannte „Foredragsfoeninger," gegründet, wo von fähigen Leuten regelmäßig Vorträge gehalten werden. Von deutscher Seite wird nun behauptet, daß, obgleich angeblich nur harmlose unpolitische Gegenstände besprochen werden, der Zweck der Vereine dennoch sei, der nationaldänischen Propaganda zu dienen. Das ist unzweifelhaft richtig, denn die Dänen verfolgen diesen Zweck bei allem, was sie vornehmen, und ihre Zusammenkünfte können auch dann zur Stärkung des Nationalbewußtseins benutzt werden, wenn nicht gerade über Politik verhandelt wird. Bei der Stimmung der Dänen ist es aber begreiflich, daß es den Rednern auf diesen Versammlungen schwer wird, politische Erörterungen ganz zu vermeiden. Mehrmals ist die Abhaltung der Versammlungen verboten worden, weil die gehaltnen Vorträge als politische anzusehen waren. Vor einiger Zeit ist auch in dieser Angelegenheit ein Urteil von grundsätzlicher Bedeutung gefällt worden, das dahin lautet, daß diese Vereine als politische zu betrachten seien und die Rechte unpolitischer nicht zu beanspruchen hätten, und daß die Ortsbehörden befugt seien, die Vereine zu schließen, wenn sie das für zweckmäßig fänden. So hängt denn über den dänischen Vereinen das Schwert, das ihnen zu jeder Zeit den Lebensfaden abschneiden kann.

Die dänischgesinnte Bevölkerung hat dieses Vereinsleben lieb gewonnen, und ich habe mich darüber gewundert, daß es die Dänen verstanden haben,

so viel Interesse hierfür zu erwecken. Auf dem Lande ist es natürlich viel schwerer, solche Einrichtungen zu gründen und am Leben zu erhalten, als in den Städten. Nicht nur die örtlichen Verhältnisse wirken erschwerend, sondern meistens auch die Denkart der Bevölkerung. Ich glaube auch, daß es ohne die weckende Kraft des nationalen Kampfes den Dänen nicht gelungen wäre, ihr Vereinsleben zu der Blüte zu bringen, die es namentlich in den letzten Jahren erlangt hat. Übrigens ist zuzugeben, daß die Dänen sich durch diese Vorträge zugleich ein Verdienst um Volksbildung erwerben. Man denke sich nun aber, wie auf die Stimmung der Dänen dieser Kampf gegen ihre Vereine einwirken muß; man denke sich den Verdruß derer, die, wenn sie einen längern Weg gemacht und sich auf einen genußreichen Abend gefreut haben, durch ein Polizeiverbot um diesen Genuß gebracht werden!

An den von diesen Vereinen abgehaltnen Versammlungen durften sonst auch Frauen teilnehmen. Seitdem aber von den Behörden die Ansicht vertreten wird, daß die Vereine als politische zu betrachten seien, ist mehrmals den Frauen die Teilnahme an den Versammlungen verwehrt worden. Diese Teilnahme der Frauen am Vereinsleben ist höchst bemerkenswert. Daß sie mit herangezogen werden konnten, beweist wieder, wie geschickt die Dänen zu Werke gegangen sind. Wer die Frauen auf dem Lande und besonders die der dortigen Gegenden kennt, der weiß, daß in ihnen gar nichts steckt von dem Geiste der Vorkämpferinnen für Frauenrechte, daß sie nicht große Neigung zur Teilnahme am öffentlichen Leben und besondres Verständnis für politische Fragen oder sonstige Fragen des öffentlichen Lebens haben. Ich glaube darum auch, daß, wenn Frauen Neigung zur Teilnahme an diesen Versammlungen haben, dabei das Bedürfnis nach Geselligkeit stark mitwirkt, und daß ihre Anwesenheit und das Streben, ihnen die Versammlungen anziehend zu machen, eher geeignet ist, den Zusammenkünften einen harmlosen Charakter zu geben, als das Gegenteil.

Es mag ja befürchtet werden, daß die Frauen durch das Vereinsleben ausgebildet werden zu Vorkämpferinnen des Dänentums, daß sie mit nach Hause nehmen, was man im Hause nicht gepflegt haben will, erstarken in einer Gesinnung, die man aus dem Hause verbannen möchte. Die Frau wird heute von den Parteien umworben. An die Frauen richtet der Altreichskanzler seine Mahnungen; Frauen werden von den Landwirtsbündlern als Vertreterinnen ihrer Wünsche vorgeschickt. Im ganzen aber wird bei diesem Werben doch wohl mehr an das Wirken der Frau im Hause gedacht, als an ihre Teilnahme am öffentlichen Leben. Die Frau soll als Erzieherin die Anschauungen der Jugend beeinflussen. In dieser ihrer Eigenschaft wissen auch die Dänen die Frau zu schätzen und erbitten ihre Mithilfe; und die „danske Qvinde“ hat sich bisher schon als eine treue Mithelferin im nationalen Kampf bewährt. Denn wenn auch, wie gesagt, die Frauen den Fragen des öffentlichen

Lebens meistens nicht dasselbe Interesse zuwenden wie die Männer, so giebt es doch wohl nicht leicht andre politische Fragen, die so in das Leben der Frau eingriffen, so unmittelbar auf das Gemüt einwirkten und so leicht verständlich wären, wie der Kampf um die Erhaltung der Nationalität. Wenn eine fremde Sprache in das Haus einzudringen begehrt, wenn die Kinder nicht die Ausbildung in der Muttersprache erhalten, die wünschenswert erscheint, so greift das in das eigenste Gebiet der Mutter ein. Es ist auch gar nicht zweifelhaft, wer in dem Kampfe um die Anschauungen der Jugend am stärksten ist. Gegen die still und verborgen im Hause wirkende Macht der Frau kämpfen Staatsanwalt, Gendarm und Schulmeister vergeblich. Ihrem Einfluß nicht am wenigsten mag es zuzuschreiben sein, daß trotz der heutigen Kleinheit und Unbedeutendheit Dänemarks die heranwachsende Jugend Nordschleswigs nicht für Friedrich den Großen und Wilhelm den Siegreichen schwärmt, sondern für Knut, Erich, Waldemar und wie sie heißen, die dänischen Helden in grauer Vergangenheit und bis in die Neuzeit herein, bis zu den Siegern von Fridericia und Idstedt. Um aber die nordschleswigschen Frauen dem Deutschtum noch mehr zu verfeinden, giebt es gewiß kein geeigneteres Mittel, als sie durch den Gendarmen von dem Versammlungslokal weisen zu lassen.

Und ist nun die in diesen Vereinen betriebne Politik für uns so gefährlich? Wenn Redakteur Jessen in einem Vortrag ausführt, Fürst Bismarck habe 1866 das deutsche Reich geschwächt, denn er habe so und so viel Millionen deutsche Österreicher aus dem deutschen Reiche hinausgeschoben und dafür neue unzuverlässige Elemente dem deutschen Reiche wieder angegliedert, so scheint es mir eine ganz unnötige Kraftanstrengung zu sein, hiergegen patriotische Entrüstung aufzubieten. Man kann sich dabei beruhigen, daß die in der Redaktion von „Flensborg Avis" betriebne Geschichtsforschung weder für das Urteil der Mitwelt noch für das der Nachwelt maßgebend ist. Es ist fruchtloses Bemühen, solche Vorstellungen widerlegen und die Dänen von ihrer Verkehrtheit überzeugen zu wollen. Die deutsche lokale Presse thut hierin entschieden des Guten zu viel, indem sie mit einem gewissen Behagen den deutsch-dänischen Streit weiterspinnt und sich dabei in ähnlichen Übertreibungen gefällt wie die Dänen. Da werden von der einen Seite mit derselben Parteibefangenheit und Einseitigkeit die Deutschen herausgestrichen und die Dänen schlecht gemacht, wie umgekehrt von der andern Seite. Der ganze Streit hat etwas Langweiliges für jeden fernerstehenden. Gehen wir nordwärts oder südwärts, nirgends hat dieser Streit für die Leser der Zeitungen den Reiz, wie dort am Schauplatz der nationalen Kämpfe. In Deutschland hat man den alten Groll längst vergessen, ziemlich auch in Dänemark. Auch in Nordschleswig wird das Interesse daran sich erst dann verlieren, wenn andre Bestrebungen, andre Interessengegensätze an die Stelle dieses Streites treten, kurz gesagt, wenn die

Leute an andre Sachen denken. Woher kommt es nur, daß der Preußenhaß, der zu einer Zeit bei den dänischen Schleswig-Holsteinern nicht weniger stark war, als der Deutschenhaß der dänischen Nordschleswiger, der ähnliche Blüten trieb wie die Jessensche Geschichtsdeutung, im Laufe weniger Jahre verschwand? Er wurde weggefegt durch die Ereignisse von 1866 bis 1870. Da lernte man in Schleswig-Holstein einsehen, daß man Preußen nicht länger bekämpfen dürfe, wenn man ein Deutscher sein wolle. Oder woher kommt es, daß in Dänemark selbst, wo nicht Staatsanwälte die Aufgabe hatten, den deutschen Namen gegen Verunglimpfungen zu schützen, nicht Gendarmen die Aufgabe, deutschfeindliche Kundgebungen aufzuspüren, nicht die Lehrer die Aufgabe, Liebe zum Deutschtum in die jungen Herzen zu pflanzen, dennoch eine viel unbefangnere Auffassung von Deutschland und den Deutschen herrscht als dort, wo diese Pflichten Jahre hindurch mit so großem Eifer erfüllt worden sind? Ich weiß darauf keine andre Antwort, als daß es der Zwang ist, der den Nordschleswigern das Deutschtum verleidet.

Und ist es denn eine unerhörte Forderung, daß wir diesen Zwang, den wir, so weit es die staatliche Zugehörigkeit zu Deutschland betrifft, nicht von den Nordschleswigern nehmen können, doch möglichst wenig fühlbar machen, uns möglichst wenig als die strengen Oberherrn gebärden sollen? Den Köpfen der Chauvinisten ist die Vorstellung nicht auszutreiben, daß der Deutsche den Kampf gegen die Dänen mit der Tapferkeit des Soldaten auf dem Schlachtfelde zu führen, Stich und Hieb zu pariren habe. Darum halten sie es für eine schreckliche Ungerechtigkeit, wenn ein Deutscher den Volksgenossen eine Mäßigung empfiehlt, die er nicht einmal den nationalen Gegnern zumutet. Nun aber bedeutet offenbar diese Mahnung nicht eine Billigung dessen, was die Dänen thun, sondern weil uns das Mittel der Einwirkung auf die Dänen fehlt, richten wir die Mahnung zur Mäßigung dorthin, wo sie billigerweise Beachtung finden sollte. Wir Deutschen sind die „glücklichen Besitzenden,“ auf unsrer Seite ist außer der staatlichen Macht die ganze erdrückende Übermacht der größern Volkszahl mit ihrer starken Ausdehnungsfähigkeit. Wie könnte denn als Schwäche gedeutet werden, was doch wohlerwogne Vorsicht ist!

Ganz ähnlich ist ja die Stellung und Aufgabe der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber der Sozialdemokratie. Weil wir die bestehende Gesellschaftsordnung erhalten, die Sozialdemokraten aber sie durch eine andre ersetzen wollen, muß für unser Verhalten eine andre Richtschnur dienen als für das ihre. Wir erstreben den sozialen Frieden, die Sozialdemokraten aber sehen in der Zufriedenheit mit dem Bestehenden eine Gefahr für ihre Zukunftspläne. Darum haben wir im eignen Interesse einer Versuchung zu widerstehen, die ja manchmal naheliegen mag, den Kampf mit denselben Waffen zu führen wie die Sozialdemokratie, denn es würde das nur ihre Geschäfte besorgen heißen. Trotz der

feindseligen Haltung der Sozialdemokratie dürfen wir uns doch nicht erbittern lassen und mit denselben Waffen kämpfen, und es wäre verfehlt, wenn wir, dem Rate gewisser Politiker folgend, nur auf gewaltsame Unterdrückung der Sozialdemokratie bedacht sein wollten, damit wir uns über ihr Treiben nicht mehr zu ärgern brauchen. Die Aufgabe der bürgerlichen Gesellschaft besteht vielmehr darin, sachlich diese Zeitströmung zu prüfen, ihre Ursachen zu erforschen, und zu untersuchen, ob nicht manche der erhobnen Beschwerden gerecht sind und die beklagten Übelstände sich abstellen lassen. In ähnlichem Sinne wurde vor einiger Zeit in den Grenzboten unsre Aufgabe gegenüber der Sozialdemokratie bezeichnet. Und ich glaube, daß das, was dort gesagt wurde, auch ziemlich für die nordschleswigschen Dänen zutrifft, deren feindselige Stimmung gegen das Deutschtum das Erzeugnis eines jahrelangen verbitternden Streites ist. Auch dürfte für diese Auffassung eher Verständnis zu finden sein beim großen deutschen Publikum, als bei den Führern des Deutschtums in Nordschleswig. Denn wenn auch das Urteil über die nordschleswigsche Frage durch den Parteistandpunkt beeinflußt wird, so kann doch von einer geradezu feindseligen Gesinnung gegen die Dänen bei dem großen deutschen Publikum nicht die Rede sein. Man beurteilt die Sache mehr vom nüchtern Standpunkte der Zweckmäßigkeit, möchte nur das ausgeführt wissen, was dem nationalen Interesse dient, und hätte man die Überzeugung, daß die gegenwärtige Germanisirungsweise in Nordschleswig ihren Zweck verfehlt, würde man nicht anstehen, eine Änderung zu fordern. Auf die Verbreitung dieser Überzeugung hinzuwirken, dazu wollen die vorstehenden Zeilen ihr bescheiden Teil beitragen.

Meine persönlichen Gefühle freilich gehen über diesen Zweckmäßigkeitsstandpunkt hinaus. Vielleicht mag gefunden werden, daß in meiner Darstellung hie und da etwas wie Partikularismus hervortritt. Der Volksstamm, von dem hier die Rede ist, spricht dieselbe Sprache, die meine Väter gesprochen haben, wie sollte ich ein Gefühl der Verwandtschaft verleugnen können! Ich habe im Verkehr mit dem Dänenvolke manche schätzenswerte Eigenschaften an ihnen kennen gelernt. Die von dieser Seite dem Deutschtum bezeugte Feindseligkeit erregt in mir Bedauern und nicht Haß. Ich kann es nicht leiden, wenn auf Grund dieses gegenwärtigen Verhaltens der Dänen über sie einseitig absprechende Urteile gefällt, ihre Bestrebungen mit Geringschätzung und Hohn verdammt werden. Auf Grund der Erfahrungen meiner Kindheit und Jugendzeit versetze ich mich in die Lage der Dänen und empfinde die ihnen zu teil werdende Behandlung als ein Unrecht. In dem treuen Festhalten des angestammten Volkstums liegt etwas, das auch dem Gegner Achtung abnötigen kann. Und ich glaube, daß ich mit diesen Anschauungen nicht allein stehe. Will man den Dänen nicht Sympathien zuführen, so stelle man die kleinlichen Verfolgungen ein, denen sie ausgesetzt sind; vor allem sehe man davon ab, ihnen gewaltsam die Muttersprache rauben zu wollen.

Nachschrift. Wenn das, was die Gesetzgebung beschließt, immer unbedingt richtig wäre, so könnte man sich dabei beruhigen, daß in Nordschleswig alles in schönster Ordnung sei. Im Abgeordnetenhaus wurden neulich die Dänen, die eine Änderung der Sprachverfügung von 1888 beantragt hatten, mit ihrer Forderung und ihren Klagen abgewiesen, und es wurde ihnen bedeutet, daß ihre Klagen gänzlich unbegründet seien. Man ließ sie nicht einmal zu Worte kommen. In demselben Abgeordnetenhause, wo oft lange Verhandlungen gepflogen werden über Gegenstände, die eigentlich gar nicht zur Befugnis dieser Körperschaft gehören, war diesmal keine Zeit, die Dänen und die, die sich in dieser Frage auf die Seite der Dänen gestellt hatten, anzuhören. Wozu auch sollte man wieder hören, was man oft genug gehört hat und doch nicht glaubt? Die Wirkungen der bestehenden Sprachverfügung sind durchaus zufriedenstellend. Die von Hause aus dänischredenden Kinder lernen das Deutsche gut und verhältnismäßig leicht. Sie lernen auch so viel Schriftdänisch, wie sie brauchen, denn wozu brauchen sie überhaupt das Schriftdänische, das gar nicht einmal zu Recht ihre Muttersprache genannt werden kann? So haben wir auch bei dieser Gelegenheit wieder vernommen von Männern, die behaupten, daß sie ein Herz für die nordschleswigsche dänischredende Bevölkerung hätten, die auch sorgfältig und gewissenhaft Untersuchungen angestellt und Umfrage gehalten haben bei Fachmännern und Kennern der Verhältnisse. Freilich wohl nur bei solchen, die auf einem einseitigen Parteistandpunkt stehen. Bei dieser Auskunft hat sich dann das Abgeordnetenhaus beruhigt und ist über den dänischen Antrag, dem Schulplan der Volksschule in den hierfür bedürftigen Gegenden Nordschleswigs zwei Stunden wöchentlich dänischen Sprachunterrichts einzufügen, zur Tagesordnung übergegangen. Und auch im Lande beruhigt man sich dabei. Die Tagespresse verhält sich dieser Frage gegenüber ziemlich teilnahmlos. Von einigen radikalen Blättern abgesehen, hat sie sich, so weit ich bemerkt habe, mit diesen Vorgängen fast gar nicht beschäftigt.

Aber die Sache liegt doch nicht so einfach, und es scheint mir auch wenig berechtigt, daß man die angeführten Urteile als maßgebend gelten läßt. Die nordschleswigsche Frage ist keine von den bedeutenden, das deutsche Volk tief bewegenden Fragen. Die nordschleswigschen Dänen werden auch nicht Revolution machen, und es steht keine befreundete bewaffnete Macht hinter ihnen, die um ihretwillen Deutschland den Fehdehandschuh hinwerfen würde, und die Deutschland zu fürchten hätte. Und doch ist die nordschleswige Frage eine der Eiterbeulen am Körper des deutschen Reichs, und ob sie weiter schwärt oder allmählich ausheilt, kann nicht gleichgiltig sein. Es ist ja auch in der That gerade denen am wenigsten gleichgiltig, die in dieser Frage am meisten das Wort zu ergreifen pflegen, deren Urteil, wie es scheint, auch für den Beschluß des Abgeordnetenhauses bestimmend gewesen ist, den Führern

des Deutschtums in Nordschleswig. Und darum ist es eine Entstellung, wenn man sich den Anschein giebt, als ob die Zustände in Nordschleswig ganz zufriedenstellend wären, und sich dabei beruft auf solche Wirkungen des Schulunterrichts, die, wie wertvoll sie immerhin vom Standpunkte des Schulmanns aus sein mögen, doch nicht die Hauptsache und das eigentlich für uns Erstrebenswerte sind. Wird doch — das ist der alte Widerspruch — in einem Atem mit dieser optimistischen Darstellung über die Stärke der dänischen Agitation geklagt. Und die Herren werden wohl zugeben müssen, daß, wenn sich irgendwie ein Erlahmen dieser Agitation eine Abnahme der deutschfeindlichen Gesinnung infolge der Schulverfügung von 1888 nachweisen ließe, dies für uns unendlich viel wertvoller wäre, als noch so günstige Einwirkungen auf die Fähigkeiten der Schüler. Für die ungünstigen Wirkungen der Schulverfügung in nationaler Hinsicht aber haben sie sich das Verständnis versperrt, weil sie keinen Wert legen auf das, was doch in dieser Hinsicht gerade ausschlaggebend ist, nämlich das Urteil der dänischredenden und dänischgesinnten Bevölkerung über den Schulunterricht. Dies Urteil ist ihnen eine quantité negligeable, denn was haben dänische Sprache und dänische Sympathien im deutschen Reiche zu thun! Was kümmert es uns Deutsche, ob der Däne die gänzliche Verdrängung der Muttersprache aus der Schule als einen rauhen Eingriff in das geheiligte Recht des Elternhauses empfindet? Er soll ja ein Deutscher werden, und zwar so bald als möglich. Das ist der Standpunkt der Autoritäten, auf die die Gesetzgebung sich für ihr Vorgehen beruft.

Man mache sich doch klar, was es heißt, dem Ungebildeten eine vollständige Ausbildung in der Schriftsprache, sei es auch der eignen Muttersprache, zu erteilen, und nun vollends in einer Sprache, die, wie nahe auch immer verwandt, doch eine fremde ist. Was in dieser Hinsicht als genügend bezeichnet werden kann, ist doch immer ein relativer Begriff. Die Ansichten der Regierung hierüber haben gewechselt. Sie hat früher einen Schulplan für genügend erklärt, der dann später doch, in Übereinstimmung mit den Eiferern der Germanisation, für ungenügend befunden und durch die in Rede stehende Sprachverfügung ersetzt wurde. Sind denn diese feinen Unterschiede wohl so wichtig, daß wir alles daran setzen sollten, den Ansprüchen der Schulmänner zu genügen, und die anderweitigen Wirkungen nicht beachten sollten? Und wenn von deutscher Seite behauptet wird, die Kinder lernten genug Dänisch, von dänischer Seite das Gegenteil, so ist es offenbar, daß hier das Urteil über die Bedürfnisfrage vom politischen Standpunkt beeinflußt wird. Es handelt sich um ein persönliches Bedürfnis der dänischredenden Bevölkerung, und daß dies von deutscher Seite verächtlich behandelt wird, ist eben das Kränkende. Es mag sein, daß von den Dänen etwas übertrieben wird, daß die Schwierigkeiten der Erlernung des Deutschen für ihre Kinder, andrerseits die durch den Schulunterricht gelassenen Mängel in der Beherrschung der

dänischen Schriftsprache nicht so bedeutend sind, wie sie behaupten. Aber eben diese Befangenheit des Urteils, diese Abneigung gegen das Deutsche sind Kennzeichen einer Stimmung, die wir durch Zwangsmaßregeln auf dem Gebiete der Schule nie beseitigen werden, ebenso wenig durch den ganz unfruchtbaren Streit um den Begriff der Muttersprache. Nirgends wird im Ernst verlangt, daß eine Mundart zur Schulsprache gemacht werde. Wenn daher von dem Unterricht in der Muttersprache die Rede ist, so kann darunter nur die Schriftsprache verstanden werden, die der von der Bevölkerung gesprochnen Mundart am nächsten kommt, und das ist für die Nordschleswiger unstreitig das Dänische. Wir wollen den Nordschleswigern das natürliche Recht jedes Menschen verwehren, sich als Bildungssprache der Sprache zu bedienen, die ihm am liebsten und vertrautesten ist. Das allein ist hier entscheidend. Andrerseits unterschätze man doch nicht die oben hervorgehobnen trotz der nahen Verwandtschaft beider Sprachen gar nicht so geringen Schwierigkeiten. Es giebt Nordschleswiger, deren Bildungsstandpunkt den des Dorfschulkindes weit überragt, und die doch nicht fehlerfrei Deutsch sprechen und schreiben können. Ich selbst habe als Kind dänischen Sprachunterricht genossen, später auch viel mit Dänen verkehrt, aber ich getraue mir doch nicht, einen dänischen Brief zu schreiben, und meine dänische Unterhaltung ist wahrscheinlich für den gebornen Dänen wenig angenehm zu hören; ich habe es darin nie zu tadelloser Aussprache und vollkommner Fähigkeit des Ausdrucks der Gedanken gebracht.

Daß die Dänen deutsch denken, dahin bringen wir es durch den deutschen Schulunterricht trotz seiner gepriesenen Vorzüglichkeit nimmermehr. Und darum wird ihnen auch das Dänische die Sprache der Empfindung bleiben, werden sie ihre Erbauung auch ferner in dieser Sprache suchen. Auf kirchlichem Gebiete sind die Germanisirungsbestrebungen noch viel verfehlter und wirkungsloser, als auf dem der Schule. Man kann die Schule verdeutschen, aber man kann nicht die Erwachsenen in die deutsche Kirche kommandiren. Durch die Bemühungen, auch auf kirchlichem Gebiete das Deutsche allmählich vorzuschieben, wird nur die Abneigung der Dänen gegen die Staatskirche bestärkt. Es ist bemerkenswert, daß die Führer des Deutschtums den eignen Parteigenossen in dieser Hinsicht zu viel thun. Mitglieder eines deutschen Kriegervereins, an deren deutscher Gesinnung kein Zweifel sein kann, haben sich gegen die beantragte Abschaffung des dänischen Gottesdienstes in einem an der Sprachgrenze liegenden Kirchspiel erklärt. Und wie unheilvoll die nationale Verfeindung auf das Verhalten der Dänen zur Landeskirche einwirkt, dafür liefern mehrere Vorgänge der letzten Zeit den Beweis. Ein dänischgesinnter Landmann ließ die Trauung seiner Tochter in seinem Hause durch einen dänischen Freigemeindeprediger vollziehen. Er hatte dies ursprünglich nicht beabsichtigt, wurde aber dazu veranlaßt durch eine von dem Ortsprediger am Sedantage

gehaltne Predigt, worin dieser in sehr auffälliger und wenig taktvoller Weise die politischen Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und der Mehrheit der Gemeindeeingesessenen hervorgehoben hatte. Dieser eifrig deutsch gesinnte Prediger, den die Berufung des Freigemeindepredigers schwer gekränkt hatte, wußte es dann durchzusetzen, daß der in Rede stehende Däne seines Amts als Kirchenältester und Synodalmitglied enthoben wurde. In einem andern Falle hatte ein Freigemeindeprediger eine Leichenrede gehalten. Darauf erfolgte ein Verweis der Kirchenbehörde, die solche Amtshandlungen von unbefugter Seite für gesetzwidrig erklärte. Ist es denn aber nicht klar, daß alle diese Streitigkeiten die Kirche und zugleich die nationale Sache schädigen? Um das Mißtrauen und die Feindseligkeit der Dänen zu beseitigen, sollte von oben her wenigstens alles gethan werden, was geschehen kann. Man sollte die Fruchtlosigkeit gewaltsamer Germanisirungsbestrebungen einsehen und das Recht der Dänen auf Festhaltung ihrer Muttersprache anerkennen. Der unzweideutige Beweis solcher Gesinnung, des Bemühens, mit den Dänen zum Frieden zu kommen, wäre geliefert worden, wenn die Regierung und die Mehrheit des Abgeordnetenhauses den dänischen Antrag, der nur eine so geringe Änderung des Schulplans verlangt, bewilligt hätten. Die schroffe und verletzende Abweisung dieses Antrags kann nur dazu beitragen, die Stimmung in Nordschleswig zu verschlechtern.

Professuren für deutsches Altertum

Vor kurzem fiel mir ein schmuck ausgestattetes Büchlein in die Hände mit dem vielverheißenden Titel: „Deutschland, Deutschland über Alles.“ *) Aus der Vorrede entnahm ich, daß die nationalgesinnte Studentenschaft durch die hier gebotene Auswahl von Reden und Aufsätzen Zeugnis ablegen wollte von dem Geiste, der in ihrer Zeitschrift, den „Akademischen Blättern,“ lebt, und von den idealen Zielen, die ihr selbst vorschweben. Beim weitern Blättern stieß ich auf ein Kapitelchen: „Deutsche Philologie“ von Richard Heinze. Der Verfasser schüttelt den Kopf über die Forderung Paulsens und seiner zahlreichen Gesinnungsgenossen, das Deutsche solle in den Mittelpunkt des ganzen höhern Unterrichts treten. Denn das heiße Brunnen bauen wollen, ehe Quellen gefunden seien.

*) Deutschland, Deutschland über Alles! Aufsätze und Reden aus zehn Jahrgängen „Akademischer Blätter.“ Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1896.

Griechisch und Latein könne so lange nicht durch Deutsch, klassisches Altertum so lange nicht durch deutsches Altertum und deutsche Volkskunde ersetzt werden, als es keine Lehrer für Deutsch in diesem Sinne gebe. Und solche Lehrer könne es nicht geben, solange nicht auf den Universitäten deutsche Philologie in dem umfassenden Herder-Humboldtschen Sinne von Philologie als „Wissenschaft von einer Nationalität“ gebe, den sich die klassische Philologie in der Ausgestaltung ihres Universitätsunterrichts längst zur Richtschnur genommen habe, indem sie das ganze Volkstum der Griechen und Römer umspanne. Der Germanist erfahre eben auf der Universität nichts von Volkskunde und sei darum auch gar nicht in der Lage, die reichen Beziehungen des deutschen Altertums zur Gegenwart später seinen Schülern zu Gemüte zu führen. Dieser Unterschied des Begriffs Philologie zeige sich klar in der Prüfungsordnung von 1887, die zwar von dem klassischen Philologen auch Kenntnis der politischen, Verfassungs- und Rechtsgeschichte, der Mythologie, Philosophie und Kunstgeschichte des klassischen Altertums verlange, von den Germanisten aber außer Grammatik und Litteraturgeschichte nur die Anhängsel der Metrik, Rhetorik und Stilistik. Dementsprechend bewegten sich auch die germanistischen Vorlesungen fast ausschließlich auf jenen beiden Gebieten. Die Schuld an diesem circulus vitiosus treffe aber nicht die Schule, die niemals lange hinter der Entwicklung des deutschen Geisteslebens zurückbleiben könne; vielmehr sei es klar, daß hier notwendig die Universität vorangehen müsse.

Es kann nicht überraschen, zu sehen, mit welcher Klarheit und Sicherheit gerade von einem Vertreter des jüngern Geschlechts hier ein wunder Punkt unsrer Universitäten aufgedeckt wird. Denn wenn die Universitäten ein Spiegelbild aller zur Zeit in unserm Volke zur Selbständigkeit ausgewachsenen Wissenschaftszweige bieten, d. h. besondre Vertreter aller der Spezialitäten aufweisen sollen, für die nicht nur besondre Gelehrte vorhanden sind, sondern die auch infolge des Umfangs ihres Gebiets und infolge ihrer hohen Bedeutung mit Erfolg nur von besondern Vertretern getrieben werden können, so liegt hier eben eine sehr fühlbare Lücke in der Ausgestaltung der philosophischen Fakultät vor. Und diese Lücke ist um so erstaunlicher und betrübender, als es sich um die wissenschaftliche Erforschung unsers eignen Volkstums handelt, die doch seit 1870 nicht mehr privaten Händen überlassen werden, sondern von Reichs und Staats wegen in die richtigen Wege geleitet werden muß. Wir stehen hier vor einer Frage, die man mit Recht eine „nationale“ nennen kann, die aber nicht nur vom Standpunkte der begeisterungsfähigen Schuljugend und der lernbegierigen Studentenschaft beurteilt sein will, sondern die auch für die richtige Organisation und Pflege der Wissenschaft von höchster Bedeutung ist.

Die Klage des deutschen Studenten über die germanistischen Vorlesungen ist nur zu berechtigt. Sehen wir von der Litteraturgeschichte der neuern wie der ältern Zeit ab, so bewegen sich die meisten ordentlichen Professoren in

einem nicht zu weit gezognen Kreise. Es wird über allgemeine deutsche Grammatik gelesen, meist unter Ausschluß der Syntax, dann über Geschichte der deutschen Sprache, über Metrik; daneben giebt es kleinere Vorlesungen über besondre altgermanische Dialekte, wie Gotisch, Althochdeutsch, Altsächsisch, seltener einmal Altisländisch, meist verbunden mit der Erklärung des Wulfila, des Otfrid, des Heliand und einer altnordischen Saga. Reicher ist die Auswahl an mittelhochdeutschen Interpretationskollegien, wo die Nibelungen, Gudrun, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach zu dem eisernen Bestande gehören, den sich jeder Germanist zu eigen zu machen an allen Universitäten Gelegenheit findet. Damit ist aber auch der Kreis der Vorlesungen so gut wie geschlossen. Man sieht, die deutsche Philologie bewegt sich in einem Rahmen, wie er enger begrenzt wohl kaum gedacht werden kann: Sprache und Schriftstellererklärung sind ihr Anfang und ihr Ende. Wenn es hoch kommt, schwingt sich der germanistische Professor, aber auch nur an einigen Universitäten, zu einer Vorlesung über die Germania des Tacitus auf. Daß sich aber diese Vorlesung auf der Höhe der Wissenschaft halte, dürfte in den meisten Fällen zu verneinen sein. Denn mit wenigen Ausnahmen bewegen sich die Forschungen der Ordinarien auf dem Gebiete ihrer Hauptvorlesungen und umgekehrt: sie lesen aus dem Gebiete ihrer Forschungen. Wer aber den Schwerpunkt seiner Arbeit in das Studium der mittelalterlichen Dichter verlegt hat, kann unmöglich der überreich entwickelten Forschung vom germanischen Altertum derart folgen, wie es heute von einem Erklärer der Germania verlangt werden muß. Dafür ist die Brücke vom Ausgang des Mittelalters zurück über die Zeit der Völkerwanderung in die germanische Urzeit — von der Vorzeit ganz zu schweigen — zu schmal und zu lang. Heute aber giebt es unter den Ordinarien für germanische Philologie in Deutschland kaum einen, der für die Förderung der Erklärung der Germania etwas nennenswertes geleistet hätte, und darum können ihre Vorlesungen über die Germania auch nicht aus dem Vollen herausgearbeitet sein. Wohl gab es einst Männer unter den Germanisten, deren Forschung das gesamte germanische Altertum und Mittelalter in allen Richtungen seiner Bethätigung, wie in allen seinen nationalen Spaltungen mit gleicher Kraft umspannte. Jakob Grimm war ein solches Genie, dem dann Karl Müllenhoff in Bezug auf Universalität am nächsten kam. Heute giebt es nur noch einen Gelehrten, der an Vielseitigkeit der Forschung wie der Unterweisung sich jenen Männern an die Seite stellt: Karl Weinhold in Berlin. In seinen Vorlesungen haben die Altertumskunde wie die Mythologie, die Heldensage wie die Volkskunde ihre gleichberechtigte Stellung neben der Grammatik und der Litteratur. In solcher Ausnahmestellung vertritt dieser Forscher und Lehrer eine vergangne Zeit. Das jüngere Geschlecht ist nicht mehr imstande, ihm hierin zu folgen, nicht erst heute, sondern schon seit Jahrzehnten. Der vor zehn Jahren verstorbne Wilhelm Scherer las ein viel-

bewundertes Kolleg, das er Encyklopädie der germanischen Philologie oder Einleitung dazu zu nennen pflegte. Aber was bot er darin? Außer der Grammatik, die allerdings auch Syntax und daneben Bedeutungslehre enthielt, nur noch Metrik und zum Schluß einige Gedanken über Kritik und Hermeneutik. Also auch hier, bei einem so vielseitigen Gelehrten, wieder der engste Gesichtspunkt des Grammatikers und Exegeten. Und ein Überschreiten des karolingischen Zeitalters bis in das heidnische Altertum hinauf findet nur für das Gebiet der Sprache statt. Wo aber bleiben die andern Bereiche, in denen sich das deutsche Altertum bethätigt hat? Unter den strebsamen jüngern Dozenten giebt es hie und da einen, der das Wagnis unternimmt, über germanische Mythologie zu lesen. Wer aber liest über germanische Stammesgeschichte, die man seit Müllenhoffs großem Werke „Altertumskunde“ im engern Sinne nennt, und die so recht eigentlich ein Gebiet des germanischen Sprachforschers sein sollte, wer über die sogenannten Altertümer des häuslichen und öffentlichen Lebens? Und wo vor allem bleibt die vaterländische Archäologie?

Die klassische Philologie sucht der durch eine einseitige Pflege des grammatisch-exegetischen Faches verschuldeten Ungunst der öffentlichen Meinung durch vermehrte Pflege der Denkmälerkunde und der gesamten Kulturgeschichte der Griechen und Römer zu begegnen, und sie thut das nicht ohne Erfolg. Das klassische Altertum ist an den Universitäten zunächst durch die philologischen Ordinarien vertreten, meist drei (während die germanische Philologie nur durch einen oder zwei vertreten ist), daneben durch den Professor für alte Geschichte und den für klassische Archäologie. Diesen fünf klassischen Ordinarien stehen, selbst wenn man den Vertreter der mittelalterlichen Geschichte hinzurechnet, der freilich oft genug mehr italienisches, französisches, englisches als gerade deutsches Mittelalter erforscht, nur zwei oder im besten Falle (nämlich da, wo es einen Stuhl für neuere deutsche Litteraturgeschichte giebt) drei Ordinarien für die Geschichte des deutschen Volkstums gegenüber. Sollte die weitsichtige preußische Unterrichtsverwaltung, der wir die Lehrstühle für neuere Litteratur verdanken, nicht auch die Neigung und die Mittel haben, als Gegenstück zu den beiden Professuren für klassische Altertumswissenschaft und für klassische Archäologie wenigstens *eine* Professur für germanisches Altertum nebst germanischer Archäologie zu schaffen? Gegenwärtig halten es ja die Vertreter der alten Geschichte zuweilen für angebracht, von ihrem klassischen Standpunkt aus mit Hilfe einiger Cäsarstellen die bodenständige Kultur der Germanen zu beleuchten. Was dabei herauskommt, zeigt am deutlichsten das Zerrbild vom germanischen Altertum, das Seeck in seiner „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“ zuwege gebracht hat. Solch einem eiteln und unwissenschaftlichen Unterfangen würde das bloße Bestehen eines Ordinariats für deutsches Altertum wohl von vornherein den Garaus gemacht haben.

Und dann das Stiefkind, die vaterländische Archäologie — soll sie in

Deutschland noch weiter verurteilt bleiben, nur in den Provinzialmuseen und auf den Anthropologenkongressen gewissermaßen ein von Privatgesellschaften abhängiges Dasein zu führen, während bei den andern Nationen um uns herum, vor allem bei den Skandinaviern, die Prähistorie im Vordergrunde des nationalen Interesses steht und jetzt auch bei den „interessanten" Völkerschaften der Tschechen und Magyaren Volkskunde und Prähistorie mehr als jede andre Wissenschaft gehegt und gepflegt werden, ja geradezu den Stolz dieser kleinen Nationen von kurzer geschichtlicher Vergangenheit bilden, wie am besten die ethnographischen Ausstellungen in Prag vom vorigen Jahre, in Pest von diesem Jahre bekunden? Solchen weltberühmten Namen wie Montelius und Sophus Müller haben wir in Deutschland keinen gleichen entgegenzusetzen, denn Virchow, in erster Reihe Mediziner, verwaltet die Vorgeschichte nur als Liebhaber, höchstens „im Nebenamte." In Deutschland giebt es, wenn auch die Kräfte dafür nicht fehlen würden, noch gar nicht einmal die Ordnung, geschweige denn die Veröffentlichung des vorhandnen archäologischen Materials, auf Grund dessen eine so allseitige Darstellung der ganzen Vorgeschichte unsers Landes entworfen werden könnte, wie sie Schweden, Dänemark und selbst Norwegen in meisterhaften Werken haben. Bei uns haben sich Mediziner und andre Naturforscher der vorgeschichtlichen Archäologie bemächtigt, die Landeshistoriker sich aber von jenen leider fast ganz verdrängen lassen. Nun, daß die Archäologie keine Naturwissenschaft, sondern eine geschichtliche Wissenschaft ist, zeigt am klarsten ihre Entwicklung in ihrem klassischen Mutterlande Skandinavien, wo sie ebenso wie überall außerhalb Deutschlands nicht in den Händen von Vertretern der physischen Anthropologie, sondern von solchen der Urgeschichte liegt. Man hat in den letzten Jahren mehrfach dafür gestritten, daß für das Gesamtgebiet der Prähistorie eigne Professuren geschaffen werden. Ein solcher Schritt wäre aber keine glückliche Lösung der „archäologischen" Frage. So wenig man Professuren für allgemeine Kulturgeschichte, einen Ausschnitt aus der gesamten Weltgeschichte, schaffen darf (obwohl es der Herausgeber einer Zeitschrift für Kulturgeschichte lebhaft betreibt), weil sich eben die Weltgeschichte an den Universitäten schon in die Geschichte der Ägypter, Orientalen, Griechen, Römer, ferner in die des Mittelalters und der Neuzeit zerspalten hat, so wenig kann die gesamte Prähistorie unter einer Professur vereinigt werden, nachdem die Archäologie der sogenannten Naturvölker bereits von den Ethnologen, die Archäologie Ägyptens von den Ägyptologen, die von Vorderasien von den Vertretern teils der semitischen, teils der klassischen Urgeschichte, endlich die Prähistorie Griechenlands und Italiens gleichfalls von den klassischen Archäologen mit Beschlag belegt worden ist. Was bliebe denn da für den reinen Prähistoriker noch übrig? Nur Mittel- und Nordeuropa. Da ist es denn doch klar, daß diese Gebiete der Prähistorie einen andern Anschluß suchen müssen und ihn aufs natürlichste bei den Vertretern der Urgeschichte dieses Landes finden.

Die Vertretung der Urgeschichte Deutschlands liegt aber am besten in den Händen der neuzuschaffenden Professoren für germanisches Altertum, während die bisherigen Germanisten in dem eigentlichen Mittelalter ihr völlig ausreichendes Arbeitsfeld haben. Ein auf dem vorjährigen Kölnischen Philologentage von einem der besten Kenner des germanischen Altertums gestellter Antrag, die germanische Philologie möge forthin die germanische vorgeschichtliche Archäologie als wesentlichen Bestandteil in Anspruch nehmen, fand bei der germanistischen Sektion jener Versammlung einstimmig Annahme. Der zukünftige Professor für germanische Altertumskunde hätte darnach das gesamte Kulturleben der Germanen seit der indogermanischen Urzeit durch alle Stufen der Prähistorie hindurch bis zum Ausgang des Heidentums zu umspannen. Er müßte Vorlesungen halten über vorgeschichtliche Archäologie, Ethnologie, Mythologie, Haus- und Staatsaltertümer der Germanen, sowie über deutsche Volkskunde. Unerläßliche Bedingung wäre für ihn zugleich die Beherrschung der ältesten germanischen Sprachgeschichte, ohne die keine wahre Beherrschung der Altertumskunde denkbar ist, so wenig wie die klassischen Archäologen und Historiker die antike Sprachkunde entbehren können.

Woher aber die Kräfte für solche Professuren nehmen? Nun, schon jetzt sind sie genügend vorhanden, teils als Dozenten an den Universitäten, teils auch außerhalb der Universitäten. Bei dem allgemeinen Zuge der historisch-philologischen Wissenschaften, auch der germanistischen, nach dem Realen hin bedürfte es nur eines leisen Winkes der Unterrichtsverwaltung, und eine Menge Kräfte, die sich jetzt notgedrungen mehr der philologischen Exegese, der Grammatik, der Litteraturgeschichte widmen, würden mit Begeisterung aus Wort- zu Sachphilologen werden und in wenigen Semestern einen weitern Nachwuchs von Kandidaten für die Professuren der germanischen Altertumskunde bilden.

Schaffen wir an unsern Universitäten Heimstätten für die Pflege der Wissenschaft, die sich mit den Anfängen und Grundlagen unsers Volkstums beschäftigt, so wird das eine Anregung, Klärung und Vertiefung des Nationalgefühls in allen Kreisen der Bevölkerung nach sich ziehen. Es handelt sich also hier um eine Forderung, für die nationale Gründe ebenso sprechen wie wissenschaftliche. Sie wird auch, davon sind wir fest überzeugt, im Laufe absehbarer Zeit an allen Brennpunkten deutschen Geisteslebens Beachtung finden, auch in Baiern, Sachsen, Württemberg und in Deutschösterreich. Aber gerade die preußische Unterrichtsverwaltung sollte in einer so wichtigen, unser Volkstum berührenden Angelegenheit, den deutschen Überlieferungen Preußens und ihren eignen Überlieferungen getreu, den ersten Schritt thun.

Zur Litteraturgeschichte

Die Periode scheint glücklich hinter uns zu liegen, wo es zu den Besonderheiten der deutschen Bildung gehörte, daß die Gebildeten mehr Litteraturgeschichte als Litteratur lasen und ihre Kenntnis von bedeutenden Dichtern und Schriftstellern aus „Essais“ schöpften. Wer es für seine Pflicht hält, alle Romane neuester Richtung und alle als modern gestempelten Dramen zu lesen, kann unmöglich Zeit für die Litteratur der Vergangenheit, selbst nicht in der Form biographisch-kritischer Schilderung gewinnen. Daß trotzdem auf diesem Gebiete nicht weniger, sondern mit jedem Jahre mehr geforscht und dargestellt wird, die vergessensten Gestalten in das große Schattenspiel der Litteraturerinnerungen wieder eingereiht, die kleinsten und verborgensten Beziehungen erörtert und aufgehellt werden, daß ein fast erschreckender Fleiß in jeder Einzelfurche des großen Feldes rodet, gräbt, sät und erntet, das zeigen vor allem die Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte, die unter ständiger Mitwirkung von J. Bolte, W. Creizenach, G. Ellinger, E. Elster, P. Goldscheider, W. Golther, C. Gurlitt, O. Harnack, O. v. Hase, A. Hauffen, K. Heinemann, A. Heusler, E. Jeep, G. Kawerau, K. Kehrbach, A. Koester, G. Liebe, R. M. Meyer, V. Michels, F. Muncker, E. Naumann, L. Pariser, O. Pniower, Al. Reifferscheid, H. Reimann, A. Sauer, Ad. Stern, V. Valentin, F. Vogt, M. v. Waldberg, O. F. Walzel, A. von Weilen, R. M. Werner, G. Winter, G. Witkowski, H. Wunderlich, mit besondrer Unterstützung von Erich Schmidt durch Julius Elias und (nachdem der ursprüngliche Mitbegründer Siegfried Szamatolski 1894 verstorben ist) Max Osborn herausgegeben werden und mit dem im Jahre 1895 erschienenen Bande bereits ihren vierten Jahrgang hinter sich haben. Es handelt sich dabei auch nicht um schmächtige Hefte, sondern um stattliche Großoktavbände, die durch eine geschickte Druckeinteilung und höchst gedrängten Satz eine gewaltige Inhaltsfülle in sich aufnehmen können und in den vier Jahrgängen auch wachsend aufgenommen haben. Die „Jahresberichte“ verzeichnen und besprechen die gesamte historische, biographische, ästhetische und kritische Litteratur, die zur neuern deutschen Litteraturgeschichte vom fünfzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart in irgend einer Weise in Beziehung steht, und dehnen ihre Umschau und Übersicht dabei insofern auch auf das Ausland aus, als die ange-

schwollene Summe auch der englischen, französischen und italienischen Studien, Abhandlungen und Aufsätze zur Geschichte und Erkenntnis der deutschen Litteratur berücksichtigt wird.

Da der Hauptinhalt umfassender Werke hier in gedrängter Inhaltsübersicht und möglichst knapper Charakteristik angegeben, ebenso aber auch die Quintessenz jedes litterargeschichtlichen, ein litterargeschichtliches Thema auch nur streifenden Aufsatzes verzeichnet werden soll und muß, so ergiebt sich erstens, bis zu welchem Überreichtum die meisten litterargeschichtlichen Studien bei uns gediehen sind, und sodann, welch eine Unzahl überflüssiger Wiederholungen, unwesentlicher und kleinlicher Erörterungen unter dem Deckmantel dieser Studien jahraus jahrein in die Welt geschickt werden. Den „Jahresberichten" gereicht die Sorgfalt, die Genauigkeit und sachliche Zuverlässigkeit, mit der sie bei der Sammlung, Gruppirung und Einordnung des ungeheuern Materials verfahren, zum höchsten und wohlverdienten Lobe, und wo sich in ihren Einzelbeiträgen mit der Gewissenhaftigkeit und Klarheit der Übersicht auch Einsicht und geschmackvolles Urteil verbinden, da erheben sich diese Berichte zu kritisch-wertvollen Arbeiten über Wesen, Stand und Richtung der litterargeschichtlichen Forschung und Darstellung.

Minder rühmlich als das Bemühen um genaue und vollständige Sammlung und Ordnung der ganzen einschlägigen Litteratur erscheint im Spiegel dieser Berichte ein großer Teil der behandelten Litteratur selbst. Alexandrinische, geist- und zusammenhangslose Materialanhäufung, höchst unerquickliche Mehrung toten Notizenkrams und wiederum so flache als unermüdliche Ausbreitung längst dumpfig gewordnen Heus scheint noch immer für zahlreiche Litterarhistoriker und der Litteraturgeschichte beflissene als wissenschaftliche Leistung zu gelten. Wenn die „Jahresberichte" hier etwas entschlossener zur kritischen Sichtung „verschreiten" könnten, würden sie sich ein ebenso großes, ja ein noch größeres Verdienst erwerben als durch ihre Vollständigkeit. Freilich mag es in vielen Fällen über die Kräfte auch des einsichtigsten und willigsten Berichterstatters hinausgehen, das jedesmalige Verhältnis einer einzelnen Arbeit zu ihren Vorgängern zu untersuchen, und nachzuweisen, wie oft es sich bei angeblich neuen Leistungen um leichtfertige oder gar, was schlimmer ist, um anmaßliche Wiederholung früherer, besserer Arbeiten handelt. Die „Jahresberichte" sollen zunächst nicht dem größern Publikum, sondern den Fachgenossen dienen, und diese werden ja in dem betreffenden Falle oft genug selbst sehen, daß das Prinzip der Vollständigkeit seine Schranken und seine Bedenken hat.

Um die Sichtung, die Sonderung des Wesentlichen vom Untergeordneten und Richtigen auch nur bis auf den Punkt führen zu können, den die „Jahresberichte" erreicht haben, ist die Vereinigung einer Reihe hervorragender älterer und jüngerer Kräfte nötig gewesen, und sie wird sich auch weiterhin um so mehr nötig machen, als nur eine kleinere Gruppe der Mitarbeiter über eine

gewisse Reihe von Jahren hinaus aushalten wird. Die Arbeit, so wichtig sie ist, kann nur in den seltensten Fällen den Wünschen des Einzelnen dauernd genügen, ihre Kontinuität wird hauptsächlich von der planvollen und überschauenden Redaktion abhängen, der ja außerdem die Verteilung des Stoffs obliegt, und die von Haus aus Hunderte von Zweifeln und kleinen Widersprüchen zu lösen und zu glätten hat, die sich aus der Teilung notwendigerweise ergeben müssen. Im allgemeinen hat man den Eindruck, daß es den Wert der „Jahresberichte" steigern und die Durchführung des Hauptgedankens erleichtern würde, wenn größere Gebiete in einer Hand vereinigt wären. Das Inhaltsverzeichnis des vierten Jahrgangs weist zunächst in dem allgemeinen Teil dreizehn Kapitel über Litteraturgeschichte 1892, 1893 (von Otto Harnack in Rom), Geschichte der deutschen Philologie (von Wolfgang Golther in Rostock), Schrift- und Buchwesen (von Oskar von Hase in Leipzig), Kulturgeschichte (von Georg Liebe in Magdeburg), Volkskunde (von Fr. Vogt in Breslau), Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens (von K. Kehrbach in Berlin), die Litteratur in der Schule (von Paul Goldscheider in Elberfeld), Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache (von H. Wunderlich in Heidelberg), Geschichte der Metrik (von Jakob Minor in Wien), Stoffgeschichte (von Joh. Bolte in Berlin), Kunstgeschichte (von Corn. Gurlitt in Dresden), Poetik und ihre Geschichte (von Rich. Maria Werner in Lemberg), Musikgeschichte (von Heinr. Reimann in Berlin) auf, und man ersieht schon hieraus, wie der ungeheure Stoff nach allen Seiten über alle Grenzen hinauszuschwellen droht. Die Darstellung und Aufzählung der litterarhistorischen Spezialthätigkeit geschieht dann zunächst in sieben Berichten mit der gemeinsamen Überschrift: Von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts und den Unterabteilungen Allgemeines (von M. Osborn in Berlin), Lyrik (von G. Ellinger in Berlin), Epos (von Adolf Hauffen in Prag), Drama (von Wilhelm Creizenach in Krakau), Didaktik (von E. Jeep in Berlin), Luther und die Reformation (von G. Kawerau in Breslau) und Humanisten und Neulateiner (von G. Ellinger in Berlin).

Nun ist es gar keine Frage, daß die hierin zu Tage tretende Tendenz zur Zersplitterung und ausschließlichen Behandlung vereinzelter Entwicklungen und Erscheinungen in dem litterargeschichtlichen Betrieb vorherrscht; ob es aber nicht ein Gewinn wäre, wenn dieser Neigung in den Berichten entgegengearbeitet statt nachgegeben würde, dürfte doch wohl zu erwägen sein. Wer die deutsche Litteratur des Reformationsjahrhunderts wirklich kennt und beherrscht, kann sich nicht auf „Epik" oder „Dramatik" beschränken, und da sich Dichtergestalten wie Hans Sachs, Jörg Wickram, Rollenhagen oder Bartholomäus Ringwalt unmöglich nach ihren epischen oder dramatischen Leistungen teilen lassen, so hat auch die Teilung der Gebiete ihr Bedenkliches und wird zu Gewaltsamkeiten oder Wiederholungen zwingen. Immerhin läßt sich aus

dieser Teilung ersehen, wie groß einerseits die Arbeit ist, wie gewissenhaft man andrerseits zu verfahren wünscht.

Der Anlage entsprechend baut sich der Abschnitt, der mit Recht die deutsche Litteratur vom Anfang des siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als eine vom gemeinsamen Geist des Akademismus und der Auslandnachahmung erfüllte Hauptabteilung und die ihr geltende litterargeschichtliche Untersuchung als eine besondre Aufgabe ansieht, wieder aus fünf kleinern Berichten auf über Allgemeines (von Alex Reifferscheid in Greifswald), Lyrik (von L. Pariser in München), Epos (von Alex Reifferscheid), Drama (von Joh. Bolte), Didaktik (von Viktor Michels). Noch größer wird die Zahl der Unterabteilungen in dem vierten Hauptabschnitt, der Zeit und Litteratur von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart behandelt. Hier finden wir das Allgemeine in vier Abschnitten: Litteraturgeschichte und die deutsche Litteratur und das Ausland (beide von Adolf Stern in Dresden), Politische Geschichte (von Georg Winter in Magdeburg) und Memoiren, Tagebücher und Briefe (von Franz Muncker in München) behandelt, den Bericht über Lyrik wieder von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zu den Freiheitskriegen und von den Freiheitskriegen bis zur Gegenwart (zwischen August Sauer in Prag und Julius Elias in Berlin geteilt), die Kapitel Epos (von Max von Waldberg in Heidelberg), Drama und Theatergeschichte (von Al. von Weilen in Wien), Didaktik (von R. M. Meyer in Berlin), Lessing (von Erich Schmidt in Berlin), Herder (von Ernst Naumann in Berlin), Schiller (von Albert Köster in Marburg), Romantik (von O. F. Walzel in Wien), das junge Deutschland (von E. Elster in Leipzig) zwar nur je einem Berichterstatter anvertraut, dafür aber das große Kapitel Goethe wieder in fünf kleinere Abteilungen zerlegt und an vier Berichterstatter verteilt. Über Allgemeines referirt Veit Valentin in Frankfurt am Main, über Goethes Leben K. Heinemann in Leipzig, über Goethes Lyrik, das heißt über die auf sie bezügliche Forschung und ästhetische Untersuchung O. Pniower in Berlin, über Epos und Drama G. Witkowski in Leipzig.

Die bloße Aufzählung dieses Inhalts reicht hin, erkennen zu lassen, zu welcher gewaltigen, stellenweise ganz niederschlagenden Breite das litterargeschichtliche Studium und die litterargeschichtliche Arbeit gediehen ist. Mit Hilfe der „Jahresberichte“ ist es fortan wenigstens möglich, den Umfang und gelegentlich auch den Wert dieser ganzen Arbeit, die zum Teil Ameisenarbeit ist, bei der Sandkorn zu Sandkorn geschleppt wird, zu überblicken und sich in jedem einzelnen Falle über das Abgeschlossene und das im Fluß Befindliche zu unterrichten. Für den Litterarhistoriker selbst, den Lehrer der Litteraturgeschichte, für litterarische Gesellschaften, die über Dilettantenleistungen und Dilettantenansprüche hinausgehen, für Bibliotheken usw. sind natürlich die Jahresberichte unentbehrlich; daß sie im allgemeinen mehr Nachschlager und Benutzer als

eigentliche Leser finden werden, liegt in der Natur der Sache. Wie weit der Litteraturfreund, der gebildete Mensch, den doch immer nur die Hauptzüge der litterarischen Entwicklung, die Charakterköpfe und die ganzen Gestalten der einzelnen Perioden anziehen und fesseln, aus diesen Nachweisen Belehrung oder gar Genuß schöpfen kann, lassen wir dahingestellt, es ist nicht der Zweck des Unternehmens, die Wünsche gerade dieser Litteraturfreunde zu befriedigen. Wohl aber ist zu hoffen, daß die unmittelbar beteiligten Kreise selbst durch eine Folge von Jahrgängen der „Jahresberichte" nicht nur äußerlich im Sinne des Nachweises und der Kenntnis des Vorhandnen gefördert werden, da die Ergebnisse, die man hier überblickt, wahrlich nicht dazu angethan sind, überall die Stimmung zu pflegen, „wie wirs so herrlich weit gebracht." Was zuletzt aus diesen Wagenladungen voll Spezialwissenschaft, dieser Übermasse von Schreib- und Druckarbeit werden soll, muß die Litteraturgeschichte, wie manche andre Wissenschaft unsrer Tage, Gott befehlen. Einstweilen werden die „Jahresberichte" nicht bloß Zufriedenheit, sondern hoffentlich auch die Erkenntnis wecken, wie gewaltige und klaffende Lücken all diese Betriebsamkeit und Einzelforschung dennoch zeigt, wie sehr es an dem großen Zuge zur Vereinfachung gebricht, welche Mängel der vermeinte Reichtum einschließt. Eine Rückwirkung auf die Forschung und die Darstellung selbst läßt sich ja nicht augenblicklich erwarten, kann aber mit der Zeit nicht ausbleiben. Die Verbreitung der „Jahresberichte" wird über eine gewisse Linie nicht hinausgehen können; ihre Benutzung ist durch ein sehr sorgfältiges Sach- und Personenregister, eine der vielen schlichten und rühmlichen Leistungen der Redaktion, erleichtert. Daß der Umfang der „Jahresberichte" im Verlauf der vier Jahrgänge beständig gewachsen ist, mag auf die Erweiterung und Abrundung des Stoffgebiets und zunächst nicht auf ein unmittelbares Anwachsen der litterargeschichtlichen Arbeit zurückzuführen sein, gleichwohl wird es auf die Länge schwerlich durchführbar sein, die Masse der litterarischen Notizen und kritischen Erörterungen in der Tagespresse in den Rahmen dieser Berichte hereinzuziehen. Natürlich finden sich gelegentlich selbst wichtige thatsächliche Mitteilungen in verlornen Artikeln von Zeitungen und Zeitschriften, und die kritische Einsicht und Schärfe eines Feuilletonkritikers reicht manchmal über die zünftiger Litterarhistoriker hinaus. Doch sind das Ausnahmen, denen sich wohl noch in andrer Weise gerecht werden läßt, als durch die Belastung der Übersichten mit dem Ballast minderwertigen und überflüssigen Materials. Die Ungleichheiten des Textes, die der Redaktion so große Schwierigkeiten bereiten, als der andauernde Wechsel unter den Mitarbeitern werden sich mit der Zeit überwinden lassen, wenn man einen glücklichen Ausweg aus der Sackgasse findet, in die hier die litterargeschichtliche Berichterstattung um der bibliographischen Vollständigkeit willen geraten ist. Alles in allem, sind die „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte" zur Zeit wohl als festbegründetes Unternehmen anzusehen, dem wir

nur gute Folge, ausdauernde Mitarbeiter und, was freilich für die Litteraturgeschichte wie für unsre Leser die Hauptsache ist, gutes Material, das heißt große und kleine, aber geistvolle und echte litterarhistorische Leistungen wünschen, die die Wissenschaft unmittelbar und also die Litteratur selbst mittelbar fördern.

Mein alter Nachbar

Von Martin Böttcher (in Hamburg)

(Schluß)

Nun kamen die Universitätsjahre mit ihrem Sturm und Drang. Ich war ein fleißiger Student und vernachlässigte nie mein Brotstudium; aber ich vergaß auch nicht die alte Wahrheit: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, vergaß nicht, daß man in der Welt und für die Welt lebt, daß man sie deshalb kennen lernen, daß man die Natur und den Menschen studiren muß. Mein Naturstudium war freilich nicht sehr umfassend. Es wurde bestimmt und begrenzt von einem unklaren Verlangen, einer ahnungsvollen Sehnsucht, und dieses Verlangen und diese Sehnsucht trieb mich hinaus auf einsame, dunkle Waldpfade; es trieb mich in der schweigenden Nacht hinunter an den Meeresstrand, wo ich mit Heine die brausenden Wogen und die strahlenden ewigen Sterne anflehte um die Lösung des Lebensrätsels. Zu einem Ergebnis führte es nicht, am allerwenigsten zu dem, das der Dichter nennt: daß nur Narren sich mit Sternen und Wellen beraten. Und den Umfang meines Menschenstudiums begrenzte ich gleich vom Anfang an noch mehr — der Gründlichkeit wegen. Aber vielleicht war gerade das die Ursache des günstigen Ergebnisses. Ich bediente mich hier mit schnellem und ausgezeichnetem Erfolge der analytischen Methode. Ohne beim „Generellen" zu verweilen, sonderte ich als der Betrachtung unwürdig von dem menschlichen Geschlecht sofort die Hälfte aus, der ich selber angehöre, und widmete meine ganze Aufmerksamkeit der bessern andern Hälfte. Aber auch hier verweilte ich nicht lange, sondern sonderte immer und immer wieder aus, bis mich die Methode endlich zum „Individuum" geführt hatte, und dieses Individuum hieß Alma H . . . und war der Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheit. Von diesem Studium und seinem Erfolge hätte mein alter Freund, der Weiberhasser, eine Ahnung haben sollen! Ja, und er hätte wissen sollen, daß gerade er es war, der es mir ermöglicht hatte, dem Gegenstande meiner Sehnsucht näherzutreten!

Obgleich er es immer mit einer merkwürdigen Scheu vermieden hatte, von seiner Jugend zu erzählen, so hatte er doch ein paarmal eine Freundschaft erwähnt, die ihn in seinen Studienjahren mit einem gewissen H . . . verbunden hatte, von dem er wußte, daß er jetzt an einer Universität eine Professur bekleidete, mit dem er aber seit einer langen Reihe von Jahren nicht in Berührung gekommen war. Nun hieß ihr Vater H . . ., er war Professor an der Universität * und konnte

mit meinem frühern Nachbar ungefähr gleichaltrig sein. Ein Irrtum war kaum möglich; der Professor mußte der oft erwähnte Jugendfreund sein!

Der Forschergeist rührte sich wieder mächtig in mir, mächtiger noch als in den Tagen der Kindheit, und er trieb mich wieder auf eine Entdeckungsreise, zu einem Unternehmen, von dem ich mir eine unschätzbare Ausbeute versprach. Denn hatte sich die Richtigkeit meiner Vermutung bestätigt, dann war mir vielleicht gleichzeitig in das Haus des Professors hinüber eine Brücke gelegt, und reichte sie erst so weit, dann ließ sie sich vielleicht verlängern — ins Herz der Tochter hinein. Mein Herz wagte freilich kaum, an ein so übermäßiges Glück zu glauben. Glücklicherweise konnte ich mich mit einem Gruße von dem alten Freunde rüsten. Er hatte mir zwar keinen Gruß aufgetragen; aber er hatte mir auch nicht untersagt, einen zu überbringen, und mein Gewissen ließ sich leicht beschwichtigen.

Das Unternehmen glückte über alle Erwartung. Die alte Freundschaft war nicht gerostet. Ich mußte erzählen und immer wieder erzählen und — erhielt eine freundliche Einladung, wiederzukommen, um weiter zu erzählen. Die Brücke nach dem Hause des Professors war also gebaut und wurde fleißig benutzt. Und sie wurde schnell verlängert, zunächst in den Raum seines Herzens hinein, wo das Wohlwollen wohnte, und — jetzt weiß ich es, damals ahnte ich es nur — in ihr Herz hinein, in den Raum, wo die Liebe wohnte. Wer war glücklicher als ich!

Daß ich in solcher Stimmung und unter solchen Umständen „Dichter" wurde, wird niemand wundern. Wenn ich, nachdem sich die Schleier der Nacht über Land und Stadt gesenkt hatten, ausging, um dem Liede der brausenden Wogen zu lauschen, um zu den funkelnden Sternen hinaufzublicken, da lag mir nichts ferner, als sie um die Lösung des Lebensrätsels anzuflehen, ich that es, um zu tiefglühenden Versen angefeuert zu werden. Und wenn ich dann nach einer solchen Wanderung wieder nach Hause kam, da sah Luna, wie mir Erato die Feder in die rechte und einen Fetzen Papier in die linke Hand drückte, mich ans Fensterbrett führte und mich dort durch Schriftzeichen verewigen hieß, was sie mir diktirte. Wie Luna wohl dabei gelacht haben mag! Doch das sah ich damals nicht. Ich sah nur sie, Alma, wie eine Eleonore von Este, und mich als ihren Tasso, ihren glückberauschten, zu Liedern gestimmten Tasso. Und ich verachtete aus tiefstem Herzensgrunde alle, die sich Dichter nennen, und all die zahmen, trocknen Reimereien, die sie für Verse ausgeben, nur Heine und Byron respektirte ich, und natürlich mich selbst.

Bald stand die Ferienzeit vor der Thür. Wenn mich aber nicht die Briefe aus der Heimat daran erinnert hätten, ich hätte es nicht gewußt. Vorher hatte ich die Tage bis zu ihrem Anfang gezählt, und ihre Zahl war mir so groß vorgekommen, denn die Sehnsucht nach der Heimat hatte sie verdoppelt. Nun zählte ich die Ferientage, die mich von ihr trennen sollten, schon jetzt, ehe sie gekommen waren, und deren Zahl schien mir fast unendlich.

Endlich war die Zeit gekommen, und die Vorbereitungen zur Reise mußten getroffen werden. Ich mußte reisen, und zwar zunächst nach einer der Ostseeinseln, wo ich für meinen Vater einen Auftrag zu besorgen hatte, dessen Erledigung mehrere Tage in Anspruch nahm. Der Bequemlichkeit wegen schickte ich meinen Koffer gleich nach der Heimat, nachdem ich ihn zuvor mit den nötigsten Dingen gepackt hatte und — mit meinen Gedichten, die ich als Waffen zu verwerten gedachte gegen meinen Widersacher in der Frauenfrage, der mich unzweifelhaft bei der ersten besten Gelegenheit angreifen würde. Daß sie imstande sein würden, eine überwältigende Wirkung auszuüben, zumal wenn sie als Stimmen kamen von einem

großen Unbekannten, unter dem er sich nach Belieben Byron oder Heine oder ein sonstiges Genie denken konnte, davon war ich überzeugt. Und ich wollte mich wohl hüten, meine Autorschaft zu bekennen. Aber die Sache hatte einen Haken. Zu Hause hatten sie nämlich einen Schlüssel zu dem Koffer. Wenn sie nun meine Herzensergüsse fanden zwischen den Strümpfen und Hemden! Und wenn ihm erlaubt wurde, in meine tiefsten Geheimnisse einen Blick zu thun! Es war das nicht unmöglich, denn er ging im Hause meiner Eltern täglich aus und ein und genoß ein unbegrenztes Vertrauen. Dann mußten sich die Waffen, die ich gegen ihn geschmiedet hatte, gegen mich selbst kehren, und der Kampf mußte furchtbar werden. Aber was half's? Er mußte durchgefochten werden! Ich mußte mich für diesen schlimmsten Fall mit andern und stärkern Waffen rüsten. Aber wo sollte ich sie finden? Wo, wo?

In meiner Not holte ich den Sirach hervor, dessen tadelnde Sprüche über böse Weiber mir einst zu dem Schluß verholfen hatten, daß es auch gute geben müsse. Sollte er nicht auch etwas gesagt haben zum Lobe des guten Weibes, etwas, das in meiner Hand zu einer wirksamen Waffe werden konnte? Ich suchte emsig, und endlich fand ich das: „Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, des lebt er noch einmal so lange. Ein häuslich Weib ist ihrem Manne eine Freude und macht ihm ein fein ruhig Leben. Ein tugendsam Weib ist eine edle Gabe und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Er sei reich oder arm, so ist es ihm ein Trost und macht ihn allezeit fröhlich. Ein wohlgezogen Weib ist nicht zu bezahlen. Es ist nichts Lieberes und Köstlicheres auf Erden, denn ein treues Weib. Wie die Sonne, wenn sie aufgegangen, an dem hohen Himmel des Herrn eine Zierde ist, also ist ein tugendsam Weib eine Zierde in ihrem Hause. Ein schön Weib, das fromm bleibt, ist wie die helle Lampe auf dem heiligen Leuchter.“ Nun war ich zum Kampfe gerüstet!

Endlich saß ich daheim bei den Eltern und bei meinem väterlichen Freunde, der sich gleich nach meiner Ankunft eingefunden hatte. Es wäre natürlich und in der Ordnung gewesen, wenn meine Eltern einige Freude über das Wiedersehen zur Schau getragen hätten; daß aber der Vater dasaß mit zusammengezognen Brauen, die Mutter mit einem fortwährenden wehmütigen Lächeln, das war weder natürlich noch in der Ordnung, und es gab mir zu denken. Wahrscheinlich hatten sie mein Geheimnis entdeckt! Nun, das schadete ja nichts, wenn nur er, der Fürchterliche, nichts davon wußte. Wäre das der Fall gewesen, so würde er sich wie ein Rasender geberdet haben; er befand sich aber in so rosiger Laune, daß der bloße Anblick seines Gesichts wie eine Wohlthat wirkte.

Und wie er sich verändert hatte! Er hatte sich körperlich und geistig aufgerichtet; sein Blick war so frei und unbefangen geworden, und seine Rede floß, selbst wenn sie an meine Mutter oder an Sophie gerichtet war, so leicht und ungezwungen, daß ich ihn kaum wiederkannte. Von all seinen frühern Sonderbarkeiten schien keine Spur mehr da zu sein. Erst als die Zeit kam, wo er nach seiner Gewohnheit fortzugehen pflegte, um sich nach seinem Angelplatze zu begeben, zeigte sich, daß er doch nicht ganz das Originelle verloren hatte, das ich bis jetzt als zu seiner Natur gehörig betrachtet hatte. Er erhob sich, gerade als die gedrückte Stimmung zu weichen und ein etwas lebhafteres Gespräch sich zu entwickeln begann, und das „Komm mit!“, das er an mich richtete, war ganz das alte lakonische und kategorische, das keinen Einwand duldete. An einen Einwand dachte ich auch nicht; denn — um die Wahrheit zu gestehen — ich konnte mich nicht ganz freisprechen von einer gewissen Furcht vor einer Unterredung unter vier Augen

mit den Eltern und freute mich über den Aufschub. Ich wollte die Zeit benutzen, um mich innerlich zu sammeln. Vielleicht stand mir ein Kampf mit ihnen bevor, und sie waren vorbereitet. Ich war es nicht. Da war es schon der Übung wegen gut, wenn ich vorher meine Kräfte erprobte im Kampfe mit einem andern Gegner. Und wer wäre ein würdigerer Gegner, ein besserer Prüfstein der Kräfte gewesen als der alte Weiberfeind!

Auf dem Wege nach dem Angelplatze versäumte ich daher keine Gelegenheit zu einer Herausforderung; doch betrug ich mich vollständig ritterlich. Die Herausforderung eines Ritters bestand ja darin, daß er den Schild oder den Panzer des Gegners mit der Spitze seiner Lanze berührte. Ich berührte den Weiberhaß, der die Rüstung meines Gegners bildete, mit leichten Anspielungen und ausgesucht verbindlichen Grüßen an alle bekannten jungen Damen, die uns begegneten. Aber alles vergebens! Er schien es kaum zu bemerken, und es kam keine einzige Sentenz, keine einzige moralisirende Erzählung. Aber vielleicht sollte ich überrumpelt werden mit einem unvermuteten, gewaltigen, zermalmenden Angriff, zu dem in aller Stille Vorbereitungen getroffen wurden! Ein eigentümlich gedankenvoller Ausdruck, eigentümliche Zuckungen in den Gesichtsmuskeln meines Gegners schienen meine Vermutungen zu bestätigen. Doch ich war auf dem Posten; ich hatte den Sirach im Kopfe und auf der Zunge; ich war bereit. Sirach, stehe mir bei! dachte ich, als wir an den Bestimmungsort gelangt waren und der sonst so leidenschaftliche Angler statt die Angel ins Wasser zu werfen sich selbst auf den Rasen hinstreckte und mich mit einer Handbewegung aufforderte, seinem Beispiel zu folgen. Nun, Sirach, stehe mir bei. Jetzt fängt er an!

Und er fing an: Hüte dich —

Vor dem Weibe, ergänzte ich schnell. Denn es hat mehr Launen als Locken; sein Kleid hat viele Falten, aber sein Kopf ist einfältig; lieber bei Löwen und Drachen wohnen. Sehen Sie, ich weiß, was Sie sagen wollen! Die schönen Geschichten, die Sie an Ihre Sentenzen zu knüpfen pflegen, und die Sie mir gewiß auch heute zugedacht haben, brauchen Sie auch nicht länger an mir zu verschwenden; ich weiß sie alle auswendig.

Wenn ein Kampf nicht mehr zu vermeiden ist, dann ist es immer besser, der Angreifer zu sein als der Angegriffne.

Nein, hüte dich vor dir selber, junger Brausekopf, fuhr er in seiner ruhigen Weise fort, als ich ihn endlich zu Worte kommen ließ. Hüte dich vor dir selber! wollte ich sagen. Und lerne, in dein siedendes Blut kaltes Wasser gießen, wenn es überwallen will. Hätte ich das verstanden, als ich in deinem Alter war, mein Leben hätte sich dann anders gestaltet, anders und glücklicher; ich wäre dann nicht ein altes freud- und freundloses, menschenfeindliches Original geworden. Mit Sentenzen will ich dich heute verschonen; aber eine Geschichte habe ich dir freilich zugedacht, eine Geschichte von mir selbst, von dem Unglück und dem Ursprung dieses Unglücks. Verzichtest du darauf?

Daß das Gespräch eine solche Wendung nehmen würde, hatte ich nicht ahnen können. Nein, antwortete ich, indem ich meinen Vorwitz bereute. Ich bitte darum als um eine Gunst und ein Unterpfand, daß Sie mir Ihr Wohlwollen nicht entziehen, obwohl ich es eigentlich verscherzt habe.

Mein Wohlwollen entziehe ich dir nicht, mein Sohn, und du bedarfst keines Unterpfands, begann er nach einer kleinen Pause. Daher ist es auch nicht notwendig, daß ich dir eine lange Geschichte erzähle. Du bekommst nur ein paar Züge zu hören, aus denen du dir, wenn du willst, die Moral selbst gestalten

kannst. So höre denn! Es war einmal ein junger Mann, der einen Schatz hatte, der ihm mehr wert war als das Augenlicht, als alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Er hatte ihn teuer bezahlt: mit sich selbst, mit seinem eignen Herzen. Da kam der Versucher und sprach: Dein Schatz ist unecht; prüfe selbst und urteile! Und der junge Mann lieh sein Ohr der Stimme des Versuchers und überhob sich wie die ersten Menschen vor ihrem Falle und meinte, zwischen Gutem und Bösem unterscheiden zu können. Er prüfte und urteilte und — warf das lautere Gold weg wie Flitter. Aber sein eignes Herz, das er für das weggegeben hatte, was er jetzt verschmähte, bekam er nicht zurück; das war mit fortgeworfen. Da fühlte er seine Armut und wurde bitter gegen Gott und Menschen, und die Bitterkeit nahm unablässig zu, und zuletzt wollte sie ihn ganz vergiften. Er floh vor ihr nach fernen, fremden Ländern, aber sie folgte ihm, wohin er kam; er versuchte sich vor ihr zu verbergen in einem einsamen alten Hause einer fremden Stadt; aber sie fand ihn auch da. Und sie hätte ihn getötet, wenn sich nicht Gott seiner erbarmt hätte. Aber Gott erbarmte sich sein und sandte ihm einigen Trost durch ein Kind, das er in sein stilles, totes Haus führte. Als aber das Kind zum Jüngling geworden war und in die Welt hinauszog, da fühlte der schwer geprüfte einsame Mann, daß die Bitterkeit wieder zunahm, und er fürchtete, daß sie ihm zuletzt über den Kopf wachsen würde. Denn er sah nicht, daß es Gottes Finger war, der dem jungen Manne den Weg wies, und der sah auch nicht Gottes Finger. Gleichwohl mußte er der Richtung folgen, die er ihm zeigte, bis er an den Ort gekommen war, wohin er kommen sollte, an den Ort, wo der weggeworfne Schatz des alten Freundes einen Platz gefunden hatte.

Ich bin mit Rührung Ihrer Erzählung gefolgt, warf ich ein, aber was Sie da zuletzt sagten —

Ist dir nicht ganz klar, ergänzte er. Nur Geduld! Das volle Verständnis wird gleich kommen. Der junge Mann — seine Stimme zitterte ein wenig —, der junge Mann war also an den Ort gekommen, wo der verschmähte Schatz aufgehoben worden war. Und nun glaubte er, nur für sich selbst zu handeln. Aber er wirkte zugleich im Dienste eines Höhern und wurde ein Werkzeug in der Hand des großen Lenkers der menschlichen Schicksale, indem er, ohne es zu ahnen, den Finder des Schatzes auf die Spur des ersten Besitzers leitete. Und nun erfuhr dieser, wie ungeheuer er sich geirrt und was er weggeworfen hatte; er hörte und erkannte, daß er nicht betrogen worden war, sondern daß er sich in blindem Eifer selbst betrogen hatte, und er weinte Thränen der Reue, die spülten die alte Bitterkeit gegen Gott und Menschen fort. Aber er erfuhr auch, daß aus Bösem Gutes gekommen, daß der Schatz, den er weggeworfen hatte, nicht in den Staub getreten worden war, sondern einen Platz erhalten hatte, der seiner würdig war, daß die edle, verkannte Frau bis zu ihrem Tode glücklich gelebt hatte an der Seite des Mannes, den er — der Verblendete — in seiner Jugend als seinen besten Freund geschätzt hatte. Und er weinte wieder, lange, lange! Aber die Thränen linderten seinen Schmerz und spülten nach und nach die neue Bitterkeit, die er in der letzten Stunde gegen sich selber heraufbeschworen hatte, hinweg aus seinem Herzen, und er war versöhnt mit Gott und den Menschen und mit sich selbst.

Der Alte war fertig und schwieg und sann. Jetzt erkannte ich die Ursache seines frühern Weiberhasses und seiner Menschenfeindschaft überhaupt und ahnte, daß diese ein Ausdruck des Unfriedens in seinem Herzen gewesen war, unter dem er gelitten, und des Hasses, den er auch gegen sich selbst gehegt hatte. Ich kannte ihn ja als eine der tief angelegten, weichen Naturen, die ein ganzes Leben hin-

durch an den Folgen eines Eindrucks zu tragen haben, der sich in oberflächlichen, beweglichen Gemütern oft innerhalb weniger Tage verwischt. Jetzt war es mir auch klar geworden, woher sich die lebhafte Teilnahme und Aufmerksamkeit schrieb, die der Professor meinen Berichten über seinen alten Jugendfreund schenkte; er, der Professor, war ja sein Erbe geworden! Und nun erkannte auch ich „den Finger Gottes.“

Das Bewußtsein, ein Werkzeug in der Hand eines Höhern gewesen zu sein, etwas gutes ausgeführt zu haben, erfüllte mich mit einem gewissen Selbstgefühl. Aber dieses Selbstgefühl wich schnell, um einer Empfindung ganz entgegengesetzter Art Platz zu machen, als ich aus meinen angenehmen Betrachtungen und Selbstbespiegelungen durch die unerwartete Frage aufgerüttelt wurde: Aber was in aller Welt gab dir Veranlassung, das Haus des Professors aufzusuchen? Denn der Gruß, den du von mir überbrachtest, und mit dem ich dich gar nicht beauftragt hatte, war doch nur ein Vorwand.

Ich mußte beichten, und das war es bloß, wozu mich mein väterlicher Freund bewegen wollte; denn was ich ihm zu erzählen hatte, war ihm nichts neues mehr.

Endlich erhoben wir uns und gingen nach Hause — langsam, beide schweigend; wir hatten ja so viel zu denken. Er war es, der zuerst wieder versuchte, ein Gespräch anzuknüpfen. Du reitest ja schon den Pegasus, sagte er, und dabei glitt ein eigentümliches Lächeln über sein Antlitz.

Ich fühlte, daß ich errötete. Also hatte auch er die Geheimnisse meines Koffers erforscht.

Laß das lieber sein! fuhr er fort. Denn der Pegasus ist ein edles Roß, und wenn man keine Figur hat, die seiner würdig ist, oder keinen Arm, ihn gehörig zu tummeln, so setzt man sich der Gefahr aus, lächerlich zu werden, wenn man sich auf seinem beflügelten Rücken zeigt. Mach lieber einen Versuch mit einer „moralisirenden“ Erzählung. Mit Mustern habe ich dich ja früher reichlich versehen, und den Stoff habe ich dir jetzt auch gegeben. Erzähle meine Geschichte — Jünglingen und Jungfrauen zur heilsamen Warnung!

Ich habe es gethan. — — —

Was hast du gethan?

Diese unerwartete Frage wurde an mich gerichtet, als ich eben die Feder eintauchen wollte, um einen passenden Schluß niederzuschreiben. Sie kam von Alma. Sie hatte sich tückischerweise unbemerkt von hinten an mich herangeschlichen und mir über die Schulter gesehen.

Was hast du gethan? wiederholte sie, ohne sich um mein allerdings nicht sehr ernst gemeintes Schelten zu kümmern, mein Schelten darüber, daß sie durch ihr Dazwischenkommen den Gedanken verscheucht hatte, mit dem ich das Werk hatte „krönen“ wollen. Was hast du gethan?

Quälgeist! — Statt mit Worten zu antworten, zog ich sie auf mein Knie und ließ sie das Manuskript durchblättern. Denn sie ist mein Zensor.

Als sie fertig war, tauchte ich die Feder wieder ein und sagte, ich wollte bloß noch den Satz hinzufügen, den sie in die Flucht gejagt hätte, den ich aber wieder einzufangen hoffte. Dann stünde ich ihr augenblicklich zur Verfügung.

Aber ich suchte und suchte und konnte ihn nicht wieder finden.

Vielleicht war es etwas davon, wie der große Lenker der Schicksale endlich unsre Wege zusammenführte, sagte sie; denn das hast du ja gar nicht erzählt, obgleich es doch die Hauptsache ist.

Nein, antwortete ich, es war etwas andres. Aber du hast Recht, das, was du eben erwähnt hast, ist das Beste von allem, ich hätte es nicht auslassen sollen, obgleich ich ja nicht unsre Geschichte erzähle.

Nun ist ja auch das noch hinzugefügt, freilich nur als zufälliger Nachtrag.

Alma ist eben hinausgegangen. Sie konnte mir ja nicht dabei helfen, und mich öfter stören wollte sie nicht.

Nun suche und suche ich immer wieder, aber ich komme nicht auf den Satz.

Doch da fällt mir ein, daß ich gar keine Anwendung gefunden habe für die schönen Worte des Sirach, die Worte zum Lobe des tugendsamen Weibes, die ich einst als Waffe im Kampfe zu verwerten gedachte. Sie sind nicht verwertet worden, denn der Kampf wurde nicht gekämpft. Aber sie können noch angewandt werden, und der Leser weiß wohl, wen ich meine, wenn ich mit dem alten Weisen sage: Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! Wie die Sonne, wenn sie aufgegangen, an dem hohen Himmel des Herrn eine Zierde ist, also ist ein tugendsam Weib eine Zierde in ihrem Hause. Ein schön Weib, das fromm bleibt, ist wie die helle Lampe auf dem heiligen Leuchter!

Laß ihn nur laufen, den entflohnen Gedanken, sagte Alma, als sie mir wieder über die Schulter ins Manuskript blickte, wie die helle Lampe auf dem heiligen Leuchter ist er sicher nicht gewesen; denn dann hätte er sich nicht so beharrlich verbergen können.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unmöglichkeit einer parlamentarischen Regierung in Deutschland. Über die Aufgaben und Rechte des Monarchen oder — es ist eben eine verwickelte Geschichte — der Monarchen im deutschen Reiche mag man im übrigen denken, wie man will, aber eins ist klar, daß das Recht des deutschen Kaisers und Königs von Preußen, die Minister einschließlich des Reichskanzlers ohne Mitwirkung der Volksvertretung zu ernennen (daß es auch ohne Rücksicht auf die Volksvertretung geschehen müsse, ist damit nicht gesagt), nicht entbehrt werden kann. Bei der letzten Beratung des preußischen Abgeordnetenhauses über die Assessorenernennung hatte der Graf Limburg-Stirum die Abwesenheit des Reichskanzlers gerügt und von ihm gesagt, er betrachte seine Stellung eines preußischen Ministerpräsidenten als ein Nebenamt. In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 13. Juni wies Fürst Hohenlohe diese Beschuldigung zurück. Der Graf aber verschärfte in seiner Erwiderung die erhobnen Beschuldigungen mit den Sätzen: „Wir haben den Eindruck, daß besonders in finanziellen Fragen die preußischen Ressorts, die preußischen Interessen auf die Reichssachen nicht den Einfluß haben, den sie haben müssen.... Darüber ist kein Zweifel, wenn ein Zustand sich herausbilden sollte, daß — was augenblicklich noch nicht vollendet ist, wozu aber Anfänge sich zeigen — die preußischen Interessen im Reich nicht mehr den Einfluß haben, der ihnen durch die Verfassung und durch die Stellung Preußens gebührt, daß dann überhaupt eine Gefährdung der Reichsinstitution eintritt." Wenn ein rabiater Sozialdemokrat, Antisemit oder Bauernbündler sich dazu hinreißen ließe, im offnen Reichstage oder Landtage den Ministern grobe Schimpfwörter an den Kopf zu werfen, so hätte

das natürlich gar nichts zu bedeuten. Wenn aber der Führer der Partei, die dem preußischen Throne am nächsten steht, und deren Fraktionen in den beiden Volksvertretungen mit dem Zentrum in der Stärke wetteifern, wenn dieser Führer in durchaus höflichen aber wohlüberlegten Worten, die sich durch das „wir" als Kundgebung der ganzen Partei charakterisiren, den Ministern sagt, daß sie ihre Pflichten gegen Preußen vernachlässigten und den Bestand des Reichs gefährdeten, so muß der Reichskanzler, wenn wir die parlamentarische Regierungsform haben, sofort die Vertrauensfrage stellen und darf, falls das Votum gegen ihn ausfällt, samt seinen Ministern nicht eine Stunde mehr mit dem Entlassungsgesuche zögern. Wäre das nun der Fall, dann würde die Ministerkrisis noch viel langwieriger ausfallen, als diese Krisen in Frankreich zu sein pflegen, ja es wäre, bei der großen Mannichfaltigkeit sich kreuzender Interessen und Richtungen, gar nicht abzusehen, wie ein der Reichstags- und Landtagsmehrheit entsprechendes Ministerium zustande kommen könnte, sintemal wir keine feste Landtagsmehrheit und noch weniger eine ständige Reichstagsmehrheit haben.

Welche wundersame Gruppirungen haben wir nicht in diesen letzten Wochen erlebt! Auf eine zuverlässige Mehrheit könnte die Regierung nur für solche Vorlagen rechnen, die auf polizeiliche Beschränkungen der Gewerbe- und Handelsfreiheit abzielen, und auf diesem Gebiete waltet nun gerade der fatale Umstand ob, daß Minister ganz nach dem Herzen dieser Mehrheit, man müßte sie denn aus den Reihen der Zunftmeister oder der Kapläne wählen, gar nicht zu finden sein würden; denn die Herren vom grünen Tisch haben doch meist eine etwas tiefere Einsicht in die verwickelten wirtschaftlichen Zustände unsrer Zeit und eine genauere Kenntnis der Erfahrungen der Vergangenheit als Herr Jakobskötter oder der Herr Schornsteinfegermeister Metzner. Auf allen übrigen Gebieten ist es unsicher, ob eine Mehrheit zu erzielen wäre, und auf jedem sieht die Mehrheit, die etwa zustande kommt, anders aus. Geradezu überraschend wirkte die Abstimmung des preußischen Abgeordnetenhauses über den Antrag der Konservativen, die preußische Regierung solle beim Bundesrat darauf hinwirken, daß seine Bäckereiverordnung nicht in Kraft trete; der Antrag wurde von einer aus den Kartellparteien bestehenden Mehrheit angenommen. Eigentlich war nicht erst die Abstimmung, sondern schon die Stellung des Antrags das überraschende. Daß die Nationalliberalen Arbeiterschutzverordnungen nicht lieben, kann weiter nicht in Verwunderung setzen, denn sie sind von Haus aus Manchesterleute. Damit wollen wir keinen Tadel ausgesprochen haben, denn wir lieben ebenfalls die Freiheit im gewerblichen und Erwerbsleben, nur daß wir gewisse Grenzen anerkennen, über die hinaus die Freiheit nicht gehen darf, und als Grenzüberschreitung sehen wir es an, wenn die Betriebsweise eines Gewerbes, das ein paar hunderttausend Gesellen und Lehrlinge beschäftigt, gesundheitsschädlich wirkt; muß doch dagegen in einem Staate mit allgemeiner Dienstpflicht schon der Kriegsminister Protest erheben. Verblüffend aber wirkt es, daß gerade die Konservativen, die heute grundsätzliche Gegner des Manchestertums sind, einen solchen Antrag stellen; doppelt verblüffend, wenn man bedenkt, daß der Bund der Landwirte, der mit der konservativen Partei beinahe zusammenfällt, die Bäcker jahrelang als schädliche Schmarotzer, unnütze Zwischenhändler, brotverteuernde Wucherer gebrandmarkt hat; dreifach verblüffend, weil die konservative Partei die Partei der Autorität und des monarchischen Prinzips ist, die Autorität der königlichen Regierung aber, wie übrigens auch die Kreuzzeitung hervorhebt, aufs empfindlichste geschädigt werden würde, wenn diese Regierung die Zurücknahme einer Maßregel, die sie selbst beim Bundesrate beantragt hat,

vierzehn Tage vor dem Termin fordern wollte, wo sie in Kraft treten soll. Die Berliner Politischen Nachrichten, die bei dieser Gelegenheit von parlamentarischen Anwandlungen befallen werden, scheinen freilich eine solche Zumutung nicht übertrieben zu finden; sie schließen einen Artikel über die Angelegenheit mit dem Satze: „Im übrigen bewendet es natürlich bei der Verordnung; aber es ist auch klar, daß die Staatsregierung sich in diesem Punkte nicht in Übereinstimmung mit der Landesvertretung, insbesondre nicht mit den Parteien befindet, deren Unterstützung sie sonst hat.“ Aber wie soll die Regierung ahnen können, daß sich die Rittergutsbesitzer auf einmal für die Bäckermeister ins Zeug legen werden? Zumal da diese Bäckermeister selbst die Verordnung, die ein Zentrumsabgeordneter als ganz harmlos charakterisirte, sehr gelassen hinnehmen?

Übrigens ist das „deren Unterstützung sie sonst hat“ viel zu allgemein und zu apodiktisch gehalten. In Steuerfragen z. B. hat es schon so manchen Krach gesetzt zwischen der Regierung und bald der einen, bald der andern der Kartellparteien, nicht weniger in Kirchen- und Schulfragen. Der drei Parteien sicher ist die Regierung nur bei Militärvorlagen und bei solchen Gesetzentwürfen, die eine Beschränkung der bürgerlichen, der politischen Freiheiten enthalten. Die Parteien gruppiren sich anders, je nachdem es sich um die politische oder um die Gewerbefreiheit handelt. Das Zentrum stimmt immer für Einschränkungen der gewerblichen, aber niemals für Verkürzung der politischen Freiheiten; die Nationalliberalen sind gewöhnlich für das zweite zu haben — nicht immer, wie ihre Haltung gegenüber dem Assessorenparagraphen beweist —, für zünftlerische Bestrebungen aber waren sie bis vor kurzem nicht zu haben. So wurde am 13. vom Reichstage gegen die drei Kartellparteien der Antrag Auer angenommen, daß in den Reichslanden das Reichspreßgesetz eingeführt und dadurch der dortige Ausnahmezustand beseitigt werden solle. Beim Antrag Bassermann, der das unhaltbare Vereinsrecht wenigstens in einem Punkte notdürftig regeln will, indem durch Reichsgesetz verfügt werden soll, daß inländische Vereine mit einander in Verbindung treten dürfen, traten die Nationalliberalen wieder einmal auf die Seite der Freiheit, und nur die beiden konservativen Parteien blieben hartnäckig, obwohl doch auch ihnen der Staatsanwalt droht. Wie weit sie damit den Absichten der preußischen Regierung entsprachen, war aus der Erklärung des Staatssekretärs von Bötticher nicht deutlich zu erkennen; er versicherte, „daß das Bedürfnis einer Reform des Vereinsgesetzes bezüglich des Verkehrs der Vereine unter einander von der Mehrzahl der Regierungen anerkannt“ werde, gab auch zu, daß die Sache vom Reiche gemacht werden könne, meinte aber, man dürfe es den Regierungen nicht verargen, wenn sie das Vereinsrecht lieber partikularrechtlich regeln wollten. Überhaupt haben die letzten Wochen den Staatsrechtslehrern, die darüber streiten, ob das deutsche Reich ein Staatenbund oder ein Bundesstaat sei, viel neuen Stoff geliefert. Daß sich die Parteien in der Jesuitendebatte wieder wie immer gruppiren würden, wußte jedermann im voraus; auch in Zukunft wird die Gruppirung immer dieselbe bleiben, so oft der Jesuitenantrag wiederkehrt. Oft wird das wohl nicht mehr geschehen. Schon droht der § 2 abzubröckeln, und nach etlichen Jahren wird ihm wohl § 1 nachsinken. Finden doch schon manche sonst kulturkämpferische Blätter, daß zwar um keinen Preis polnische Jesuiten zugelassen werden dürften, daß aber deutsche Jesuiten für das Germanisationswerk in den polnischen Landesteilen recht gut zu gebrauchen wären. Geschicktere Germanisatoren würden sie jedenfalls sein als manche andre Leute, das haben sie in Böhmen bewiesen, wo sie das Volk soweit gebracht haben, daß es seine tschechische Nationalität schon beinahe vergessen hatte, als diese

von Joseph II. und den Staatsweisen unsers Jahrhunderts wieder aufgerüttelt wurde. Nur freilich sind in unsern nationalen Kreisen Leute, die es verstehen, die Nationalität in Vergessenheit zu bringen, im allgemeinen nicht beliebt. Jedenfalls aber sieht das Zentrum dem drohenden Erfolge seiner Bemühungen mit Furcht und Zittern entgegen, denn womit soll es seine Mannen zusammenhalten, wenn das letzte Restchen Kulturkampf begraben und vergessen ist?

Ein Gebiet, auf dem sich die Regierung mit ihrer angeblich festesten Stütze schlechterdings nicht verständigen kann, ist das der Währungs- und Bankfragen. Zwar die Silberfrage hat nur noch akademischen Wert, oder vielmehr nicht akademischen, sondern Agitationswert, den sie aber verlieren muß, wenn die Leute sehen, daß nichts dabei herauskommt; man begreift nicht, wie ernsthafte Männer den lächerlichen Antrag einbringen konnten, für die zu wünschenden Währungsverhandlungen „die Initiative Englands abzuwarten,“ was doch, wie alle Welt weiß, von selbst geschieht. Die Herren wollten wohl bloß den Bauern und Handwerkern zeigen, daß sie, im Gegensatz zu einer nachlässigen Regierung, nicht aufhörten, ans Volkswohl zu denken; doch hätten sie es trotz ihres Thatendranges vielleicht vorgezogen, zu schweigen, wenn sie am 13. schon gewußt hätten, daß die republikanische Konvention der Vereinigten Staaten das goldfreundliche Programm ihres Resolutionsausschusses mit großer Mehrheit annehmen würde. Dagegen war der Antrag Arnim wegen Lombardirung der Pfandbriefe sehr ernsthaft gemeint; und hier nun hatte der Reichsbankpräsident Koch, obwohl er die ihm bekannt gemachten Intentionen des Reichskanzlers vertrat, die Konservativen und Freikonservativen, auch einen Teil des Zentrums gegen sich, und wurde in der Debatte nur von dem Freisinnigen Barth unterstützt. — Man sieht: Parlamentsherrschaft nach englischem Muster wäre bei uns ein Ding der Unmöglichkeit.

Die amtliche Arbeitlosenstatistik. Die Statistik des hamburgischen Staates hat sich das Verdienst erworben, zuerst mit dem Ergebnis des mit der Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni und der Volkszählung vom 2. Dezember 1895 verbundnen Versuchs einer Zählung der Arbeitlosen vor die Öffentlichkeit zu treten. Das Ergebnis ist ein voller Mißerfolg, die Veröffentlichung eine vernichtende Kritik dieses statistischen Unternehmens geworden. Die maßgebenden Statistiker von Beruf in Deutschland sind freilich ebenso wie der Bundesrat, der die Arbeitlosenzählung angeordnet hat, nur insoweit schuld an diesem Fiasko, als sie nicht Entschiedenheit genug gehabt haben, sich der immer mehr um sich greifenden unklaren, unsachgemäßen, jeder juristischen und polizeilichen — man verzeihe diese Ketzerei am Ende des Jahrhunderts — Erfahrung ermangelnden Behandlung zu widersetzen, die die Schar der sozialpolitischen „Amateurs“ und leider auch viele wohlbestallte Fachleute der Arbeitlosenfrage angedeihen lassen. Möchten die hamburgischen Zählungsergebnisse und die damit verbundne Kritik in dieser Beziehung eine klärende Wirkung ausüben und die weiter zu erwartenden Landesstatistiken und zuguterletzt auch die Reichsstatistik mit aller Offenheit und Entschiedenheit ihr zu Hilfe kommen! Zählen soll man nur, was sich zählen läßt. Vergißt man das, so werden die Zahlen zum Zerrbild, zur Unwahrheit, doppelt verhängnisvoll und tadelnswert, weil sie das Ansehen größter Zuverlässigkeit beanspruchen und genießen.

Der Bearbeiter der hamburgischen Statistik faßt seine Kritik in folgende hinreichend deutliche Sätze zusammen: „Wenn auch versucht worden ist, die dieser neuartigen Erhebung anhaftenden zahlreichen Mängel und Lücken mit Aufwand von viel Arbeit und Mühe zu vermindern, so ist sich der Bearbeiter dieser Statistik

doch vollkommen bewußt, daß sie noch vielfache offenkundige Mängel und noch mehr unbekannte Fehler enthält. Ob sich mit der in beiden Fällen angewandten Erhebungsmethode (Verbindung der Arbeitlosenzählung mit allgemeinen Zählungen) überhaupt eine zuverlässige Arbeitlosenstatistik gewinnen läßt, dürfte im voraus schon zweifelhaft erscheinen und ist durch die Erfahrung jedenfalls nicht bejaht worden. Zur Erlangung der Adressen der vermeintlichen Arbeitlosen ist dieses Verfahren gewiß sehr geeignet, alles übrige aber, in erster Linie also die Frage, ob überhaupt Arbeitlosigkeit vorliegt, kann nur durch eingehende und zwar direkte Befragung der Arbeitlosen, also durch Enquete erreicht werden. Die an deren Stelle vorgenommnen Rückfragen*) durch die Zähler können nur als ein Notbehelf bezeichnet werden, nie aber als ein Ersatz für eine von einer Behörde ausgeführte Untersuchung gelten." Die hamburgischen Statistiker haben sich in der That alle mögliche Mühe gegeben, wenigstens die gröbsten Fehler auszumerzen. Am 2. Dezember 1895 hatten sich 21466 Personen schlankweg als arbeitlos in die Haushaltungslisten eingetragen. Wo aus irgend welchen sonstigen Merkmalen und Eintragungen geschlossen wurde, daß eine Frage wünschenswert sein könnte und diese Frage dann ausgeführt wurde, ergab sich sehr häufig, daß z. B. erwerbsthätige Personen sich deswegen als arbeitlos angegeben hatten, „weil sie nicht in ihrem gelernten Berufe hatten Stellung finden können," oder weil sie in ihrer derzeitigen Stellung „keinen genügenden Lohn erhielten." Beim Ausmerzungsversuch ist man in der Hauptsache nach folgenden Grundsätzen verfahren: „Als Arbeitlose waren nicht zu zählen die Personen, die nicht regelmäßig Arbeiter sind, z. B. Haustöchter, die ab und zu zur Aushilfe thätig sind, desgleichen Kinder im schulpflichtigen Alter. Ebenso wenig konnten die Personen hier Berücksichtigung finden, die aus irgend welchem Grunde freiwillig ihre Stellung aufgegeben hatten, z. B. um sich auf einen andern Beruf vorzubereiten oder um demnächst zu heiraten. Endlich mußten ungezählt bleiben die, die nicht arbeiten wollen, sowie die, die nicht mehr arbeiten können; zu den erstern, den Arbeitscheuen, wurden alle die gerechnet, die eine Dauer der Arbeitlosigkeit von mehr als einem Jahr eingetragen hatten, ohne daß ein Grund dafür angegeben war." Ganz besondre Mühe hat man sich ferner gegeben, durch Fragen den „Grund der Arbeitlosigkeit" so genau als möglich in jedem einzelnen Falle festzustellen, doch ist das Ergebnis aus den Angaben — sehr mild ausgedrückt — „kein befriedigendes" gewesen. Für 633 männliche und 81 weibliche Arbeitlose konnte der Grund der Arbeitlosigkeit überhaupt nicht ermittelt werden, und für die große Mehrzahl lauteten die Antworten einfach „Mangel an Arbeit." „Dieser Grund trifft aber, wie der hamburgische Statistiker meint, für alle Arbeitlosen zu, mit Ausnahme derer, die wegen Unfähigkeit nicht arbeiten können, sowie derer, die nicht arbeiten wollen." Nach der Erfahrung alter Praktiker auf dem Gebiete der Arbeitlosenbehandlung — so möchten wir hinzufügen — geben aber auch 99 Prozent derer, die nicht arbeiten wollen, d. i. der Arbeitscheuen, als Grund für ihre Unthätigkeit einfach „Mangel an Arbeit" an. Eine Erhebung mit direkter Befragung würde an dieser Erfahrung nicht das geringste ändern. Von der ganzen Zahl der nach den „Ausscheidungen" nun doch noch in die Tabellen eingetragnen 14785 männlichen und 3503 weiblichen Personen ist der Grund, warum sie unter die Arbeitlosen geraten sind, „nur von 94 männlichen und 16 weiblichen Personen genauer angegeben worden."

*) Es sind wohl Fragen gemeint; denn eine „Rückfrage" kann man doch nur stellen, wenn man vorher selbst gefragt worden ist.

Das ist in der That ein trauriges Ergebnis. Wird man daraus endlich lernen, wie sehr wir auf dem Holzwege sind? Daß man die Wahrheit nur dann zu finden glaubt, wenn man die Leute, die an der Antwort günstig oder ungünstig interessirt sind, oder wie der Jurist sagt, die Partei selbst fragt, diese Grundverkehrtheit beherrscht allmählich unsre ganze Volkswirtschaft und Sozialpolitik. Die Behörde, die Berufsbeamten, die Polizei, die sind es, die immer das Falsche oder die Unwahrheit sagen, wenn sie berichten müssen; nur die Herren „Interessenten," und wenn es ortskundige Tagediebe, notorische Leuteschinder, berüchtigte Aufhetzer und landbekannte „Agrarier" wären, die sagen die lautre, unbeeinflußte Wahrheit!

Deutsch-Chinesisch. Der Becher meiner Freude über Li-Hung-Tschangs Ankunft in Berlin sollte nicht ohne bittern Nachgeschmack bleiben. Mit Alldeutschland war ich der Meinung, daß es ein ungemischtes Glück sei, teures Eisen gegen billigen Thee zu tauschen und dabei noch die achtungsvolle Schätzung des ältesten Volkes der Erde, wenn auch eines heidnischen, in den Kauf zu nehmen. Die Chinesen sind nicht schön und nicht immer angenehm, wir möchten nicht viel davon haben, aber die Freundschaft eines Volkes, dessen Geschichte dreitausend Jahre hinter die unsre zurückreicht, ist immerhin etwas. Es ist eine andre Rasse, vielleicht in einigen Beziehungen untergeordnet. Aber darf denn die Weltpolitik wählerisch sein? Das ist ja ihre Größe, daß sie keine Entfernungen und Unterschiede mehr kennt. Wohl wahr. Doch giebt es immer noch einige Gründe für den Wunsch, unsre Eigenart zu erhalten, mit der und durch die wir wurden, was wir heute sind.

In diese Betrachtungen, die sich, wie alle nicht zu nahe liegenden politischen Erwägungen, bei mir in einen Hauch des rosigsten Optimismus verflüchtigen, schlägt der Blitz eines Zirkulars meines Möbeltransporteurs vulgo Umziehers, der sich für den kommenden Quartalwechsel empfiehlt. Er sendet mir eine Liste seiner Kunden, die er aufs genaueste nach irgend einer Rangliste geordnet hat. Ich, der ich selber hineingehöre, weiß gar nicht, wie so ein Ding aussieht, und dieser Mann des Geschäfts kennt es offenbar sehr genau. Er weiß ganz gut, daß ich hinter den Geheimen Regierungsräten komme, und daß vor diesen die Majore, Oberstleutnants, Obersten, Generalmajore und Exzellenzen marschieren. Auch unterscheidet er sehr sicher den Geheimen Regierungsrat vom Oberregierungsrat, und stellt unter diesen den Geheimen Medizinalrat. Fast möchte ich glauben, daß er sogar die hierarchische Rangordnung der Ministerien in der Liste seiner Möbelwagenbenutzer berücksichtigt habe. Wieviel Zeit muß dieser Mann übrig haben, um solche Finessen auszuklügeln! Aber ist es denn nicht eine Thorheit von ihm, als Geschäftsmann sich um diesen Tand zu kümmern? Er streicht doch von dem Mitglied der dreizehnten Rangklasse gerade so gut sein Geld ein wie von dem der dritten und hat jedenfalls mehr Kunden ohne jedes erkennbare Rangverhältnis, als in diesen Klassen vom Major und Regierungsrat aufwärts. Ich frage mich nun angesichts der deutsch-chinesischen Aussichten: Wenn wir schon jetzt Chinesen sogar unter den Beherrschern der Möbelwagen haben, was wird uns ein noch engeres Verhältnis zu dem Lande des Zopfes bringen? Wenn das Talent, chinesisch zu sein, auf Zeremonienmeister und Ranglistenschreiber beschränkt wäre, könnte man dem deutsch-chinesischen Bunde ruhiger entgegensehen. Wenn aber die mandarinenhafte Weltanschauung bis in die Kreise der Geschäftsleute dringt, die einen freien Blick für das Wesentliche haben sollten, dann liegt die Gefahr vor, daß wir vor lauter chinesischer Freundschaft selber — gelb werden und versteinern. Und wenn in unsrer chinesenfreundlichen Politik nichts andres die treibende

Kraft wäre, als die unbewußte geheimnisvolle Anziehung eines mongolischen Blutstropfens in unserm System? Ich will nicht weiter nachdenken, sondern mit einem guten Glase deutschen Bieres, nicht chinesischen Thees, diese patriotische Beklemmung verscheuchen.

Litteratur

Leitfaden für Archivbenutzer von Dr. Max Bär, Kgl. Archivar. Leipzig, Hirzel, 1896

Bei der Abfassung dieses Buches hat der Verfasser namentlich die immer größer werdende Zahl von Orts- und Familiengeschichtsforschern im Auge gehabt, die sich jetzt zu den Archiven drängen, ferner die ebenfalls immer größer werdende Zahl von Studenten der Geschichtswissenschaft, die auf Grund eigner Aktenforschung eine Seminarbeit oder eine Doktordissertation liefern möchten. Alle diese Leute kommen oft gänzlich unvorbereitet und mit sehr verkehrten Vorstellungen in die Archive. Sie können die alten Urkunden und Akten nicht lesen, bringen entweder gar nichts heraus oder lesen falsch und bilden sich doch ein, richtig zu lesen, weil sie weder Sach- noch Sprachkenntnisse haben und nicht ahnen, daß das gar nicht dastehen kann, was sie lesen; sie haben nicht die geringste Kenntnis von der Beschaffenheit der archivalischen Quellen und glauben, das Material, das sie suchen, müsse in einem Aktenstück bequem für sie zusammengeheftet bereit liegen; sie haben keine Ahnung davon, wie man mit den alten Akten umgehen muß, denken, sie könnten sie behandeln wie irgend einen Leihbibliotheksroman oder eine Zeitungsnummer usw. Für solche Anfänger ist das Buch bestimmt. Der Verfasser spricht darin zunächst von der Ordnung der Archive, von der Erlaubnis zu ihrer Benutzung und von den verschiednen Arten der Benutzung (durch schriftliche Anfragen, persönlich, durch Beauftragte, durch Aktenversendung), giebt dann ein Verzeichnis aller wichtigern deutschen und ausländischen Archive, ferner eine kleine Anweisung zum Selbstunterricht in den sogenannten historischen Hilfswissenschaften (Schriftkunde, Siegel- und Wappenkunde, Chronologie) und zur Abfassung von Familiengeschichten, endlich eine Anzahl von Zeittafeln zur Auflösung von Daten.

Daß das Buch sehr vielen Leuten willkommen sein wird, ist gar keine Frage; ob aber auch die Kollegen des Verfassers zu diesen Leuten gehören werden, wagen wir zu bezweifeln. Wenn ihnen auch in einzelnen Fällen unnötige Arbeit damit erspart werden wird, so wird ihnen doch auch eine Menge von Dilettanten und Anfängern nun erst recht dadurch zugetrieben werden.

Für eine zweite Auflage empfiehlt es sich vielleicht, einige Schrifttafeln, namentlich aus dem sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, beizugeben, um wenigstens den häufigsten Verlegenheiten und Mißverständnissen vorzubeugen; ferner einige Winke darüber, wie mit der entsetzlichen Orthographie dieser Zeit in Abschriften zu verfahren ist; endlich auch noch einige genauere Anweisungen über die äußere Behandlung der Archivalien; mit den paar Worten „größte Schonung und Vorsicht“ ist es nicht gethan. Ganz abscheulich ist ja bei den meisten Menschen die Art, wie sie Bücher beim Lesen umwenden: anstatt die Blätter rechts oben am Schnitt mit trocknen Fingern leise herüberzuheben, schieben (!) sie die Blätter rechts unten mit angelecktem Finger hinüber. Infolge dessen kommt

in vielbenutzten archivalischen Quellen auch das stärkste, steifste und — sauberste Büttenpapier des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts sehr bald in einen Zustand wie schmutzige, schmierige Wäsche. Man möchte die Leute manchmal auf die Hände schlagen für ihre Faulheit (daß sie nicht dazu zu bewegen sind, den Arm ein paar Centimeter auszustrecken!) und ihre Gedankenlosigkeit. Man sehe nur, wie die untern rechten Ecken in solchen Büchern aussehen! Und doch wird immer wieder dran geleckt. Es muß doch sehr gut schmecken. Dazu dann die weitere grobe Unsitte, beim Abschreiben das Schreibpapier in die Archivalien hineinzulegen statt daneben, die Archivalien also als Schreibunterlage zu benutzen. Welcher Archivar hätte sich nicht täglich über solche Dinge zu ärgern, schon bei den eignen Beamten und Unterbeamten! Hierüber ein kräftiges Wort zu sagen, möge der Verfasser bei einer zweiten Auflage ja nicht versäumen.

Das Kriegswesen der Alten mit besondrer Berücksichtigung der Strategie von Hugo Liers. Breslau, W. Koebner, 1896

Dieses Buch behandelt zuerst die Organisation der antiken Heere und die Elementartaktik, darauf die angewandte Taktik (Marsch, Lager, Schlacht) und die Verpflegung. Dann wird in elf Abschnitten das gesamte Gebiet der Strategie dargestellt, wobei der weitzerstreute Stoff übersichtlich gruppirt und verarbeitet wird. Den Schluß macht eine höchst interessante Übersicht über den kriegerischen Charakter der alten Völker. Das Werk beruht auf ausgebreiteten und eindringenden Studien, deren Ergebnisse der Verfasser mit ebenso viel Unbefangenheit wie gesundem Urteil verwertet. Besonders werden sich manche über folgende Sätze freuen, in denen er die alten Athener gegen ein neumodisches Vorurteil in Schutz nimmt: „Die Ansichten der neuern Forscher über die Leistungen der alten Reiterei sind durchweg sehr ungünstig, nur die thessalische und makedonische, allenfalls noch die böotische findet Anerkennung. Man meint, daß die alte Reiterei recht schlecht geritten habe. Es muß zugegeben werden, daß das Reiten der Abteilungen ungleichmäßiger war als heute, daß neben guten Reitern manche recht ungeübte vorhanden waren. Andrerseits kann aber auch kein Zweifel sein, daß sich die vornehme Jugend im Altertum leidenschaftlich dem Pferdesport hingab, und dieser Umstand, sowie die Ausführungen Xenophons über das Reiten sollten uns zeigen, daß die Alten nicht so schlechte Reiter gewesen sein können."

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 55. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im Juni 1896

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig